

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

ACHTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1931

*

Literarische Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co.
Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Ausländer Rose, Gedichte 394
Arghezi Tudor, Inschrift über einer Tür 428
Balkazar Camil, Heiliges Abendmahl 421
Bernhard Waldemar, Gedichte 87
Blaga Lucian, Pan 412
Blickling Anton, Sprüche 64
Bucuța Emanoil, Die Mutter mit dem Säugling 413
Crainic Nichifor, Zueignung 405
Gräf Helmut, Fruchtlose Fragen 192
Isac Emil, Der Pflug 251
Kaißler Friedrich, Intelligenzen 349
Lange Carl, Dunkle Zeit 303
Margul-Sperber Alfred, Gedichte 174
Abendlicht 261
Minulescu Ion, Aquarell 429
Neustädter Erwin, Vermächtnis 1
Pavelescu Cincinat, Mir selbst 437
Roth Arnold, Gedichte 125
Roth Otto, Marionette 347
Scherg Kurt, Gedichte 373
Wolf-Windau Michael, Nächtlicher Gang 264
Junifrühe 297
Zillich Heinrich, Nacht 51
Kastanienbaum 334
Kindheit 382
Wunderklare Nacht 445

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Ernst Paul, Der Paria 88
Folberth Otto, Schäßburg 41
Ein Musketier in Siebenbürgen 161
Kemény Freiherr János, Dem Stjefan liegt die Lukrezia im Sinn 3
Kuncz Aladár, Kerker im Kerker 431
Krämer Oskar, Die Schlacht bei Moskau 121
Meschendörfer Adolf, Der Abt von Kerz 446
Neustädter Erwin, Bruchstücke 81

Seite
Petrescu Cesar, Verfinsterung 406
Strobl Karl Hans, Das Gitter des Meisters Domingo 365
Zillich Heinrich, Der Zigeuner 240, 280, 320

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Bucuta Emanoil, Im Zeichen des Romanes 128
Domeier Ernst, Religion, Moralismus und soziale Gesinnung 10
Filff Dr. Gustav, Unsere genossenschaftlichen Gegenwartsaufgaben 304
Folberth Otto, Der Nationalsozialismus und das Christentum 463
Gottschling Heinrich, Der Weg 101, 137
Haltrich Josef, Kultur und Wirtschaft 347
Heltmann Adolf, Anzeichen einer Krise der rumänischen Kirche? 382
N. Iorga der Gelehrte und Mensch 414
Jekelius Ernst, Vorwort zum Roman „Das schwarze Kloster“ von Kuncz Aladár 430
Chronik einer siebenbürgischen Stadt 292
Kaul Dr. Kamilla, Der Idealist Bernhard Shaw 342
Keintzel Waldemar, Albert Schweitzer als Mensch und Ethiker 19
Kisch Robert, Wandel in der Architektur 30
Klein Karl Kurt, Dichtungen Meschendörfers 453
Kohlmann Curt, Albert Trentini 252
Konnerth Hermann, Kühnemanns „Goethe“ 387
Metter Dr. Alfred, Philosophie, Kultur und Nation 255
Neugeboren Emil, Das Gebet 95
Glaube und Wissen 374
Orend Misch, Bauern und Führung 93
Kultur und Wirtschaft 262
Pilder-Klein Dr. Hermine, Nachwort zum Aufsatz von Annemarie Schnell . . 144
Pomarius Alfred, Metaphysik und Erkenntnis 56
Geist und Seele im modernen Wirtschaftsleben 182
Die Kulturphilosophie Paul Ligetis 335
Reisner Erwin, „Das Menschengesicht“ 26
Spek Dr. Rudolf, Die Sammlungen des Baron Brukenthalischen Museums . 51
Seiwerth Dr. Wilhelm, Zum Problem des Weltfriedens 175
Gedanken über Deutsches Wesen und Werden 298
Schaser Gerhardt, Glauben und Gebet 127
Schnell Dr. Annemarie, Frauenarbeit 142
Wiechert Ernst, Dichtung und Glaube 331
Wildebrandt Arthur, Die Krisis der kapitalistischen Weltanschauung 106
Wittstock Erwin, Frauenarbeit 65
Die Liquidierung des Sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen 193
Zillich Heinrich, Dilettanten und Kritiker 68
Neue Wende 110
Umriß eines sächsischen Wirtschaftsrates 147
Die Tagung sächsischer Männer am 7. Juni 1931 265
Kulturelle Zusammenarbeit in Rumänien 422
„Der Kampf mit dem Drachen“ 473

Rundschau

Seite

Arz Albert, Der Apostrofen=Genitiv 236
Capesius Bernhard, „Habsburger Deutsch“ und „Siebenbürger Deutsch“ . . . 235
Das Landeskirchliche „Hilfswerk“ 153
Sächsische Parteipolitik und Parteipresse 351
Csallner Carl H., Sprachbesinnung 277, 400
Folberth Otto, Die „Deutsche Buchgilde in Rumänien“ 115
Nikolaus Iorga rumänischer Ministerpräsident 234
Die „Deutsche Buchgilde in Rumänien“ beginnt ihre Tätigkeit 397
Merkblatt der „Deutschen Buchgilde in Rumänien“ 480
Gottschling Heinrich, „Zum Problem des Weltfriedens“ 275
Hoch Dr. Karl, Byzantinisches 34
Jekelius Dr. Ernst, Joo Puhonnys Marionettentheater in Siebenbürgen . . . 35
Acht Jahre Brukenthalchor 116
Ausstellung des Malers Hermann Konnerth in Hermannstadt 438
Zu dem 25. Amtsjubiläum Bischofs D. Dr. Friedrich Teutsch 476
Metker Alfred, Die 11. Hauptkagung des Euckenbundes 478
Möckel Konrad, Großpolder Singwoche 398
Orend Misch, Mehr handeln 32
Ein Arbeitsplan 75
Volk und Führer 114
Pilder Alfred, Bauer und Bürger 77
Pomarius Alfred, Zur Versammlung vom 7. Juni 314
Roth Hans, Der glänzende Wellenberg 477
Seiwerth Dr. Wilhelm, Ein Schlußwort 316
Wittstock Erwin, Der Fall Rudolf Brandsch 71
Sind die Sitzungen des Volksrates öffentlich? 73
Zur bevorstehenden Auflösung des Kulturamtes 355
Zillich Heinrich, 10 Jahre Gândirea 33
Zusammenkunft einiger Klingsormitarbeiter in Schäßburg 35
Zum Thema unserer Zeitschrift 153
Einigkeit der Deutschen Parlamentspartei 273
Kuncz Aladár gestorben 274
Politische Chronik 313
Vor den Wahlen zu den sächsischen Körperschaften 350
Zwei Tote 350
Aufruf und Verpflichtung zu einem sächsischen Notopfer 353
Politische Chronik 395
Klarlegung 399
Sächsische Neuwahlen 438
Zigeuner schreiben 439
Konstituierung des deutsch=sächsischen Volksrates 476
Sprachbesinnung 479

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 36, 77, 117, 155, 237, 278, 317, 362, 400, 439, 481

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 80, 120, 160, 240, 280, 364, 404, 443, 484

Bildbeilagen

Seite

Erweiterungsbau der Reichskanzlei in Berlin 1
Neue Siebenb.-sächsische Volkskunstgegenstände in altem Stil 41
Eder Hans, Bildnis des Malers Harta 445
Kimm Fritz, Portraitzeichnung O. G. Netoliczka 161
Herde 281
Konnerth Hermann, Wasserträger 405
Netoliczka O. G., Der Maler Fritz Kimm 121
Portraitplastik Dr. R. Z. 192
Portraitplastik eines Kindes 320
Schachl Waldemar, Bildnis mit Maske 80
Wellmann R., Portrait Generaldirektor Bergleiter 364
Ziegler Karl, Selbstbildnis 240

Markusdruckerei, Schäßburg



Erweiterungsbau der Reichskanzlei in Berlin
Architekten: Prof. Dr. E. J. Siedler und Dipl.-Ing. Robert Kisch
Aufnahme kurz vor der Vollendung

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR JANUAR 1931 HEFT 1

Vermächtnis

Den Kriegshelden

Von Erwin Neustädter

Gefährten Ihr, die uns so fern gegangen:
Am Tage des Gedenkens glühn uns alte Narben;
Wo blieb die Frucht aus Eurer Leiber blutigen Garben?!
Vergebens flehen leere Hände, zu empfangen.

In Einem Helme unsre Lose lagen,
Von Einem Zwang geschleudert in des Todes Wogen
Enthüllt das Ende nur, was man gezogen —
Und unsre Qualen werden bald zu Sagen.

Aus Eurem Tod sprühte des Sinnes Funken
Der weit hinaus in jedes Land geweht;
Doch unser Weg allimmer noch im Dunkel geht
Und Zweifel bangt, ob Ihr umsonst gesunken?

Aus Eurem Tod sollt sich der Pflichten Treue sämen,
Des Friedens Baum mit früchtevollen Zweigen,
Das Recht, das nimmer einer Macht zu eigen —
Die Ichsucht sollt vor Euch zu Tod sich schämen.

Wohl gibt es viele die mit Euch gefochten —
Doch da wir nahn und fordern zum Gedächtnis,
Daß brüderlich wir stehn zu Eures Bluts Vermächtnis:
Fehlt Schild um Schild vor Euern toddurchlochten.

Verratend beugten sie das Knie vorm Joch des Goldes
Das hinterm Tod erschlich ein jämmerlich Geschlecht
Das hohnvoll nun der Herrschaft sich erfrecht —
Und sieh! — schon giert die Hand des Wankelboldes.

Daß Opfer bindend zum Vermächtnisse sich wandelt
Das haben jene allzu schnell vergessen;
Die Pflichten sind uns Erben zugemessen
Und Fahnenflucht begeht wer sich verhandelt!

Die Stimmen derer die verstummen mußten
Sie sammeln ordnen sich im Dunkeln wie ein Chor
Und brechen dröhnend durch die Treuen wie Posaunen
Gericht berufend den Vergessenden ins Ohr:

Der Welten Geist läßt im Geschehn uns Blinden
Jahrhundert um Jahrhundert eine Silbe künden,
Die vor des Reinen hingegebnen Lauschen
Sich mählich in der Zeiten Rauschen
Zu eines Wortes Sinn zusammenfinden,
Doch im Jahrtausend erst zu einem Satze ründen.

Nicht Einem ward, nicht Einem Volk er anvertraut
In eines Jeden Brust schlummert ein Laut
Der sehnend ahnt des Ganzen Harmonien
Wenn sich die Vielfalt fügt zu Symphonien
Und was, vereinzelt noch, in blindem Kampf entzweit
Zur Eintracht endlich jubelnd sich befreit.

Doch furchtbar wird des Spruches Sinn zerstört
So jeder nur aufs eigne Lallen schwört!
Im Graun jahrtausend altes Suchen endet
So Trümmern Ihr eur Leben hinverschwendet,
Verloren, so nur des Teiles Sinn Euch reifet —
Oh betet, Völker, daß den Ganzen Ihr begreifet!

✶

Dem Stjefan liegt die Lukrezia im Sinn

Bruchstück aus dem noch unvollendeten Roman „Das Pfauenhaus" von Janos Freiherrn von Kemény

Ein Mann steht vor dem Hause auf der Pojana*) und stützt die Arme auf den Zaunpfahl. Der Mann ist Stjefan, des alten Stjefan Lup Sohn. Er sieht aus wie vor 50 Jahren sein Vater ausgesehen haben mochte. Bloß zeugt sein Äußeres von besserem Wohlleben. Die Haut des Antlitzes ist weniger rauh, die Lippen nicht aufgesprungen. Das Haar trägt er halbkurz geschoren und beim Militär haben sie ihm das Schielen wegoperiert. Könnte Vater Lup den Sohn sehen, er dächte gewiß vergnüglich: „Ein hübscher Bursche ist er wahrhaftig, mein Junge, der Stjefan!"

Da aber Vater Lup seit einigen Tagen tot ist, kann er sich an nichts mehr vergnügen, ist auch etliche Meter tief unter die Erde gebettet, unbeweglich still im rumänischen Gottesacker. Die Kuchen an dem kleinen Nadelbäumchen auf der Scholle liebäugeln vergeblich mit der Ruhestätte des verewigten Lup Stjefan; der Verstorbene steigt nicht mehr aus dem Grabe, um von der pietätvoll bereiteten letzten Mahlzeit zu kosten, obgleich die Gebirgsweiber den hellen Teig weich und lecker gebacken haben; sie haben ihn weiß und rotseidig bebändert; selbst die Fichte putzten sie mit Silberglöckchen und Perlen heraus, damit sich die Seele, — wenn sie durch das Nachtdunkel schwebt, — erfreue an Buntheit und Gefunkel, voll Dank der Hände gedenken möge, die solches vollbrachten. Doch die Bauern werden es niemals erfahren, daß er kein Essen braucht: jemand schleicht sich schon nachts auf den Kirchhof, löst das Backwerk von den Ästen und ißt es im Geheimen. Die Bauern aber flüstern sich, wenn sie das Verschwinden der Kuchen bemerken, zu: „Sieh, den Toten hungerte es, ehe er in den Himmel eintrat. Er stieg aus dem Grab und ließ es sich schmecken."

Der jüngere Lup lehnte sich an den Zaun und lugt nach der fernen Gebirgskette aus, die steil vor dem Himmel ragt. Ein verdammter Ort ist der Rauchstein-Grat, nicht ein Nadelholz ist darauf zu sehen. Wo spärliches Gras Halme treibt, steigen betäubende Dünste aus dem Boden und riechen wie Schwefelzünder. Zuweilen treibt im Mittsommer irgend ein Hirt seine Schafe auf die Höhe. Er kehrt bald um. Die

*) Hochgebirgsweide.

Tiere drohen ihm schon vor dem Mondwechsel einzugehen. Niemand mag den Rauchstein, nur die Stadtherren. Alljährlich erklettern ihn einige, klopfen ihn mit Spitzhacken ab, füllen sich die Taschen mit Kieseln oder Sand, und kommen dann wieder herunter. Sie kehren beim Dorfrichter ein und fragen ihn, ob der Rauchstein endlich verkäuflich sei. „Nein", antwortet der Dorfrichter; die Städter aber legen ihm nahe, ihrer nicht zu vergessen, wenn der Berg einmal veräußert werden sollte. Sie möchten ihn gerne erwerben, falls der Preis nicht zu hoch wäre. Dann gehen sie.

Des Burschen Augen starren auf den kahlen Bergrücken, seine Gedanken verirren sich in dem Gestern. Da wurde sein Vater begraben, der alte Stjefan Lup, mit allen gebürlichen Ehren. Der Verblichene war ein wohlhabender Mann im Dorfe und zählte selbst unter den Herrschaften manch guten Bekannten.

Der Miereschsdorfer Graf nahm an dem Leichenbegängnisse, trotz seiner wohlgezählten etlichen Siebzig teil, trank zu Ehren des Alten ein Gläschen Branntwein und drückte dem jungen Stjefan Lup die Hand. Auch andere alte Jagdherren kamen auf die Pojana herauf, dem Alten das letzte Geleite zu geben. Sie erinnerten sich der guten Zeiten und der Bären, die seither wohl aussterben. Nach 1918 geschah es zum erstenmal, daß ein Herr von Mezey, der in der madjarischen Zeit Oberstuhlrichter war, seine Wohnstätte verließ — Stjefan hörte es ganz bestimmt, wie der alte Herr zum Grafen sagte: „Bei Gott, Exzellenz! in ganz Siebenbürgen gab es nur einen Menschen, der die Auerhahnbalz richtig verstand: den alten Lup."

Amtspersonen waren beim Begräbnis. Der Abgeordnete von der Nationalpartei erschien im Gehrock und trug einen Zylinder. Er sagte, der Verblichene sei — obzwar den Liberalen zuneigend, — doch ein braver Sohn seines Volkes gewesen.

Bauern sammelten sich zahlreich an. Die Wohlhabenden, um ihre Ebenbürtigkeit zu unterstreichen, die Unbemittelten aus Neugierde; möglicherweise auch um einige gute Bissen oder etliche Maß Kräzer zu ergattern. Ein Leichenbegängnis ist eine große Feier und Lustbarkeit im Gebirge. Nur die Schafe, Hunde und Mokanjrößlein kommen zu kurz. Die Schafe sind in der Hürde zusammengedrängt, das Hundefutter wird vergessen, die Kinder hetzen die Pferdchen zu Tode, weil die Großen ferne sind.

Die prunkvolle Bestattung kam dem alten Lup mit Recht zu. Er

war ein kluger Kopf, fleißig und voll Dienstfertigkeit gewesen. Was er dachte, erzählte er nicht; was er vorhatte, verriet er niemand; hielt er es aber für gut, so vermochte er wohl Aufklärungen zu geben. In die Politik mischte er sich nicht, er wußte aber, wer die tonangebenden Leute waren. Zuweilen ließ er vermuten, daß es ihn — dem Herzen nach — zur jeweiligen Regierung ziehe; kleine Hilfeleistung, diese oder jene Geringfügigkeit verschaffte er seinem Dorfe. Erfolgreiche Jagden konnte nur er im Gebirge zuwege bringen, wenn ihn ein großer Herr darum bat. Bekam er Erlaubnis zum Abschuß eines Ebers, ließ er auch seine Nachbarn mitmachen. Im Jahre 1914 gab er seinen Goldring hin für einen eisernen; seinen Sohn brachte er als Offiziersburschen eines Generalstäblers unter; 1916 eilte er nicht über die Grenze nach Rumänien, doch erwies er sich allen rumänischen Offizieren als dienstfertig; 1917 lockte er flüchtige russische Kriegsgefangene in Haufen in die Gewalt der österreichischen Feldgendarmerie; während der Revolution sagte er den heimkehrenden Soldaten, sie dürften keine dummen Streiche verüben, und im Jahre 1919 bewog er die Behörden, den Bauern die eben belegten Felder nicht abzunehmen. Auch den Exzellenzherrn wußte er zu überzeugen, daß es um des lieben Friedens willen und wegen des günstigen Verlaufes der Grundenteignungen sein eigenstes Interesse wäre, die verlorenen Felder den neuen Besitzern zu belassen. Er wurde von niemand gehaßt und niemand riß sich um ihn; nötig hatte ihn jeder. Man hielt ihn für einen gutmütigen Menschen. Und so erreichte er, was seines Lebens eigentlichstes Ziel war: er schwang sich vom Hirten zum Herdenbesitzer auf; aus dem Knechte wurde ein Bauer.

Als glücklicher Mensch verschied er. Jeder empfand, daß mit seinem Tode ein behagliches Etwas des Gebirgslebens entschwand. Sein Verschwinden ließ die alte Welt irgendwie noch tiefer in das Meer der Vergänglichkeit sinken.

Die Umrisse des Kelemen betrachtet der jüngere Stjefan Lup und denkt an seinen Vater, den dahingegangenen Bauer, den sie auf den Kirchhof hinausgetragen haben in prächtigem Begräbniszug. Er sieht den Popen vor sich im vollen Ornate, wie er an der Spitze das Doppelkreuz trägt; ihm nach die Menge, madjarische und rumänische Herren vermischt, unzähliges Volk, aus dem Gebirge herbeigeeilt, um der letzten Ehrung beizuwohnen. Er sieht den bunten Zug vor sich, und versteht nicht recht, warum eigentlich so viele gekommen sind? Erreicht

man seine 60 Jahre, so stirbt man, denn die Zeit ist um. Alle alten Leute sterben, weil das so der Dinge Ordnung ist. Stünde der Tote in tüchtigen Jahren, wäre es ein junges Weib gewesen, das eben einen Buben zur Welt gebracht, hätte der Andrang Sinn. Wenn aber ein alter Mann hinstirbt, wozu so große Trauer? Sein eigener Kummer um den Toten ist etwas anders. Es war sein Vater. Alle Sorge der Wirtschaft fällt nun einzig auf seine Schultern. Niemand ist mehr zum Ratgeben da. Fremde Landwirte zu fragen, schickt sich doch nicht recht. Wäre eine Frau im Hause, ginge alles leichter.

Wie ihm das Weib in den Sinn kam, zeichnen sich die Linien eines hübsch geformten Knies in seine Vorstellung. Er rückt vom Zaune fort, und richtet sich auf. Einem starken Tiere gleich reckt er sich . . .

„Wie brennend mag ihr Körper sein! Wie wohl wäre es, ihn ein wenig zu zermartern. Nachts, wenn es mich friert, sie aufzuwecken und ihr nahe zu kriechen, um von ihr erwärmt zu werden" — malt er sich's aus und seine Lippen erstarren in dem Gedanken an das Mädchen, dem sein Blut nachjagt, und das sich nicht hingeben will, weder ihm, noch einem andern von den Gebirgsjungen.

Es wird wohl acht Jahre her sein, seit er ein heiratsfähiger Bursche geworden ist, und doch entschloß er sich zu keiner Freite, nur dieses einen Mädels wegen. 1915 suchte ihn Gott mit dem großen Übel der Liebe heim, als er einmal auf Urlaub nach Hause kam. Es ergab sich so, daß gerade ihrer acht oder zehn zusammen heimfahren durften und an einem Sonntag aus dem Stegreif zum Tanze aufboten. Von fernen Gegenden kamen die Mädchen in farbenvolle Gruppen gesondert. Von den Hochpojaner Hirtenmädchen bis zu den Freschineler Schönheiten kamen sie alle, um die Burschen zu sehen und sich von ihnen umarmen zu lassen; in dieser auf den Kopf gestellten Zeit, wo an den Alltagen keine anderen Männer in den Dörfern zu finden waren, als alte, oder halbwüchsige Schlingel, bestenfalls ein- zwei Kriegsinvalide, da kamen sie rasch. Ihre schönsten Gewänder zogen sie an, die Wangen schminkten sie sich mit der roten Brühe des Seidenpapiers; nahmen ihren Halsschmuck hervor, die silbernen Maria-Theresien- und Franz-Josephs-Münzen, die Türkentaler; am Hemde ließen sie vorne beim Ausschnitt die Krause lose. Die Quasten am Bandsaum verteilten sie zierlich. Ihre Stiefel trugen sie, nach altem Herkommen, über die Schultern geworfen, um sie für den Tanz sauber zu bewahren. Jede wollte Tanzschönste sein.

Aber die Welt ist verkehrt; neben der kleinen Lukrezia von der Magura, dem unehelichen Mädel, der 15jährigen, verblaßte jede. Vor kaum einem Jahr war sie noch Allerweltsspott, weil man nicht einmal wußte, wer ihr Vater war, und sie auch schmächtig schien, wie ein Stadtmädchen, blaß gefärbt, mit blauen Adern auf der Mittelhand. In einem Jahr wurde sie voller, kräftiger. Nun trägt sie die Nase hoch wie eine Grafentochter. Die Burschen schlichen sich alle um sie und lobten sie. Der jüngere Stjefan Lup drehte sich am meisten um sie. Er tanzte mit ihr, schwenkte sie, rüttelte sie, bog und umarmte sie im Wirbel. Und als die festen Brüste des Mädchens an seine Arme anschlugen, durchfuhr ihn ein süßes Beben. Vier richtige Zigeuner spielten zum Tanze auf, regelrechte Fiedler. Dem guten Branntweinkrätzer wurde tüchtig zugesprochen. Als es dämmerte, klebten die entzündeten Männeraugen heiß an den Mädchen. Den Gören schwindelte es, sie stießen kleine Schreie aus und ließen sich halbohnmächtig von den Männern mitreißen.

Nur Lukrezia, die kleine Fünfzehnjährige, blieb nüchtern und vornehm. Vergeblich drehte sich Stjefan im Kreise und umarmte sie im Tanze; das Mädchen wurde von der Flut nicht mitgerissen, sie hielt sich fein und bedachtsam; sie lächelte, als wäre sie eben erwacht auf einer taunassen Wiese.

„Wir könnten etwas essen" — meinte Stjefan. „Dort hinter dem Heuschober ist es stiller. Und unseren Mund finden wir wohl auch im Dunkeln, gelt?"

„Wenn Du willst, können wir essen gehen" — antwortete Lukrezia, und beide zogen sich hinter den Schober zurück.

Der Bursche brachte Hühnerfleisch, Topfen, Brot, Lapotjen*) und breitete es auf ein buntes Tuch aus.

„Was nimmst du Lukrezia?"

„Etwas Braten. Das ist genug für mich. Ich habe keinen Hunger und esse nur, um dir den Gefallen zu tun."

„Ich habe es gebracht, daß du alles ißt."

„Ich würde daran sterben."

„Du stürbest wohl auch an manch anderm, nicht wahr Lukrezia!" meinte Stjefan und seine Augen bohrten sich in das Antlitz des Mädchens.

Das Mädchen guckte ihn lächelnd an: „Glaubst du?"

*) Derbes Gebäck.

Stjefan ergriff ihre Hand: „Lukrezia, mein Kleinod, hab mich ein bißchen lieb!“

„Bist du von Sinnen!? —“ zierte sich das Mädchen.

„Lieb mich doch ein klein wenig! Ich geh' daran zu Grunde.“

„Warum nicht gar?!“

„Weshalb ziehst du deine Hand weg, Lukrezia? Laß sie mich fassen, Lukrezia!“

„Laß mich los, — hörst du? Drück sie nicht!“

„Ich liebe dich, Lukrezia. Ich sterbe, wenn du mich nichtli ebst.“

„Gib die Hand frei, ich mag dich nicht.“

„Hast du einen andern? Ist dir ein anderer Bursche lieb, Lukrezia.“

„Laß meine Hand los! Ob mir ein anderer Bursche lieber wäre? Weder du, noch alle Anderen. Laß die Hand frei, hörst du!?“

„Ich laß dich nicht! Begreife doch: ich liebe dich. Hab doch Einsicht!“

„Laß die Hand los! Laß mich los, drück mich nicht, presse nicht. Ich mag dich nicht! Verstehst du? Ich mag dich nicht. Gib endlich Ruh!“

„Ich laß dich nicht, mein Schatz! Ich will dich so halten und küssen.“

„Laß doch los.“

„Eher magst du mich töten, aber frei geb ich dich nicht. Du, du, du...“

Den Burschen überwältigte bereits die Leidenschaft, er umschlang, preßte und folterte das Mädchen. Sie rollten am Boden im heftigen Ringen. Haar und Kleider wurden voll Heu.

Als ob jetzt das Mädchen ermatten müßte, sich ergeben würde: einen Augenblick schien sie den Widerstand zu lassen. Stjefan fühlte das und drückte sich mit voller Kraft gegen ihren Mund. Plötzlich schnellte er zurück. Das Mädchen hatte ihn gebissen. Stjefan griff nach seinen eigenen Lippen. Er fühlte, wie das warme Blut herabrann; er wurde ganz nüchtern.

„Blöder schiefäugiger Bauer! Untier!“ — keuchte das Mädchen.

Stjefan erhob sich, sammelte die kaum berührten Speisen, barg sie im Zwerchsack und ging gesenkten Hauptes von dannen. Bevor er aber endgültig verschwand, kehrte er sich nochmals um und sprach: „Bleib mir nicht gram, kleine Lukrezia...“

„Du meintest am Schlachtfelde zu sein, nicht wahr?...“

„Auch damit wird es mal ein Ende haben. Falls du dich bis dahin bedenken solltest, würde ich dich heiraten... Mein schiefes Auge könnte

ich mir auch richten lassen. Beim Militär gibt es geschickte Ärzte. Es braucht dafür nicht mehr als einen kleinen Messerschnitt. Ich weiß es."

„Geh!"

Stjefan ging heimwärts. Zu Hause wusch er sich das Blut vom Munde. Anderen Tags reiste er zu seinem Regiment zurück. Vieles erlebte er dort, gut erging es ihm, schlecht auch; und Frauen konnte er umarmen, alle möglichen . . .

Jetzt ist er nun anderthalb Jahre daheim. Von seiner Liebe wurde er nicht frei...

„Liebe Lukrezia!" murmelt er in die Abenddämmerung hinein.

Wie er ihren Namen aussprach, verflüchteten sich seine Gedanken und an ihre Stelle trat das namenlose große Gefühl, das der Seele und des Blutes Verschmelzung ist, das ewige Verlangen nach dem Unerreichbaren. Er stand unbeweglich, starrend in die weite Ferne.

Die Stille wächst und verdichtet sich um ihn, Dämmerung und Tau bedecken Bäume und Gräser. Nach und nach leuchten auch die Sterne auf und die Schafe beginnen ihr Geblök.

„Ich sollte nach ihnen schauen, ob alles in Ordnung ist" — fällt es ihm ein.

Er geht zur Hürde. Dort ist es schon dunkel. Das Blöken hat aufgehört, die Schafe spüren die Nähe des Menschen; der Wolf wird wohl jetzt nicht bei ihnen eindringen. In dem Korbe herrscht Ruhe. Bloß stilles gleichmäßiges Kauen ist hörbar. Wie kleine Mühlen mahlen die weißen Zähne das Haferstroh und die dazwischen geratenen Getreidekörner. Nach Unschlitt und nach Milch riecht es. Nervenberuhigende, gedankentilgende Schwüle. Aus der Dumpfheit geht Frieden hervor und erfüllt die Stätte. Senkt sich auf den Entschlummernden und löscht sein Sorgenlichtchen aus. Stjefan liegt still inmitten der Tiere. Es ist Ruhe, Schwüle und Frieden. Die Schafe ruhen. Und Stjefan ruht auch.

(Übersetzung: László von Sényi)

Geist ist: welche Macht die Erkenntnis eines Menschen über sein Leben hat.

Sören Kierkegaard

Religion, Moralismus und soziale Gesinnung

Von Ernst Domeier

1.

Die Zurückdrängung der religiösen Mächte seit dem Zeitalter der Aufklärung hat sich vollzogen in Form einer Zersetzung durch intellektuelle Kritik. Die kirchlichen „Lehren" über Himmel und Hölle, über Weltschöpfung und Weltschöpfer, über die unsterbliche Seele und über die Gottnatur Christi wurden von der aufstrebenden Macht des prüfenden und zweifelnden Verstandes kritisch zerdacht: Gegenüber dem „neuen Denken", das seit der Renaissance mit den Naturwissenschaften aufstieg, welches keine Autoritäten mehr anerkennen wollte, welches nur der auf sich selbst gestellten Vernunft und der beobachtenden und experimentierenden Erfahrung die Fähigkeit zur Erkenntnis der Wahrheit zuerkannte — diesem neuen Denken gegenüber besaß die Kirche keine durchschlagenden Waffen.

Die Religion stand also in der Verteidigung — und das ist im geistigen Kampfe stets eine hoffnungslose Stellung. Starres Festhalten an orthodoxer Dogmatik vermochte zwar Einzelnen festen Halt zu geben, schuf aber keine auf nachfolgende Generationen übertragbare Haltung. So wurde der Kampf der kirchlichen Lehre zu einem dauernden Zurückweichen (von liberalen Theologen als Fortschritt aufgefaßt): Man gab den Astronomen zu, daß es keine Wohnung der Engel über dem Himmelsgewölbe gebe; man gab den Geologen zu, daß die Erde und ihre Lebewelt nicht buchstäblich in sechs Tagen erschaffen sei; man kapitulierte endlich notgedrungen auch vor der Entwicklungslehre, und erklärte die Paradiesgeschichte für eine fromme Sage. Schon vorher hatte man den mit den Gehirnphysiologen einst so heftig geführten Kampf um die „Seele" langsam aufgegeben. Auf alle konkreten Inhalte kirchlicher Lehre nach und nach als „nur symbolisch gemeint" oder als „bloße Äußerlichkeiten" verzichtend, gelangte man allmählich — nicht, wie man wollte, zum „wesentlichen Kern" der „reinen" oder „dogmenfreien", Religion, sondern zu blassen Allgemeinheiten einer im Vakuum der Abstraktionen kümmerlich fortexistierenden Gottesvorstellung ohne jede positive Eigenschaft. So daß gesagt werden muß, daß demgegenüber eine religionslose „Weltanschauung" jedenfalls entschiedener und ehrlicher ist.

Da wir nun heute am Ende des Zeitalters der Aufklärung stehen und auf eine religiöse Heimkehr hoffen, so fällt uns eine intellektuelle Aufgabe zu: die Eröffnung des Gegenangriffs gegen die Religionskritik der Aufklärung. Zwar kann keine Bemühung intellektueller Art neue religiose Kraft erzeugen. Aber es ist nötig, vor dem Wachstum der Religion intellektuelle Hindernisse abzuräumen; den Schutt und die Trümmer fortzuschaffen, mit denen eine abgelaufene Zeit die Quellen religiösen Lebens verschüttet hatte.

Wenn wir versuchen wollen, auf dem Wege rein verstandesmäßiger Erkenntnis zu erforschen, was Religion eigentlich sei, so bietet sich als natürliches Auskunftsmittel die empirische Methode dar. Wir können heute (besonders dank den Forschungen der letzten Jahrzehnte) im Auf und Ab der Menschheitsgeschichte ein so weites und vielverzweigtes Gefilde historischer Entwicklungen übersehen, daß dem gegenüber die europäische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte nur ein verschwindend kleiner Ausschnitt bleibt. Betrachten wir also den empirischen Befund der Religionen in dieser Menschheitsgeschichte, so werden wir aus dem Vergleich so vieler Beispiele mit großer Sicherheit ermitteln können, was zu den stets auftretenden Notwendigkeiten der Religion gehört, und was demgegenüber sekundär, von Fall zu Fall wechselnd ist.

Wir sehen übrigens zunächst, daß jene Erscheinungen, die man unter dem Namen der „Religion" zusammenfaßt, überall in der Menschheitsgeschichte vorhanden sind; und daß regelmäßig die Höhen reicher kultureller Entwicklungen parallel gehen mit Steigerungen religiöser Kräfte. Ein in Wahrheit „vorurteilsfreier", die Tatsachen als solche anerkennender Betrachter muß hieraus die Erkenntnis entnehmen, daß Religion zu den Unvermeidlichkeiten eines bedeutungsvollen menschlichen Lebens gehört. Und die aufklärerische Meinung, daß Religion eine „Illusion" sei oder ein „Vorurteil" oder sonst etwas jetzt Abzuschaffendes, wirkt angesichts dieser empirischen Gesetzmäßigkeit genau so komisch, als wenn jemand sagen wollte: „Dem empirischen Befunde nach gehorchen die Planeten dem Newtonschen Gravitationsgesetz. Aber das ist nur ein Vorurteil, von dem sich die Planeten endlich befreien sollten."

Der geschichtlichen Erfahrung gegenüber ist das Poblem einer philosophischen „Begründung" oder „Rechtfertigung" der Religion von untergeordneter Bedeutung. Der religiöse Drang aller uns bekannten

Völker und Kulturen ist eine Tatsache der Geschichte; und Tatsachen bedürfen als solche keiner Rechtfertigung. Richten wir aber unsere Aufmerksamkeit auf die konkreten Erscheinungsformen des religiösen Lebens, so erkennen wir bald die Belanglosigkeit dessen, was das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert gegen die Religion vorgebracht haben. Jene für die Religion so ungünstig verlaufene Diskussion ist auf ein falsches Gleis geraten. Sie hat das Wesentliche gar nicht berührt.

2.

Träger und Führer des religiösen Lebens sind die Priester und die Heiligen. An die Priester knüpft sich die aufklärerische „Pfaffentheorie" der Religion, welche behauptet, daß die religiösen „Illusionen" einfach ein Betrug der „Pfaffen" seien, erfunden und aufrecht erhalten, um den Priestern Macht über die Gläubigen zu verschaffen. (Welche Macht die Priester — ähnlich den Fürsten, Kapitalisten und Großagrariern — zwecks Erhöhung ihres privaten Wohlbefindens erstreben.)

Aber diese Theorie weist jenen Mangel an solider Logik auf, der für alle aufklärerischen Gedankengänge charakteristisch ist. Indem die Priesterschaften nicht nur das Heil der eigenen Seele suchen, sondern religiöse Führer sein wollen, treten sie ein in die politische Welt, bedürfen sie eines gewissen Maßes politischen Machtwillens als notwendigen Mittels eines großen Wirkens. Damit sind sie auch allen irreligiösen Versuchungen ausgesetzt, die sich aus dieser Stellung ergeben müssen — und selbstverständlich sind sie in der Geschichte diesen Versuchungen oft erlegen. Aber zu der Entwicklung eines mächtigen Priestertums ist zweierlei nötig: außer dem gestaltenden religiösen Führungswillen der Priesterschaft die religiöse Empfänglichkeit der Gläubigen. Ein religiöses Verlangen der Menschen ist also Voraussetzung für die Entwicklung der Priesterschaften, ist von ihnen nur „benutzt", nicht erzeugt worden; und damit entfällt die Behauptung der Aufklärung, daß die Religion von den Pfaffen (zu betrügerischen Privatzwecken) erfunden sei.

Zudem scheitert der Versuch einer Zurückführung der historischen Phänomene des religiösen Lebens auf politisch-wirtschaftliche Interessen vor den völlig unpolitischen Gestalten der Heiligen, der Asketen, Einsiedler und sich kasteienden Mönche. Die indischen Fakire und die Derwische des Islams liefern Beispiele für Zwischenstufen zwischen den Heiligen einerseits und einem sehr unheiligen Bettler- und

Gauklerwesen anderseits. Trotzdem werden die heiligen Asketen den Priestern gegenüber als die reinere Form des „homo religiosus" empfunden. Sie treten nur in den hohen Kulturen auf, fehlen bei den primitiven Völkerschaften, deren „Medizinmänner" dem priesterlichen Typus angehören.

Damit hängt eine andere Verschiedenheit eng zusammen, die geradezu als wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal der machtvoll ausgebildeten großen Religionen gegenüber der primitiven Religiosität betrachtet werden kann, wie sie sich in den Religionen der Naturvölker und in sonstigen, in Dämonen- und Zauberglauben stecken gebliebenen Religionen darstellt. In dieser primitiven Religiosität ist vorherrschend die Hoffnung, durch übermenschliche Hilfe der Götter dringende Wünsche erfüllt zu bekommen: Gute Ernte, Jagdbeute, Tod der Feinde, Fruchtbarkeit der Frauen, Vorauswissen künftiger Geschehnisse. Aber die hohen Religionen wenden sich von diesem Glauben fühlbar ab. (Im Jainismus und im Buddhismus Indiens bestreitet die strenge religiöse Lehre jede Teilnahme der höheren Wesen an den Schicksalen der Menschen; doch die Rücksicht auf das Volk unter den Gläubigen hat Zusätze und Ergänzungen der Glaubenslehre veranlaßt, die es wiederum erlauben, in allerlei Not um Hilfe zu beten.)

Was nun statt dessen in den höheren Religionen immer deutlicher hervortritt (sodaß es auch als der eigentliche, geheime Sinn schon der primitiven Religionen betrachtet werden muß), das ist eine Abwendung von der Welt. Die Erde ein „Jammertal", Schauplatz ewig friedlosen, sündhaften, vergeblichen und verlorenen Strebens (oder ein „Trug", ein „Schein", wie indische Religionen sagen); und die Erlösung des Menschen nicht anders zu erhoffen, als indem er sich vom „Weltlichen" zurückzieht und seine jenseitige Heimat sucht. Die Wünsche und Begehren dieser Welt sind „eitel"; auf sie verzichten und nach dem Heil der Seele streben, ist das Ziel der Frömmigkeit.

Schopenhauer hat dies Phänomen, das er die „Verneinung des Willens zum Leben" nannte*), tiefsinnig durchdacht und erläutert.

*) Beachte jedoch: „Von der... Verneinung des Willens zum Leben... unterscheidet sich nichts mehr, als die wirkliche Aufhebung seiner einzelnen Erscheinung, der Selbstmord. Weit entfernt, Verneinung des Willens zu seyn, ist dieser ein Phänomen starker Bejahung des Willens. Denn die Verneinung hat ihr Wesen nicht darin, daß man die Leiden, sondern daß man die Genüsse des Lebens verabscheut. Der Selbstmörder will das Leben und ist bloß mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen es ihm geworden. Daher giebt er keineswegs den Willen zum Leben auf, sondern bloß das Leben, indem er die einzelne Erscheinung zerstört." (Schopenhauer.)

Aber das hat uns hier nicht zu beschäftigen, da wir nicht philosophischen Erwägungen folgen, sondern einfach die geschichtliche Erscheinung der Religion auf uns wirken lassen wollen. Nur das, was Schopenhauer selber als Beispiele und Belege seiner Ansicht aus der Geschichte vorgebracht hat, kommt für uns in Betracht. Er hat vor allem das christliche Mittelalter sowie die indischen Religionen herangezogen, wo uns in so reicher Fülle und in vollendeter Ausprägung die Gestalten der Heiligen, der entsagenden Asketen begegnen. Aber auch der schweigsame Ernst, mit dem die alten Ägypter ihr ganzes Leben einstellten auf den Kultus des Todes; mit dem die Peruaner vom Inka bis zum einfachsten Volke alles staatliche und menschliche Leben der Verehrung des Sonnengottes unterordneten — dies und alle die anderen mannigfaltigen Erscheinungen der Religionen versunkener Kulturen zeigen gleichmäßig immer denselben Zug eines Verlassens, einer Geringschätzuug der diesseitigen Welt zugunsten einer jenseitigen, höheren, wesentlicheren. Und in den verschiedensten Religionen, unabhängig voneinander, tritt das religiöse Zölibat auf, als ein Zeichen, daß es eine Höhe der Abwendung vom Zeitlichen gibt, auf der es nicht mehr gut ist, Frauen und Söhne und Töchter zu haben; sondern nur noch: Dem Ewigen hingegeben zu sein. Wem der Sieg der Heiligung zuteil geworden ist, der braucht keine Söhne mehr in den Kampf und in die Sünde der Welt zu entsenden.

3.

Der lebensverneinende Charakter der Religion ist von Spengler in seiner „Morphologie der Weltgeschichte“ in der umfassenden Schilderung der geschichtlichen Erscheinungen der Religion dargestellt worden. Dieser so leidenschaftlich den Ideen des Schicksals und der Geschichte ergebene Denker hat dabei nicht den Ausdruck einer tiefen Abneigung unterdrückt gegen diese Macht der Religion, die den Menschen fortzieht von Blut und Erdverbundenheit und ihn zu schicksalsloser Ergebung führt.

Aber indem sie die Verkrampfungen eines allzu heftigen Wollens und Wünschens löst, entfaltet die Religion eine auch im diesseitigen Sinne heilende, helfende und segnende Kraft. Wenngleich die völlige Abwendung vom Weltlichen, bis zum Erlöschen jedes Diesseitswillens, als die Vollendung der religiösen Heiligung und Erlösung angesehen werden muß, so muß doch auch hiezu gesagt werden, daß dieser

Weg offenbar nur Wenigen möglich ist. Es ist nicht so, daß die Erlösung durch „gute Werke" (etwa der Askese) verdient werden kann; sie bleibt stets ein Geschenk der Gnade, für welche der Mensch selbst sich nur aufnahmewillig machen kann. Für diejenigen nun, welchen nicht das volle Gnadenlicht der Heiligung zuteil werden soll, ist es geboten, im Diesseitigen auszuharren und weiter zu leben, und zu erwarten, daß langsam und unvermerkt, vielleicht erst in der Stunde des Todes, doch noch ein Dämmerschein der Gnade auf sie herabkommt.

Indem der Heilige sich herauslöst aus den Fesseln irdischen Wollens, gewinnt er eine neue, eigentümliche Macht über die Dinge. So kann er oft auf wunderbare Weise Kranke heilen. Aber solche Taten gelingen eigentlich — dem Wesen der Religion zufolge — erst dann, wenn der Täter schon keine Wünsche mehr besitzt, die auf das Ergebnis gerichtet sind. (Bekanntlich hat Christus zumeist nur ungern Wunder getan.) Durch diese Absichtslosigkeit unterscheiden sich die wundertätigen Heilungen völlig von einer gewöhnlichen suggestiven Beeinflussung, welche im Gegenteil auf der Konzentration angespannten Willens beruht. Deshalb kann man auch nicht die Heilkraft eines Heiligen zur Gründung eines Sanatoriums benutzen: die durch die Gnade vermittelte Macht ist nicht technisch auswertbar. Sondern im Grunde muß sie dem diesseitigen Verstande zwecklos und nutzlos erscheinen; wie etwa bei Franziskus von Assisi, vor dem sich die Vögel versammelten, um seine Predigt zu hören.

Dennoch ist die Kraft gewaltig, die aus dem Bereich der Religion einströmt auch in das diesseitige Leben; und es muß sogar, nach dem Ausweis der Geschichte, angenommen werden, daß ohne oder gegen diese Kräfte ein großes und kraftvolles Leben auf längere Dauer überhaupt unmöglich ist. Unfähigkeit oder Unwilligkeit zur religiösen Erhebung über das Leben führt nicht — wie die Aufklärer erhofften — zur gesteigerten „Lebensfreude", zur größeren und edleren Herrlichkeit irdischen Daseins, sondern zu Krankheit, Verirrtheit, Unfruchtbarkeit, zum Verdorren und Ersterben des Lebens.

Es gibt Holzschnitte aus mittelalterlicher Zeit, ein adliges Hochzeitspaar zeigend, das von einem hohen Priester im Brautbett gesegnet wird: Der Diener der Kirche, selber mit dem Gelübde der Keuschheit herausgetreten aus der hoffnungslosen Verstrickung von Geburt und Tod, selber weltabgewandt dem Jenseits zugehörend — segnet die Fruchtbarkeit der Kinder der Welt.

4.

Entschließen wir uns, als einen wesentlichen Bestandteil der Religion die — in allen höheren Religionen deutlich ausgebildete — Abwendung vom Weltlichen anzuerkennen, so ergibt sich von selbst, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse (so erstaunlich sie als solche sein mögen) keinen Einfluß auf die religiöse Haltung haben können. Es gibt gar kein Problem eines „Ausgleichs", einer „Versöhnung" von Religion und Wissenschaft; sondern beide stehen sich in völliger Beziehungslosigkeit gegenüber.

Heute sind allerdings längst nicht mehr die „Freidenker" die schwerste Gefahr für die Religion. Die schwersten Gefahren, die heute dem wieder erwachenden religiösen Leben drohen, sind Gefahren von innen heraus: Nicht Verleugnung der Religion, sondern Mißverständnisse der Religion.

Seelisch müde und schwächliche Zeiten gefallen sich in einer Verharmlosung der Religion zu einer geruhsamen praktischen Lebensklugheit; einer seelischen Kosmetik sozusagen. Es sind stets dieselben typischen Umdeutungen, im späten China ebenso, wie in der ausgehenden Antike oder in unserer Zeit. Aus der Sehnsucht nach dem tiefen Frieden der jenseitigen Welt — der nur in der Herauslösung aus allen irdischen Banden erreichbar wird — wird ein kluges Streben nach der Vermeidung heftiger Aufregungen, nach Mäßigkeit im friedlichen Lebensgenuß. Aber das ist keine Religion mehr: das ist kein Hinausgehen aus dem Weltlichen, sondern das ist Anerkennung bestimmter ganz irdisch-menschlicher Neigungen (und zweckmäßig überlegte Unterdrückung anderer Neigungen zu ihren Gunsten): aller Neigungen nämlich, die der Bequemlichkeit, der Trägheit, der Feigheit und irreligiösen Todesfurcht verwandt sind. Daß Pazifismus etwas mit Religion zu tun habe, diese Meinung wird, wenn man sie prüft an den historischen Tatbeständen, platterdings als Irrtum nachgewiesen. Gerade der todesmutige Aufschwung kriegerischer Leidenschaft kann Augenblicke religiöser Hingerissenheit enthalten. Das beweisen jene maurischen Kriegerscharen, welche die Lehre Mohammeds „mit Feuer und Schwert" verbreiteten. Das beweisen auch die „Kriegsbriefe gefallener Studenten." Im Angesichte des stündlich erwarteten Todes steigt eine große und seltsame Ruhe auf: Glückhafte Loslösung aus allem sonst für wichtig Gehaltenen, das nun weit zurück gelassen ist. Einsamkeit vor dem Ewigen.

Noch wesentlicher — und charakteristischer für unsere Zeit — ist eine Verwechslung des Religiösen mit dem Moralischen. Die Überschätzung des Moralischen (oder gar des Sozialen) ist ein Charakterzug irreligiöser Einstellung, die nicht weiß, daß das Verhältnis des Menschen zu Gott das Entscheidende ist; daß erst von hier aus das Verhältnis zu anderen Menschen geregelt werden kann.

Es ist heute sehr in Mode, sich über allerlei „Nöte" aufzuregen: Frauen sind in „Not", weil der Schutz des keimenden Lebens noch nicht aufgehoben ist; Jugendliche sind in „Not", weil aller Fortschritt von Technik, Medizin und sozialer Neuordnung es doch noch nicht erreicht hat, die Liebe zu einem mit keinerlei Verantwortung belasteten Sport zu machen; Verbrecher, Diebe, Mörder und sonstige bemitleidenswerte „Opfer der Gesellschaft" sind ebenfalls in „Sexualnot", weil man zwar schon einsichtsvoll und fortschrittlich damit beginnt, die Gefängnisse in Sanatorien umzuwandeln, aber doch in dem bewußten interessantesten Punkt noch keine genügende Vorsorge getroffen hat. Überall ist „Not"; in Kino und Theater wird sie vorgeführt. Und jeder gute und edle Mensch (und jeder die Konjunktur erkennende Theaterdichter) bricht in leidenschaftliche „Anklagen" aus, weil er die Not einfach nicht mehr ansehen kann.

Dem homo religiosus, der den Weg der Heiligung beschritten hat, sind jedoch die Schmerzen und Leiden dieser Welt ebenso schattenhaft und wesenlos, wie ihre Freuden. Wie er für sich selbst nicht die Befriedigung irdischer Nöte sucht, sondern die Loslösung von den Verstrickungen irdischen Begehrens, aus denen die Nöte entspringen, so kann er anderen Menschen nichts Besseres wünschen als dies: daß auch sie die Nichtigkeit alles Weltlichen erkennen möchten.

Ob ein Mensch hungert oder friert, davon hängt nicht das Heil seiner Seele ab. Und deshalb gibt es im Grunde nur eine Art wesentlichen Helfens: das priesterliche Helfen, das den Menschen hinleitet auf den Weg der religiösen Ergebung. Wenn also ein mittelalterlicher Bettelmönch sein kärgliches Brot einem Hungrigen gibt, der ihm begegnet, so ist nicht dies das eigentlich Religiöse der Handlung, daß er den Hunger des Armen stillt, sondern dies, daß er selber bereit ist, zu verzichten. Das erstere ist nur die soziale, religiös belanglose Seite der Handlung. Man male sich aus, daß etwa Franziskus von Assisi die Armen und Hungernden zu einer Demonstration vor den Fenstern der Reichen zusammengerufen hätte, um die Befriedigung ihrer „Forderungen" zu erzwingen: Das Unwürdige dieser Vorstellung läßt

fühlen, daß zwischen Religiösem und Sozialem eine Rangverschiedenheit besteht.

Damit es kein Mißverständnis gibt: Es ist selbstverständlich wichtig, der Arbeiterschaft einen gesunden Lebensraum zu schaffen; das gehört sogar zu den wichtigsten Problemen der nationalen Zukunft. Aber alles Soziale ist nur in dem Sinne wichtig, in welchem überhaupt weltliche Dinge wichtig sind; also ebenso wichtig (und nicht mehr!), wie saubere Straßen, gute Verwaltung fleißige Arbeit, kriegerische Tüchtigkeit und Ähnliches. Wogegen wir auftreten müssen, das ist die heutige Neigung, aus sozialen Gefühlen einen Religionsersatz zu machen.

Gerade aus den Tiefen von Not und Schmerzen strömen Quellen religiöser Kraft. „Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängnis, unter dem heftigsten Widerstreben, zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes Wesen ändern, sich über sich selbst und alles Leid erheben und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Seligkeit und Erhabenheit willig allem entsagen, was er vorhin mit der größten Heftigkeit wollte, und den Tod freudig empfangen. Es ist der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervortretende Silberblick . . . der Erlösung." (Schopenhauer.)

Deshalb steckt eine tiefgewurzelte Irreligiosität in jenen, welche helfen wollen, indem sie Geburtenbeschränkung empfehlen, den Krieg „abschaffen" möchten, und überhaupt die Grausamkeit des Daseins beseitigen, um den Menschen ein schmerzloses Leben im ungestörten Genießen zu verschaffen. Sie ahnen nicht, daß in Schmerz und Leid die lenkende Sorge des Vaters verborgen ist, der seine Kinder heimruft in Sein Reich.

Gott schafft alles aus nichts — und alles, was
Gott brauchen will, macht er zuerst zu nichts.

Sören Kierkegaard

Albert Schweitzer als Mensch und als Ethiker

Von Waldemar Keintzel

In der Widmungsurkunde anläßlich der Verleihung des Goethepreises der Stadt Frankfurt an Albert Schweitzer im Jahre 1928 heißt es:

„Den von ihr gestifteten Goethepreis verleiht in diesem Jahre die Stadt Frankfurt dem von allen Konfessionen gerühmten Theologen und Religionsforscher, dem durch seine Kunst als Orgelspieler und seine Verkündigung Johann S. Bachs weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus wirkenden Musiker und Schriftsteller, der mit dem Entschluß unmittelbaren Dienens die akademische Lehrtätigkeit verließ, um praktischer Arzt zu werden und auf entlegenem Posten den Kampf gegen Aussatz und Schlafkrankheit unter den Bewohnern des innerafrikanischen Urwaldes aufzunehmen, dem Menschenfreunde Albert Schweitzer aus Straßburg, zum Hinweis auf das in Faustischen Wandlungen seines Lebens zum Ausdruck gebrachte Beispiel leidenschaftlicher Hingabe an die Ziele menschlicher Gütigkeit und Ergebung, auf seinen die geistige Erbschaft des humanitären Denkens weiterführenden Anteil an dem abendländischen Ringen um die Erfüllung der mit der Zivilisation gesetzten Gewissensaufgaben."

Diese hohen Worte sind nicht überschwänglich, nicht lügenhafte Lobworte auf den steilen und auf der anderen Seite jäh abfallenden Triumphweg irgend eines Tageshelden der Gegenwart; in knapper, gediegener Form umreißen sie die Bedeutung Albert Schweitzers für unser spannungsreiches Geistesschicksal. Es ist ja sattsam bekannt, wie in unseren Tagen Kulturdämmerung bleiern ermüdend die führenden Geister überfällt, wie das Denken, versunken in Historismus und Psychologisieren, sich nicht mehr aufraffen kann zu schöpferischer Zusammenschau, zur Zusammenfassung lebensbejahender Kräfte, wie alle Ethik durchaus relativ und fragwürdig geworden ist, wie der technische Fortschritt die Sklaverei des Menschen immer lückenloser vervollkommnet, wie die Zahl der Gebildeten erschreckend abnimmt, obwohl das Gebiet des Wissens ins Ungeheuere wächst. In dieser katastrophalen Lage wagt es ein schöpferischer Wunsch sich vor die Lawine zu werfen und als einsamer Rufer im Streit seine Überzeugung in Wort und Tat zu verkündigen. Er sprengt die Fesseln des analytischen Spezialistentums, die uns den Weg zum Verständnis der Ganzheit des Lebens verrammen, und versucht wieder im Sinne Goethes Geist und Stoff in ihrer naturgegebenen Verbundenheit zu begreifen. Er fügt sich nicht in das Schema der mannigfaltigen Lebens-

formen raffiniertester Ichsucht, sondern sucht den Weg des freiwilligen Opfers, wagt menschliche Hingabe aus Ehrfurcht vor dem Leben.

Wir rufen heute nach Führern, wir suchen heldischen Sinn. Hier ist ein Held, der in sich die Vollmacht zum Führer trägt.

Eine kurze*) „Selbstdarstellung" seines Lebens liegt vor. Zu gedrängt und zu knapp, um den Stoff zusammenfassen zu können. Für den hastenden Großstadtmenschen geschrieben, der nur wenig Zeit für Andere zur Verfügung hat. Und doch eine treffliche Einführung. Eine anschauliche Illustration dieses Geistes, der stark genug ist, Theologie, Philosophie, Geschichte, Musik und Medizin zusammenzufassen, ohne sich in den Uferlosigkeiten dieses Ozeans zu verlieren und sich als hoffnungsloses Wrack zu verirren. Freilich, wer könnte auch so arbeiten. Als Dreißigjähriger hält er an der theologischen Fakultät Straßburgs Vorlesungen über paulinische Probleme, predigt fast allsonntäglich, weil es ihm innerstes Bedürfnis ist, gesammelte Menschen in den Geisteskampf seines Herzens hineinblicken zu lassen, muß mehrmals im Jahre nach Paris, um in den Konzerten der Pariser Bachgesellschaft mitzuwirken, fährt als Organist der Bachaufführungen des Orféo Català nach Barcelona und — studiert nebenher sehr eifrig Medizin. Seine Gesundheit erlaubt es ihm in weitgehendem Maße die Nacht in Anspruch zu nehmen.

In seinem feinen Büchlein**) „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit" erzählt er in mitteilsamer und doch keuscher Art, wie die Rätsel des Daseins sein Denken erweckten, sein Wesen gestalteten und lebendige Kräfte in ihm wachriefen. Unter diesen Motiven ist vor allem das Mitleiden an dem Weh der Menschen, das sich bei ihm nicht in harmloser sentimentaler Schwärmerei verpufft, sondern in höchster Aktivität seine Echtheit erweist. Eines Morgens findet er ein Heft der Pariser Missionsgesellschaft auf seinem Schreibtische. Im Weglegen schlägt er es auf und liest die Worte: „Wer wird uns am Kongo helfen?" Da hat sein Suchen nach einer Gelegenheit unmittelbaren Dienens am Menschen sein Ziel gefunden. Er macht sich ruhig an die Arbeit. Das körperliche Elend der Eingeborenen des Urwaldes bestimmt ihn dazu, als Arzt nach Aquatorialafrika zu gehen. Das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus erinnert ihn

*) Verlag Felix Weiner, Leipzig.

**) Verlag C. H. Beck, München.

an die Verantwortung der weißen Rasse. Wir sind der reiche Mann. Fortschritt und Wissen haben Licht hineingetragen in die dunkelsten Gebiete menschlichen Schmerzes. Wie selbstverständlich gebrauchen wir unseren Reichtum. „Draußen in den Kolonien sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und der Schmerz ebenso wie wir, ja noch mehr als wir unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu begegnen." Das unerträgliche Los der vom Schmerz Gezeichneten ruft ihn in ihre Mitte.

Wie gewaltig sind die Hindernisse, die er überwinden muß. „Zwischen Wasser und Urwald",*) und „Mitteilungen aus Lambarene",*) berichten davon. Ein Heldenepos. Und wenn Verhältnisse, rohe Gewalten, blinder Unverstand sich zusammenballen, um ihn zu besiegen, dann bricht doch immer wieder sein gutes Herz mit dem reinen Wollen durch. Auf Hunderte von Kilometern ist er der einzige, der helfen kann. Um ihn herum ein Reich der Qual. „Dies Land frißt seine Menschen" sagt ein Häuptling. Malaria, Schlafkrankheit, Dysenterie, furchtbare Geschwüre, Gifte, Tumoren, eingeklemmte Brüche, Wahnsinn brechen aus dem Halbdunkel des Urwaldes wie unersättliche Raubtiere auf schutzlose Menschen. Täglich erlebt er es als große neue Gnade, daß er helfen kann, denn „der Schmerz ist ein furchtbarerer Herr als der Tod". Nach der Operation ist der Patient unsagbar glücklich, daß seine Schmerzen weg sind. Durch die Kaffeesträucher scheint die afrikanische Sonne in die Krankenhütte. Schwarz und Weiß sitzen nebeneinander und erleben es: „Ihr aber seid alle Brüder". Man lese die fesselnd geschriebenen Bücher, die von seinem Erleben in Afrika erzählen, Bücher, die Seite auf Seite den Scharfblick des Verfassers für koloniale Probleme enthüllen. Treffliche Bemerkungen zum Wesen der christlichen Mission, zur sozialen Frage im Urwald, zu den Problemen der Kolonialpolitik.

In den letzten Jahren ist die Flucht des Europäers auf einsame Inseln des Ozeans oder zu primitiven Völkern literarisch und praktisch modern geworden. Auf diese unsachliche Art sucht man Erlösung von der Last der unlösbar gewordenen Zivilisationsrätsel. Schweitzer flieht nicht vor den Hintergründen und Abgründen unserer Kulturlosigkeit. Im Schweigen des Urwaldes, wenn die über 100 Kranken seines „Spitals" versorgt sind, wenn er in den Tiefen Bach'scher Musik Samm-

*) C. H. Beck, München.

lung gefunden hat, arbeitet er an seinen Büchern über Kultur und Ethik. Die Anregung dazu empfängt er schon im Sommer 1899 zu Berlin im Hause Curtius. In einer wissenschaftlichen Unterhaltung äußert einer: „Ach was! Wir sind ja doch alle nur Epigonen." Welch eigenartigen Kontrast bildete dies Wort zu der Hybris, mit der Europa die Jahrhundertwende feierte. Überall verblendeter Optimismus, der satt und zufrieden die Fortschritte auf allen Gebieten registrierte. Von jenem Tage an war Schweitzer mit einem Werk beschäftigt, das den Titel: „Wir Epigonen" tragen sollte. Der Krieg brandmarkte das Epigonentum Europas in so brüsker Weise, das jener Titel keinen Sinn mehr hatte. Auch der Inhalt ändert sich allmählich. Es wäre ja gänzlich unfruchtbar gewesen, auf die Kultur Europas eine Leichenrede zu halten, ohne etwas von einer Osterbotschaft zu wissen.

Schweitzer ist ein durch und durch enthusiastisch-ethisch lebender und denkender Mensch und so kann es nicht wundernehmen, daß für ihn im Mittelpunkt alles kulturellen Werdens und Vergehens die Frage nach der Ethik und ihrer Begründung steht. Auf seiner Entdeckerfahrt in das Gebiet des Denkens, glaubt er das denknotwendige Grundprinzip alles ethischen Ringens gefunden zu haben: „Ehrfurcht vor dem Leben." Er wagt in einem kühnen Versuch einen Neubau, weil alle bisherigen ethischen Systeme in sich zusammengebrochen sind, Kultur des Menschen aber nur denkbar ist als ethische Kultur.

Die Geschichte der Ethik ist für ihn eine Tragödie gewesen. Dieser Ausgang aber war nicht zu umgehen, weil man mit einer Unmöglichkeit begann. Man erlag der lockenden Versuchung, Weltanschauung und Lebensanschauung in einem Lichte zu sehen, die eigene Aufgabe zu verstehen aus dem Wesen der Welt. Kosmos und Leben. Ist der Kosmos nicht vergleichbar mit den Vorbergen, die unmittelbar zum Kamm der Gebirge zum Leben ansteigen? Dieser Illusion war man bisher hingegeben. Schweitzer glaubt entdeckt zu haben, daß der Weg über die Vorberge vor Abgründen plötzlich abbricht, d. h. daß es unmöglich ist, selbst von den raffiniertesten und hinterlistigsten Versuchen aus die Welt irgendwie zu begreifen, zum denknotwendigen Grundprinzip des Ethischen zu kommen. In dem Weltgeschehen ist keine Zweckmäßigkeit offenbar. Was wir für die Erde bedeuten, wissen wir

*) Seine Kulturphilosophie ist in den Werken enthalten: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur" und „Kultnr und Ethik", beide bei C. H. Beck, München.

nicht. Das erkennbare Wesen des Universums ist: Sinnvolles in Sinnlosem. Diese erkennbaren Feststellungen können nicht mehr ignoriert werden. Von hier aus haben wir zwei Wege: die Lebensanschauung läßt sich von der Weltanschauung ins Schlepptau nehmen, selbst auf die Gefahr hin, mit ihr in die Tiefe zu versinken. Oder die Not gebietet „das Tau zu kappen" und die Lebensanschauung selbständig weiter fahren zu lassen. Diesen, aus pessimistischer Erkenntnis geborenen Versuch, wagt Schweitzer. Er verzichtet darauf, die Rätsel des Universums zu lösen, weil er ungehemmt sein will die Rätsel des Ich lösen zu können.

Da will er nun ganz elementar werden. Der auf eine Welterklärung verzichtende Wille zum Leben, der in mir ist, begründet einen neuen Optimismus. „Ein Schiffbrüchiger ist der Wille zum Leben, der über die Welt wissend wird; ein kühner Seefahrer der Wille zum Leben, der über sich selbst wissend wird." Hier bahnt sich der neue Weg zur Ethik an. Die bisherigen ethischen Versuche waren unbefriedigend, weil sie sich nicht zu Ende denken ließen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts versucht man zwar allgemein Ethik wie eine Brücke auf zwei Pfeiler aufzubauen, auf die Persönlichkeit mit ethischer Veranlagung und auf die Bedürfnisse der Gesellschaft. Aber ist diese Brücke tragfähig, solange das verbindende Grundprinzip fehlt? Selbstvervollkommnung und Hingebung müssen irgendwie organisch verbunden werden. Freilich muß dabei der Versuch vermieden werden die Hingebung irgendwie zu reglementieren. Streicht man das Irrationale der Lebensverneinung die in aller Hingebung enthalten ist, die aber erst mit Lebensbejahung zusammen einen Sinn ergibt, so wird die Ethik kraftlos, unpersönlich, spannungslos. Die Strudel des Irrationalen sind nicht zu umgehen. Die beiden Prinzipien des Ethischen können nur ineinandergedacht werden, wenn die Hingebung kosmisch wird, wenn sie nicht nur den Menschen sieht, sondern alle Kreatur, und wenn die Selbstvervollkommnung auf irgendeine ethische, erschlichene Deutung des Seins verzichtet. Freilich darf die Wurzel der Selbstvervollkommnung nicht übersehen werden: Mystik, wie sie Schweitzer nennt, obwohl er allem Anschein nach damit nicht einen bestimmten Typus des Religiösen, sondern die Beziehung des Menschen zum Absoluten meint. Ist das Absolute aber nur ein in Abstraktionen Erdachtes, so entsteht tote Geistigkeit. In der „Mystik der Wirklichkeit" gibt sich alles Lebendige des Menschen an alles Sein hin. Also

nicht Erkennen der Welt, sondern Erleben der Welt befreit und erlöst. Descartes „cogito ergo sum" kann noch keine Ethik begründen. Elementarer muß es heißen: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will." Die Ehrfurcht vor dem Leben macht den Menschen unabhängig von Erfolg und Glück, von dem Sinn der Welt. In tätiger Hingabe erlebt er aus innerer Nötigung Verantwortung gegen alles Leben. Er kennt durch keine Relativitäten mehr angefaulte Normen für Gut und Böse. Gut ist: Leben erhalten, Leben fördern und auf seinen höchsten Wert bringen. Böse ist: Leben vernichten, entwicklungsfähiges Leben hemmen. Kann man auf diesem Wege dem Vorwurf der Sentimentalität noch ausweichen? Sachlichem Denken gelingt es. Ganz spannend wird Schweitzers Buch, wenn es daran geht, die Gegner der Ehrfurcht vor dem Leben niederzuringen: die Gedankenlosigkeit, die egoistische Selbstbehauptung und die Gesellschaft. Die Gedankenlosigkeit erledigt sich ja von selbst. Wie aber werden die Konflikte gelöst, die zwischen Hingabe und notwendiger Selbstbehauptung entstehen? Es ist doch mein Schicksal ständig Leben zu vernichten. Ich muß mich vor den Schwärmen der Bakterien schützen, ich muß Pflanzen und Tiere vernichten, um leben zu können. Die gewöhnliche Ethik lebt und stirbt von Kompromissen. Sie zieht eine ausgeklügelte Grenze zwischen Hingabe und Selbstbehauptung. Deshalb weiß sie etwa mit der Ethik der Bergpredigt nichts anzufangen. Sie wird ins Jenseits abgeschoben. Die gewöhnliche Ethik sieht nur die Gesellschaft und will ein gutes Gewissen haben. „Das gute Gewissen aber ist eine Erfindung des Teufels."

Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben erkennt keine relative Ethik an. Das scheint mir ihr größter Vorzug zu sein. Sieht sich der Mensch in die Notwendigkeit versetzt Leben zu vernichten, so lädt er Schuld auf sich. „Gebrauchsfertig zu beziehende Ausgleiche von Ethik und Notwendigkeit" sind nicht vorhanden. Die in jedem Augenblick zu vollziehende ethische Entscheidung kommt wieder zu ihrem Recht. Besonders schwer sind ja die Konflikte zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen. Jeder von uns lebt nicht nur für sich, sondern trifft gleichzeitig überpersönliche Entscheidungen, die die Gesellschaft angehen. Da lauert nun die Gefahr von der Ethik der Gesellschaft bevormundet zu werden. Die Gesellschaft kennt aber nur Entscheidungen der Zweckmäßigkeit, ihre Ideale sind verwässerte Ethik. Also ist Mißtrauen am Platze. Die Gesellschaft ist ein „unzuverlässiges und dazu noch blindes Pferd. Wehe

dem Kutscher, wenn er einschläft." Darum gilt es, das Primat der Individualethik gegenüber der Sozialethik wiederherzustellen. Humanität wird zum Gradmesser wahrer Ethik, ist nicht eine sentimentale Idee, sondern Sauerteig der Gesinnung, die ungeheure latente Kräfte des Wirkens entbindet. Diese Kräfte allein können neue Kultur schaffen.

Man sieht in dieser Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben eine Synthese von Schopenhauer und Nietzsche. Schopenhauer selbst wehrt sich nicht dagegen, weil alles Denken irgendwie auf diese beiden elementaren Ethiker zurückgehen müsse. Noch wichtiger scheint es mir zu sein, gewisse Gedanken dieses Systems weiter zu denken. Diese radikale Ethik wirft das Schuldproblem auf. Der Mensch kann nicht leben, ohne schuldig zu werden. Von Schuld zu reden, ist sinnlos, wenn man nicht zugleich in einem Atem von der Lösung dieses schwersten aller Probleme redet, von der Vergebung der Schuld. Da kommt man aus der Peripherie ins Zentrale, zu Gott und dem kosmisch verstandenen Christus. Hält man aber einmal dieses Zentrum fest, so vermag auch die radikale ungebrochene Ethik nichts daran zu ändern, daß alle menschliche Kultur vom Zentrum aus bedroht, in Frage gesetzt wird, denn alle wahre Ethik projiziert vor die Augen des Menschen das Reich, das der Mensch eben nicht mehr schaffen kann, das Reich Gottes. An dem Schuldproblem muß der Mensch zerbrechen oder er muß es irgendwie raffiniert wegleugnen oder er muß von der Gnade wissen, die allein den Abgrund vor den Augen des Menschen überbrückt und zum Frieden führt, der höher ist als alle Vernunft. Dem elementaren Denker Schweitzer müssen wir es danken, daß er uns bis zum Schuldproblem führt.

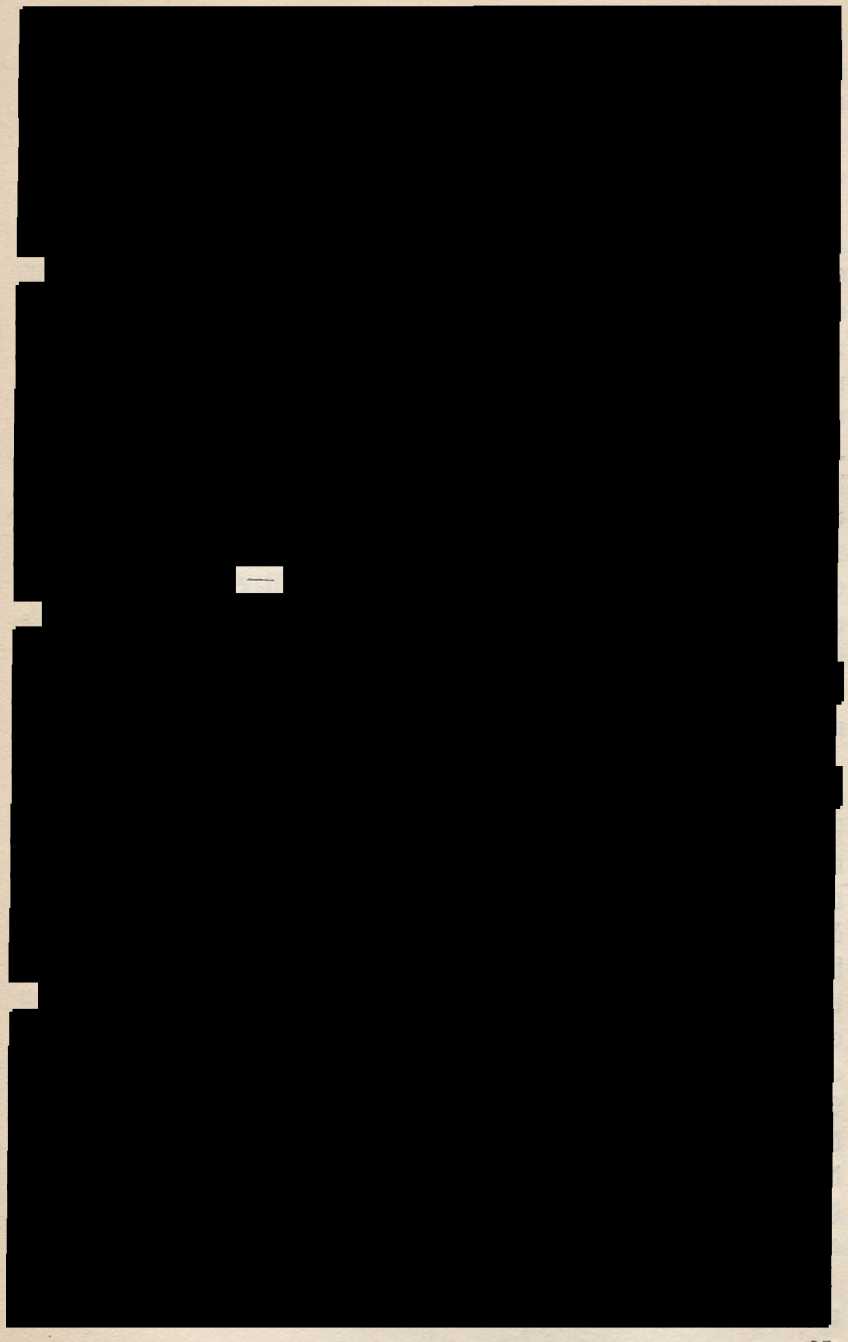
Eine Ethik, die die Sünde ignoriert, ist eine ganz überflüssige Wissenschaft; führt sie aber die Sünde ein, so ist sie eo ipso über sich selbst hinaus.

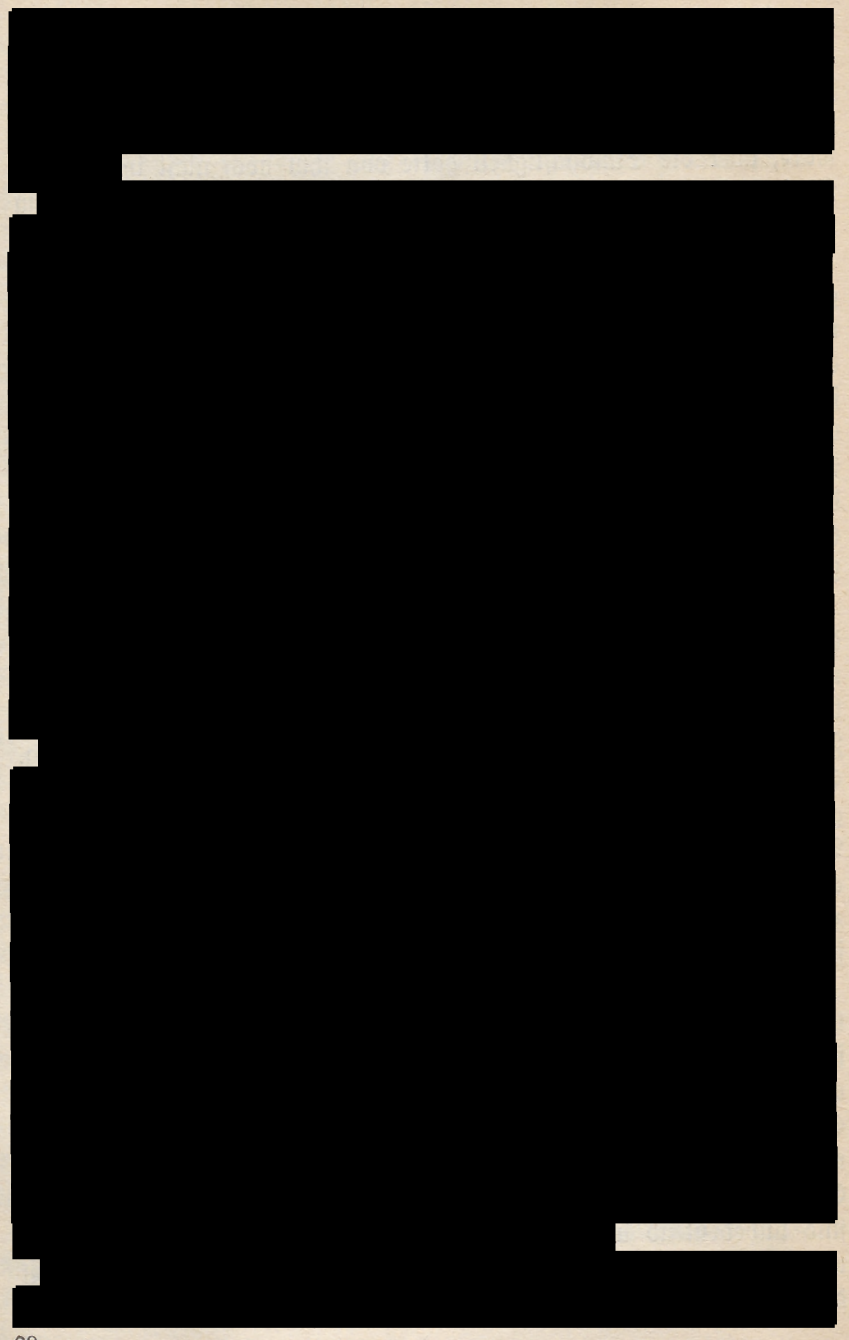
Sören Kierkegaard

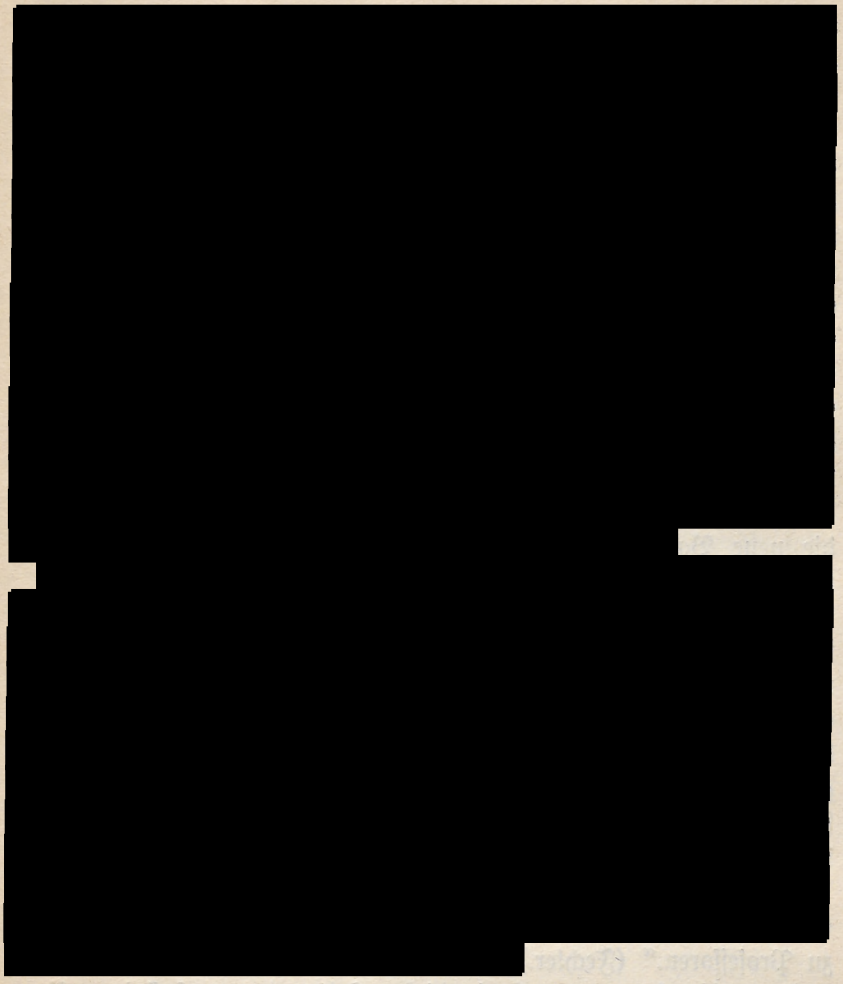
„Das Menschengesicht“

Von Erwin Reisner









Das ethische Individuum ist wie das stille Wasser, das seinen tiefen Grund hat; wer dagegen ästhetisch lebt, ist nur oberflächlich bewegt.

Sören Kierkegaard

Wandel in der Architektur

Von Robert Kisch

Architektur ist immer die zum Bauwerk gewordene Lebensform einer Zeit. Sie ist abhängig von Strömungen, Antrieben und Gesetzen des bestehenden Gesellschaftslebens. Wie der Mensch in Widersprüchen zerrissen, von Pol zu Gegenpol sich bewegt, Altes gegen Neues kämpft und selbst wieder alt wird, so entwickelt sich auch das Bauen in Gegensätzen.

Das Bauen der absolutistischen Zeiten war ganz auf Repräsentation eingestellt. Demgegenüber stellt das 19. Jahrhundert neue Aufgaben. Die Theater, Verwaltungsgebäude, Bürgerhäuser, die späteren Ingenieurbauten werden die Schulbeispiele, an denen der Architekt in erster Linie einen Zweck erfüllen muß. Diese Zweckbestimmung, dem Urtrieb allen Bauens, ist der Ursprung des neuen Bauens. Um 1830 wurde die neue Basis gefunden, auf der wir im Grunde auch heute noch weiter arbeiten.

Kaum hat sich der Zweckgedanke fühlbar durchgerungen, so entsteht ihm als Feind die Romantik. Der Nutzbau wird zum Schmuckbau mit gotischer oder Renaissance-Fassade. Zweidimensionale Reißbrettarchitektur wird zum Trabanten der einbrechenden Industrialisierung der Gründerzeit. Ganze Stadtteile werden in großzügigster Weise aufgebaut, doch kann die Baukunst diesem Tempo nicht folgen und hilft sich durch den Ersatz mit eklektizistischen Formen. Gelehrsamkeit als höchste Forderung tötet kaum Begriffenes.

„Die großen Architekten des Barock waren noch Artilleristen, Generale, irgend etwas Lebendiges: die neuen werden nicht aus Zufall zu Professoren." (Fechter.)

Immerhin begegnen wir in diesen Zeiten des großzügigen Bauunternehmertums bereits einer weitgehenden Normung im Grundriß, Aufriß und in den Bauelementen.

Gegen diese Schematisierung und den ganzen Stilplunder wendet sich der Individualismus um 1900. Er protestiert im Jugendstil gegen die Verflachung, Äußerlichkeit und Stilwirrwarr. Er bringt die Erstarrung der Formen in Fluß, verliert sich in Spielereien mit phantastischen Formen. Bei dieser Gelegenheit wird aber das neue Material entdeckt und die neuen Kräfte: Otto Wagner, Josef Olbrich, Peter Behrens u. a. stellen die Zweckmäßigkeit in Anlage, Konstruktion und

Bauform in den Vordergrund ihres Schaffens und versuchen ihre sachliche Lösung.

Aber schon tritt in Ostendorf ein neuer Rufer in den Streit. Er predigt Wiederkehr zur Klassik, die Flucht aus der Gegenwart in den Historizismus. Doch entstehen gleichzeitig zum ersten Male Zweckbauten, bei denen Material und Zweck in reiner Form zum Ausdruck kommen. Die Freude am Konstruieren, an reichlich gestellten Riesenaufgaben verführt zum Pathos.

Gegen dieses Pathos, gegen Ostendorf, wendet sich die Sachlichkeit, der neue auf Repräsentation verzichtende Inhalt unseres Lebens. Die Wirtschaftlichkeit zwingt zur Einschränkung, die Mechanisierung, die angestrebte Rationalisierung führen zur Einfachheit und Sparsamkeit.

Der Kampf zwischen repräsentativem Bau und zwischen einfacher Zweckform ist nicht ausgekämpft, er geht weiter. Die letzten Bauten sind Zeugen hierfür. Neben diesem Widerspruch prägt die Neubaukunst einen zweiten in sich: der aus der Industrialisierung notwendig folgenden Normung des Bauens stellt sich nach wie vor das Bestreben nach individueller Lösung des Ganzen wie der Einzelheiten entgegen.

Dieser ganzen Entwicklung stand immer fremd gegenüber der, für den eigentlich gebaut wurde, der Bauherr und der Bewohner des Hauses. Alles was an neuen Aufgaben und Lösungen jede Epoche der vergangenen Kampfzeiten gefunden hatte, fand als größten Feind den Bauherrn, der den Problemen mit unbegreiflicher Indolenz gegenüberstand und heute noch steht. Aller Kampf spielte sich zwischen Fachleuten ab. Es wäre besser um das neue Bauen bestellt, wenn die Initiative zu den Forderungen der Zeit nicht vom Architekten, sondern vom Auftraggeber ausginge.

In dem prachtvollen Dom erscheint der hochwohlgeborene, hochehrwürdige Geheime General-Oberhofprediger, der erwählte Liebling der vornehmen Welt; er erscheint vor einem erwählten Kreis von Auserwählten und predigt gerührt über den von ihm selbst auserwählten Text: „Gott hat das in der Welt Geringe und Verachtete auserwählt" — und niemand lacht.

Sören Kierkegaard

Rundschau

Mehr handeln!? Man macht uns den Vorwurf, daß wir zu viel redeten und schrieben, daß wir zu viel in rein geistiger Art Probleme unseres Volkes behandelten und nicht zur Tat kämen, daß wir nicht im praktischen Handeln das verwirklichen, was wir erstrebten und führt die „grüne" Bewegung der 90er Jahre zum Vergleiche an.

Da muß zunächst festgestellt werden, daß dieser Vergleich unstatthaft ist, denn die Männer der „grünen Bewegung" kämpften nicht um grundsätzliche Dinge, sondern gegen Überzeugungen der Taktik. Sie erstrebten nicht eine innere und äußere Neuordnung der Menschen, sondern einen formalen politischen Weg, dessen Hauptrichtung mit dem der „Schwarzen" sich deckte.

Uns handelte es sich vom ersten Augenblick an, da wir zu sprechen anfingen, um ein neues menschliches und völkisches Bewußtsein. Daß wir notgedrungen einen unvergleichlich schwereren Teil geladen haben als seinerzeit die „Grünen", ahnten wir zwar am Anfang; nun aber wissen wir es.

Um was es bei uns geht, ist kurz gefaßt das, daß wir dem Geist, dem Gewissen, dem Gefühl, der Seele unseres Volkes eine neue Richtung geben wollen, eine Richtung, die letzten Endes alt ist, die im Tiefstinnern des Volkes schlummert. Diesem stummen Innern wollen wir zur Sprache verhelfen und haben daher in erster Reihe den Staub und Harsch und die Irrtümer, die sich auf die lebendige Seele des Volkes gelegt haben, wegzuräumen, unerbittlich, streng, aber auch ohne Dank und Ruhm zu erwarten, ja selbst mit der Tatsache rechnend, daß wir uns persönlich damit schaden. Ja selbst das Gefühl der Hybris, das wir auf uns laden, wird uns nicht erspart.

Um aber dem Geist und dem Innern eines Volkes eine neue Richtung zu geben, genügt es nicht, im Kreisausschuß oder in einer Gemeindevertretung zu sitzen und statt dem A selber den B darzustellen, sondern man hat mit allen sprachlichen Mitteln, die in erster Reihe in Betracht kommen, den erkannten und erfühlten Geist so lange auf andere zu übertragen, bis dieser Geist die andern selber erfaßt, so daß sie, wenn die Zeit erfüllt ist, in diesem Geiste handeln: in der Politik, in der Wirtschaft und — am Volksganzen.

Solche Irrtümer, die immer wieder trüben Nebel auf den wachgerüttelten Geist werfen, sind zum Beispiel auch Äußerungen von Alfred Pilder im Dezemberheft des Klingsor, so wenn er sagt, daß jeder Bauer seit der Steinzeit Anarchist im griechischen Ursinne des Wortes, also fürstenfeindlich, gesetzesfeindlich, ordnungsfeindlich sei. Hiegegen muß ich darauf hinweisen, daß nur ein verblendeter liberaler Individualist und Rationalist dies behaupten kann, der nie das unverbrüchliche Ordnungsbedürfnis des Bauern erlebt hat und die Achtung, die der Bauer der Würde seines gerechten, strengen und tüchtigen Vorgesetzten entgegenbringt.

Der Fall Pilder ist typisch; aus der Fremdheit, mit der der individualistische Rationalist jedes gewachsene Volkstum betrachtet, ja aus dem Unbehagen wird dem gemeinschaftsgebundenen Menschen vorgeworfen, was in dem Individualisten selber liegt, nämlich Anarchie, das ist Liebe zur Gesetzlosigkeit, zur Ellenbogenfreiheit, zum

Austoben und zur Entfaltung des selbstischen Willens, dem jede „Ordnung" ein Hindernis ist.

Aber gerade gegen diesen Geist der „Ellenbogenfreiheit" kämpfen wir mit den Waffen, die uns zur Verfügung stehen. Nicht der „politische Alltag" macht uns zu schaffen, wie Pilder behauptet, sondern das Fehlen an Geist und Seele, an Volksverbundenheit, da wir überall nur die Ratio, den klugen Verstand, der an den Ellenbogen sitzt, finden. Freilich läßt uns der politische Alltag auch nicht in Ruhe, da wir das Volk allenthalben darben sehen.

Aber auch hier hilft nicht ein Wechsel der Personen, sondern ein Wechsel des Systems, ein Übergang zur Ordnung, zum Gesetz, zur Verfassung. Wenn es eine Zeit gab, wo ein Mann das System ersetzen konnte, so lag das an diesem Mann, an Dr. Carl Wolff selber, indem er selbst diese Ordnung war, die sich über das gesamte Volk erstreckte und nicht etwa nur über einen zweckverbundenen Kreis von Nutznießern.

Wenn Pilder vom „sächsischen Neid, einer unserer am tiefsten wurzelnden Eigenschaften" spricht und uns da vielleicht mit hereinzieht, so können wir ihm unumwunden antworten, daß wir heute keinen einzigen unserer politischen Führer beneiden, daß wir nicht das geringste Bedürfnis verspüren, bei diesem illegitimen Zustand unserer völkischen Belange in ihrer Haut zu stecken, denn wir haben weder Sinn zum Konventikeltum noch zum Kondottierentum.

Nicht an den Menschen liegt es, sondern am System, an der Gesetzlosigkeit, an der Verzwicktheit der Verhältnisse, die die Liebe zur „Ellenbogenfreiheit" heraufbeschwört, die uns im Innersten zuwider ist, wenn sie auch der „selbstlosen Volksarbeit" dienen soll. Aber gerade eine selbstlose Volksarbeit kann sich einer übersichtlichen Ordnung unterziehen, um so mehr, je selbstloser sie ist. Die rechtliche Unklarheit, in der wir leben, ist vornehmlich geistiger Art und diesen Geist zu ändern, ist unsere Aufgabe, aber das kann man nicht mit dem Dreschflegel tun.

Sieben Jahre lang kämpften wir, wie groß muß doch der geistige Stall sein, den uns das Geschick zum ausmisten gab. Misch Orend

10 Jahre Gândirea. Im Dezember jährten sich zehn Jahre des Bestandes der führenden rumänischen Zeitschrift Gândirea, die unter der Leitung des unseren Lesern bekannten Dichters Nichifor Crainic nach Gehalt und Weite des Blickes, nach Idee und Haltung wohl als das höchststehende Organ des Landes bezeichnet werden muß. Es ist ein alter Fehler von uns Minderheiten, daß wir rumänische Erscheinungen und Leistungen nach ihrer Einstellung zu uns selbst beurteilen und damit zwangsläufig zu Einseitigkeiten gelangen. Hier nun, wo eine kulturelle Erfüllung in zehn reichen Jahren geistwandelnd wirkte, haben wir auch diese Genugtuung zu verzeichnen: daß die Zeitschrift, unbeschadet ihrer nationalen Verbundenheit mit dem Rumänentum, innerlich groß genug war, uns in den weiten Mantel ihrer Wesenheit als Mitbauende aufzunehmen. Ich spreche nicht bloß davon, daß sächsische Schriftsteller, aber auch solche der siebenbürger Ungarn in der Gândirea gedruckt und besprochen wurden — ich nehme das als eine selbstverständliche Verpflichtung jeder kulturellen Arbeit in Rumänien, der sich, mochten auch politische Gegensätze uns trennen, neben dieser Zeitschrift noch andere rumänische, aber auch deutsche und ungarische Organe gerne unterzogen und es als eine Selbstbereicherung betrachteten

— ich spreche nicht von dieser kulturellen Annäherung, deren wahrer Wert in der Auswahl und gegenseitigen Beurteilung besteht — ich spreche von dem Geiste des Aufbaues, der in solcher Reinheit und Unmittelbarkeit nur noch von der Zeitschrift „Boabe de grâu" erreicht wurde. Man glaube es mir, ich habe von den Männern, die dem Unternehmen den Inhalt geben, auch in den letzten Äußerungen persönlichen Verkehrs — der gelegentlich dieses Gedenktages erwähnt werden darf — nur Zuneigung und Beihilfe für den geistigen Weg gefunden, der unserem Volk zu ebnen die Aufgabe des „Klingsor" ist. Ich glaube, daß der neue Kurs, von dem jüngst in den politischen Blättern als von dem „neuen Rhythmus", der Rumänien nottue, viel geredet wurde, hier in der Gândirea schon seit einem Jahrzehnt Heimstatt hat. Kunst und Betrachtung, die den Aufgabenkreis der Zeitschrift ausmachen, sind die Samenkästen, die schließlich auch das nüchternste Leben mitbeeinflussen. Revolutionen und Neuordnungen des Lebens, neue Sinngebungen und neue Wege, wo steckte denn ihre Keimzelle, wenn nicht in den lebendigsten Gestaltungen des Menschen, die unmittelbar den Menschen zu ändern suchen? Solche große Aufgabe leistet diese Zeitschrift. Auf der Federspitze vieler Mitarbeiter der Gândirea schwebte in einem Augenblick der Samen mancher Frucht, die langsam und zäh im Kampfe der Ideen das ganze Volk durchdringt. Dank sei dem Herausgeber dieser ernsten Zeitschrift, daß wir vorbehaltlos an seine Seite treten können, neidlos seine Führung in vieler Hinsicht anerkennen, neidlos sein Blatt als das wesentlichste Organ des Landes gelten lassen und ihm freundschaftlich danken für das, was er für uns getan — schon bloß dadurch, daß wir in einem tieferen als bloß gegenständlichen Sinne mit ihm heimatberechtigt sind in dem Reiche, das die Reiche bestimmt. Heinrich Zillich

Byzantinisches. Wir Sachsen sind allezeit ein überzeugt monarchisches, aber, (höchstens mit Ausnahme von Entgleisungen im 18. Jahrhundert) bis jetzt nie ein byzantinisches Volk gewesen. Der Schreiber dieser Zeilen war im Jahre 1892 als Kurgast in Karlsbad. Es hatte sich so getroffen, daß zufällig damals Kaiserin-Königin Elisabeth auf einige Zeit auch hinkam und da ergötzte er sich an einem Begrüßungsartikel eines dortigen kleinen Blättchens, dessen Schreibweise augenscheinlich einer Bedienten-Atmosphäre entstammte, wie sie bestimmte Kreise eines solchen Badeortes zu erfüllen pflegt. Man erfuhr, daß die Sonne, die über Karlsbad schien, an dem Morgen besonders glücklich gewesen sei, als es ihr vergönnt war, ihre ersten Strahlen in die Karlsbader Villa der Kaiserin zu senden. Oder war es vielleicht ein Sozialisten-Organ, das die erwähnte Bedienten-Atmosphäre ironisierte? Da hatte er das vielleicht etwas billige befriedigende Gefühl, daß solche Stilblüten einer sächsischen Feder wohl nie entstammen könnten. Er hat sich aber getäuscht. In dem ersten Aufsatz des Krafft-Drotleff'schen neuen Volkskalender beginnt die Begrüßung König Karl II. wie folgt:

> „Nicht oft mag einem Lande ein solcher Pfingsttag beschieden worden sein, als dem unsern im Jahre 1930! Da kam es über die Menschen, wie eine Welle aus einer andern Welt, da hat der heilige Geist wahrhaft Wunder gewirkt. Was sich da in wenigen Stunden seit der Rückkehr des verbannten Kronprinzen bis zur jubelnden Huldigung, die dem neuen König Karl II. galt, abgespielt hat, das fällt so ganz aus dem Rahmen des gewöhnlichen Geschehens heraus, daß man nicht anders kann, als darin ein übermenschliches Eingreifen zu sehen. Tief ergriffen haben es an jenem sonnigen

Pfingsttage Tausende bekannt: Wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte und unerforschlich seine Wege; denn wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber gewesen?"

Passen solche Blasphemien in den Zug der religiösen Belebung, die man gegenwärtig in unserm Volk zu bemerken glaubt? Ist das jene religiöse Keuschheit, über die ein tief durchdrungener Träger dieser religiösen Bewegung (im gleichen Kalender) tief empfundene Worte sagt? Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnütz im Munde führen!

Nachdem, was wir bis jetzt über Karl II. erfahren haben, wird man übrigens bei ihm auch am wenigsten mit solchen Byzantinismen ankommen. Dr. Karl Hoch

Zusammenkunft einiger Klingsormitarbeiter in Schäßburg. Alfred Pomarius lud im Dezember einige Mitarbeiter des „Klingsor" zur Besprechung volkspolitischer Fragen nach Schäßburg ein. Es sei ihm auch hier Dank für seine Initiative ausgesprochen, denn wie schon bei früheren Zusammenkünften ergab sich auch diesmal durch den Gedankenaustausch eine Stärkung der gemeinsam gehaltenen Front und eine reiche Befruchtung der inneren Beziehungen, die über den augenblicklich faßbaren Ertrag hinaus fortwirkende Bedeutung haben. Das Thema der Beratungen war auf die politischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart begrenzt. Im Anschlusse an Erwin Wittstocks Gedankengänge, die er im Klingsor in der letzten Zeit entwickelte und hier nun in einem Referat ausführlich wiederholte, zugleich aber auch auf neue Gebiete, wie das der Agrarreform, abwandelte, fand eine Auseinandersetzung statt über die Notwendigkeit, unsere Volksorganisation auszubauen, die Verantwortlichkeit der Führer zu regeln und das rechtsschöpferische Denken anzuregen. Einzelheiten der Debatte, die mit einer vollen Zustimmung zu den Ausführungen Wittstocks schloß, mögen unerwähnt bleiben, weil Fragenkomplexe daraus, wie z. B. die Agrarreform, deren Revisionsmöglichkeit durch den Mangel juristischer Vorarbeiten bei uns bisher nicht genügend beachtet wurde, im Klingsor demnächst ohnehin betrachtet werden sollen.

Eine zweite Beratung drehte sich um die Wirtschaftslage unseres Volkes. Ich entwickelte in einem Referat den Aufbauplan eines sächsischen „Wirtschaftsrates", dessen Zusammensetzung und Aufgabenkreis hier noch erörtert werden soll, und deutete dann auf die nationalen Gefahren, die durch die Verschuldung des Bauerntums dem ganzen deutschen Volke in Siebenbürgen drohen. Während für die Hilfsmaßnahmen in dieser Frage ein allgemeiner Weg nicht gefunden werden konnte, wurde dem Plan des „Wirtschaftsrates" zugestimmt.

Bei allen Diskussionen, mit Ausnahme einer engeren Beratung, die sich mit der wirtschaftlichen Lage der Zeitschrift befaßte, waren Gäste aus Schäßburg anwesend, die, wie z. B. Stadtpfarrer Wolff und Bankdirektor Adleff, regen Anteil daran nahmen und der Unterredung wesentlich dienten.

Ein öffentlicher, gut besuchter Vortragsabend eigener Dichtungen fand am Sonnabend statt. Die Vorlesenden waren Otto Folberth, Misch Orend, Erwin Wittstock und ich.

Heinrich Zillich

Joo Puhonnys Marionettentheater in Siebenbürgen. Das von dem Kulturamt eingeleitete Gastspiel von Joo Puhonnys Marionettentheater war für uns unter der Leitung des kunstfertigen Puppenspielehepaars Ehlert in den

siebenbürgischen Städten ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges. Joo Puhonny, der Baden-Badener Maler und Graphiker, der wie aus einem Guß die Bühne, die gesamte Ausstattung und die leichtbeschwingten Puppen dieser Gesellschaft mit viel Kraft und künstlerischer Originalität geschaffen hat, ist ein einfühlsamer Meister in die jahrhundertealte Tradition und spielerische Eigenart der Welt der Marionette.

Zur Darstellung gelangte zunächst das prächtige Puppenspiel „Dr. Faust", die Keimzelle zu Goethes Faust, das uns mit seiner Reihe erschütternder, erheiternder und bewegender Szenen am stärksten packte. Stellen, wie die Verführung des reuigen Faust durch die schöne Helene und die Höllenfahrt des von Angst gebeutelten Faust werden uns in Erinnerung bleiben. Das graziöse Märchenspiel „Der gestiefelte Kater" führte uns mit seiner Überwindung des Bösen durch das Gute, des Zauberspruches durch die heitere Unbekümmertheit, in die schöne Kinderwelt. Den derben Humor des Mittelalters vermittelten uns Hans Sachsens Schwänke, den Witz unserer Zeit Morgensterns Groteske und die köstliche Parodie des Kabarettbetriebes, die eine blutige Satire auf die Ödigkeit der modernen Bürgerlichkeit ist. Es ist dies ein Spielplan der reinen Kunst, um den diese kleine Bühne heutzutage von jedem großen Theater beneidet werden kann.

Und dann die Darsteller, diese Puppen, die anders, wie die Menschen, „nur von oben" geleitet werden, Gestalten, wie Fausts Famulus Wagner, wie der Märchenkönig, der Konferencier Kuno, das Wunderkind Bambino, der Klavierspieler, die uns in ihrer Einmaligkeit starke Eindrücke vermittelt haben, sind sie uns nicht zu lieben Bekannten geworden, die wir wiedersehen wollen?

Nach so vielen Aufführungen blödsinniger Operetten, schaler Possen und dilettantischer Bemühungen, die uns immer nur trostloser zurücklassen, spürten wir wieder einmal den belebenden Odem echter Theaterluft, die erhebende Kraft wahrer Kunst.

Dr. Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Stephan Ludwig Roth. Gesammelte Schriften und Briefe. 3. Band. „Der Kampf". Die Mediascher Zeit 1821—1836. Mit 2 Bildbeilagen und einer Handschriftprobe. Herausgegeben von Otto Folberth. Verlag der Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt. 1930. — Nun liegt der dritte Band der Ausgabe vor, die ich nicht ohne Anteilnahme betrachten kann, weil es mir vergönnt war, am Zustandekommen der ersten zwei Bände mitzuarbeiten, mit G. Ongyerth zusammen als Verleger allerdings nur, der ich nun nicht mehr bin. Aber wo ich jetzt das dritte Buch der Reihe sehe und die drei noch ausstehenden Bände möglichst bald diesem anschließen möchte, packt mich neben der Genugtuung darüber, daß dieses Werk gerettet wurde, noch mehr die Freude, daß sich mir selbst die Persönlichkeit Roths aus der Veröffentlichung reicher und vielgestaltiger entwickelt. Denn letztlich — und dies entschuldige die subjektive Fassung der Besprechung — handelt es sich bei einer Ausgabe der Rothschen Werke um eine persönliche Entscheidung und Anteilnahme für jeden Siebenbürger der Gegenwart. Nicht zufällig griff unsere Generation nach dem Nachlaß, wobei Folberth das große Verdienst hat, zugleich entdeckt und bekannt zu haben, und tritt oft in Roths Namen

in den gleichen Kampf, den er schon führte. Wolle Gott, unser Kampf sei der Sache wegen erfolgreicher als der seine!

Der vorliegende Band ist diesem Kampfe vornehmlich gewidmet. Wir alle haben die Heimkehr aus dem Ausland erlebt. Es ist recht eigentlich das Schicksal des sächsischen Akademikers; und es ist die Probe auf sein Wesen, wie er sich mit der nun bewußt und kritisch erlebten Heimat auseinandersetzt. Roths Schicksal ist bekannt. Durch eine Veröffentlichung, die ebenfalls Folberth vor einigen Monaten herausbrachte, haben wir auch über die Einzelheiten des Degradationsstreites Kenntnis bekommen. Es gibt also rein handlungsmäßig nicht Neues in diesem Band. Auch die Quelle der rein persönlichen Bekenntnisse sprudelt hier nicht mehr so reich in Briefen und Mitteilungen wie in den zwei ersten Bänden der Jugend, aber dafür tritt das bekannte Werk Roths in Briefen, Anmerkungen und in den veröffentlichten Arbeiten hervor in voller Deutlichkeit. Die Sachen packen hier den großen Mann. Wie bedauerlich, daß traurige und schwere Ereignisse seines Lebens durch intime Äußerungen nicht mehr so hell beleuchtet werden. Aber dafür wird es seine Arbeit. Der prachtvolle Brief vom 23. Januar 1821 steht programmatisch auf einer der ersten Seiten. Es folgen die übrigen Briefe jener Zeit. Es folgen Vorträge, es folgt die Broschüre zur Errichtung des Landerziehungsinstituts und dann Dokumente aus dem Rektorstreit. Im Mittelpunkt dieses ersten Teiles steht unverrückbar die Sorge um die Schule, unzählige Pläne, Entwürfe, die Tragik seiner ersten fruchtbaren Absichten. Der zweite Teil des Bandes enthält nach einer Einleitung von Karl Reinerth über Roth als Prediger, die sehr bemerkenswerte Feststellungen bringt, die noch erhaltenen Predigten Roths, außerordentliche Stücke der Sprachbeherrschung darunter.

Die Rothausgabe ist vielleicht das wichtigste Werk unsereres heimatlichen Schrifttums, das heute erscheint. Freude und Bereicherung ist auch dieser Band.

Heinrich Zillich

Knut Hamsun. August Weltumsegler. Roman. Albert Langen. München. 1930. Wer die „Landstreicher" gelesen hat, weiß wer August ist, August mit den Goldzähnen, die nun plötzlich wieder weiß sind. August ist in der Bucht und Edevard erscheint auch, etwas alt geworden, träg und dumpf. Aber August ist noch immer obenauf. Er macht aus der elenden Schifferbucht eine „Stadt". Er baut eine Heringsmehlfabrik, obgleich es keine Heringsschwärme mehr gibt. Er setzt Ziertannen, wo die Schiffer so sehr Hunger leiden, daß sie stehlen. Und ihre Acker haben sie verloren, denn August meinte, es wäre vernünftiger, darauf Häuser für die „Stadt" zu errichten, als Kartoffeln zu pflanzen. Und die Bank, die August gründete, die das Geld der Buchtbewohner fraß und die es ebenso bereitwillig unter die Leute streute, ist auch dahin. Zuletzt pflanzt August Tabak an. Wer baut denn auch in der modernen Zeit Kartoffeln. Aber an dem Tabak scheitert er. Er verschwindet und hinter ihm läuft auch Edevard her. — Dieser reiche Roman ist eine Satire auf den Fortschrittsgeist, ein ununterbrochenes Gelächter über die niemals genügsame Menschheit, die bei allem Vorwärtsdrängen das Zunächstliegende übersieht. Wer aber könnte diesem Drängen wirklich böse sein? Es ist unser Schicksal. Und deshalb ist August mit dem pompösen Namen eigentlich eine tragische Figur, ein besessener, aber ein sympathischer Kerl. In der Kunst Hamsuns dargestellt erscheint er gerechtfertigt, auch wenn er sinnlose Dinge treibt. Was kann man mehr über einen Dichter sagen!

Heinrich Zillich

Deutscher Almanach für das Jahr 1931. Herausgegeben von Dr. Konrad Nußbächer; Ausstattung von Karl Stratil. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.

Der Almanach des Verlags Reclam präsentiert sich diesmal anläßlich des dreißigsten Todestages von Friedrich Nietzsche in philosophischem Gewande und gewinnt für uns durch die Person des Herausgebers besondere Bedeutung. Nach einem offenbar von Dr. Nußbächer selbst verfaßten Prolog in Gesprächsform folgt eine ebenso wissenschaftlich gründliche wie geistvolle Untersuchung von Alfred Baeumler über Nietzsches Beziehungen zum weiblichen Geschlecht. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß das Erotische im Leben Nietzsches niemals eine ausschlaggebende Rolle gespielt habe. Auch von den übrigen Beiträgen sind etliche dem Andenken dieses Philosophen gewidmet. Eine Reihe von zeitgenössischen Denkern äußert sich zu verschiedenen heute viel besprochenen Problemen. So schreibt Ludwig Klages über die „Stammväter der Seelenkunde", Edgar Dacqué über die genetisch-metaphysischen Zusammenhänge zwischen Mensch und Tier, Hans Driesch über den „Vitalismus" und Frank Matzke über die „Lebenshaltung der neuen Generation". Leopold Ziegler ist mit einem Briefwechsel zwischen ihm und dem Herausgeber über die Bedeutung des Philosophen in unserer Zeit vertreten. Aus dem weiteren reichen Inhalt sei hier noch genannt: „Die geistige Lage der heutigen deutschen Musik" von Hans Joachim Moser, „Empedokles von Agrigent" von Romain Rolland, „Der Buddhaschnitzer" Legende von Martin Beheim-Schwarzbach, „Kierkegaard und der Korsar" von Wilhelm Kütemeyer und „Suggestion und Analyse" von Alfred Brauchle. — Der mit viel Sachkenntnis, Umsicht, Fleiß und Geschmack zusammengestellte Almanach wird dem Verlag zweifellos neue Freunde werben. Erwin Reisner

Gerbrand Dekker. Die Rückwendung zum Mythos. München und Berlin 1930. Verlag von R. Oldenbourg. Preis geb. M. 10.50.

Das vorliegende Werk des holländischen Philosophen hat vor allem philosophiegeschichtliche Bedeutung. Der Verfasser behandelt eine von ihm aufgefundene, bisher unbekannte Kollegnachschrift von Schellings „Philosophie der Mythologie" aus dem Jahre 1830. Schelling trug damals in München seine Spätphilosophie, die er selbst die „positive Philosophie" nannte, in ihrer ersten Fassung vor. „Bisher war man genötigt, von dem sehr unvollkommenen Ansatz zum positiven System in „Die Weltalter" (1814) auf einmal zu dessen letzter Fassung (1854) überzugehen . . .: somit wurde die positive Philosophie nur in ihrem Resultat, nicht in ihrem Werdegang dargestellt. Jetzt aber kann inmitten dieser Periode ein Markstein gelegt werden, welcher den Auftakt zu Schellings letzter Wendung darstellt . . ." (S. 7.)

Dekker begnügt sich aber keineswegs mit dieser sehr gründlichen Bearbeitung seines wertvollen Fundes, sondern sucht darüber hinaus im letzten Teil des Buches der zeitgenössischen Philosophie die große Bedeutung gerade des späten Schelling für die gegenwärtige geistesgeschichtliche Lage eindringlich bewußt zu machen. Wie Schelling aus seiner rationalen-idealistischen Jugendphilosophie im Alter schließlich den Weg zum Verständnis der niemals begrifflich fixierbaren mythischen Welt fand, so dämmert auch in unseren Tagen wieder die Sehnsucht nach den vergessenen Wahrheiten des Mythos, nach dem „neuen Mythos" auf. In sehr enger Anlehnung an die genialen Intuitionen Schellings, die aber dem modernen Denken entsprechend erweitert und teilweise umgestaltet werden, gibt Dekker hier eine überaus beachtenswerte Deutung des heutigen Kulturproblems. Erwin Reisner

Walter Horwath. Siebenbürgisch-sächsische Kirchenburgen. Honterus-Buchdruckerei, Hermannstadt 1931. — Daß man in vielen unserer Dörfer die künstlerische Einheit von Landschaft und Wehrkirchensiedlung zu zerreißen wagte, mutet heute wie finstere Verwirrung der Geister an. Ein Zug zur Erhaltung unserer Kunstdenkmäler hat in den letzten Jahren schwächlich eingesetzt, leider ohne einen für alle Fälle gewichtigen Nachdruck (Schweischer!). In diese Linie der Erhaltung von deutschen Kunstdenkmälern in Siebenbürgen fällt auch die Arbeit Horwath's. Was schon vor dem Krieg in den Verhandlungen des Landeskundevereins als Ziel wach wurde, die Kirchenburgen zu vermessen, unternimmt aus eigener Aufgabestellung, in frischem Eifer und erstaunlicher Ausdauer Walter Horwath. Er kommt von der Burgenforschung und das erklärt seine Beschränkung auf die wehrhaften Kirchen und Kirchhöfe.

In diesem Werk, von dem die erste Folge vorliegt und das fortlaufend alle Wehrkirchen zu erfassen sucht, sind die Kirchenburgen in Grund- und Längsrissen gegeben, meist auch in Nachzeichnungen aus der Schlichting'schen Mappe im Baron Brukenthalischen Museum, die allerdings als Quelle nicht angegeben ist. Von Seite der Forschung wäre überhaupt eine genaue Ergänzung aller darauf bezüglichen Literatur unbedingtes Erfordernis. In kunstgeschichtlicher Richtung dringen die Untersuchungen nicht in die Tiefe. Das unbedingte Verdienst Horwath's ist klar erkennbar die Vermessung. Und daraus steigt die schwierige Problematik unseres Wehrkirchenbaus, die erst nach Abschluß des Werkes giltige Lösungen erhoffen läßt. So auch für die These Horwath's, daß die Wehrbarmachung unserer Kirchen in der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erfolgt sei. Zur Stützung zieht er neben Stilmerkmalen und glaubwürdigen Datierungen die Steuererlässe zum Bau von Kirchen in dieser Zeit heran. Behandelt sind die Kirchenburgen Meeburg, Scharosch, Schönberg, Henndorf, Klosdorf, Radeln, Seligstadt, Denndorf, Neithausen, Meschen, Almen, Bodendorf, Meschendorf. Erfreulich ist, daß Horwath zuweilen auch seine ratende und mahnende Stimme im Sinn der Kunsterziehung (Henndorf!) erhebt.

In Deutschland wird auch aus Historikerkreisen eine verbildlichte Darstellung aller Wehrkirchen Deutschlands angestrebt. Da dürfen wir im klassischen Land der Kirchenburgen nicht zurückstehen, sondern müssen das angelegte Werk nach allen Kräften unter Dach zu bringen suchen. Dem Forscher im Dienst unserer Volkskultur alle guten Wünsche zum Vollbringen! Dr. E. Antoni

Eugen Jebeleanu: „Schituri cu Soare". (Besonnte Bergkapellen.) Gedichte. Kronstadt 1929. — 26 Gedichte eines neunzehnjährigen Poeten, an dessen Zukunft ich fest glaube. Frühreif, begabt, mit starkem Willen zur Originalität, ist Jebeleanu in der Atmosphäre der Modernen: T. Anghezi, Z. Barbu, C. Baltozar ꝛc. aufgewachsen und studiert auch die moderne deutsche Dichtung.

Jebeleanu erscheint im Spiegel seiner Gedichte als objektiver Dichter, der nicht sein Inneres gibt — so kein einziges Liebesgedicht — sondern objektiv Gegebenes. Er ist Dichter des Auges; daher ist die Natur sein vornehmstes Objekt; daher finden wir diese Fülle von Bildern in seinen Gedichten. Schon die Titel: „Nebel", „Stiller Winter", „Turm aus dem Mittelalter" geben davon eine Vorstellung. So erscheint es natürlich, wenn Jebeleanu in oft originellen Bildern die Sonne, das Licht besingt, ja häufig in Lichteffekten schwelgt.

Amüsant finde ich Jebeleanus Humor, z. B. in der „Tragödie" vom Kürbis.

Seine religiösen Gedichte „Weltuntergangsleid", „Psalm der Ergebung", stelle ich in ihrer Geschlossenheit, seelischen Energie und Ergriffenheit sehr hoch. Ebenso das Gedicht „Sanctuar" (Heiligtum), ein Stimmungsbild des lebentötenden Spätherbstes, wohl das reifste Gedicht der Sammlung, das etwas von Stefan Georges Feierlichkeit hat, ohne daß an Beeinflussung zu denken ist.

Ein Dichter des Auges, hat Jebeleanu eine noch nicht veröffentlichte Ballade über den Aufstand der macedonischen Hirten (um 1187) gegen das griechische Kaiserreich geschrieben, die, ohne auf Historisches einzugehen, dem Leser nur bietet, was das Auge sehen kann: Hirten im Anmarsch zu Pferde im Gebirge gegen ein Kaiserreich, aber mit dem Zauber des Traumbildes. Ideale dieser Manier sind Fontanes „10. November", oder Heines „Karl I." Diese visionäre, aber höchst realistische Ballade — nicht häufig, abgesehen von Coşbuc, in der rumänischen Kunstballadendichtung — scheint mir in hohem Maße zukunftweisend für Jebeleanu.

Zum Schlusse eine kurze Probe aus Jebeleanus verdienstvoller Rilkeübersetzung, die demnächst erscheint:

Rilke: „Stundenbuch":

„Lösch mir die Augen aus: ich kann Dich sehn;
wirf mir die Ohren zu: ich kann Dich hören,
und ohne Füße kann ich zu Dir gehn,
und ohne Mund noch kann ich Dich beschwören.
Brich mir die Arme ab, ich fasse Dich
mit meinem Herzen wie mit einer Hand,
halt' mir das Herz zu, und mein Hirn wird schlagen,
und wirfst Du in mein Hirn den Brand,
so werd ich Dich in meinem Blute tragen.

„Stinge-mi privirile: Te pot zări,
urechea 'nchide-mi: Te pot auzi,
şi fără de picioare vin la Tine
şi fără gură Te implor: Devine!
frânge-mi chiar braţul: Te voiu ţine sus
cu inima mea, precum cu o mână,
inima ţine-mi: creerul va bate
şi creerul de-mi arzi în flacări, până
şi'n sângele-mi Te voiu purta, ca'ntoate."

A. Heltmann

Der Werdegang des Siebenbürgischen Karpathenvereins in seinen ersten fünfzig Jahren. 1880—1930. Hermannstadt, 1930. — Anläßlich seiner 50-Jahrfeier gab der Siebenbürgische Karpathenverein den vorliegenden umfangreichen und von zahlreichen Bildern geschmückten Band heraus, in dem die Geschichte des Vereines vom Vorstand Dr. Friedrich Kepp anschaulich geschildert wird.

Mitteilungen der Schriftleitung

Der Aufsatz „Auslanddeutscher und Reichsdeutscher", von Gerhard von Mutius, der im Septemberheft 1930 veröffentlicht wurde, ist vom „Deutschen Boten in Norwegen", Oslo, auszugsweise nachgedruckt worden.

Zum Inhalt: Der Verfasser des Romanabschnittes ist Baron Janos Kemeny, der Gründer und Förderer des „Erdélyi Helikon", über den wir schon oft berichtet haben.

Der Aufsatz von Ernst Domeier, der zuerst in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum", Hamburg, veröffentlicht wurde, erscheint uns als so wesentlich, daß wir ihn sofort für uns erworben haben.

Die Besprechung des Marionettentheaters in der „Rundschau" war für Dezember bestimmt, mußte aber damals aus Raummangel leider zurückbleiben.

Die Bildbeilage. Sie stellt den Neubau der Reichskanzlei dar, dessen Entwurf zum großen Teile von Robert Kisch, einem jungen sieb.-sächsischen Landsmann herrührt. Kisch ist im übrigen auch Mitarbeiter dieses Heftes und gehört zum Arbeitskreis des „Klingsor".

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Neue siebenbürgisch-sächsische Volkskunstgegenstände im alten Stil

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR FEBRUAR 1931 HEFT 2

Schäßburg [1])

Von Otto Folberth

Das Antlitz der Schäßburger Landschaft mag für das fremde Auge dem der benachbarten Mediascher noch so weithin gleichen — für das eingeweihte bleibt nichts reizvoller, als gerade jenen Spuren in ihm nachzugehen, die das Abweichende, das Eigenartige, das Einzighafte seines Wesens zum Ausdruck bringen. Obwohl sie sich also wie Schwestern ähneln, sind sie doch auch grundverschieden voneinander. Es kommt immer darauf an, wie man sie ansieht. Eins ist sicher: wer sich gehörig in sie vertieft, kann schließlich diametrale Gegensätzlichkeiten an ihnen die Fülle finden.

Im „Klingsor" habe ich vor längerer Zeit einmal [2]) über die Mediascher Landschaft geschrieben. Das Ergebnis meiner Feststellungen faßte ich damals in die Formel zusammen, die ungefähr lautete: Das Rückgrat der Mediascher Landschaft bildet das von Osten nach Westen streichende Kokeltal. Die Ausdehnung der Landschaft vom Tale weg, also nach Norden und Süden ist im Verhältnis dazu gering. Ihr Umfang ergäbe die Gestalt einer Elipse, deren zwei Durchmesser auf der Landkarte ein Kreuz mit einem langen wagerechten und einem kurzen senkrechten Arm zeigen würden. Und ich fügte hinzu und versuchte deutlich zu machen, daß meines Erachtens dieses Kreuz nicht nur tatsächlich, sondern auch symbolisch, nicht nur im Geographischen, sondern auch im Geistigen der Gestalt und dem Wesen der Mediascher Landschaft weitgehend entspreche.

Daran möchte ich anknüpfen, wenn ich heute einiges über die Schäßburger Landschaft aussagen soll. Denn natürlich werde ich sie in erster Linie immer im Vergleich und in Beziehung zu meiner Heimat sehen. Zweifellos haben an ihrem Bilde seit Jahrtausenden dieselben oder doch fast dieselben Kräfte geschaffen, aber — und ich möchte dieses Aber gleich

[1]) Dieser Aufsatz sollte gelegentlich des Klingsor-Vortragsabends in Schäßburg am 13. Dezember vorgelesen werden. Mit Rücksicht auf das übrige Programm entfiel er.
[2]) Juni 1928.

jetzt schon dick unterstreichen — wie mir scheint: quantitativ im umgekehrten Verhältnis. Das heißt, hier zeigt, wenn ich nicht irre, trotz des Kokeltales, das auch diese Landschaft von Osten nach Westen durchquert, nicht dieses, sondern die Nord-Süd-Linie oder der senkrechte Arm des Kreuzes (des Kreuzes, das wir uns durch die Schäßburger Landschaft gelegt denken) die wahre Gerichtetheit des Lebens an, das sich in seinem Umkreis abspielt.

Man muß aber schon ziemlich hoch auf die Berge um Schäßburg steigen, um diesen Zug der Landschaft zu erkennen. Im ersten Augenblick wirkt sie auf den Fremden zu überraschend, zu verwirrend, als daß er sofort in ihr Bescheid wüßte. Denn aus welcher Richtung immer er sich der Stadt nähern mag, er wird unmittelbar vor oder in ihr in einen Wirbel von Berg- und Straßenzügen verwickelt, aus dem er kaum aus noch ein weiß. Das macht eben: die Stadt liegt genau an der Stelle, wo weither sich entwickelnde, nord-süd-gerichtete Bergzüge mit dem West-Ost-Tal der Großen Kokel zusammentreffen und leidenschaftlich mit ihm um den Vorrang in der Struktur der Landschaft kämpfen. Kein Zweifel, sie trugen den Sieg davon. Nirgend ist das Tal der Großen Kokel von ihnen enger zusammengedrückt worden als bei Schäßburg. Nirgend muß sich der Fluß, an keiner Stelle seines Laufes, schwerer den Weg nach Westen bahnen als hier, wo kühn ins Tal vorgeschobene Ausläufer der Berge ihn zwingen, sich in rauschenden Bogen an ihren Flanken zu scheuern.

Dem einfachen, offenen, übersichtlichen Mediascher Talbild schließt sich also hier, oberhalb desselben, ein waldreiches, verknotetes, ernstes, auch unzugänglicheres Bergland an. Nicht als ob seine Erhebungen die Hügel der Mediascher Landschaft um vieles überragten, aber der Umstand, daß sie durch kein weites Tal auseinander gefaltet werden, daß also ihre Kämme überall näher aneinander rücken als dort, ja oft nur durch Schluchten voneinander getrennt sind, ferner das häufige Vorkommen von steilen Abstürzen im schieferigen, stellenweise sandigen Boden, wodurch die relative Höhe der Berge stets eindrucksvoller erscheint, schließlich und vor allem immer der größere Waldreichtum, das alles ruft hier im Wanderer, der von Mediasch kommt, den Eindruck hervor, einen härteren, kernigeren Landstrich mit beinahe schon Vorgebirgscharakter betreten zu haben.

Dazu kommt noch eins. Die stark betonte Nord-Süd-Richtung der Schäßburger Höhenzüge bringt es mit sich, daß die weiten, die wich-

ligen und charakteristischen Ausblicke dieser Landschaft (so weit ihre Verknotung sie überhaupt zuläßt) sich ebenfalls nach diesen Seiten hin öffnen. Vor allem nach Süden. Und da ist nun ein Berg und ein Blick von seinem breiten Riesenrücken nachdrücklichst zu erwähnen, die der Schäßburger beide tief in sein Herz geschlossen hat. Das ist die sogenannte „Breite", ein hoher, oben abgeflachter Höhenzug, aus den letzten Häusern der Stadt unmittelbar steil aufsteigend und nach Süden streichend. Seinen mächtigen, ebenen Rücken schmücken Riesenkronen alter Eichen, die in gemessenem Abstande wie ebensoviele Kelche auf diesem wunderbar gedeckten Tische siebenbürgischer Natur stehen. Der Vergleich darf wörtlich genommen werden. Denn hier in der Tat, in dem Schatten der urigen Kronen, ergibt sich der Schäßburger jährlich einmal jener ausgelassenen Tafel- und Frühlingsfreude, die offenbar nur *seine* Maifeier mit dem ungewöhnlichen Namen eines Skobationsfestes zu bezeichnen gestattet.

Doch nur dem, der des Tafelns unter den Eichen satt geworden die „Breite" nach Süden bis zu Ende schreitet, nur dem entdeckt sie ihre wahre, ihre letzte Schönheit. Dem gewährt sie von einer bestimmten Stelle angefangen mehr und mehr und schließlich in ganzer Erfüllung den Durchblick durch das Schaaser Tal wie durch ein mächtiges Fernrohr auf die in ihrer lückenlosen Geschlossenheit in die blaue Ferne gelagerte Kette der Südkarpathen. Man muß im Frühling, wenn das Gebirge dort am Himmelsrand bis zu seinem Fuße noch in den weißen glitzernden Schneemantel gehüllt ist und die Wiesen und Täler rings im Vordergrund schon ihr neues grünes Frühlingskleid anlegen, dieses Bild gesehen haben — oder besser noch im Herbst, wenn die gelben Blätter der Eichen auf der „Breite" langsam zu Boden schaukeln und und drüben ein früher Winter schon längst wieder seine kristallene Pracht hervorgezaubert hat, um zu begreifen, was dem Schäßburger dies Fleckchen Erde bedeutet.

Es ist wahr, die ragende Kette der Südkarpathen, die wie keine zweite Erhebung Südosteuropas am Rande unserer Heimat in klarer, kühner, zackiger Entschlossenheit aufsteilt (die Stirne in ihrem Antlitz), ist von vielen Punkten des mittleren Siebenbürgen aus zu sehen. Wer sich von Norden nähert, den überrascht ihr Anblick, wenn nicht früher schon, so sicherlich auf den Höhen der Wasserscheide zwischen Mieresch und Kleiner Kokel und abermals und natürlich mit wachsender Wirkung auf den Höhen zwischen Kleiner und Großer Kokel. Also sind sie auch

aus dem Mediascher Gelände sichtbar. Gewiß. Und doch besteht gerade hierin ein wesentlicher Unterschied zwischen der Mediascher und der Schäßburger Landschaft. Denn während von dort aus nur der höchste Grat des Gebirges über vorgelagerte Höhenzüge hinüber erspäht werden kann, so daß seine firnigen Spitzen in diese Landschaft nur gerade hereinblinzeln (auch das genügt aber schon, um das lockere Gemüt des Weinländers zu beunruhigen und seinen latenten Wunsch nach Ergriffenheit in jene Richtung zu kehren, aus der er den kühlen, reinen Hauch der Ewigkeit zu wehen vermeint), während also, sage ich, der Anblick der fernen Gebirgswelt nur gelegentlich und als etwas völlig außer ihm Stehendes in das Leben des Mediaschers fällt, wird der Schäßburger von der leuchtenden Wand im Süden durch die klar und entschieden hinführenden Seitentäler der Großen Kokel mit einer kaum widerstehbaren Gewalt angezogen.

Fürwahr, das Gelände, das ihm zu Füßen liegt, wenn er über die „Breite" schreitet, scheint buchstäblich dazu angelegt, Blick und Wunsch und Gedanken in diese Richtung zu kehren. Ist es da ein Wunder, daß er sich gerne der Täuschung ergibt, die ferne Gebirgswelt geradezu mit Händen greifen zu können? Daß überhaupt etwas sonderbar Abgewandtes, in die Ferne Gekehrtes und nur dort Beheimatetes seiner Seele anhaftet? Ja, daß auf ihrem Grunde ein echt romantisches Gemüt sein wahrhaft verträumtes, dicht versponnenes, vielfach gehemmtes Dasein führt?

Natürlich ist es unzulänglich, den Wesensgehalt der Schäßburger Landschaft von diesem einen Berg aus bestimmen zu wollen. Eine zentrale Position nimmt er aber sicherlich in ihr ein, eine Position, von der aus sich die Struktur dieser Landschaft sowohl ihrem geographischen Bild als ihrer geistigen Haltung nach mühelos aufrollen läßt. Vieles müßte freilich noch genannt werden, um diese Vision vor den verworrenen Tatsachen der Wirklichkeit, der Unmenge an widerspruchsvollen Eindrücken in überzeugender Weise zu rechtfertigen. Im Norden der Stadt z. B. müßte auf die Höhenzüge am rechten Ufer des Flusses hingewiesen werden, die selbst alle die Tendenz haben, die Leistung der „Breite" an dieser Stelle zu wiederholen, ohne sie freilich auch nur im entferntesten zu erreichen. Im Süden dürfte man auf das halbe Dutzend jener Täler und Tälchen nicht vergessen, die, parallel streichend zum Schaaser Tal, genau wie dieses Durchstiche nach Süden vornehmen oder doch vorbereiten. Im Osten aber müßte zur Stützung

unserer These die Nachbarschaft des holzreichen Szeklerlandes, der harzigen Hargitta angerufen werden, die sogar von jener Seite den Wunsch der Schäßburger Landschaft erfüllt, ein Vorland blauer Gebirgsfernen zu sein. Wer kann allen Fingerzeigen schließlich nachgehen? Es muß genügen, die großen Tafeln an den Kreuzwegen der Natur ihrem Sinne nach gedeutet zu haben.

Vielleicht ist es aber trotzdem möglich, auf den inneren Gegensatz zwischen den beiden sächsischen Gebieten an der Großen Kokel jetzt schon hinzuweisen. Nirgend läßt sich im Mediascher Gelände ein entscheidender Durchbruch der Blicke und der Herzen nach Süden aufzeigen. Ansätze dazu gewiß. Doch haben diese nichtmehr als korrektiven Charakter. Sie bewahren den Mediascher davor, allzu einseitig zu werden. Seine Hauptkräfte aber erscheinen zweifellos ins offene, verkehrsreiche Tal gebannt, ins Tal, das von Osten nach Westen streicht. In ihm bleiben sie gewissermaßen gefangen, in ihm erschöpfen sie sich nur allzuleicht. Andererseits erfährt gerade dieses Tal, längs des ganzen Kokelflusses, nirgend eine drohendere Abschnürung und Abriegelung als bei Schäßburg. Man sieht: ein grundsätzlich Entgegengesetztes hat hier wie dort am Bilde der Erde geschaffen. Wer kann da noch länger die Frage zurückstellen, ob denn nicht auch das Bild des Menschen hier wie dort in verschiedener Weise von ihm gestaltet worden sei?

Dabei wollen wir uns rasch noch einmal des Schemas der Mediascher Landschaft erinnern. Auf seiner West-Ost-Achse fanden wir jene geistigen Werte aufgetragen, die mehr-minder allen West-Ost-Beziehungen Siebenbürgens entsprechen dürften. Sicherlich gelten sie mit demselben Recht auch für den angrenzenden Schäßburger Raum. Das sind alle jene Werte, die sich in erster Linie herleiten lassen aus der Erscheinung des Verkehres an sich. Ich nannte sie die verstandbedingten und versuchte mir aus ihrer deutlichen Überlegenheit im dortigen Kräfteverhältnis das stark betonte Rationale, zu äußerer Betriebsamkeit neigende Wesen des Mediaschers zu erklären. Diese Achse nun, finde ich, ist in der Ellipse der Schäßburger Seele genau so kurz bemessen wie in jener der Schäßburger Landschaft.

Durch Schäßburg strömt ohne Frage mindestens derselbe Verkehr wie durch Mediasch und doch ist das Stadtbild davon kaum berührt worden. Während die Mediascher dem sogenannten Geist des Fortschritts leichtsinnig verfallen beispielsweise ihre mittelalterlichen Tortürme und Stadtbefestigungen, wo sie dem wachsenden Verkehre im Wege standen, ohne

Bedenken schleiften (ja sogar dort, wo das nicht der Fall war), hat Schäßburg, das siebenbürgische Nürnberg, sein altertümliches Aussehen bis auf den heutigen Tag wie selbstverständlich erhalten, ja liebevoll gepflegt. Wer heute, im Auto etwa, die Stadt durchkreuzt, ist gezwungen, durch schmale, enge Gassen, über (auffallend an die Arche Noahs erinnernde) gedeckte Holzbrücken Umwege zu fahren, bis er aus ihr auf der andern Seite wieder hinausfindet.

Aber nicht nur die Autos, auch die heranbrausenden Expreßzüge verlieren ihren Schwung, sobald sie sich dem Weichbilde dieser Stadt nähern. Denn die scharfen Kurven, die sie in dem engen, gewundenen Tal ziehen müssen, zwingen sie dazu, kurz vorher abzustoppen. In langsamer Fahrt drücken sie sich dann um die steile Lehne der „Villa Franka" herum, bis sie endlich ins offene Tal jenseits der Stadt gelangt, ihren gebändigten Energien wieder freien Lauf lassen können. Ganz anders in Mediasch. Mit ohrenbetäubendem Gebraus stürmen sie dort am kleinen, erschreckt zusehenden Bahnhof vorbei, singendes Hämmern der Schienen, lautes Knattern der Weichen kündet sie an und läuft hinter ihnen her. Und selbst Züge, die dort zu halten pflegen, fahren weitaus dramatischer ein als in Schäßburg, ziehen im letzten Augenblick ihre quietschenden Bremsen an. Wenn in den ersten Jahrzehnten nach dem Bau dieser Eisenbahnlinie die Schäßburger ihre Mediascher Vettern verächtlich „Perronjer" spotteten und es wirklich wahr gewesen sein sollte, daß die Mediascher jener Zeit ihre Mußestunden auf dem Bahnsteig zubrachten, die technischen Wunder der Neuzeit anzustaunen, und die Schäßburger nicht, so wäre damit wenigstens die Verschiedenheit der eben geschilderten Eindrücke bestätigt, vielleicht aber auch wirklich noch ein weiterer Aufschluß über die Verschiedenheit der Lebensrichtung hüben und drüben gewonnen.

Denn der Schäßburger ist — das mag schon dies Spottwort über den Mediascher indirekt verraten haben — im Grunde ein höchst konservatives Geschöpf. Unter allen Sachsen ist er sicherlich der konservativste, was schon allerhand bedeutet. Er besitzt vor allem den historischen Blick par excellence, was darin überzeugend zum Ausdruck kommt, daß ihm die geistige Führung des sächsischen Volkes seit jeher schon zufiel, sooft sich diese geistige Führung darauf beschränken mußte, aus dem Fundus der Vergangenheit zu leben. In Schäßburg entstand G. D. Teutsch's grundlegender Band der „Ge-

schichte der Siebenbürger Sachsen" (1852), in Schäßburg sammelte Josef Haltrich seine ergötzlichen „Sächsischen Märchen" (1856), sammelte Friedrich Müller seine „Siebenbürgischen Sagen" (1857). Und zu diesen drei Werken, von denen mit Fug und Recht behauptet werden darf, daß sie in einem entscheidenden Augenblick der siebenbürgischen Geschichte unserer sächsischen Geistigkeit jene charakteristische retrospektive Richtung ins Historische gegeben haben, die sie bis heutigen Tags nicht überwunden hat, traten dann in den 80er Jahren noch die historischen Dichtungen Michael Alberts hinzu. Man sieht, Schäßburg hat sich mit einer Gründlichkeit der literarischen Verarbeitung der sächsischen Vergangenheit unterzogen, die bewunderswert ist. Niemand hatte es dazu gezwungen oder auch nur beauftragt. Nein, im freiwilligen, großzügigen Schaffen dieser Männer, deren fruchtbares In-einander-arbeiten niemand auf einen Zufall zurückführen kann, hat sich unzweideutig die Seele dieser Stadt zu erkennen gegeben. In ihr hatte sich ein Teil der sächsischen Gesamtseele so weit gesteigert und verdichtet, daß er kristallreif werden und für alle Augen sichtbar in Erscheinung treten konnte: die Historie. Und niemand wird die große Bedeutung und die vielseitigen Impulse leugnen können, die unser gesamtes geistiges Leben, ja unser nationaler Bestand ihr schulden. Dank dafür dem genius loci von Schäßburg! Aber da ich wohl weiß, daß dieser Kobold manchen Spaß versteht, sei mir vergönnt und verziehen auszurufen: Verdammt und zugenäht! er ist nicht wenig daran schuld, daß wir unsere 800 Jahre so schwer auf dem Buckel tragen. Denn mit seinem rechten Auge erforscht er wie behext die Spinneweben der Geschichte und möchte uns am liebsten alle bei lebendigem Leibe schon in Museumsgegenstände verwandelt sehen — mag er sich auch mit dem linken über all den Unfug zwinkernd noch so lustig machen.

Es ist logisch und einleuchtend, daß diese so selbstverständlich und treu am Alten hängende Stadt sich zu einer Epoche geistig am höchsten entfalten mußte, als der Kurswert des Alten auf dem europäischen Markt überall und allgemein hochstieg. Das geschah zur Zeit der Romantik. Sie traf in Siebenbürgen natürlich mit der üblichen Verspätung ein. Trotzdem handelt es sich um grundsätzlich „gleichzeitige" geistige Erscheinungen, mögen in Deutschland die Grimm, Görres, Lachmann auch Jahrzehnte vor unsern Teutsch, Müller, Haltrich, gelebt und gewirkt haben. Hätte Schäßburg zu dieser Zeit nicht nur

Sammler und Gelehrte, sondern auch Maler gehabt (die es damals in Wirklichkeit noch fast nicht gab in Siebenbürgen), sie hätten die Landschaft seiner „Breite" gemalt wie Ludwig Richter seine romantischen Waldbilder, sie hätten die mythische Welt der siebenbürgischen Märchen und Sagen farbig erstehen lassen wie Moritz von Schwind die der deutschen Volksmärchen und Sagen, sie hätten das kleinbürgerliche Leben innerhalb der schartigen Stadtmauern voll idyllenhafter Geruhsamkeit etwa wie Karl Spitzweg geschildert. Übrigens habe ich mich des Eindruckes nie ganz erwehren können, als spuke erstrecht und selbst heute noch manchmal ein recht farbenfroher, humorvoller, so recht Spitzwegischer Geist durch die krummen und buckligen Gäßchen der Bergstadt, so lustig sind oft die niedrigen, windschiefen Häuschen gestrichen, von denen man den Fremden gerne erzählt, daß ihre kreuz und quer ineinander geschobenen Besitzverhältnisse die Bewohner an mehreren Stellen zwingen, ihre Notdurft straßüber zu verrichten.

Und da wir schon dabei sind, Schäßburg mit Hilfe von Namen zu definieren, die mit ihm in keinem direkten Zusammenhang stehen, so mag noch einer wenigstens genannt werden, mit dessen allüberall bekanntem Schlüssel vielleicht auch für gänzlich Fremde das Wesen dieser kleinen siebenbürgischen Stadt erschlossen werden kann: Wilhelm Busch. Denn der genius loci Schäßburgs — wir können es nicht genug wiederholen — ist und bleibt neben all seiner verträumten Romantik, seinem Lautenspiel straßauf straßab, ein richtiger Schalk und hat es faustdick hinter den Ohren. Wäre unter den zahllosen Stammtischoriginalen dieser Stadt bloß ein einziger auch Künstler gewesen, er hätte vermutlich das Werk Busch's irgendwie versiebenbürgert. So aber bewahrte sie niemand davor, dem Gesetze der Trägheit gemäß lokaler und lokaler, derber und derber zu werden, bis schließlich heute der „Schäßburger Gruß" als saftigste Umschreibungsformel einer gewissen unaussprechbaren Beleidigung weithin hohes Ansehen genießt.

So. Und ziehen wir nun unter alles, was uns bis jetzt für Schäßburg bezeichnend erschien, einmal bitte einen Strich! Addieren wir zur Romantik seiner Landschaft die Romantik seiner hervorragendsten Geister, zu seiner konservativen Lebenshaltung seinen ausgeprägten Geschmack für das Historische überhaupt, zu seiner michelhaften Derbheit seinen natürlichen, frischen Humor und versuchen wir alle diese Additionspaare erstrecht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen,

so werden wir gestehen müssen: sie sind durchwegs gemütbedingt. Sie sind Erscheinungsformen einer auffallend gemütvollen Anlage seiner Menschen. Oder ist Romantik, welcher Art auch immer, vorstellbar ohne Überbetonung der Gefühlswelt? Gibt es einen echten Konservatismus, der nicht gemütbeschwert wäre? Urwüchsigen Humor, der nicht einem fröhlichen Herze entspränge?

Dabei haben wir jenen Hang im Menschen, der seinen Gemütsreichtum am klarsten und sichersten zu verraten pflegt, in dieser Zeichnung des Schäßburgers noch überhaupt nicht beachtet: den Hang zur Musik. Tun wir aber auch das, so sehen wir uns vor die geradezu absurde Tatsache gestellt, daß hier ca. 6000 Deutsche innerhalb eines Gemeinwesens drei verschiedene Musikvereine mit je einem vollkommen ausgebauten gemischten Chor, je einem Orchester und je einem Berufsmusiker als Dirigenten brauchen, um sich musikalisch auszutoben. Aber Schäßburg hat auch schon sechs und sieben Berufsmusiker gelegentlich ernährt. Man buche davon der deutschen Vereinsmeierei mit ihren lächerlichen Spaltungen zur Last so viel man wolle, ein Rest wird bleiben, der ohne starke, ja elementare Musikfreudigkeit und Musikbegeisterung schlechterdings unerklärlich ist.

Besonders aber gewinnt dieser Rest an symptomatischer Bedeutung bei einem Vergleiche mit Mediasch. Unmöglich kann sich dessen seit jeher kümmerliches Musikleben diesem irgendwie an die Seite stellen. Eine grundsätzlich verschiedene Lebenshaltung und Lebensanschauung bewahrt es, trotz aller räumlichen Nähe und trotz des gemeinsamen Volksrahmens, offenbar davor.

Damit sind wir zum Ausgangspunkt dieser Gedanken zurückgekehrt. Von Anfang an wurde hier die nahe Verwandtschaft der beiden Kokellandschaften zugegeben. Aber die Einschränkung mußte gemacht werden: sie gleichen sich wie Schwestern, deren Gestalt und Wesen sich mit zunehmender Reife verselbständigt. Es ist keine Frage, dieselben Kraftquellen standen an ihrer Wiege. Aber das Verhältnis, in dem sich diese Kraftquellen einander gegenüber behaupteten und mit einander verschmolzen, ist hier wie dort ein verschiedenes.

Ich habe mir die Wirksamkeit dieser Kraftquellen im Bilde je eines durch die beiden Landschaften gelegten Kreuzes vorzustellen versucht. Ihr polares Wirken gegen einander, ihr Verschmelzen im Brennpunkte des Lebens mit einander schien mir so sich am einfachsten plastisch darzustellen. So entstand als Schema der Mediascher Landschaft ein

Kreuz, dessen Hauptarm das Kokeltal entlang von Osten nach Westen zu zeichnen wäre, dessen Querarm kurz ist und senkrecht darauf steht. Als Schema der Schäßburger Landschaft hingegen ein Kreuz, dessen Maße umgekehrt abzustecken wären d. h. dessen Antlitz statt nach Westen nach Süden blickt. In beiden Fällen würde die Länge der West-Ost-Linien das Maß der mehr verstandbedingten, der rationalen, der diesseitigen Kräfte, die Länge der Nord-Süd-Linien, das Maß der mehr gemütbedingten, der irrationalen, der jenseitigen Kräfte, der beiden Landschaften sowohl wie ihrer Bewohner, zur Darstellung bringen. Und kurz, ich fand, je länger ich an diesem Bilde wob und es auf seine Anwendbarkeit selbst in den geringsten Lebensäußerungen der beiden Landstriche prüfte, daß Mediasch — in der Sprache dieses Schemas ausgedrückt — im selben Verhältnis west-östliche Überlegenheit über Schäßburg besitzt wie dieses nord-südliche über Mediasch.

Um aber dies allzu abstrakte Begriffsschema am Ende in einen ganz großen Zusammenhang und in einen farbigen historischen Hintergrund zu rücken: man stelle sich vor, die leuchtende Wand im Süden der Schäßburger Landschaft, von der hier öfters die Rede war, seien nicht die Karpathen, sondern die Alpen, die liebliche, verschnörkelte, wenn auch etwas hausbackene Romantik, die uns aus allen Dingen hier entgegentritt, sei plötzlich mitten hinein in das gewaltige, bunte Spektrum Süddeutschlands gestellt, dieses urtümlichen, originellen, humorvollen, konservativen, barocken Süddeutschland, dieses Süddeutschland, durch das die endlosen Züge der Stauffer nach Italien führten, auf dessen Wegen später die Romantiker des Geistes und der Kunst einherwandelten, so begreifen Sie vielleicht, was ich unter dem Nord-Süd-Blick einer Landschaft und ihrer Menschen verstehe.

Etwas ganz Anderes ist es um west-ost-gelagerte Landschaften, wie die Mediascher. Analogien großen und größten Maßstabes lassen sich auch dafür die Fülle finden. In unserem Zusammenhange und als Gegensatz zur Italiensehnsucht der deutschen Romantik sei wenigstens eine einzige flüchtig erwähnt: die Kolonisation des deutschen Ostens im letzten Jahrtausend d. h. die erfolgreichste politische Tat des deutschen Volkes überhaupt, ist ganz klar im Geiste einer west-ost-gelagerten Landschaft erfolgt.

Scheinen sich nicht wirklich die großen Gesetze des Weltalls bis in die kleinsten Kristalle hinein zu wiederholen?

Nacht

Von Heinrich Zillich

Die Nacht kommt still in unsre Stadt herein
Sie dreht vor sich die Straßenlampen an,
als fürchte sie des eignen Dunkels Bann
und wird nur tiefer durch den fremden Schein.

Denn keine Nacht ist ohne Glanz vollendet,
noch keine Nacht war völlig ohne Licht.
Und ists ein Schimmer bloß, der sich ihr spendet,
am Gegensatz erfüllt sich ihr Gewicht —
und ihre Weite, wenn der Himmel sich verschwendet
mit Sternenwelten in ihr stumm Gesicht.

Die Sammlungen des Baron Brukenthalischen Museums

Von Dr. Rudolf Spek

Viele Siebenbürger haben keine Ahnung von dem Reichtum der Brukenthalischen Sammlungen in Hermannstadt. Ihrer Aufklärung dient der folgende Aufsatz. Die Schriftleitung

Es ist kaum anzunehmen, daß allzuviele auch von unserer sogenannten gebildeten Schicht darüber Bescheid wissen, was wir als Volk in den Baron Brukenthalischen Sammlungen besitzen. Wohl wird das Museum und sein Stifter bei festlicher oder weniger festlicher Gelegenheit in mancher Rede rühmend erwähnt, aber darüber hinaus weiß man wenig von dem Baron Brukenthalischen Museum und noch weniger von seiner Arbeit, die es im Rahmen unseres Volkes leistet. Denn wüßte man mehr davon, spräche man weniger von „brachliegenden Werten", die „nutzbar" gemacht werden müßten.

Bei einer solchen Sachlage ist es daher angezeigt, einmal in einer zusammenfassenden Darstellung einen Überblick über die im Baron Brukenthalischen Museum vereinigten Sammlungen zu vermitteln.

Das Museum ist hervorgegangen aus der Stiftung Samuel von Brukenthals (1721—1803), der testamentarisch verfügt hatte, daß seine Sammlungen nach seinem Tode nicht nur der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, sondern auch, daß diese nach dem Aussterben seiner

Familie im Mannesstamm geschlossen in den Besitz und die Verwaltung des evangelischen Gymnasiums und damit der evangelischen Kirchengemeinde von Hermannstadt übergehen sollten. Durch diese Stiftung, die die Größe und Einzigartigkeit dieses Mannes kennzeichnet, ist aus seinen Privatsammlungen erst ein Museum im Sinne unserer Zeit geworden, das auch rechtlich nicht mehr einem Einzelnen, sondern der Gesamtheit seines Volkes gehören sollte.

Die ursprüngliche Stiftung Samuel von Brukenthals wurde im Jahre 1867 durch Josef Baron von Brukenthal noch dahingehend erweitert, daß bei Aussterben der Famile im Mannesstamm auch das Palais in Hermannstadt, in dem die Sammlungen untergebracht waren, in die Schenkung miteinbezogen werden solle. Im Jahre 1872 starb der letzte männliche Sproß der erbberechtigten Linie der Familie, Hermann Baron von Brukenthal, womit der testamentarisch vorgesehene Fall eintrat und das Museum, nachdem das Testament vergeblich von einer Seitenlinie der Familie angefochten worden war, in den Besitz und die Verwaltung der evangelischen Kirchengemeinde von Hermannstadt überging.

Durch einen systematischen Ausbau der ursprünglichen Sammlungen gliedert sich das Museum gegenwärtig in neun Abteilungen.

Für unser wissenschaftliches und geistiges Leben am wichtigsten ist die Bibliothek, die heute über 120.000 Bände zählt und den Bedürfnissen unseres wissenschaftlichen Lebens entsprechend ständig erweitert wird. Die Bibliothek umfaßt in jenen Beständen, die auf Samuel Baron von Brukenthal zurückgehen, eine Sammlung aller bedeutenden Werke des 18. Jahrhunderts in seltener Vollständigkeit, die in ihren kostbaren Ledereinbänden einen besonderen Schatz der Büchersammlung bilden und gleichzeitig ein Bild davon vermitteln, wie eifrig Brukenthal den geistigen Strömungen und Bewegungen seiner Zeit nachgegangen ist. Durch die Vereinigung dieser Sammlung Brukenthals mit der alten Hermannstädter Gymnasialbibliothek, durch die u. a. auch 270 Inkunabeln mit 320 Bänden, darunter als ältestes datiertes Werk ein Kommentar des Thomas von Aquino über das vierte Buch von Petrus Lombardus aus dem Jahre 1469 in die Bibliothek aufgenommen wurden, durch Schenkungen und Ankäufe von Privatbibliotheken (Felmer, Rannicher, Baron Friedenfels, Ludwig Reissenberger, G. D. Teutsch, Adolf Schullerus u. v. a.) und durch die systematische fortlaufende Vermehrung ist die Bibliothek zu ihrem heutigen Umfang

angewachsen und bildet dergestalt neben der Bibliothek der rumänischen Akademie in Bukarest und den Bibliotheken der Landesuniversitäten eine der größten und reichsten wissenschaftlichen Büchersammlungen Rumäniens.

Die Bibliothek liefert nicht nur unserer Wissenschaft das notwendige Handwerkzeug, sondern kann auch aus den großen Bibliotheken des Westens jederzeit wissenschaftliche Werke vermitteln, die in der eigenen Büchersammlung oder in den Landesbibliotheken nicht zu finden sind; außerdem erteilt die Bibliothek wissenschaftliche Auskünfte und zahlreich sind die Stellen des In- und Auslandes, die sich in solchen Fragen bereits mit Erfolg an die Baron Brukenthalische Bibliothek gewendet haben. Die Arbeit, die gerade auf diesem Gebiet geleistet wird, ist eine besonders verantwortungsvolle, wenn die große Öffentlichkeit auch von dieser im Stillen wirkenden Tätigkeit wenig weiß.

Im engen Zusammenhang mit der Bibliothek stand ursprünglich die Handschriftensammlung, die in ihren Anfängen auch auf Baron Brukenthal zurückgeht, sich später aber durch Schenkungen und Neuerwerbungen mehrerer Privatsammlungen und einzelner Handschriften sowie durch die Aufnahme der Kapitelsarchive und der außerordentlich wertvollen Codices der Gymnasialbibliothek immer mehr vergrößerte, so daß diese Sammlung heute eine besondere Abteilung des Baron Brukenthalischen Museums bildet. Ihrem Charakter entsprechend wird in der Handschriftenabteilung neben archivalischer im eigentlichen Sinn wissenschaftliche Forschungsarbeit geleistet.

Zu den wertvollsten Beständen der Handschriftenabteilung gehört ein Breviarium, das sogenannte Breviarium Brukenthal, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, eine Handschrift auf feinem Pergament in gotischer Minuskel mit einer besonders reichen Verzierung von Miniaturen und Vollbildern, die das Alltagsleben oder biblische Stoffe behandeln; ein Antiphonarium aus dem 15. Jahrhundert in Großfolio, das ursprünglich dem Kronstädter Gymnasium gehört hatte und von dessen Rektor Johannes Roth im Jahre 1782 Baron Brukenthal geschenkt worden war; der Kodex Altenberger mit einer Sammlung deutscher Land- und Stadtrechte aus dem 14. Jahrhundert, die am Ende des 15. Jahrhunderts vom damaligen Königsrichter und Bürgermeister von Hermannstadt Thomas Altenberger als Hilfsrechtsquelle, da damals das Eigenrecht der Siebenbürger Sachsen noch nicht geschaffen war, nach Hermannstadt gebracht worden war. Der älteste

Pergament-Codex — die Moralia Papst Gregor I. — stammt den Schriftzügen nach aus dem 12. Jahrhundert, und die älteste Papierhandschrift — Summa de trinitate — aus dem Jahre 1398. Unter den Urkunden ist die von Andreas II. 1223 ausgestellte Urkunde betreffend die Schenkung Michelsbergs das älteste Originaldokument in sächsischen Archiven.

An der Spitze der eigentlich musealen Abteilungen steht die Gemäldegalerie mit rund 1400 Bildern, diejenige Abteilung, die wohl am bekanntesten ist. Die Bilder der Gemäldegalerie lassen sich deutlich in zwei Gruppen teilen. Die eine bildet die Sammlung von Kunstwerken der österreichischen und oberdeutschen Malerei des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts, deren Meister in ihrer Zeit einen bedeutenden Namen besaßen, heute aber als zweit- und drittrangige Größen erkannt sind und nur mehr dem Kenner und Kunsthistoriker etwas zu sagen vermögen. Für die kunstgeschichtliche Forschung ist es indeß wichtig, daß von einzelnen dieser Maler (Max Josef Schinnagel, Philipp Ferdinand von Hamilton u. a.) eine ganze Reihe von Bildern in der Gemäldegalerie des Baron Brukenthalischen Museums vereinigt ist, so daß diese Forschung an der Galerie nicht vorübergehen kann, wenn sie nicht stark lückenhaft bleiben will. Neben diesen Bildern, mit deren Sammlung Brukenthal der Kunstentfaltung seiner Zeit gefolgt war, stehen die holländischen und vlämischen Gemälde des 17. Jahrhunderts und einige kostbare Stücke der altniederländischen Malerei. Diese Bilder geben der Galerie ihre eigene Bedeutung und ihren besonderen Wert. An erster Stelle ist hier das Bildnis eines Unbekannten mit der blauen Sendelbinde von der Hand Jan van Eycks zu nennen, das der Galerie internationalen Ruf erworben hat. Dasselbe gilt von den beiden Bildern Hans Memlings, „Lesender Mann“ und „Betende Frau“. Zu den Höhepunkten der holländischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts führen die beiden Wiederholungen der Wiener Bilder des Bauern-Brueghel von der Hand des Höllen-Brueghel „Der bethlemitische Kindermord“ und „Unterhaltung der Bauern im Winter“, die Landschaften des Sami-Brueghel, des Antwerpener Meisters Jodocus de Momper, die beiden Wouvermann, die ausgezeichnete Landschaft Philips de Koninck. Besonders hervorgehoben verdienen daneben noch die Gemälde von David Teniers d. Ä. und J., „Der Sommer“ von Jakob Jordaens, „Die Dirne und Kupplerin“ von Bronkhorst, die Bilder von Pseudo van der Venne,

Adriaen van der Venne, Mieris, de Heem, Melchior d'Hondecoeter, Harmen Franß Hals. Neben diesen Bildern treten die übrigen Gemälde alter Meister anderer Schulen zurück. Trotzdem muß auf die guten Stücke der altdeutschen Malerei, einen Cranach und einen Amberger, sowie auf einige gute Italiener wie auf die „Kreuzigung" Antonello da Messinas, auf den „Heiligen Hieronymus" von Lorenzo Lotto und auf die „Verlobung der heiligen Katharina" von Tizian besonders hingewiesen werden.

Es will nicht die Aufgabe dieses einführenden Aufsatzes sein, von kritisch-kunsthistorischem Standpunkt zu den Bildern der Gemäldegalerie des Baron Brukenthalischen Museums Stellung zu nehmen. Es soll nur auf den Reichtum dieser Galerie hingewiesen werden, dessen Eindruck noch durch die Tatsache gesteigert wird, daß diese Sammlung die Schöpfung einer einzigen Persönlichkeit ist.

Eine eigene Gruppe bilden die Gemälde älterer siebenbürgisch-sächsischer Maler, von der die Bilder von Johann Martin Stock zu erwähnen sind. Erweitert wurde diese Sammlung später durch eine Abteilung für moderne siebenbürgisch-sächsische Malerei, die nach Maßgabe der vorhandenen Mittel auch gegenwärtig durch Ankäufe ständig vermehrt wird.

Ergänzt wird die Gemäldegalerie durch eine kleinere Kupferstichsammlung, die hauptsächlich aus Werken des 16. und 18. Jahrhunderts besteht und noch auf eine kritische Aufarbeitung wartet.

So wie die Gemäldegalerie und die Kupferstichsammlung geht auch die Münzen- und Medaillensammlung direkt auf Baron Brukenthal zurück und ist nach seinem Tode nur unwesentlich vermehrt worden. Bei dieser Sammlung sind neben den römischen und altungarischen Münzen die auf die siebenbürgische Geschichte bezüglichen Münzen und Medaillen in erster Linie zu nennen. Die große Zahl münzgeschichtlicher Werke in der Bibliothek beweist, daß dieser Sammeltätigkeit Baron Brukenthals auch ein tiefgehendes wissenschaftliches Interesse zugrunde lag.

Sind die Bildergalerie, die Bibliothek und die Münzensammlung eine eigentliche Schöpfung Baron von Brukenthals, so ist die archäologische Sammlung nur in ihren Grundlagen von dem Stifter des Museums angelegt worden. Immerhin gehören die berühmte Marmorstatue der dreigestaltigen Hekate, mehrere Mythräen und andere Steinskulpturen zu diesen Anfängen. Die systematische Erweiteung und Er-

gänzung dieser Sammlung, die heute eine prähistorische und eigentlich archäologische Abteilung umfaßt, fällt aber in eine spätere Zeit. Bedeutsam ist die prähistorische Sammlung, deren Reichtum an interessantem Material vor zwei Jahren gelegentlich des Besuches der Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker besonders anerkannt wurde.

Ein Spiegelbild des eigenen Volkes vermitteln schließlich die im Jahre 1927 neuaufgestellten und im Jahre 1928 eröffneten kulturgeschichtlichen Abteilungen des Baron Brukenthalischen Museums; die sogenannte volkskundliche Abteilung und die Sammlung kirchlicher Altertümer, die durch die Sammlung sächsischer Goldschmiedearbeiten ergänzt wird.

Es ist wohl ein einzigartiger Besitz, den das Baron Brukenthalische Museum darstellt. Ein solcher Besitz verpflichtet. Vor Vergangenheit und Zukunft. Sind wir uns dieser Verpflichtung bewußt? Ich wage keine Antwort.

Metaphysik und Erkenntnis

Von Alfred Pomarius

Zur Kennzeichnung des Denkens in der modernen Philosophie wird oft das Wort von der „Auferstehung der Metaphysik" gebraucht. Mit Recht, denn tatsächlich wagt die Philosophie von Heute wieder, was lange Zeit in Philosophenkreisen fast verpönt war, nämlich Metaphysik zu sein. Die Folge davon ist, daß auch dem philosophisch Außenstehenden die Worte „Metaphysik" und „metaphysisch" in der Buch- und Zeitschriftenliteratur immer häufiger begegnen, ohne daß dabei ihr Sinn immer klar zu Tage läge. Sie kommen damit in die Gefahr, zu bloßen Schlagworten herabzusinken. Ganz läßt sich diese Gefahr nicht abwenden. Aber sie mahnt, wie in jedem anderen Falle so auch hier daran, sich immer wieder mit dem Sinn jener Worte auseinanderzusetzen, um so das lebendige Verhältnis zu ihrem Bedeutungszentrum so lange als möglich zu wahren.

Metaphysik ist das wahre Kernstück aller Philosophie, ja Philosophie ist im strengen Verstande in allererster Linie Metaphysik. Allen übrigen Disziplinen, in die herkömmlicher Weise das Gebiet der Philosophie eingeteilt wird, wie Logik, Ethik, Ästhetik usw. kann streng

genommen nur der Charakter der philosophischen Propädeutik, also der Vorbereitung für die Metaphysik, zugesprochen werden. Diese erst ist die wahre „Königin der Wissenschaften".

Metaphysik handelt dem sachlichen Inhalte nach von dem, was die Dinge sind. Deshalb nannte man sie früher auch Ontologie oder Seinslehre. Man könnte sie, dem moderneren Sprachgebrauch angepaßt, auch Wesenslehre nennen. Denn was die Dinge sind, ist ihr Wesen. Metaphysik ist also Erkenntnis. Und zwar Erkenntnis eines höchsten Ranges; denn man nennt Erkenntnis dann metaphysisch, wenn sie sich aus der Berührung mit den letzten Weltgründen heraus sprechen fühlt. Nur eine solche allertiefste Verankerung vermag den Anspruch zu verleihen, über das zu sprechen, was die Dinge sind.

Hier ist der Punkt, wo vor 150 Jahren die Zweifel der neueren Philosophie an dem Wahrheitswerte der Metaphysik begannen, als Kant die Lehre von der Unerkennbarkeit des „Dinges an sich" konzipierte, die gleichbedeutend ist mit der Lehre von der Unerkennbarkeit des „An-sich der Dinge" oder des Wesens der Dinge. Sie schließt selbstverständlich in sich die Verneinung der Metaphysik als Erkenntnis vom Wesen der Dinge. Das aber, was sich bisher für Metaphysik gehalten hatte, wurde als subjektiver, wenn auch notwendiger „Schein" der Vernunft, als Selbsttäuschung der Vernunft klassifiziert. Die Metaphysik, so lehrte Kant, sei zum größten Teil notwendig dem Irrtum ausgesetzte Spekulation, weil sie die Grenzen der menschlichen Vernunft überflöge.

Aus dem großen, aber heilsamen Dilemma, in das die Philosophie durch diese Lehren gestürzt wird, befreit am ersten die Frage, was denn das für eine Erkenntnisart sei, die die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens abzustecken in der Lage ist. Es läßt sich leicht einsehen, daß diese Erkenntnisart eben die verpönte Metaphysik selbst ist. Denn die Grenzen des Erkennens lassen sich nicht feststellen, ohne Letztgültiges gerade über das Wesen des Erkennens auszusagen. Damit aber begibt man sich auf metaphysisches Gebiet und die Metaphysik, die ausgeschlossen werden sollte, bleibt, unerkannt vielleicht, doch am Werke.

Damit ist aber das in Kants Lehre stehende methodische Problem noch nicht erledigt. Denn es fragt sich nun auch, was denn Kant selbst glaubte für eine Erkenntnisart verwendet zu haben, um zu seinen Wahrheiten zu kommen. Er sagte aus, sie auf ausschließlich

wissenschaftlichem Wege erreicht zu haben. Seine kritische Philosophie war eine betont wissenschaftlich eingestellte Philosophie, die er der dogmatischen oder metaphysisch eingestellten Philosophie entgegensetzte. Diese Unterscheidung von wissenschaftlicher und metaphysischer Haltung im philosophischen Denken, die für Methode und Leben seiner Philosophie grundlegend war, ist von schicksalhafter Bedeutung auch für alle nachkantische Philosophie geblieben. Und auch wir Heutigen können den Sinn, den das Wort „Metaphysik" besonders in seiner allereigensten Domäne, der Philosophie allein haben kann, vielleicht am besten erkennen an der Vergegenwärtigung des Unterschiedes zwischen Metaphysik und Wissenschaft.

Um die Rolle des metaphysischen Denkens in der allgemeinen Erkenntnissphäre ermessen zu können, ist es am zweckmäßigsten zu unterscheiden zwischen einer Metaphysik im weiteren Sinne, bei der die metaphysische Haltung, also der Anspruch, letztgültige Wesensaussagen zu machen, mehr naiv und unbewußt bleibt, und eine solche im engern Sinne, die jenen Anspruch mit voller Bewußtheit geltend macht. Diese letztere erst ist im markanten Sinne Philosophie. Daß man aber genötigt ist, doch auch jenen weiteren Begriff von Metaphysik zu bilden, zeigt die Überlegung, daß ja jede Erkenntnisaussage irgendwie eine solche über das Sein der Dinge ist, was sich schon im logischen Schema des assertorischen Urteils verrät: A ist B. Dies „ist" deutet symbolisch an, daß in jedem Urteil ein Körnchen Metaphysik steckt, was sich weiterhin auch im Wahrheitsbewußtsein verrät, das jedes Urteil zu begleiten pflegt. Denn Wahrheitsbewußtsein ist gleichbedeutend einem Aufblitzen des Verbundenheitsgefühles mit dem Weltgrund. Metaphysik in diesem weitern Sinne hat jedenfalls die Funktion eines Urphänomens in der allgemeinen Erkenntnissphäre; sie ist die Mutter aller Erkenntnis. Für sie ist das Bild, das man sich gewöhnlich von dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Metaphysik macht, daß nämlich Metaphysik die Spitze der Wissenschaftspyramide sei, umzukehren: sie ist vielmehr die Basis dieser Pyramide. Alle Wissenschaft ruht in gewissem Sinne auf Metaphysik. Dies wird offenbar, wenn man bedenkt, daß alle exakten Wissenschaftsdisziplinen auf letzten Grundprinzipien aufgebaut sind, die entweder in Form von Grundbegriffen, Axiomen, Gesetzen 2c. formuliert sind, oder den Charakter von zwar unausgesprochenen, aber formulierbaren Voraussetzungen haben; alle diese Prinzipien sind, wie die Philosophie erkannt hat,

metaphysischen Charakters. (Dieses Verhältnis eines logischen oder vorlogischen Genesis zwischen Metaphysik und Wissenschaft wird noch durchsichtiger bei denjenigen Sätzen und Begriffen der exakten Wissenschaften, die auch historisch ihre Herkunft aus der engeren philosophischen Metaphysik herleiten.) Das Kennzeichen des metaphysischen Charakters dieser Sätze ist ihre Stellung als selbst unbeweisbare Prinzipien des beweisenden wissenschaftlichen Verfahrens. Sie sind die irrationalen Grundlagen des rationalen Funktionierens der reinen wissenschaftlichen Haltung. Hier läßt sich ein erster Unterschied zwischen Metaphysik und Wissenschaft fassen: die Metaphysik glaubt, die Wissenschaft beweist. Und es ist in jeder Wissenschaft ebensoviel Metaphysik enthalten, als in ihr Glaube zu finden ist und umgekehrt in jeder Metaphysik soviel Wissenschaft, als beweisendes Verfahren. Ganz rein ist wohl keine dieser Haltungen in der geistigen Wirklichkeit anzutreffen, vielmehr ist Metaphysik nur dem sehr überwiegenden Teil nach glaubende und Wissenschaft ebenfalls nur dem sehr überwiegenden Teil nach beweisende Erkenntnis.

Fragt man nun nach dem sachlichen Unterschied, der diese Verschiedenheit der Art des Erkenntniserlebens begründet, so mag man ihn im Folgenden finden: Metaphysik, wie schon oft erwähnt, geht dem sachlichen Gehalt nach auf den materialen geistigen Wesenskern der Dinge, Wissenschaft aber auf die formalen Beziehungen der Dinge zueinander. Der Wesenskern der Dinge nun ist etwas irgendwie Ewiges, unabänderlich Gegebenes, an das man nur glaubend mit dem Erkennen herankommt, die formalen Bejahungen der Dinge zueinander aber sind ein unendlich verwickeltes Netzwerk, das zu entwirren nur ein geduldiges Schreiten von Punkt zu Punkt hoffen kann. Daher der statische Charakter der metaphysischen Betrachtung und ihm gegenüber der dynamische Charakter des wissenschaftlichen Verfahrens. Wissenschaft ist, wie sich hieraus ergibt, Ordnen in einem tieferen Sinne, Ordnen unter dem Gesichtspunkt des Sich in der Welt Zurechtfindenwollens, der im Grunde ein Gesichtspunkt der Nützlichkeit ist. Demgegenüber ist Metaphysik Sinnerfassen mit dem Ziel der Weltdeutung. Diese Verschiedenheit im geistigen Charakter der beiden Erkenntnisgebiete Wissenschaft und Metaphysik spricht sich in einer geradezu polaren Gegensätzlichkeit der Struktur beider Erkenntnisarten aus. Der Gesichtspunkt der praktischen Bewältigung der Welterscheinungen,

unter dem die Wissenschaft steht, hat einen inneren Aufbau zur Folge, den man als Hang zur Absolutheit in formaler Hinsicht und zur Vorläufigkeit in materialer Hinsicht charakterisieren kann.

Damit ist folgendes gemeint: Jener Gesichtspunkt verlangt nämlich von der wissenschaftlichen Erkenntnis einmal Objektivität und Allgemeingültigkeit, leichte Übertragbarkeit, leichte Reproduzierbarkeit, dann aber auch Elastizität und Wandelbarkeit, Anpassungsfähigkeit an die immer neuen Tatsachenmassen, die in den Wissenschaftsprozeß einströmen. Das Erstere wird dadurch erreicht, daß die Wissenschaft sich möglichst in der Sphäre der Anschauung und des rationalen Verstandes hält, daß sie alle ihre Setzungen logisch streng auseinander ableitet, ihre Ergebnisse in Formeln und Gleichungen niederlegt und ihre Begriffe und Operationen mit Hilfe von Fachsprachen unverrückbar stabilisiert. Durch diese Rationalisierung und Objektivierung wird die sprichwörtliche Allgemeingültigkeit des wissenschaftlichen Erkennens zwar erreicht, es ist aber offensichtlich, daß hiedurch die zweitens an dies Erkennen ergehende Forderung, die nach Elastizität und Wandelbarkeit gefährdet erscheint. Denn diese Tendenz zur formalen Absolutheit bringt etwas Starres, Totes, Mechanisiertes in den Wissenschaftsbetrieb. Die Verstandesnähe entpuppt sich in bestimmtem Sinne als Lebensferne. (Am lapidarsten kommt dies darin zum Ausdruck, daß man immer nur durch Einverleibung eines objektiv feststehenden, meist beträchtlichen Wissensquantums zum Verständnis wissenschaftlicher Sätze vordringen kann.) Gegenüber dieser Gefahr der Versteinerung wird nun die Elastizitätsforderung gerettet durch die Tendenz zur Vorläufigkeit im Materialen. Diese besteht darin, daß die Erkenntnisse der Wissenschaft immer nur für einen bestimmten, meist sehr kleinen Weltausschnitt und unter ganz bestimmten Voraussetzungen und Vorbehalten gelten und daß sie sich bewußt als relative Wahrheit geben, die so lange zu dienen hat, so lange sie einen Erscheinungskomplex befriedigend erklärt, aber grundsätzlich jederzeit durch neue Formulierungen beseitigt werden kann, wenn neue Tatsachen dies erfordern.

Im Gegensatz zu dieser Struktur läßt sich jene der Metaphysik charakterisieren als Hang zur Absolutheit in materialer und zur Vorläufigkeit in formaler Hinsicht. Sie geht immer auf das Weltganze, alle Einzelheiten des Geschehens sind ihr Symbole des Sinnes des Ganzen. Ihre Aussagen beanspruchen zum letzten Sinn des Daseins vorzudringen, letzte Wahrheiten zu vermitteln. Die

Art aber, wie diese Wahrheiten formuliert werden, also der formale Ausdruck der metaphysischen Erkenntnis ist grundsätzlich subjektiv und wandelbar. Jede methphysische Wahrheit läßt sich nicht bloß auf eine, sondern auf sehr vielfältige Weise ausdrücken. Darauf beruht es, daß sich die Sprache des Metaphysischen dem Dichterischen nähert, hier liegt auch der eigentliche Grund dafür, daß es so viele Philosophien gibt, die alle wahr sind ohne doch unnötige Wiederholungen und Abwandlungen desselben Gegenstandes zu sein. Der formalen Ausdrucksweise der Metaphysik haftet also im Vergleiche zur Wissenschaft etwas Elementares „Primitives" an. Metaphysik braucht keine Fachsprache; wo sie eine ausbildet, ist sie in demselben Maße Wissenschaft. Ihr genügt zum Ausdruck der Erkenntnisse grundsätzlich die Alltagssprache mit ihrem, in der Alltagsrede allerdings nie gehobenen, Schatz an ursprünglicher, bildhafter Symbolik; deshalb spricht auch die metaphysische Problematik unmittelbar zum Menschen und ist das Verständnis ihrer Aussagen prinzipiell nicht an das Durchlaufen eines bestimmten Wissensquantums gebunden, wie in der Wissenschaft. All diese Eigenschaften der metaphysischen Erkenntnis fließen aus ihrem Ziele der Weltdeutung. Denn um die Welt zu deuten, darf man sich nicht von außen ihr nähern, wie dies die Wissenschaft tut, sondern muß sie von innen einfühlend durchdringen, sich innerlich in sie versenken, mit ihr sich von innen her vereinigen. Und hier sind es vor allem die Kräfte des Gemütes, Gefühles und der reinen Geistessphäre, die ins Spiel treten müssen. Sie also sind es, die in der Metaphysik neben der Subjektivität des Ausdruckes den Zug zum Ganzen bestimmend ins Zentrum des Erkenntnisvorganges rücken.

Daß die beiden Sphären der wissenschaftlichen und der metaphysischen Haltung im wirklichen Erkennen niemals so reinlich geschieden sind wie in vorliegender Charakteristik, sondern sich immer mehr oder weniger durchdringen, mag hier noch einmal unterstrichen sein. Beherzigt man diese Warnung, so ist es vielleicht nicht schwer, an der Hand jener Charakteristik eine Scheidung von Recht und Unrecht in Kants kritischer Einstellung zur Metaphysik vorzunehmen, die von so einschneidender Bedeutung für das philosophische Denken gewesen ist.

Kants Erkenntnisideal ist zweifellos das wissenschaftliche gewesen, also das der formalen Absolutheit. Nachdem aber diese, wie gezeigt, vermöge einer inneren Dialektik Vorläufigkeit im Materialen der Er-

kenntnis nach sich zieht, mußte er von hier aus zu seinem Satze von der Unerkennbarkeit des „Dinges-an-sich" kommen. Dieser Satz bedeutet, mit den Kategorien obiger Feststellungen angesehen, nur, daß es eine formal absolute Erkennbarkeit des „Dinges-an-sich" nicht gebe; oder anders ausgedrückt, daß eine Vereinigung von formaler und materialer Absolutheit in der Erkenntnissphäre unvollziehbar sei. Kurz kann man dies so fassen: es gibt keine wissenschaftliche Metaphysik im engeren Sinne, als zentrales Hauptstück der Philosophie. Tatsächlich hat Kant gerade diese erstrebt und sie vorzubereiten sollte sein Hauptwerk die „Kritik der reinen Vernunft" dienen. Da er aber ein ehrlicher Denker war, ist das Fazit dieses Buches doch das gewesen, daß es eine solche Metaphysik nicht gebe und weitergehend, da ihm das Merkmal der Wissenschaftlichkeit für den Wert jeder Erkenntnis unentbehrlich schien, daß es überhaupt Metaphysik nicht gebe.

Dem werden wir gegenüberstellen, daß es doch Metaphysik gebe und daher auch Erkenntnis des „Dinges an sich". Aber diese Erkenntnis ist eben metaphysisch und daher von bloßer Vorläufigkeit im Formalen. Es giebt tatsächlich keine absolut für alle Menschen und Zeiten giltige, vollkommen objektive Formel für die letzten Wahrheiten über Welt und Dasein. Das aber bedeutet nicht, daß das Wesen der letzten Dinge unerreichbar und unfaßbar sei, sondern nur daß es sich formal nie ausschöpfen lasse! Aber ist diese Unendlichkeit des Bedeutungsgehaltes nicht eigentlich eine Selbstverständlichkeit dort, wo der Mensch sich dem Ewigen gegenüber sieht?

Wir werden also auch Kant gegenüber dieses Recht auf Metaphysik nicht aufgeben. Trotzdem wird Kant auch für alle zukünftige Philosophie eine unentbehrliche Denkschule bleiben. Vor allem deshalb, weil er aufdeckt wie viel Wissenschaft in der engeren philosophischen Metaphysik jeder späten Kultur steckt, ja besonders in der der abendländischen Neuzeit notwendig stecken muß, die ja ein ausgesprochenes Zeitalter der Wissenschaftlichkeit ist. Es ist nun einmal so, daß unser Erkenntnisideal nach der wissenschaftlichen Seite einseitig verschoben ist und wir daher, vielleicht mehr als es uns selbst bewußt wird, die Forderung nach Wissenschaftlichkeit an die philosophische Metaphysik stellen, selbst dann, wenn wir einsehen, daß diese Forderung immer nur in beschränktem Maße erfüllt werden kann. Das aber beweist daß unser metaphysische Trieb — wenn der Ausdruck erlaubt ist — nicht mehr unverbildet ist. Wir müssen wirklich ungleich kritischer, als frühere

Zeiten, den Äußerungen dieses „Triebes" gegenüberstehen. Wir müssen heißer als frühere Zeiten philosophisch ringen, um der metaphysischen Begnadung teilhaftig zu werden.

Aber noch in einer andern Hinsicht ist die Wissenschaft das „Schicksal" der modernen philosophischen Metaphysik. Metaphysik soll Welt-deutung sein. Nun aber ist ja die Welt des modernen Menschen die mit den Augen der Wissenschaft gesehene Welt. Denn Wissenschaft ist Welt-überblick und zwar Blick über eine ungeheuer viel weitere Welt als die des vorwissenschaftlichen Menschen. Philosophie von heute, soll sie die Grundforderung der Metaphysik nach materialer Absolutheit erfüllen, muß dies ganze ins Riesige gewucherte Weltbild gegenwärtig haben.

Das wirklich Entscheidende für die philosophische Lage der Gegenwart ist, daß dies nicht mehr für die Einzelheiten des wissenschaftlichen Weltbildes möglich ist. Noch Leibnitz und Kant konnten Alleswisser sein, konnten die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Zeit bis ins Einzelne übersehen und in sich aufnehmen. Heute ist das nicht mehr möglich. Die Masse der Tatsachen ist längst über das Blickvermögen des Einzelnen hinausgewachsen. Was man angesichts dieser Lage vom heutigen Philosophen allein verlangen kann, aber auch verlangen muß, ist, daß er Wissenschaftsversteher sei, d. h. er muß nur der Potenz nach Alleswisser sein, indem er wohl mathematisch, physikalisch, biologisch, historisch zu denken befähigt sein muß, ohne aber Mathematiker, Physiker usw. als Fachmann sein zu müssen. Er muß Alleskönner, aber nicht Alleskenner sein. Eingesehen zu haben daß dies zum philosophischen Gegenwärtighaben des wissenschaftlichen Weltbildes genügt, das ist die eigentliche „Auferstehung der Metaphysik" im philosophischen Denken der Gegenwart. Denn es bedeutet, daß der Philosoph von heute in gewissem Sinne nicht mehr so stark der Wissenschaft verhaftet ist, als noch Kant es war. Seine Stellung zur Wissenschaft hat sich aus der rationalen Wissenssphäre in die irrationale Verstehenssphäre verschoben. Und zwar gerade durch das übermäßige Wuchern des Wissenschaftsprozesses.

In all diesem zusammengenommen kommt, so wie auf allen Kulturgebieten, etwas wie eine Krise in der philosophischen Lage der Gegenwart zum Vorschein. Sie liegt darin, daß die innere Entwicklung des Erkenntnislebens auf die Metaphysik zutreibt, ohne daß man der Unverbildetheit der eigenen metaphysischbildenden Fähigkeit unbefangen vertrauen könnte.

Sprüche

Von Anton Blickling

Demokratie. In ihr geht es zu, wie bei einer öffentlichen Lizitation, nur im umgekehrten Sinne. Während bei einer Lizitation die Angebote so lange gesteigert werden, bis niemand mehr folgen kann, wird in der Demokratie mit den Ansprüchen an den Menschen so lange herunter gegangen, bis jeder, auch der Dümmste, folgen kann.

*

Was die Reichen besonders beneidenswert macht. Sie haben viel Geld und wissen dazu noch, wie man mit wenig großen Aufwand macht.

*

Die soziale Anständigkeit ist die Freude an der Anständigkeit anderer.

*

Das verfolgte Gewissen. Ein Tier, das seinen Todfeind hinter sich spürt, klammert sich in der letzten Not an die Erde, die Mutter aller Wesen. Das beunruhigte Gewissen klammert sich in der größten Not an seine wahre Mutter, die Lüge.

*

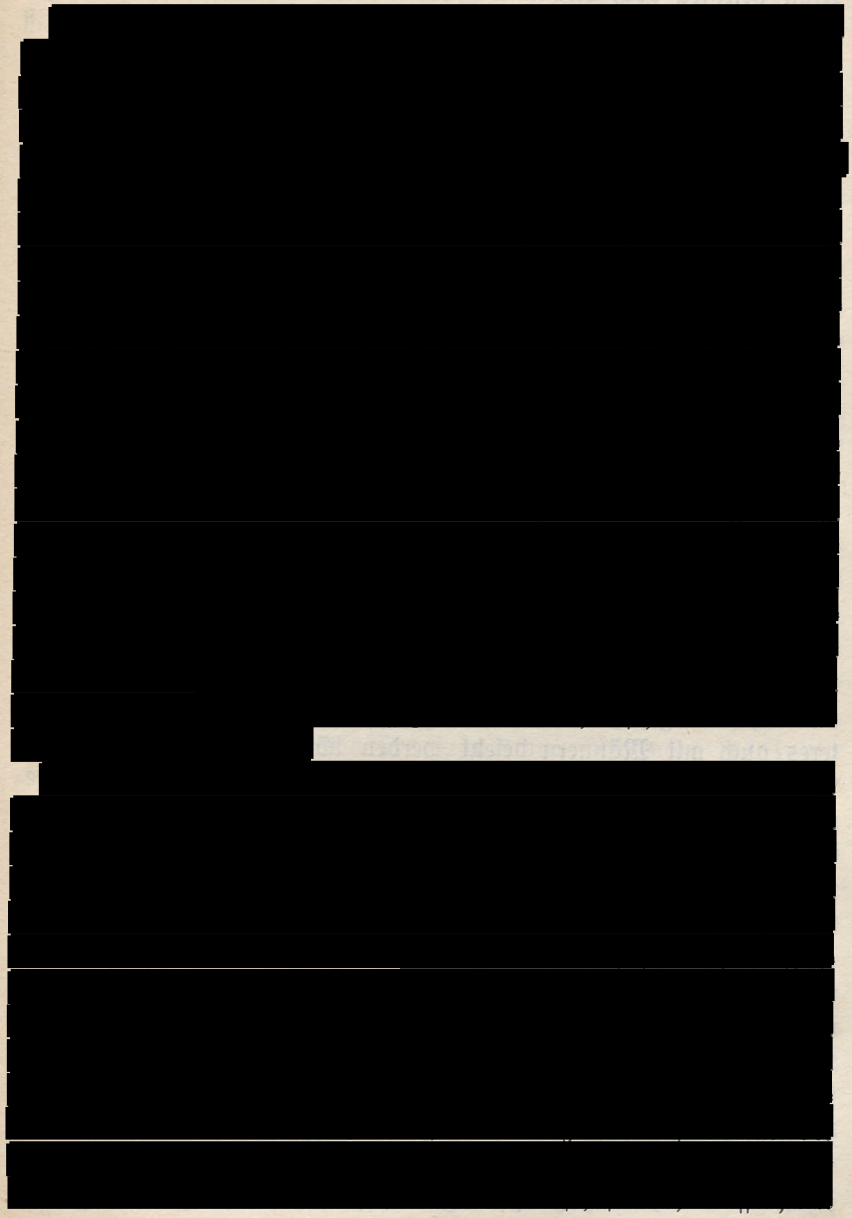
Den sich im „Schweiße ihres Angesichtes" Bewundernden. „Im Kampf mit den Schwierigkeiten zeigt sich der Mann". Was Wunder, daß es für jeden eine Schwierigkeit gibt, der eine Bestätigung seiner Mannhaftigkeit braucht?!

*

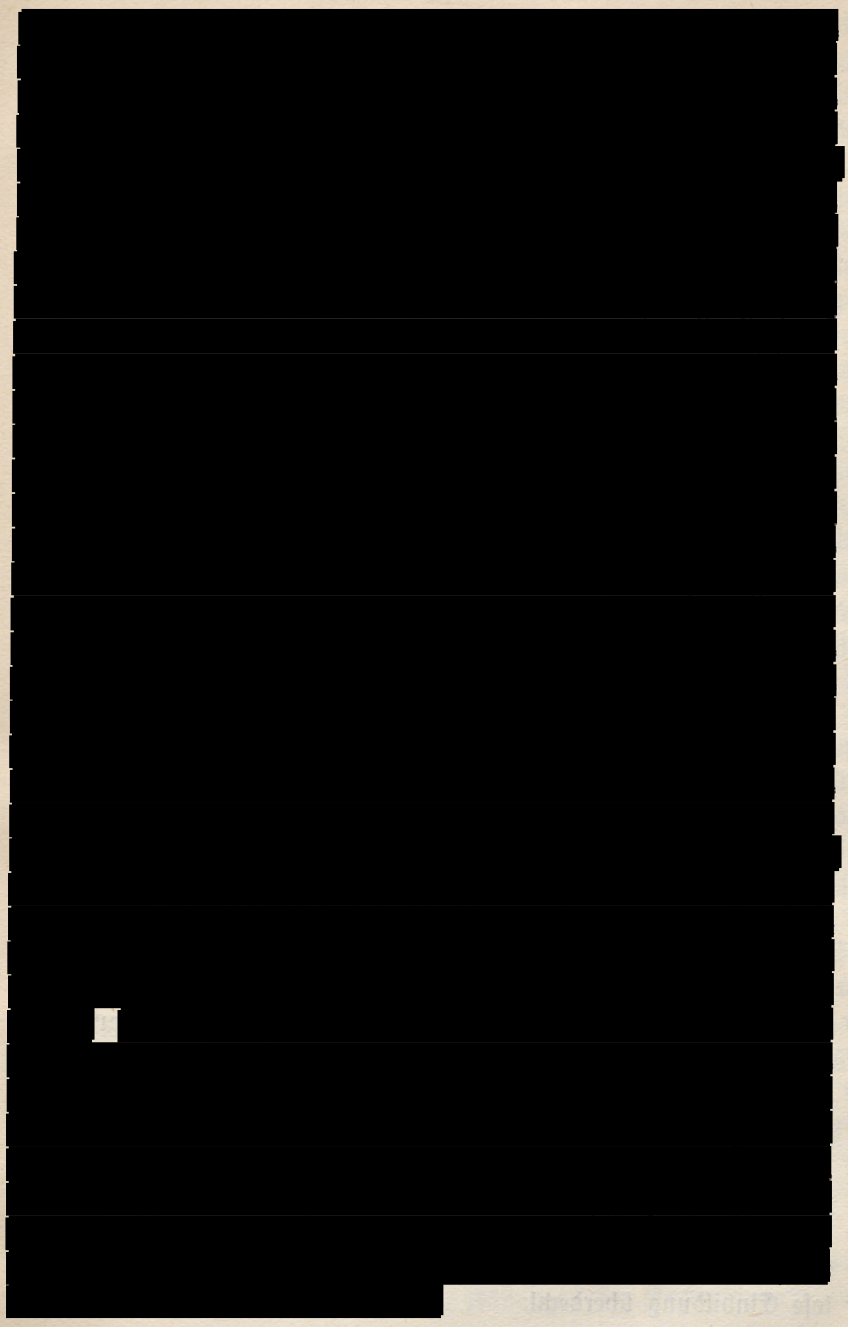
Die Gegensätze! „Du sollst so gut werden wie ich es bin!" rufen die Besten. „Wir ruhen nicht, bevor der nicht einsieht, daß er nicht besser ist als wir!" hallt es als Echo vom Gesindel zurück.

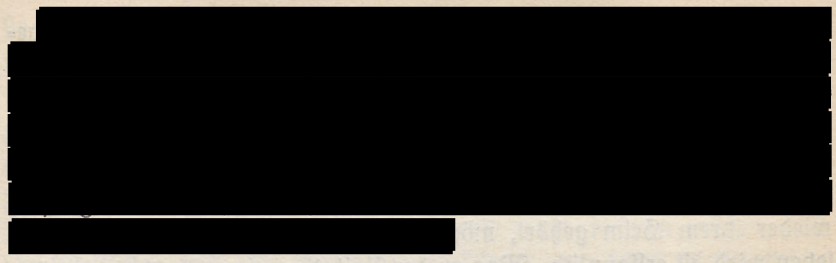
Frauenarbeit

Von Erwin Wittstock









Dilettanten und der Kritiker

Von Heinrich Zillich

Ein Dilettant ist ein Mensch, dessen Lust zur Äußerung größer ist als die Fähigkeit, sich auszudrücken und die Bedeutung dessen, was er auszudrücken hat. Während der Künstler aus einem inneren Drang die gegenständlichen und zur Klärung begierigen eigenen Gefühle, Tiefen, Erlebnisse und Erkenntnisse durch die Überleitung in ein faßbares Gebilde, in eine geformte Sprache der Farbe, der Dinge, des Wortes klären und damit lösen kann, arbeitet der Dilettant nicht aus der gleichen Fülle innerer Notwendigkeit, sondern wird gleichsam von außen her zur Arbeit bewogen. Ihm gefällt das fertige Werk, ihn reizt das handwerkliche Können, das er sich anzueignen bestrebt ist, wobei er, da er im Grunde nicht weiß, worauf es ankommt, was Kunst eigentlich ist und daß sie einen künstlerischen und leidenden Menschen voraussetzt, mit dem Handwerklichen auch die Kunst errungen zu haben glaubt. Aber eine solche kleine Auffassung der Kunst führt zugleich zu einer Verkennung und Überschätzung des rein handwerklichen Könnens. Man wird selten einen wirklichen Künstler finden, der von seinem Können so überzeugt ist wie es der Dilettant zu sein pflegt. Der Grund ist klar: Nimmt man dem Künstler sein gutes Urteil über sich selbst, so bleibt ihm immer noch die geheimnisvolle Naturgabe, die ihn zum Künstler macht, der Dilettant aber behält nichts, wenn er seine Einbildung verloren hat.

Deshalb eben kämpft er wie toll um das Bewußtsein, ein Künstler zu sein, hält jede Kritik, die ihn ablehnt, für bösartig, unfähig, verleumderisch, wobei er durch die Heftigkeit seiner Reaktion die eigene ihm im Grunde doch dunkel bewußte Leere verrät, die bloß eine grenzenlose Einbildung überdeckt.

Wir haben es nicht einmal erlebt, daß Dilettanten, denen der Kritiker den Spiegel vor das Gesicht hielt, mit wütender Hilflosigkeit die tollsten Stückchen aufführten. Hatten sie vorher seine kritische Sicherheit über jedes Maß gelobt, so griffen sie sie nachher mit der gleichen Maßlosigkeit an. Es gab welche, die sich offen zu verkünden nicht wagten, aber anonyme Briefe umso leichter zu verfassen sich getrauten. Beinahe jeder teilte mit, daß er über die Kritik eigentlich lachen müsse. Er fühle sich erhaben über dergleichen unzuständiges Gerede. Auch habe er in Budapest, Bukarest, Klausenburg oder in der Csik so gute Urteile über sich gelesen, daß er diese erste „schlechte" Stimme nur schmunzelnd genießen könne. Aber — er müsse doch wenigstens sein Staunen darüber ausdrücken, wie ein Kritiker den Mut hernehmen könne, 5 Minuten lang durch einen Saal zu laufen und dabei schon sein Urteil fertig zu haben. Dies besonders: daß der Kritiker die Bilder nicht lange genug betrachtet, daß er sich den dilettantischen Produkten nicht mit der nötigen Ehrerbietung genaht habe, empört jeden Dilettanten. Jeder stellt dies fest, jeder sieht darin die Ursache für das vermeintliche Versagen des Kritikers, denn wäre der Kritiker eben länger vor dem Werke geblieben, so hätte er dessen Güte erkennen müssen. Der Dilettant rettet mit diesem Trugschluß den Glauben an sich selbst. Da er meist ein Mensch ist, der die Tragik, die von Gott gegebene Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit der verschiedenen Lebensregungen, Gedanken und Geschehnisse kaum jemals begreift, würde er mit dem Glauben an sich selbst auch den Glauben an die geordnete Welt verlieren, wenn er einmal innerlich zugäbe, daß ein Kritiker wirklich aus vollster innerer Überzeugung, aus ehrlichstem Gewissen gegen ihn Stellung genommen habe. Und aus diesem Grunde, der auf demselben luftigen Grunde liegt wie das ganze künstlerische Sein des Dilettanten, glaubt er das ehrlichste Recht der unschuldig verletzten Kreatur zu haben, sich empören zu dürfen. Er empört sich, obgleich er drei Zeilen vorher noch gelächelt hat. Er sucht, um die eigene Ansicht, die — wie erwähnt — im innersten geheimen Kern doch unsicher ist, zu stützen, Bundesgenossen, teilt mit, daß jeder, der die Kritik gelesen, spontan dagegen Stellung genommen und es ebenso für unerhört gefunden habe, daß der Kritiker schon nach 5 Minuten zu einer solchen Ablehnung die Gewissenlosigkeit aufbringe.

Es gibt genug Fälle, wo die Kritik irrt und einen Wert verkennt. Aber es gibt millionenfach mehr Fälle, wo die Kritik jemand über-

schätzt. Wir brauchen uns nur in dem kritischen Teil der siebenbürgischen Presse umzusehen, brauchen nur alles, was hierzulande z. B. als Maler herumläuft, anzusehen, um zu wissen, daß auf 50 gelobte Künstler bei uns kaum ein getadelter kommt, obgleich wir in ganz Siebenbürgen höchstens 12 bis 15 Maler haben, die etwas können. Und ob drei von diesen 15 länger als 50 Jahre nach ihrem Tode noch bekannt sein werden, können wir nicht sagen. Ich bin also der Mienung, daß wir ununterbrochen zu gut kritisieren, obgleich man den wahren Dilettantismus nicht nur nach 5 Minuten, sondern in der ersten Sekunde weniger an seiner künstlerischen Unfähigkeit als an dem Mangel an Originalität erkennt, mit dem er bekannte Stoffe, Stellungen, Genres nachahmt, ohne ein Körnchen eigenartiger Auffassung dabei zu verraten.

Ich kenne Dilettanten, die bei dieser Feststellung, um sich den Glauben an sich selbst zu bewahren, allen Ernstes behauptet haben, daß man ein großer Künstler sein könne ohne Eigenart. Es gibt also sogar eine Kunstphilosophie der Dilettanten, die ebenso verbogen ist wie ihr Werk.

Bei allen Reaktionen der Dilettanten auf eine, wie es ihnen scheint, ungerechte Kritik, handelt es sich ihnen darum, daß sie ihren Glauben an sich selbst retten. Sie sind dabei, besonders wenn es Frauen sind, von einer verbissenen Weltfremdheit. Eine von diesen klebte die „schlechte" Kritik ihrer Bilder an alle Türen des Ausstellungssaales, weil sie der Meinung war, daß der Blick von der Rezension auf ihre Bilder den Kritiker endgültig als böswillig und unfähig brandmarke. So kann eben die vollendete Unkunst gepaart sein mit einem Selbstbewußtsein, das die eigene Blamage durch die erstrebte Blamage des Künstlers geradezu sucht.

Zu diesen Möglichkeiten der Selbsterrettung vor dem Nichts, durch die die Todesangst des Menschen durchschimmert, der zu besitzen sich einbildet, was die Natur nur selten gewährt und dafür natürlich leiden muß, wie jede Anmaßung Leiden verursacht, verführt der Dilettantismus ununterbrochen und hat dabei eigentlich eine schöne und fruchtbare Aufgabe im kulturellen Gefüge. Er überschreitet sie erst dann und wird zur Verzerrung, wenn er die Ansprüche des Künstlertums erhebt. Dilettantismus ist, im privaten Kreis betrieben und ohne Anspruch auf öffentliche Geltung, ein reiner, schöner Ausdruck der inneren Anteilnahme an künstlerischen Dingen, ein tätiges Zeichen der Liebe zu einer Idee, die über dem eigenen Ich steht: Dilettantismus in seinem reinen Kern ist eine unegoistische Tätigkeit, die von sich selbst

weg dem Werke zuführt. Erst wo sich der Dilettant, von der privaten Muße löst, auf die Gasse tritt, geht es ihm wie jedem, der sich verschenken will, ohne etwas zum Schenken zu haben: er schlägt ins Gegenteil um, er fordert, er will nehmen, er wird egoistisch.

Rundschau

Der Fall Rudolf Brandsch.



[redacted]

Ein

[redacted]

*

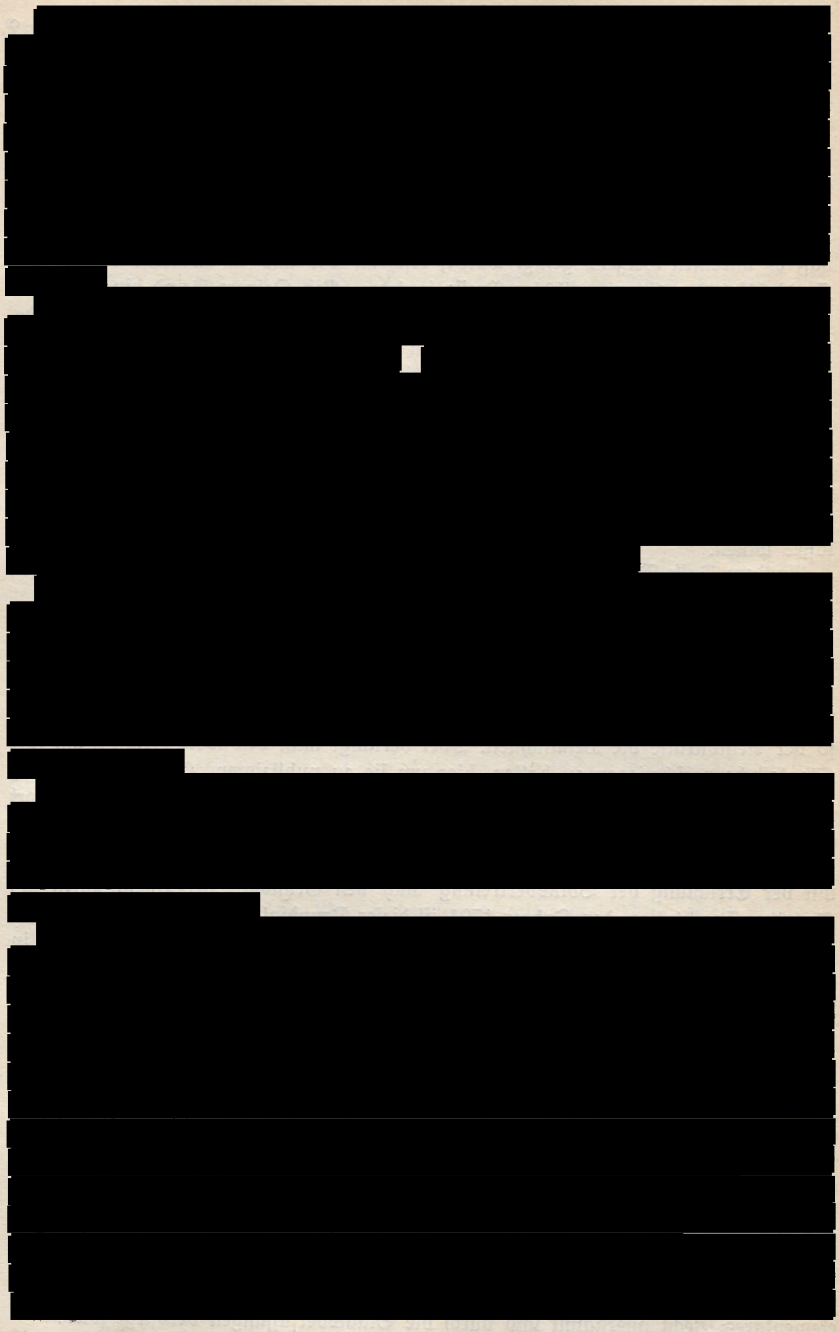
[redacted]

[redacted]

Erwin Wittstock

Sind die Sitzungen des Volksrates öffentlich?

[redacted]





g vorausgegangen sein mag, sich oft kein zutreffendes Bild zu machen verstehen.

Erwin Wittstock

Ein Arbeitsplan. Der Volksrat hat sich in seiner Entschließung vom 20. Januar 1931 als „die höchste berufene Vertretung des sächsischen Volkes" bezeichnet. Eine solch „höchste Vertretung" sollte, müßte man annehmen, eine eindeutige und bis ins kleinste ausgearbeitete Verfassung haben, die vom Ortsausschuß bis zum Volksrat hinauf Pflichten und Rechte festlegt, die die Geschäftsordnung bestimmt, die die Funktionäre dieser höchsten Vertretung schützt oder zur Verantwortung zieht und endlich die Kompatibilität genau umgrenzt. Dies ist jedoch bis jetzt nicht der Fall.

Eine solch höchste Vertretung müßte sich weiterhin nicht nur mit den Angelegenheiten der Parlamentarier — unserer „Gesandten in auswärtigen Dingen" — beschäftigen, sondern in hervorragendem Maße mit unsern innern Angelegenheiten, als da sind 1. Wirtschaftsfragen (Verschuldung der Bauernschaft, Arbeitslosigkeit usw.), 2. Besiedlungsfragen (Auswanderung, Grundkauf, Hauskauf usw.), 3. Wissenschaftlicher Fragen (Wörterbuch, Urkundenbuch, Volkskunde usw.).

Wir haben Vereine, Arbeitsstellen, Fachmänner und Institute, denen beigesprungen werden und von denen regelmäßig Bericht einverlangt werden muß, damit eine ersprießliche Arbeit am Volksganzen geleistet werden kann, damit aber auch jede Stelle oder jeder Einzelne das Größtmögliche leisten kann — für das Volksganze in allen seinen Schichtungen.

Hiezu ist nötig, daß unsere höchste berufene Volksvertretung nicht nur im Jahr zweimal oder dreimal auf einige Stunden zusammentritt und die Angelegenheiten seiner „Gesandten" verhandelt, sondern daß diese Vertretung einen Ausschuß bestimmt, der zu jeder Stunde zusammentreten kann, der beständig über jegliche Vor-

gänge im Gesamtvolke Bescheid weiß und Maßnahmen ergreift oder in schwierigen Fällen den Volksrat entscheiden läßt.

Ein solcher Volksratausschuß benötigt eine Kanzlei, die für jeden Volksgenossen in jeder Angelegenheit zu erreichen ist, die für jedermann mit der gleichen Liebe offen steht. Der Leiter dieser Kanzlei ist der Volksratvorsitzende oder sein Stellvertreter, nicht aber ein Gesandter, der nur Außendinge zu vertreten hat. Diese Volkskanzlei hat die Verbindungen mit Vereinen, Personen und Instituten aufzunehmen. Findet sie, daß die Tätigkeit eines Vereins, eines Instituts oder einer Person der Gesamtheit schädlich ist, so hat sie alle Mittel bis zum Ausschluß aus der Volksgemeinschaft anzuwenden, um eine solche Tätigkeit zu verhindern.

Der Volksrat und sein Ausschuß muß sich, um seinen innern Dienst am Volke zu erfüllen, möglichst häufig Bericht erstatten lassen auch von Nichtmitgliedern des Volksrates. Grundsätzlich hat der Ausschuß alle Anregungen für die Volksarbeit, woher immer sie kommen, zu überprüfen und dem Volksrat vorzulegen zum Nutzen der Gesamtheit.

Auf strenge Gesetzlichkeit und Sachlichkeit ist bei allem Vorgehen und bei allen Äußerungen, besonders in der Presse, zu achten, auch Verleumdungen sind, wenn sie sich gegen maßgebende Leute, Vereine oder Institute richten und wenn es gewünscht wird, zu ahnden.

Daß wir Satzungen und eine Neuordnung nötig haben, ist mit ein Zeichen, daß die Volkszerrüttung bereits soweit fortgeschritten ist, daß nur strenge Gesetze als stählerne Ketten den weitern Verfall einhalten können.

Das Volk ist ein Organismus mit feiner Gliederung, das Volk ist eine höhere Einheit des Lebens. Wie das Leben des Baumes in Zweig, Stamm und Wurzel festen Halt sucht, so sucht das Leben im Volk festen Halt im Gesetz. Wie könnten beide sonst dem Sturm widerstehen? Also: Wir haben eine Volksverfassung nötig, wir haben eine völkische Kanzlei nötig und wir haben einen Arbeitsplan für die Belange des Gesamtvolkes nötig, denn wir wollen nicht bei der Verteidigung stehen bleiben, sondern wollen ausgreifend aufbauen. Misch Orend

Bauer und Bürger. Auf den Wunsch Alfred Pilders werden die folgenden Ausführungen aus einem an den Herausgeber gerichteten Privatbrief veröffentlicht:

Ich muß nun noch auf die ganz und gar nicht freundlichen Ausführungen von Misch Orend zurückkommen, die sich im Januarheft des Klingsor mit meinem Artikel beschäftigen.

Zunächst muß ich ja gestehen, daß mich eine mehr als zweihundertjährige Reihe von Beamten, Handelsherren, Goldschmiedemeistern und Pfarrern von den Unterwäldler Bauern trennt, auf die auch meine Familie zurückgeht. Ich will hoffen, daß Orend aus einer näheren Verwandtschaft mit dem Bauernstande heraus berechtigt ist, sich in seinen Empfindungen betroffen zu fühlen, wenn diesem Stande seine natürlichen Grenzen gewiesen werden. Unsere Auseinandersetzung gewönne dadurch eine gewisse Legitimität.*) Denn es gibt wenig betrüblichere Gestalten als den Bourgeois ohne Standesgefühl, der sich sein weiches Rückgrat durch Anlehnung an das robuste Selbstbewußtsein anderer Klassen stärken muß. Unser Bauer besitzt dieses Selbstbewußtsein dem städtischen Bürger gegenüber Gott sei Dank noch in reichlichem

*) Diese „Legitimität" besteht. Dr. M. Orend ist Bauernsohn. Die Schriftleitung

Maße. Ebenso wie unserem städtischen Bürger noch eine ausgiebige Dosis Klassenstolz eigentümlich ist. Es mag paradox klingen: aber nur aus dieser Einstellung heraus erwächst die Möglichkeit zu einem dauernden Zusammenleben ohne gegenseitige Überwucherung, zu einem organischen Zusammenleben als Volk.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß auf dieser Symbiose von Bürger und Bauer unsere Existenz seit Jahrhunderten beruht.

Nie und nirgends ist es einem reinen Bauernvolk jemals gelungen „über den Dorfverband hinausgehende gesellschaftliche Gebilde dauernd zu erhalten". Das ist eine volksbiologische Tatsache, an der nicht zu rütteln ist. Um es nur an einem naheliegenden Beispiel zu zeigen: die Schwierigkeiten, die sich der Volkswerdung unserer Banater Brüder entgegenstellen, beruhen nicht zum geringsten Teile auf einer Hypertrophie des Bauerntums, dem das Gegengewicht eines starken Bürgertums aus sattsam bekannten Gründen fehlt. Was haben die anderthalb Millionen deutschschwäbischer Bauern im alten Ungarn bedeutet, neben uns armseligen Zweihunderttausend? Jene eine widerstandslos getriebene Herde, wir ein Fels, an dem sich der Willen eines großen Volkes brach.

Auch das Bürgertum, auf sich allein gestellt, kann sich auf die Dauer nicht behaupten. Wir haben in Siebenbürgen das Beispiel Klausenburg und weit oben im Norden unseres Kontinentes verblutet ein ungleich begabterer Ast des deutschen Volkes als wir es sind, daran, daß ihm der bäuerliche Untergrund fehlt.

Bürger und Bauer, beide zusammen machen das Volk aus. Es ist ein Verbrechen, dem Bauern die Übermacht in die Hand spielen zu wollen, ebenso, wie seinerzeit am Ende der Türkenkriege die Überwucherung des Patrizierwesens ein Unrecht am Volke war, das sich nur zu bald an den Patriziern selbst bitter gerächt hat.

Es ist mir im allerhöchsten Maße gleichgültig, in welche geistige Kategorie mich die Leser meiner Ausführungen einzuordnen für gut befinden. Wenn es mir aber gelungen ist, der Mehrzahl von ihnen den obigen Satz einzuprägen und klarzumachen so habe ich erreicht, was ich wollte. Alfred Pilder

Neue Bücher und Schriften

Ludwig von Fabini. Drei Fabini. Herausgegeben vom Verein für sieb. Landeskunde. Verlag Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt, 1930. — Der bekannte General Fabini aus dem letzten Kriege schildert in diesem umfangreichen Werke drei verdiente Männer seiner Familie, den Gründer des siebenbürgischen Gustav-Adolf-Vereines Stadtpfarrer Josef Fabini, und dessen Söhne: Theodor Fabini, den Jugendführer 1848, der auf der Brücke bei Piski fiel, und den späteren Korpskommandanten in Prag Feldzeugmeister Ludwig Fabini.

Das Schwergewicht des Buches liegt bei der Darstellung des letzteren, aber auch die übrigen Abschnitte geben ein fesselndes Bild dieser drei wirklich bemerkenswerten Gestalten unseres Volkes, die ins Gedächtnis der Nation zurückzurufen das große Verdienst des Autors ist. Heinrich Zillich

R. Csallner, Der königliche Markt Tartlau. I. Teil. Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt 1930. — Ein knapper und oft lückenhafter geschichtlicher Umriß eines

Großdorfschicksals. Die Siedlungsgeschichte ist sehr zusammengedrängt und die Kontinuität der Besiedlung nach frühgeschichtlicher Waldbedeckung bezw. Waldfreiheit und Siedlungen in vorgeschichtlicher und vorsächsischer Zeit wird nicht beachtet. Erfreulich ist die Berücksichtigung der Flurkunde. Auf Flurkarten ist mehr die Hervorhebung der drei Ackerfluren, der Wiesen, Weiden und Wälder von Bedeutung. Flurnamen sagen mehr in der Mundart aus als im Katasterdeutsch. Sehr eingehend sind die Kirche, ihre Einrichtung und ihre Wehranlagen behandelt. Wichtige Beiträge zur sächsischen Gräfengeschichte liefert ein Abschnitt über die Grafen von Tarklau, Bodola und Kreuzburg. Den Rest des Heftes füllen die Streitigkeiten Tarklau's mit den umwohnenden Adligen. Man kann bei der ohnehin schon bescheidenen Stellung unserer Geschichtsforschung auch dies Heft als Zeugnis der Anteilnahme an vernachlässigter siebenbürgischer Siedlungsgeschichte freudig begrüßen. Dr. E. Antoni

Heinrich Zillich, Der Toddergerch und andere Geschichten. Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg o. J. (1930). 224 S.

Der Buchtitel konnte einem einen Stich ins Herz geben. Er ist typisch für die Art der Beschriftung älterer siebenbürgischer „Novellensammlungen", die durch das Hinaufspielen auf große dichterische Form ohne entsprechenden Gehalt, das Beanspruchen überprovinzieller Geltung bei nur provinzialem Können heute stark in Mißkredit geraten sind. Zillich, es sei vorweggenommen, ist diesen „Weg alles Siebenbürgischen" nicht gegangen. Keine seiner Geschichten spielt mit dem Anspruch, „große" Dichtung zu sein. Die „sich ereignete unerhörte Begebenheit", die nach Goethe den Kern jeder Novelle ausmacht, fehlt bei Zillich durchgehends. Seine Geschichten — nicht mit Unrecht wird man sie aus diesem Grunde den „Flausen" anreihen — sind alles andere als unerhört; sie sind, stofflich betrachtet, im Gegenteil sehr gewöhnlich. Ein alter Mann sieht seine Ruinenhaftigkeit in einem Schaufenster widergespiegelt, geht hin und endigt sein Plakatträgerleben. Ein Bettler zündet seine niedergebrannte Hütte nochmals an. Isidor Reißbaum macht einem aus dem Lebenskampf erfolgreich hervorgegangenen Juden einen philosophischen Besuch. Daniel ist ein schlechter Kutscher, aber mit ungarischer Ehre im Leibe. Man sieht, Inhaltsangaben sind zwecklos. Sie lassen die Handlung der Geschichten Zillichs noch mehr auf das Anekdotische zusammenschrumpfen, Kindheitserinnerungen, Studenten- und Vagantenstreiche, das was man gut siebenbürgisch Pistölchen nennt. Selbst wo ausnahmsweise wichtigere Handlungsbegebenheiten zu Grunde gelegt sind (wie in der Geschichte vom Toddergerch, dem Jordanwasser u. a.) bleibt das Aktionsgerippe mager. In dem dürren Gestänge verdichtet Zillich aber das Wesen und Wesentliche der Menschen, Landschaft, Seelen mit ursprünglicher Kraft sowohl der geistig-seelischen Erfassung und Durchdringung wie auch der sprachlichen Schilderung. Er reißt den tieferen Sinn alltäglichen Geschehens auf, hebt Alltagsereignisse in höhere Ebenen des Erlebens, zeigt in Unwesentlichem und Zufälligem menschlichen Lebens das Notwendige und Sinnvolle und führt uns — die Unwirklichkeit seiner oft phantastischen Aufschneiderei zugegeben — in das Dichterreich des innerlich Wahren. Das ist das Geheimnis von Zillichs Dichtertum. Die Menschen, Handlungen und Umstände dieses (von Zillich meist siebenbürgisch gesehenen) Lebens werden von ihm in Zusammenhänge erhoben, die uns den tiefen Sinn einer wahreren Welt ahnen lassen. Die Kleinheit, Buntheit und Unruhe des gebotenen Tatsachenstoffes erscheint auf eine begriffliche, vielleicht: überbegriffliche Ein-

heit hin zentriert. Man erkennt, daß die vielen bunten kleinen Geschichtchen, die Zillich bietet, gar nicht einzelne Kleingeschichtchen sind. Es sind Teile einer dichterischen Gesamtschau, Bruchstücke einer großen Konfession. Man braucht das anmaßliche Wort nicht zu scheuen. Es rechtfertigt das Pathos der meisten Geschichten, das anders verfehlt wirken müßte. Es versöhnt mit der Pointelosigkeit, in der Zillichs Erzählungen mit breitem Gefälle dahinfließen. Es erklärt die Wirkungskraft des Erzählers Zillich. Aber es bezeichnet auch seine Grenzen. Sie sind durch die geringe Spannweite seines Stofferlebnisses gegeben. Man würde es verzeihen, daß Zillich gewisse Stände und Geisteshaltungen immer wieder lieblos verzeichnet. (Beispiel: Der cand. theol., von allen Gestalten Zillichs die am wenigsten siebenbürgische). Aber eine Rohbilanz des stofflichen Umfanges seiner Darstellung ergibt Bauern, Händler, Kinder und Luftikusse aller Art in ihnen angemessenen Lagen als Gesamtheit des Lebens, das Zillich schildert. Für Flausen reicht's. Für das große Werk, das man von Zillich nach seiner Verdichtungskraft und Sprachgewalt erwarten darf und dessen potentielle Figuranten seine Flausenhelden und Toddergerchsituationen sind, genügt das nicht. Man muß schon ein Knut Hamsun sein, um die Weite des Menschenschicksals in kleine norwegische Buchten zu bannen.

Zusammengefaßt: Zillichs Geschichten stehen turmhoch über ihrem Buchtitel. Als Wechsel auf die Zukunft darf man sie allen Liebhabern guter Literatur ohne Wenn und Aber empfehlen. Nach den Flausen erwarten wir nun das repräsentative, große Werk. Karl Kurt Klein.

Ernst Jünger. Das Antlitz des Weltkrieges. 200 photographische Aufnahmen. Verlag Neufeld & Henius, 1930. — Ernst Jünger, dessen große Kriegsbücher bekannt sind, hat hier ein einzigartiges Werk herausgegeben. Es enthält ausgezeichnete Aufsätze von Kriegsteilnehmern über das Erlebnis des Krieges, aber solche Essays kennt man schon, wenngleich diese auf einem hohen Niveau stehen. Doch die Photographien, die den Band füllen und wirklich an der Front entstanden, sind in einem gewissen Sinne noch unbestechlicher als die dichterische und menschliche Wiedergabe jener unvergleichlichen Zeit. Sie sind mit einem sicheren Blick für das Charakteristische des Weltkrieges ausgewählt und gesammelt worden. Ein Buch, das wirklich notwendig ist, einen neuen, wahren und doch so bekannten Einblick in das gewährt, was wir nicht vergessen können und sollen. Heinrich Zillich

Kalender. Der siebenbürgische Karpathenverein gibt diesmal ein Jubiläums-Jahrbuch heraus (Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt), dessen Inhalt dem fünfzigjährigen Bestehen des Vereines gewidmet ist. Der umfangreiche Band enthält den schon als Sonderabdruck veröffentlichten Bericht von Dr. F. Kepp über den Werdegang des Vereines, dann einen aufschlußreichen Aufsatz von Bischof Teutsch über Werden und Wandlung des Naturgefühles bei den Sachsen, weiters Artikel von Dr .Ungar und E. Witting, ausführliche Berichte der Ortsgruppen und andere Vereinsmitteilungen neben zahlreichen Bildern. — In diesem Zusammenhang sei noch auf den vorliegenden Kalender des Siebenbürgischen Volksfreundes (Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt) und den Deutschen Volkskalender, den der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein in Budapest herausgibt, verwiesen. — Besonders erfreulich entwickelt sich der schon im Vorjahr sehr gut zusammengestellte Deutsche Kalender aus Rumänien (Verlag des Bukarester

Tageblatts, Bukarest), der einen im Vergleich zu unserem sonstigen Kalenderwesen wirklich hochstehenden Literarischen Teil enthält, Überblicke über die Literatur und Malerei in Siebenbürgen (mit Abbildungen) und auch sonst wertvolle Beiträge bringt.

Heinrich Zillich

Karl Benno von Mechow. Das Abenteuer. Ein Reiterroman aus dem großen Krieg. Albert Langen, München, 1930. — Der Krieg ist unerschöpflich. An diesem Kriegsbuch, das eine wahre und schöne dichterische Leistung ist, spürt man es. Schon das Stoffliche führt ab von den bekannten Werken. Hier reitet noch die Kavallerie in unbegrenzten Räumen der Ostfront 1915. Sie reiten, reiten diese unglaublich scharf gezeichneten, in einer prachtvollen Sprache, in einem wunderbaren Stil, gebannten Gestalten. Eine Eskadron reitet, einige Ulanen, einige Offiziere. Keine Reflexion, die an manchen Kriegsbüchern so unerträglich ist. Diese Ritte und Kämpfe sind wirklich ein Abenteuer, ein heldenhaftes letztes reiterliches Intermezzo aus dem reitermordenden Kriege. Aus einem Guß das Buch, aus einer tiefen männlichen Stimmung geschrieben. Ich suche nach einem Vergleichsmaßstab. Ja — neben Beumelburg und Dwinger müssen wir fortan auch noch Mechow nennen. Alles andere versinkt neben ihnen.

Heinrich Zillich

Erich Czech-Jochberg, Hitler. Eine deutsche Bewegung. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1930. — Man soll nicht zu viel von diesem Buche fordern. Es gibt durchaus nicht das Sachliche der nationalsozialistischen Bewegung. Es enthält eine Lebensbeschreibung Hitlers und seiner Partei, von einem Gesinnungsgenossen in begeistertem Schwung verfaßt. Man könnte es nennen: Der Nationalsozialismus über sich selbst. Also leidenschaftliche Einseitigkeit. Einen aktuellen Wert hat das Buch und noch mehr eine aktuelle Aufgabe. Bloß — die vielen Übersteigerungen der Ausdrücke zerstören die Plastizität der Darstellung oft empfindlich. Was für ein unsinniger Feuilleton-Impressionismus steckt z. B. in diesem Satz: „Er sprach glänzend, sachlich, beinern." — Solche Mätzchen sind direkt beim Juden eingekauft.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zu unserer Bildbeilage. Um die alte Volkskunst wieder lebendig zu machen, vermitten kunstbeflissene Damen der Verkaufsstelle des Sebastian-Hann-Vereins in Hermannstadt Einrichtungsgegenstände, Kissen, Krüge, Tschutras, Gürtel und Häubchen, die von Handwerkern und von Bäuerinnen stilecht und sachgetreu hergestellt werden. Jedes Einzelstück ist einem Original nachgemacht. Durch solche Arbeiten erhalten unsere Bäuerinnen und Handwerker nicht nur einen willkommenen Verdienst, sondern werden auch auf die alten Formen der Volkskunst aufmerksam gemacht, so daß ihr Wille zur Verzierung wieder lebendig wird, der vielfach schon abgestorben war. In der Verkaufsstelle des Sebastian-Hann-Vereins im Brukenthalpalais können alle Gegenstände gekauft oder bestellt werden. Die Formen der Gegenstände und ihre Verzierungen sind getränkt von alter Überlieferung, die hier in neuem Gewande als edler Schmuck verwendet werden können.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Waldemar Schachl. Bildnis mit Maske

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR MÄRZ 1931 HEFT 3

Bruchstücke

aus einem unvollendeten Prosawerk

Von Erwin Neustädter

I.

Es liegt uns ob zu berichten von Einem, dessen Leben ein Sterben war und dessen Sterben ihn erst zum Leben befreite; von Einem der ausersehen war und berufen, doch dem Rufe sein Ohr verschloß; der verstoßen wurde und erst wieder aufgenommen um seines Endes willen, so daß an ihm sich erfüllte das Wort: Wer da suchet sein Leben zu bewahren, der wird es verlieren; wer es aber dahingibt um der Gerechtigkeit willen der wird es erhalten.

Es begab sich dies in dem Lande das Siebenbürgen heißt, und zu der Zeit, da es noch zum Lande Ungarn gehörte und der Kaiser und König Franz Josef herrschte.

Um die Wende des Jahrhunderts war es, um die Zeit des Jahres da die Sonne am längsten am Himmel weilt, und um die Zeit des Tages da sie am höchsten steht und jeglich Ding und Wesen seinen Schatten unter sich sammelt wie die Glucke die Küchlein; um diese Zeit also war es als das Knäblein geboren wurde — aber von der Sonne war nichts zu sehen. Es war als hätte sie ihren eignen ungeheuren Schatten unter sich gesammelt und über das Dorf gebreitet wie einen Schild. Des Neugeborenen erster Schrei ward verschlungen von einem Donnern und Tosen, daß Wehmutter und Wöchnerin sich entsetzten, daß die Bauern auf dem Felde sich bekreuzten und die Glocken im Turme aufwimmerten.

Es waren Augen und Ohren da, zu sehen und zu hören was sich begab; sie sahen und hörten auch wohl, doch sie gewahrten und vernahmen nicht; es blieb ihnen verborgen, daß die Schatten Gestalt und die Donner Stimme hatten und ein unheilvoll Zwiegespräch entbrannt war. Denn es sollte im neuen Jahrhundert, welches das letzte war vor dem dritten Jahrtausend, ein Kampf auflodern so groß und voll Grauens wie noch nie, denn es galt den Kampf zwischen Geist und Ungeist selbst. Und dieser wie jener suchte und sonderte seine Kämpfer

schon zu der Zeit. Hier aber trafen sie aufeinander bei der Wahl und keiner wollte weichen und ihr Groll verfinsterte den Himmel.

In Flammen leuchtend, lautlos und zündend tat der Geist sich kund:
Mein Siegel sondert die junge Seele zu meiner Schar!
Da grollt' es dawider: Wenig soll deine Wahl dich freuen:
Wollust bindet an mich den Neuen!
Und wieder der helle Strahl: Die Lust des Leibes läutre zur Kunst sich!
Und die rollende Antwort: Am Weibe verwandle die Weihe zur Brunst sich!

Und weiter Schlag und Gegenschlag:

„Gerechtigkeit sein oberstes Ziel!"
„Schuldig wird er durch ihr Zuviel!"
„Zartes Gewissen soll sicher ihn leiten!"
„Zu zarte Wage das Urteil bestreiten!"
„Und bietest im Leben Du Widerpart,
Erlöse der Tod dennoch meine Art!"
„Am Tod ist wahrlich mir wenig gelegen;
Was Leben versäumt, er kann es nicht geben!"
„Du trachtest den Geist in die Hülle zu bannen."
„Und Du, seine Flügel ins Leere zu spannen."
„Aus Endlichem aufwärts ins ewige Reich!"
„Wer den Docht verschmäht, meint das Licht zugleich!"

Also fand jeder Schlag seinen Gegenschlag, jed Siegel sein Gegensiegel, und wie keiner die Oberhand gewinnen konnte, erhob sich unheimlicher Sang und Widersang in den Lüften:

Vorbestimmt von dunklen Kräften
Pulsend von geheimen Säften
Wirst Du auf die Bahn gestellt.
Hohn begabte Dich mit Wollen
Denn es ward ein ander Sollen,
Ward ein Zwang
Deinem Drang
Unerbittlich zugesellt.
Wie die Welt
Kreisest Du bestimmte Bahnen
Hilflos rätselnd um das Ahnen
Welches Ziel Dir wohl gestellt.

Schein der Wahl
Läßt nur Qual
Zweiflerisch Dein Herz vernichten;
Doch von all den Endgerichten
Fürchte keins und keinen Fluch —
Einzig des Gewissens Spruch!

Es vernahmen aber die Nächsten nichts von alledem und legten des Kindes schmerzlich Weinen auf ihre Weise aus, und prophezeiten und planten in zufriedenen Gedanken, was dereinst, wenn es zu Jahren und Verstand gekommen, aus ihm werden solle. Da sie aber alten, ehrbaren Geschlechtern entstammten, denen der Väter und Vorväter Schweiß, Glanz und Namen verliehen und den Kisten und Kasten Fülle, so sollte auch dieser Sproß nach ihren Wünschen des Namens und Schatzes Hüter und Mehrer sein.

Es standen in des Vaters Dienst fünfzig Fäuste und fünfhundert Kräfte von Pferden und schufen Tag und Nacht. Auf sein Haupt war schon Reif gefallen; er hoffte nicht mehr als mit seinen Kräften er konnte und das Unsichere war ihm ein Gräuel.

Die Mutter aber war jung als solches geschah, wußte nicht viel vom Leben und erhoffte und erträumte daher umso mehr. Und anders als die Pläne des Vaters waren die Hoffnungen die ihre Liebe für ihres Schoßes Erstling hegte.

II.

Da das Schicksal am Geiste und Willen dessen den es ergreifen will sich kundtut, an seiner Größe und seinem Widerstande wächst und von ihm seinen Namen, das Namenlose, empfängt, langet es nicht nach dem Unmündigen. Da es hinwiederum seiner Handhabe und seiner Gußform Erz läutern und schmieden will so lange es Zeit, beginnet es frühe mit Prüfungen.

Da das Menschenkind getauft werden sollte, um nach dem Wahne der Menschen zum Gotteskinde gemacht zu werden, wurde es in das Haus getragen, das das Haus Gottes genannt wird, damit daselbst der von den Menschen und ihrer Obrigkeit gewählte und geprüfte Künder und Deuter des Willen Gottes die Handlung vollziehe. Wille und Wirken des Ewigen Geistes aber ist nicht lernbar, sondern nur vernehmbar, und kein Tun und Prüfen der Menschen kann ermächtigen in seinem Namen zu wirken, sondern allein seiner Berufung glühend

Siegel selber. Darum waren die Worte ohne Kraft und als das Wasser, das nicht des Geistes war, ihm auf die Stirne troff, da ballte das Knäblein die Fäuste und schrie in schmerzlichem Grimme; doch niemand verstand es, und sie wußten nicht, ob es mehr des Ärgerns oder des Lachens wert sei. So blieb es aber auch weiterhin so oft des Geistes Kind aufschrie da von Unberufenen mißbraucht ward die Hülle, der die Fülle zu geben sie nicht besaßen die Macht.

Die früheste Zeit ist wirr und verschlungen wie ein Pfad im Gestrüpp, viel Verborgenes geahnt hinter dem Raunen gestreiften Gezweiges und blinkende Lichter aus unruhigen Schatten. Traum und Geschehen fließen zusammen zu einem Gesicht und das erschimmert wie ein Sommertag mit Morgen und Mittag und langem Dämmerabend der durch des Dorfes breite Gassen mit ihren klaren Bächlein zieht, mit dem mancherlei Getier und den Leuten schweren Schrittes, dem Ruch des Schweißes und der Ernte, dem glutenden, hallenden Handwerk des Schmiedes und dem stillen schattenden Garten. Aus solchem Grunde sogen die zarten Wurzeln erste Nahrung und unaustilgbar wirkte er fort, wie der Amme Milch in dem Säugling.

Eines heißen Tages ging er hinaus vor die Stadt, dorthin wo zwischen Schilf und Gebüsch dunkel und still einige Teiche den Himmel spiegeln. Wie er nun ging und suchte wo er baden könne vernahm er unfern Gelächter und Kreischen und ging ihm entgegen, zu sehen was es wäre. Da mit einem Male stockte sein Fuß und sein Atem stand still, denn was nun sein Auge erschaute hatte noch nie es gesehen: des Weibes ganze Beschaffenheit über und über, die Pracht der Brüste, die Fülle der Schenkel, und die Dunkelheit in des Leibes Mitte, deren Geheimnis ihn mit seltsam taumligen Schrecken durchschlug. Und da er so stand wie gebannt und sich nicht verbarg, wurden seiner alsbald gewahr die da badeten; es waren das etliche Mägde, kraftvolle junge Geschöpfe des Landes. Und wie er verharrte und das Auge nicht abwandte wurden sie unwillig, begannen zu schelten und ihn fortzuweisen, während in Wasser oder mit Zweigen sie ihre Blöße zu decken versuchten. Da sie aber seine Jugend erkannten und sein Gebanntsein, begannen etliche zu lachen und zu necken mit Gespritze, andere blieben verborgen und still, eine aber erhob sich und schritt rauschend heran, dorthin wo ihre Gewänder lagen; ein rauhes Hemd warf sie über den glänzenden Leib und trat auf ihn zu; forschend schaute sie ihm ins Auge und seltsam wurde ihr Blick. Langsam, Auge

in Auge, nahm sie ihn, der noch immer da stand wie verzaubert, an der Hand und führte ihn seitab in die Stille der Büsche. Dort neigte sie nah sich ihm entgegen, sah nochmals ihm, tief wie in einen Brunnen, ins Auge, seufzte tief auf und sprach wie für sich: Armer Junge, deinesgleichen wirds schwer haben. Dann strich sie ihm sanft übers Haar, wandte sich und schritt von dannen.

Er aber hatte ihre Brust erschaut, ihr Duft war ihm entgegen geschlagen und er war erschauert bis ins Mark. Von Stund an aber war seine Ruhe dahin; es war ein Ahnen in sein Blut gekommen, ein seliges Sehnen und bebendes Bangen, daß er die Wahrheit geschaut; die aber war anders, gewaltiger und gefahrvoll-schöner als was unter ihrem Namen täglich er zu sehen bekam.

Es war um die Zeit da der Schnee unter den Sohlen knirscht, die Wolken grau über der Stadt hängen und das Herz seine Schwere, seine Einsamkeit und die Kürze der Tage fühlt. Die Dohlen kreisten schon abendlich um des Domes Turm und die Waldberge umdrängten wie zottig bereifte Pelzrücken mächtiger Bären die Stadt, da kam er des Weges daher wortloser Sehnsüchte und Ahnungen voll. So jung sein Herz war und so wenig es noch von des Lebens Härte und Einsamkeiten erfahren, eine Ahnung des Unerbittlichen wehte es an aus dieser Stunde, daß weh und bang es sich zusammenzog.

Wie er so dahin ging und alles in ihm nach Güte und Tröstung Ausschau hielt, da sah er mit einem Male viele Menschen stehen und hörte ein rauh Geschrei aus ihrer Mitte. Als er zwischen sie trat, siehe, da stand auf der Straße eine Fuhre mit Holz mächtig beladen, große Scheiter aus dem Gebirge, davor zwei armselige müde Klepper und ein derber Mann der mit wüstem Geschrei auf sie einhieb. Sein roher Starrsinn vermochte die Schwere der Last, die Glätte und Steile der Straße und die Erschöpfung der Tiere nicht in das rechte Verhältnis zu bringen und so gab er ihnen die Schuld und schlug sie unbarmherzig. Sie mühten sich keuchend und dampfend, gleitend und stolpernd und hielten doch endlich mit bebenden Flanken und Beinen, völlig erschöpft und ergebungsvoll inne. Ihre verquälten, angstvollen Augen erflehten vom Menschen längst keine Hilfe mehr; sie flohen blicklos ins Leere.

Heiß stieg Erbarmen und Grimm im Knaben empor, und als der verblendete Mann den Tieren das Ausruhen nicht einmal gönnte und Niemand im Umkreis sich rührte, da trat der Knabe heran in Scham

und innerem Beben, und seine zarten Hände griffen in des knirschenden Rades Speichen, zu helfen. Er spannte die Muskeln und schloß die Augen und das Herz klopfte ihm zum Zerspringen in Hals und Ohren, also daß er nicht merkte was um ihn geschah. Da schreckte ein Schlag ihn jäh aus seinem Beginnen und des Mannes nahe ergrimmte Stimme: Er wolle ihn wohl verhöhnen! Das werde er ihm aber bald vertreiben — und der drohenden Worte mehr. Das sei ferne von ihm, verwahrte beschämt sich der Knabe, er habe bloß helfen wollen. Helfen? Er?! Da schlug der Mann ein rohes Lachen auf: Wenn er das nötig hätte, könnte er seine Pferde gleich dem Schinder geben und sich dazu. Aber er wolle schon zeigen, was die noch könnten. Damit wandte er ihnen sich wieder zu und holte weit aus mit der Peitsche. Als diese dabei in des Knaben Nähe kam, griff unbedacht und rasch er zu und entriß sie jenem. Darauf blieb er reglos stehen; und als jener sich tobend vor Zorn umwandte, bat er mit leiser Stimme nur, er solle sie nicht mehr schlagen. Doch jener gebärdete sich wie von Sinnen, tobte und verschwor sich, er breche ihm alle Knochen im Leibe, wenn er sich noch irgend eines Wortes erdreiste. Die Pferde seien sein, da habe Niemand etwas darein zu reden. Die könne er erschlagen wenn er wolle und er spüre wahrhaftig gute Lust dazu. Damit packte er die Peitsche am schwanken Ende und holte zum Schlag mit dem schweren Griffe aus und angstvoll drängten die Tiere sich im Geschirr. Da wallte Ingrimm und Leid mächtig im Knaben empor, ohne Besinnen griff einen Klumpen Eises er, der am Wege lag und schleuderte ihn dem Mann ins Gesicht. Der wußte nicht wie ihm geschah; doch als ihm das Blut aus der Nase schoß, da hob er die Fäuste und stürzte sich auf den Knaben, der wie erstarrt sich nicht vom Flecke rührte. Es war um ihn geschehen, wenn nicht nun endlich Etliche aus der Menge sich ermannten und ihn den Fäusten des Rasenden entrissen.

Da wollten sich nun einige Frauen seiner annehmen mit vielen Worten und Getue; ein alter Mann aber wies sie zur Ruhe und sagte: Wollt ihr nun den beschämen, der uns beschämt hat? Und er führte ihn aus dem Haufen, bis sie in eine stille Gasse kamen und sprach da zu ihm, der bis dahin stumm und wie ohne Gedanken gefolgt war: „Nimm es als Lehre, mein Sohn. Sie ist bitter und schwer für ein jugendlich Herz, aber wahr: Menschlichkeit ist edel, aber das Recht notwendig. In unsern Rechten leben wir und sind wir einge-

sponnen und wer daran rührt, und sei es in edelster Absicht, bedroht die schützenden Maschen und wird vom Netze erdrosselt. Immer das Edle zu tun ist niemand mächtig und frei genug. Deine Leidenschaft betrog dein Herz, aber dein Herz betrog schon das Recht. Die Pferde gehörten dem Manne, und der Besitz gab ihm das Recht zu tun was er tat." Da schlug der Knabe die Augen auf, groß und still, und sprach: „Daß ich schlug war falsch. Wie aber kann Besitz das Recht geben, Unrecht zu tun? Und wie kann es unrichtig sein das Rechte zu tun?" Ob dieser Frage wurde der Alte verwirrt, denn er kannte wohl die Gesetze der Menschen doch wenig ein reines Herz. Da er es aber nicht wollte merken lassen, suchte er eine Ausflucht und sagte: „Du verwirrest die Dinge, mein Hitzkopf. Nicht für deinesgleichen sind die. Doch eines magst auf den Weg du nehmen: Einen großen Zauberer gibt es der gar leicht zwischen Recht und Unrecht die Wage verfälscht; seiner Namen sind viel und unzählig sind seine Verkleidungen; darunter stecket aber fast immer derselbe: Gold!"

Und seiner Weisheit zufrieden ging er von dannen.

Des Knaben Herz aber blieb allein und verzagt, denn er fühlte sein wirres Geschlinge von Recht und Unrecht und hatte den Mut verloren, sie klärlich zu sondern, denn er traute sich selbst noch nicht, da er den Worten des Alters noch traute.

Und dunkler wards und schwerer bedrückten die Wolken die Stadt als vordem.

Gedichte

Von Waldemar Bernhardt

Ein Blitz

Der Himmel wehte um die Erde wie ein Wind,
ein Leuchten kam zu allen Heiligen und Huren,
wie auf ein Zeichen standen plötzlich alle Uhren
in weitem Umkreis, alle Spiegel wurden blind.

Die einen beteten, die andern fluchten dann,
die armen Hunde heulten, klirrend an den Ketten,
die Kinder aber tauchten tief in ihre Betten
und zogen ihre Decken immer fester an.

Gott

Noch gestern zeigten seine alten,
gerechten Augen sich und seine heilgen Hände
aus Kindheit oder Märchenland,
in fernen Dämmerungen, kühlen Tempelfalten. —
Doch heute ist sein Anfang und sein Ende
in mir. Denn er ist groß und weitgespannt
und unaussprechbar, unsichtbar
um höchste Berge, die noch unbestiegen sind,
um tiefste Wasser, wo noch niemand war —
nur Licht und Wind.

Der Paria

Von Paul Ernst

Personen: Ein protestantischer Pastor, ein Brahmane

Der Pastor: Ich habe schon lange gewünscht ,mit einem Vertreter Ihrer Religion zu sprechen. Ich stehe vor einem merkwürdigen Widerspruch. Je älter ich werde, desto tiefsinniger erscheint mir die Gesamtheit der Vorstellungen, Bilder, Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen, welche wir als unsere Religion bezeichnen; und gleichzeitig erscheint es mir umso unmöglicher, daß die Welt diese Religion auch nur jemals verstehen kann.

Der Brahmane: Es wäre besser, wenn wir von einem bestimmten Fall ausgehen könnten.

Der Pastor: Gut. Ich hatte in meiner Gemeinde eine Frau, die gelegentlich bei uns im Hause zu arbeiten hatte ... ich muß mich nur hüten, daß ich nicht erregt werde, wenn ich über sie spreche ... die Frau war eine tüchtige Arbeiterin indem sie sich rührte; sie arbeitete aber kopflos und es wurde nicht viel durch sie fertig. Sie hatte die Vorstellung, wie diese Art Leute bei uns ja alle, daß ihre Arbeit allein Arbeit sei und die höheren Klassen nichts tun; wenn sie Geld hätte, dachte sie, dann brauchte sie auch nichts zu tun. Ich hatte immer gedacht, ein Arbeiter müsse seine Arbeit lieben; aber sie betrachtete die Arbeit nur als ein lästiges Mittel, Geld zu verdienen, und sie richtete sie deshalb immer so ein, daß recht viele Stunden herauskamen. Sie

belog mich und betrog mich wo sie konnte; und ich glaube sogar, daß sie stahl, wenn sie sich nicht vor Entdeckung fürchten mußte. Sie war auch schmutzig und unordentlich. Nun weiß ich nicht, was es war: sie hatte eine heitere Gemütsart; vielleicht wollte ich auch ihre Fehler nicht sehen, weil es mir unanständig schien, zu mißtrauen; vielleicht auch lag irgendeine Feigheit oder ein Schuldbewußtsein bei mir vor, indem ich das dunkle Gefühl hatte, meine Schuld sei es, daß die Frau nicht höher stand; kurz ich redete mir selber ein, daß die Frau doch in ihrer Art vortrefflich sei. Dabei wußte ich, daß in der Familie alles auf sinnliches Wohlleben im Essen ausgegeben wurde; sie bettelte verschämt und unverschämt, obwohl die Familie hätte ohne Wohltaten leben können; sie kam nur in die Kirche, weil sie bei mir ihre Arbeit hatte, und ich sagte mir denn auch wohl: Die Frau kann ja gar nichts von der Kirche haben. Einmal sprach sie zu mir in ihrer Offenherzigkeit, welche doch eine tiefe Verschlagenheit versteckte: „Wir armen Leute haben ja weiter nichts auf der Welt wie das liebe Essen“ ... Nun also: Menschlich genommen, war ich sehr gut zu ihr. Menschlich genommen. Denn ich hätte ja als Geistlicher zu ihr sprechen müssen. Aber ich fühlte, daß sie da mir einige Tränen vorgeweint hätte, über die sie ja natürlich nach Bedarf verfügte, und hätte gesagt, daß die armen Leute so etwas nicht verstehen, und wahrscheinlich hätte sie sich über mich im Innern lustig gemacht. Das fühlte ich, daß sie sich lustig gemacht hätte. Nachher erfuhr ich, daß sie in der Gemeinde Dinge erzählt hatte, die mich in den Augen der Leute lächerlich machen mußten; und ich entließ sie aus dem Dienst und fühlte einen heftigen Haß gegen sie. Nun kann ich ja natürlich den Haß bezwingen. Das Ganze ist überhaupt doch lächerlich und mein Haß kam nur aus dem demütigenden Gefühl, daß ich mich von dem dummen Wesen hatte hinters Licht führen lassen. Ich könnte mich sogar dazu zwingen, sie in gewisser Art zu lieben, indem ich mir ihre Bedingtheit klar mache, und mir sage, daß auch für ihre arme Seele Gott am Kreuz gestorben ist. Aber ich frage mich: Was könnte ich damit für sie erreichen — ja, auch für mich? Denn ich selbst muß doch auch eine Förderung durch meine Handlungsweise haben!

Der Brahmane: Was Sie mir darstellen, das ist der innere Zweispalt, in welchen der protestantische Geistliche notwendig geraten muß, ist vielleicht der gefährlichste Punkt des protestantischen Christentums als einer Volksreligion. Die Menschheit hat eine Anzahl großer

Formen, die sie immer wieder neu erzeugt: den Herrn, den Priester, den Arbeiter, den Denker, den Künstler, den Helden, den Diener, den Gefolgsmann, den Krieger, den Sklaven, den Händler, den Paria und andere. Sie schildern den Paria. Der größte Teil des europäischen Proletariats gehört der Klasse der Parias an: Sie sind beständig tätig, ohne zu arbeiten, denn eigentliche Arbeit geschieht nicht nur mit den Händen, sondern auch mit der Seele, wie Sie richtig sagen, daß der Arbeiter seine Arbeit lieben muß; sie denken nur an das Heute; sie denken nur an das sinnliche Wohlleben, sie befolgen die göttlichen Gesetze nicht, weder die höheren der Wahrhaftigkeit, vor allem der Wahrhaftigkeit gegen sich selber, noch die geringeren des Anstandes und der äußeren Sitte; sie sind unsauber und unordentlich; sie sind neidisch gegen die Höhergestellten; sie betteln. Wir sind ein älteres Volk wie die Europäer, wir haben Erfahrungen gesammelt, welche die Europäer noch nicht gesammelt haben. Es hat sich bei uns herausgestellt, daß sich die Formen vererben. Daraus haben wir die Folgerung gezogen.

Der Pastor: Ja, diese indische Folgerichtigkeit ist schrecklich.

Der Brahmane (lächelnd): Ich sagte ja, die Europäer haben noch keine Erfahrungen gesammelt. Sie denken immer: es wäre doch möglich, daß einmal unter den Parias ein Mann mit der Natur eines Königs, eines Priesters, eines Helden, eines Dichters erstünde. Unmöglich ist nichts. Es gibt auch von einem europäischen Mann, der vor der französischen Revolution schrieb, eine kleine Erzählung, wo ein Europäer zu einem edlen Paria kommt, der ihm alle Rätsel löst, die ihm die Priester und Denker nicht haben lösen können. Uns Indern erscheint ein solches Buch lächerlich, und wir sagen uns: Der Verfasser kennt das Leben nicht, er hat wahrscheinlich einen Brahmanen kennengelernt, der sehr arm war, und weil in Europa die Menschen nach dem Reichtum unterschieden werden, so hat er ihn für einen Paria gehalten. Aber die Parias können sehr reich werden; was man in Europa Bourgeoisie nennt, das rechnen wir fast alles zu den Parias. Nun, die Folgen erleben Sie ja. Die Parias bei Ihnen sind heute überzeugt, daß sie die Vertreter der Menschheit sind, sie haben die französische Revolution gemacht und werden noch weitere Revolutionen machen.

Der Pastor: Christus ist gekommen —

Der Brahmane: Ich weiß, um alle Menschen zu erlösen. Sie

wollen auch den Paria zu Gott führen, und Sie finden uns herzlos. Wir sind nicht herzlos, wir haben nur unsere Erfahrungen. Die Christen haben schließlich die offenkundige Tatsache des Paria auch nicht leugnen können; die starken Geister unter ihnen haben sich geholfen mit den Begriffen der Gnadenwahl, der Sünde gegen den heiligen Geist und der Verstockung. Diese Begriffe drücken alle die Tatsache aus, daß es Menschen gibt, die so nichtig sind, daß Gott sich um sie nicht bekümmern kann. Aber diese Erfahrung ist bei Ihnen keine allgemeine Erfahrung, deshalb suchen Sie um ihre Furchtbarkeit herumzukommen, deshalb wird sie in Gutmütigkeit verschwiegen; sie wird verschwiegen, nicht wahr? Und es wird dem Paria gepredigt, daß Christus auch für ihn gestorben ist; der Paria aber, der das überhaupt nicht verstehen kann, daß es einen Gott gibt, denn er hält sich ja selber für Gott, weil er sich doch ganz vortrefflich vorkommt in seiner fleißigen Faulheit, seiner Unsauberkeit, Freßlust, Bettelei und Lüge, der Paria geht hin, schimpft auf den Pfaffen und lästert den Gott, der für ihn am Kreuze hängt.

Der Pastor: Aber Gott ist gütig, er ist auch gegen den Paria gütig, und wir sollen versuchen, Gott nachzufolgen.

Der Brahmane: In Güte; aber Sie versuchen es in Gutmütigkeit.

Der Pastor: Wie meinen Sie das?

Der Brahmane: Wir lassen den Parias einen Glauben, der ihnen angemessen ist; daß ihre Seele nach dem Tode in einen höheren Leib einziehen kann, wenn sie sich während des Lebens dessen würdig machte. Denn natürlich sehen sie ja uns, die gut sind und stolz, und werden durch das Verlangen gepeinigt, uns gleich zu sein.

Der Pastor: So glauben Sie nicht selber an die Wiedergeburt?

Der Brahmane: In diesen Dingen gibt es nur ein Wünschen. Der Glaube an die Wiedergeburt ist aber ein Wünschen niedriger Seelen, die eine Hoffnung und eine Furcht brauchen, die nicht wissen, daß die Seligkeit nicht ein Lohn für zufällige Taten, sondern daß sie das gute Sein selber ist.

Der Pastor: Sie selber sind also ohne Hoffnung und ohne Furcht?

Der Brahmane: Ja.

Der Pastor: Und Sie halten Hoffnung und Furcht für Zustände niedriger Seelen?

Der Brahmane: Sie sagen es.

Der Pastor: Wie müssen Sie dann über unsere europäischen Zustände denken?

Der Brahmane (lächelnd): Ich sagte Ihnen schon, wir sind ein altes Volk. Vielleicht haben wir den Irrtum schon lange hinter uns, in dem Sie heute leben? Vielleicht glauben wir, daß durch die falsche Behandlung der Paria immer unverschämter wird, bis er schließlich die ganze Welt beherrscht? Vielleicht herrscht er bei uns schon lange, und Sie teilen nach Jahrtausenden einmal unsere Ansichten, wenn er bei Ihnen auch endgültig zur Herrschaft gelangt ist?

Der Pastor: Wie, wenn ich mir denken sollte, jene Frau hätte die Macht, und ich sollte ihr dienen . . .

Der Brahmane: Dann würde die Gutmütigkeit verschwinden?

Der Pastor: Sie beschämen mich!

Der Brahmane: Das wollte ich nicht; ich wollte nur scherzen. Denn ich weiß, daß in Ihnen das Gute ist, freilich noch sehr unvollkommen. Ich habe in meinem Vaterlande bis zu meinem fünfzigsten Jahr einem Paria, der ein millionenreicher Kaufmann war, als Buchhalter gedient.

Der Pastor: Das war freilich schwerer, als die Unverschämtheiten einer Aufwärterin zu ertragen.

Der Brahmane: Deshalb sage ich es nicht. Es war auch nicht schwer, denn wir haben unseren Stolz; der Paria weiß, daß wir ihn verachten, und er gibt uns recht. Sie verachten ihren Paria nicht, und er hält sich für gleich mit Ihnen, das war die eigentliche Ursache Ihres Hasses auf die Frau.

Der Pastor: Sie haben recht, Sie haben recht — aber ich kann nicht anders.

Der Brahmane: Das weiß ich. Das ist die Gesinnung der Weltperiode, in welcher Sie sich noch befinden. Wir sind schon weiter, glauben Sie mir.

Der Pastor: Und was taten Sie nun, nachdem Sie bei dem Paria gewesen waren?

Der Brahmane: Dann ging ich von meiner Familie fort in den Wald, meine Schüler bauten mir eine Hütte und brachten mir Reis, damit ich mich ernähren konnte.

Der Pastor: Das ist wohl sehr schwer?

Der Brahmane (lächelnd): Es erscheint Ihnen schwer, weil das Gute in Ihnen noch unvollkommen ist. Hat nicht Ihr Heiland gesagt: Verkaufe alles, was Du hast, gib es den Armen und folge mir nach?

Der Pastor: Es ist wahr. Aber ich könnte es nicht.

Der Brahmane: Das ist alles die Gesinnung der Weltperiode, in welcher Sie sich jetzt befinden. Eins hängt mit dem anderen zusammen.

Der Pastor: Sie meinen, daß auch wir einst werden alles aufgeben können und dem Herrn nachfolgen?

Der Brahmane: Sie fühlen Haß gegen die Pariafrau, ich fühle Güte gegen meinen Pariaherrn. Auch in Europa wird es einst so sein, daß die Höheren Güte fühlen gegen die Parias, denn Güte ist ja Verachtung.

Der Pastor: Und Gutmütigkeit . . ?

Der Brahmane: Entsteht bei Wesensverwandtschaft.

Der Pastor: Sie sind sehr hochmütig.

Der Brahmane: Ich stehe heute höher, wie Sie. Aber Ihr Nachkomme nach tausend Jahren wird da stehen, wo ich heute stehe; denn erst dann, wenn die Schlechten zur Herrschaft gelangt sind, werden die Guten wirklich gut sein.

Bauern und Führung

Von Misch Orend

Aus seinem Buche „Von siebenbürgisch-sächsischer Bauernart"

In der Dorfgemeinschaft schlummern alle Volkskräfte, die ungehoben von einem Geschlecht zum andern überströmen. Hier liegt der Ansatz für alle formenden Antriebe, die in der Stadt und in den Führern erst zum großen Handeln kommen, sich ausgeben und erlöschen, indem sie das Rad des Lebens im Antrieb halten. Neue Menschen bringen ihr Teil dieser erdgeborenen Urkraft in die Höhe, abermals blüht sie auf, welkt hin und stirbt. Das Volk auf dem Land aber bewahrt die Kraft, wie die Erde den Samen, und gibt zur bestimmten und nötigen Zeit die Einzelnen aus sich heraus, damit sie ihm den Weg in der Bedrängung zeigen. Hier liegt der ewige und wenig unterbrochene Strom, noch ungelöst von der Erde, zeitweilig verdichtet in der Abzweigung zu einer einmaligen Prägung, die ihre Aufgabe erfüllt und dann vergeht — der Strom aber rollt weiter, tief und beständig, schwer zu greifen und doch vielfach gegliedert.

Und wenn man ihn auf dem Dorf fassen wollte, so fände man wiederum nur Prägungen in einzelnen Typen, die ihn kaum jemals

vollkommen verkörpern — sei es in der Form des altüberkommenen Gemeinschaftsgutes und im Glauben an dunkle Wesen, sei es in einer erstarrten oder lebendigen Gottgläubigkeit, oder sei es endlich in der frei sich auswirkenden Tat oder in der Besinnlichkeit des Einzelnen. Es sind nur Seiten und Spiegelungen dieses Stromes, an dem jeder Anteil hat, der jeden berührt, ohne sich aber im Einzelnen zu erschöpfen. In diesem Strom liegt das unsichtbare Band, das alle Volksgenossen aneinander kettet, ob sie sich dessen bewußt werden, oder ob sie es im untersten Drängen ihres Innern spüren, dieser Strom gestaltet letzthin das Volk.

Daß das Volk aber sich zu Gemeinschaften zusammenschloß, die zum Schluß die Volksgemeinschaft ergaben, ist die große Tat, die es durch seine Führer aus sich selber gestaltet hat. Erst in der Gemeinschaft können die Güter, die der Einzelne im Verlauf seines einmaligen Schicksals erwirbt, aufbewahrt werden, sodaß sie allen Nachfahren zugute kommen — und sei es auch nur ein besonderes Wissen, das sich in der Sprache festgelegt hat.

Die Gemeinschaft, die sich zuletzt immer in einer Art Staatsbildung zu festigen sucht, gibt erst dem großen Einzelnen, in dem der formende Wille des Volkes sich zu Größe und Umfänglichkeit verdichtet hat, den Rahmen und Rückhalt, in dem die große Gemeinschaft Anteil hat an diesem formenden Willen. Der große Gestalter ist bedeutungslos ohne den Widerhall der Gemeinschaft, denn sie ist der Schoß, in dem alle geistigen Güter, die die Einzelnen erwarben, auf eine neue Befruchtung harren.

Der siebenbürgisch-sächsische Bauer schuf sich seine Gemeinschaft und bezeugte dadurch den Willen zur Zusammenfassung aller Einzelgemeinschaften zur Volksgemeinschaft. Wenn äußere Dinge die volle Entfaltung dieser Volksgemeinschaft zeitweise hindern, so dauert dies solange, als diese äußeren Dinge mehr Macht haben, als der Wille des Volkes, der unablässig zur Zusammenfassung drängt und die gesetzliche Festlegung dieser Gemeinschaft erstrebt. Und er wird abermals hervorbrechen, wenn seine Zeit kommt, und wird sich in einem Führer ausprägen, der die gesamten Geschicke seines Volkes in seine Hand nimmt und nun als Volk handelt, indem er jederzeit bereit ist, sich als Einzelner zu opfern, um als Volk sich entfalten zu können, und sei es erst — durch seinen eigenen Tod.

Das Gebet

Von Emil Neugeboren

In meinem Aufsatz „Religiöse Krisis" im zweiten Heft des Jahrgangs 1930 habe ich u. a. ausgeführt, das Gebet könne nichts anders als ein besonders sinniges Versenken in die tiefgefühlte Gottesnähe, auf keinen Fall aber ein Bittgebet sein. Der Versuch, Gott durch schöne oder ausdrucksvolle Worte zu beeinflussen, sei mit unserm heutigen religiösen Empfinden unvereinbar. In dem Jahr, das seit der Veröffentlichung meines erwähnten Aufsatzes verflossen ist, bin ich mehr als einmal in unseren Kreisen auf Anschauungen gestoßen, die die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit des Bittgebetes behaupten. Dies veranlaßt mich, das Thema vom Gebete, das ich damals nur eben gestreift hatte, an dieser Stelle auch einmal ausführlicher zu behandeln.

Meine Auffassung ist die, daß das Gebet schlechterdings nur eine subjektive Wirkung haben könne, daß es mit andern Worten nur auf Autosuggestion beruhe. Man möge darin nicht eine Herabsetzung des religiösen Wertes des Gebetes sehen. Ich kenne zwar religiöse Menschen, die das Gebet, wenigstens für gewöhnlich, ganz entbehren können, und höchstens in Augenblicken tiefster Seelenot zur Lösung der ungeheuren Spannung, die die Brust zu zersprengen droht, das Bedürfnis fühlen, in der Form einer direkten Anrede sich mit dem Gott, den sie im Herzen tragen, auszusprechen. Bei alledem bin ich weit davon entfernt, eine Religionsform geringzuschätzen, die auch bei kleineren Anlässen, vielleicht alltäglich, diese Aussprache zur Beruhigung des Gemütes, zur Kräftigung des Lebensmutes, zur Anspornung zu sittlich reinem Handeln für notwendig hält. Aber ich kann als religiös wertvoll und der heutigen Stufe des religiösen Bewußtseins entsprechend doch nur das Gebet gelten lassen, das Jesus auf dem Ölberg zugeschrieben wird: „Nicht wie ich, sondern wie du willst — Dein Wille geschehe!" Dabei verkenne ich auch nicht, daß das Bittgebet positive und objektive Wirkungen haben kann. Aber immer nur diejenigen der Suggestion. Ich kann mir gut vorstellen, daß ein Gebet um Hilfe, um Stärkung des eigenen Willens seinen Zweck vollkommen erreicht, wenn der Betende von unerschütterlichem Glauben daran durchdrungen ist, daß ihm nun Gott helfen werde, indem er ihm die erflehte Stärkung gibt. Ja sogar das sogenannte und von

anderer Seite vielverspottete „Gesundbeten" kann ich ebenso begreifen, wie die bekannten, durch tausendfache Tatsachen bewiesenen Heilerfolge in Lourdes. Die Voraussetzung dafür aber ist, daß die zu behebende Krankheit irgendwie auf nervöser Grundlage beruht und daher auch durch starke Einwirkung auf das erkrankte Nervensystem heilbar ist. Wenn der Kranke bei vollem Bewußtsein den festen Glauben des Betenden übernimmt, kann diese Heilwirkung — unter der bezeichneten Voraussetzung — erfolgen. Aber auch das heiße Flehen der Mutter am Krankenlager ihres Kindes, diese rührendste und ergreifendste menschliche Handlung, die man sich vorstellen kann, wird meiner Überzeugung nach erfolglos bleiben, wenn das Kind etwa bewußtlos daliegt. Es sei denn, daß man eine unmittelbare magisch-hypnotische Einwirkung des mütterlichen Gebetes auf den Nervenorganismus des Kindes annimmt. Aber auch in diesem Falle handelt es sich ja nicht um eine Aufhebung eines natürlichen Vorganges, nämlich des Krankheitsprozesses, sondern nur um eine natürliche Einwirkung, die von jedem andern Heileingriff qualitativ nicht verschieden ist. Der religiöse Wert jedoch dieser Erscheinung wird dadurch beträchtlich herabgesetzt, daß ganz ähnliche Wirkungen auch auf dem Boden des reinen Aberglaubens, des Glaubens an Zauberei usw. erzielt werden können.

Die Frage, die ich behandle, ist nun die, ob ein Gebet imstande ist, auf den göttlichen Willen soweit einzuwirken, daß ein natürlicher Prozeß, auf welchem Gebiete immer er sich bewege, durchkreuzt und aufgehoben wird, daß also im eigentlichen Sinn eine supranaturale Wirkung erfolgen könne. Wir sehen und erfahren auf Schritt und Tritt, daß alles Geschehen in der Welt von gewissen unverbrüchlichen Gesetzen gelenkt wird, und es ist ganz gleichgiltig, ob wir diese als „Naturgesetze" oder als unabänderlichen „Willen Gottes" bezeichnen. Natürlich werden wir uns immer wieder im Einzelfall irren, wenn wir dieses Naturgesetz oder diesen Willen Gottes in einer bestimmten Richtung wirken zu sehen vermeinen und dann nachher erkennen müssen, daß wir die vermeintliche Richtung nur infolge der Beschränktheit unserer Einsicht so oder so vorgeschrieben sahen. Das aber kann unsern Glauben daran nicht beirren, daß alles Geschehen eine unzerreißbare Kette von Ursache und Wirkung darstellt. Hätten wir diesen Glauben nicht, so müßte sich uns die Welt in ein wirres Durcheinander von Erscheinungen verwandeln, die miteinander in keinem inneren Zusammenhang stehen, in einem tollen und sinnlosen

Wirbel, der uns keinen einzigen sicheren Schritt weder auf dem Gebiete des Erkennens, noch auf dem des Handelns ermöglicht.

Es ist, wie gesagt, für das Wesen dieser Auffassung gleichgiltig, ob man als Naturwissenschafter von Naturgesetzen spricht, oder als Gottgläubiger vom Willen Gottes — in beiden Fällen ist die Gesetzmäßigkeit des Geschehens ihr Wesenskern. Im letzteren Fall kann dieser Glauben keineswegs nur als Deismus angesehen werden, als der Glaube an einen Gott, „der nur von außen stieße"; auch ein Gottglaube, der den Fortbestand der Welt als eine fortgesetzte Schöpfung erfaßt, der an die unaufhörliche Beseelung alles Geschehens durch den Geist Gottes glaubt, muß die Möglichkeit eines Eingriffes ablehnen, der dem Geschehen eine andere Richtung gibt, als sie durch die innere Notwendigkeit der Dinge gegeben ist. Mit dieser Auffassung ist es unvereinbar, zu denken, daß sich Gott durch ein noch so gläubiges, noch so inniges, noch so sehr aus tiefster Lebensnot hervorquellendes Gebet beeinflussen lassen könne. Dieser Glaube, den man als Wunderglauben bezeichnen muß, hat aber eben die Beeinflußbarkeit Gottes zur Voraussetzung.

Sehen wir einmal unter wissenschaftlichem Gesichtspunkt zu, wie sich konkret eine solche Einwirkung gestalten müßte, wenn wir sie für möglich halten könnten. Der Kranke liegt auf seinem letzten Lager. Tuberkeln haben ihm lebenswichtige Organe zerfressen. Nur noch Monate, Wochen oder Tage dauert es, bis die Zersetzung soweit fortgeschritten ist, daß auch das Herz an seiner Funktion gehindert ist und seinen Dienst auffagt. Der Kranke ist ein hochwertiger Mensch. An seinem Leben hängt das Wohlsein, das Glück, ja die Daseinsmöglichkeit seiner Familie oder eines noch viel größeren Kreises und sein Tod wird eine tiefe Lücke reißen, wird namenloses Elend herbeiführen. In innigstem Glauben, mit den heißesten Wünschen flehen die Angehörigen zu Gott, er möge den geliebten Kranken wieder gesunden lassen. Was muß geschehen, damit diese Bitte erhört werde? Entgegen ihrem Lebensprinzip müssen die zerstörenden Krankheitsträger, denen keine ärztliche Kunst beikommen konnte, ihre Tätigkeit auf einmal einstellen. Ist das vorstellbar? Man wird mich umsonst auf Fälle verweisen, wo ein scheinbar schon im Sterben liegender Kranker, an dessen Bett Gebete zum Himmel aufstiegen, gesund wurde. In solchen Fällen war die Todesnähe eben nur scheinbar, und die Annahme, es handle sich um einen Sterbenden, nur ein tatsächlicher Irrtum. Oder es handelt sich

um einen jener früher erwähnten Fälle von suggestiver oder autosuggestiver Einwirkung auf das Nervensystem — der freilich nicht eintreten kann, wo es sich um Tuberkeln handelt. Der Kranke stirbt und seine Angehörigen fügen sich entweder ergebungsvoll in den Willen Gottes, oder sie werden von wildem Zweifel an Gottes Güte gepackt. Das Letztere ist eine Verirrung, das Erstere ist insoweit richtig, als der „Wille Gottes" identisch ist mit dem Kausalgesetz des Geschehens.

Ein anderes Beispiel: Der Vulkan ist in Tätigkeit. Ungeheure Lavamassen sind aus dem Krater ausgestoßen worden und fließen den Bergabhang hinunter. Nur noch einige Kilometer und sie erreichen ein blühendes Dorf voll gesunder, lebenskräftiger Menschen, um dann in wenigen Minuten alles zu vernichten, was Menschenhand dort geschaffen hat und was Hunderten von Menschen ihr ganzes irdisches Hab und Gut bedeutet. Die Prozession geht den Berg hinauf, voran der Priester mit dem Kruzifix, die Kirchenfahne flattert im Wind, fromme Choräle entringen sich den von Todesangst zugeschnürten Kehlen der Gläubigen, sie flehen, im Bewußtsein, daß es um ihr ganzes Lebensglück geht, zu Gott, er möge dem Lavastrom Einhalt tun, ehe er ihre Hütten erreicht. Wie ist die Erhörung dieses, vom festesten Glauben an Gottes Erbarmen getragenen Gebetes „praktisch" denkbar? Die Reichweite des Lavastromes ist bedingt einmal durch den Höhegrad der Temperatur, die das Gestein im Innern des Vulkans zum Schmelzen gebracht hat; dadurch ist die Masse dieses Gesteines und der Flüssigkeitsgrad der Lava bestimmt. Je nach der Steilheit des Bergabhanges wird der Lavastrom rascher oder langsamer abwärts fließen, und je nach der Außentemperatur wird er früher oder später erkalten. Was würde das Eingreifen Gottes auf das Gebet der Bedrängten hin bedeuten? Irgend eine Änderung der aufgezählten physischen Umstände und Faktoren. Kann man sich das vorstellen? Möglich, daß der Lavastrom erstarrt und zum Stillstand kommt, ehe er das Dorf erreicht hat. Dann aber waren eben die physischen Bedingungen seines Fortschreitens von vorneherein so, daß er gerade eben dort stehen bleiben mußte, wo er stehen geblieben ist, auch ohne daß die frommen Gebete zum Himmel drangen.

Die Beispiele ließen sich natürlich ins Unendliche vermehren. Sie würden immer wieder nur zeigen, daß die Erfüllung eines Gebetes, die eine Abweichung von dem natürlichen Verlauf der Dinge bedeuten würde, schlechterdings undenkbar ist. In dieser Beziehung müssen wir,

möge unsere Weltanschauung von Spinoza noch so weit entfernt sein, dessen Grundposition: „Deus sive natura“ (Gott oder Natur) annehmen. Gottes Wille kann auch vom gläubigen Menschen nicht anders gedacht werden, denn als unabänderlich. Hier möchte ich einen Satz aussprechen, der auf den ersten Blick äußerst paradox und furchtbar gottlos erscheinen mag: Der schwächste und elendeste Mensch ist eher imstande, eine Bitte zu erfüllen, wobei er etwas tut, was er ohne diese Bitte nicht getan hätte — als Gott. Denn alles, was der Mensch tut, bewegt sich innerhalb des Rahmens des natürlich Verlaufenden; wenn er seinem Willen eine andere Richtung gibt, als die vorher beabsichtigte, so kehrt er damit kein Naturgesetz um. Gott aber müßte dies bei Erfüllung der allerkleinsten, allerbelanglosesten Bitte tun.

Dies alles klingt „rationalistisch“, und das Schlagwort der modernen Frömmigkeit scheint wieder das Wort des Tertullian (oder Augustinus) zu sein: credo quia absurdum. „Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen — Darum verbrennt man Atheisten.“ Es ist heute anstößig, in religiösen Fragen mit Vernunftgründen zu operieren und wissenschaftliche Beweisführung wird geringschätzig beurteilt. Ich habe jedoch schon in meinem vorjährigen Aufsatz erklärt, daß ich wissenschaftlichen Argumenten in religiösen Fragen nicht das einzige und nicht das letzte Wort gebe. Religiöse Fragen müssen letzten Endes immer auch unter sittlichem und religiösem Gesichtspunkt untersucht werden. Sehen wir uns darauf hin Bittgebete an, wie sie sich alle Tage ergeben können. Ein Beispiel: Glühende Sonne steht seit Tagen und Wochen über den Ackern einer ganzen Landschaft, deren Früchte dem Verdorren ausgesetzt sind, wenn nicht noch im letzten Augenblick erquickender und befruchtender Regen kommt. Das Gebet all der Vielen von Hungersnot Bedrohten steigt zum Himmel, Gott möge sich erbarmen und endlich den ersehnten Regen schicken. Ich sehe nun davon ab, wieder zu fragen, wie es zu denken sei, daß Gott die „technische Möglichkeit“ habe, diese Bitte zu erfüllen. Wenn er nun aber dies doch tut, so kann es vielleicht nur so geschehen, daß er von irgendwo anders her, wo es eben regnen sollte, wo aber die Menschen nicht so gläubig sind, wie in unserer Landschaft, die Wolken wegdirigiert; dann sind eben die Bittgebete der einen Menschengruppe auf Kosten einer andern erfüllt worden. Wie aber nun, wenn jene andern in derselben Not mit derselben Gläubigkeit um denselben Regen gebeten haben? Verallgemeinern wir dies Beispiel. Es gibt auf Erden anderthalb

Milliarden Menschen. Wenn andere Planeten unseres oder anderer Sonnensysteme ebenfalls mit vernunftbegabten und religiöser Empfindung fähigen Menschen bevölkert sind, so geht die Zahl derselben in die ungezählten Trillionen. Sie alle haben fortwährend etwas zu bitten und zu beten, und wenn Gott auch nur einen ganz kleinen Teil dieser Bittgebete erfüllt, so stehen fortwährend sämtliche Naturgesetze, sämtliche Kausalzusammenhänge auf dem Kopf, und ein unaussprechliches und unausdenkbares Wirrsal herrscht in dieser, dann in Wahrheit verrückten Welt. Und da in ungezählten Fällen das, was dem einen zum Vorteil, zum Glück, zur Beseeligung dient, den andern schädigt, ja ihm die Lebensgrundlagen entzieht, so würde Gott alle die Gunst, die er den einen zuwendet, den andern entziehen müssen. Wie stellt sich nun das sittliche Urteil über Gott und wie über diejenigen dar, die ihn anflehen und in ihrem Glauben, daß ihr Gebet erfüllt werde, auch noch einen besonderen Vorzug vor anderen sehen? Ist dann alles Beten nicht nur einfach ein in eine höhere, übersinnliche, transzendente Sphäre verlegter Egoismus und ein von diesem geleiteteter abscheulicher Wettbewerb um Gottes Gunst?

Gehen wir weiter. Greifen wir auf das Beispiel vom Lavastrom zurück. Wenn es in Gottes Macht steht, den Lavastrom rechtzeitig aufzuhalten und er es erst dann tut, wenn er eigens darum angefleht wird, wie handelt er dann? Wie würden wir einen Menschen beurteilen, der um die Not eines Nebenmenschen weiß und zugleich weiß, daß er in der Lage ist, ihm zu helfen und ihn zu retten, und der es doch nur dann tut, wenn er von ihm eigens darum gebeten wird? Und unsere Gottesvorstellung soll den Vergleich mit einem solchen Menschen ertragen? Mir erscheint sie außerordentlich niedrig, ungeistig und unmoralisch. Sie kann unmöglich die Grundlage des Tiefsten sein, was die Menschenseele kennt, des religiösen Verhältnisses.

Vor kurzem soll in einem Vortrag in unserer Mitte das Wort gesprochen worden sein; wenn Gott nicht imstande wäre, den normalen Ablauf des Geschehens zu unterbrechen, so wäre er nicht Gott, sondern ein Nichts. Ich sage dagegen, wenn Gott diese Unterbrechungen vorzunehmen vermöchte und vornehmen wollte, so wäre er kein Gott. Er wäre das ins Absolute hinausgestrahlte Bild eines orientalischen Despoten, der jeden Augenblick seine Befehle einzuschränken und zu widerrufen sich nicht scheut, wenn er von seinen Günstlingen und Schmeichlern darum gebeten wird. So wie diese ihre Macht nach Laune und Will-

kür gebrauchen und mißbrauchen, so würde Gott es mit seiner Allmacht tun. So sieht, folgerichtig zu Ende gedacht, die Gottesvorstellung derer aus, die an die objektive Erfüllbarkeit der Bittgebete glauben. Dieser Glauben ist sicherlich eine unvermeidliche und unausweichliche primitive Stufe in der Entwicklung des religiösen Bewußtseins der Menschheit. Aber sie ist zur Überwindung bestimmt als ein Durchgangsmoment zu einem Gottesglauben, der nicht dazu mißbraucht wird, den Bedürfnissen des Menschen zu dienen und seinen Nöten abzuhelfen, die, mögen sie ihm noch so groß und lebenswichtig erscheinen und für ihn selbst es auch sein, doch nicht mehr sind, als die des elendesten Einzellers. Ein Glauben, der darauf Anspruch erhebt, religiös gewertet zu werden, hat mit Bittgebeten nichts zu tun. Er kann in seinen Wirkungen nur darin bestehen, daß der Mensch seinen widergöttlichen Eigenwillen bricht und sich mit seinem ganzen Leben, mit allem seinem Wollen und Fühlen dem anpaßt und hingibt, was ihm als Richtung und Ziel eines in unendlicher Höhe über ihm stehenden und nicht ununausgesetzt von allen Seiten her beeinflußbaren Gotteswillens erscheint.

Der Weg

Von Heinrich Gottschling

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir halten es für notwendig, festzustellen, daß wir den nachfolgenden Ausführungen in wesentlichen Punkten widersprechen müssen. Wir veröffentlichen sie, weil sie Gedankengänge bringen, die häufig geäußert werden. Eine Stellungnahme dazu behalten wir uns vor.

Das Bitterste am ganzen Jammer unseres gegenwärtigen Daseins und an der Trostlosigkeit der Zukunft ist, daß es sich nicht um ein zwangsläufiges Schicksal handelt, welches wir in seiner Unabänderlichkeit ergeben hinnehmen müssen, sondern, daß es durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, unser Leben und zumal das unserer Nachkommen viel freundlicher und wertvoller zu gestalten. — Wir brauchen uns nur die Hauptursachen des heutigen Völkerelends klar und eindeutig vor Augen zu halten und sehen schon haargenau den einzigen Weg vorgezeichnet, der nicht Fortwursteln oder vorübergehendes Aufatmen, sondern wirkliche Besserung bedeuten würde, die, an den heutigen Zuständen gemessen, geradezu Erlösung genannt werden könnte.

Die Hauptursachen der Leiden, des Niederganges und der Auflösung, deren Ende — wahrscheinlich auf dem Weg über den Bolschewismus — nur Chaos und Untergang sein kann, sind doch offenbar:

1. Die ständige Kriegsgefahr und das Weltrüsten.
2. Die Gewaltherrschaft der Mehrheitsvölker über ihre Minderheiten.
3. Die Übervölkerung.
4. Der schrankenlose Kapitalismus.

Aus diesen zermalmenden Gewalten führt daher einzig und allein heraus:

1. Berichtigung aller strittigen Staatsgrenzen durch freie, international streng überwachte Volksabstimmung, welche erforderlichen Falles von Zeit zu Zeit zu wiederholen ist.
2. Internationale Sicherung der Staatsgrenzen.
3. Vollständiges und allgemeines, ebenfalls international überwachtes Abrüsten.
4. Gewährung aller derjenigen Rechte an die Minderheiten, die theoretisch längst festgelegt und theoretisch auch allgemein anerkannt sind.
5. Senkung der Bevölkerungszahl in allen übervölkerten Staaten solange bis sie ihre Einwohner spielend selbst ernähren können.
6. Auflösung der kapitalistischen Hoch- und Zwingburgen, Brechung der furchtbaren Zinsknechtschaft durch Verstaatlichung des Geldwesens, möglichste Beseitigung des arbeits- und müheloſen Einkommens aus reinem Geldbesitz, kollektivistische Gewinnbeteiligung der Arbeiter (in nationalsozialistischem Sinne). Zurückführung möglichst vieler Staatsbürger zu Grund und Boden.

Die Vorbereitung, Durchführung und Überwachung des in den Punkten 1 bis einschließlich 4 Angeführten wären Aufgaben eines auf der Grundlage des Rechtes und vor allem der Gleichberechtigung neugestalteten Völkerbundes. Punkt 5 bis 6 mögen die Staaten wetteifernd in eigenem Wirkungskreis verwirklichen.

Zu Punkt 1 ist weiter nichts zu bemerken, da kaum jemand bestreiten wird, daß eine gerechte Grenzberichtigung nicht durchgeführt werden könne.

Schwieriger ist es dagegen mit der internationalen Grenzsicherung (Punkt 2). Aber ohne sie ist eine allgemeine und vollständige Abrüstung nicht denkbar, weil, wenn auch über Nacht alles Kriegswerkzeug samt den dazugehörigen Industrien verschwände und die Völker nur noch ihre Fäuste behielten, sich die zahlenmäßig schwächeren vor den millionenreicheren noch immer fürchten müßten und kein ruhiges Dasein hätten; andrerseits bliebe der Völkerbund ohne sie und die

allgemeine Abrüstung eine völlig unwirksame, wertlose Einrichtung, was ja nichts andres als ein Steckenbleiben und Verkommen in den heutigen Zuständen hieße. Deshalb müssen wir die internationale Grenzsicherung mit leidenschaftlichem Wollen und aus allen Kräften anstreben.

Eine allgemeine und vollständige Abrüstung, die auch eine Schleifung und Zerstörung sämtlicher Festungen und Kriegsindustrien in sich schlösse, vorausgesetzt, würde übrigens eine Grenzsicherung mit verhältnismäßig geringem Aufwand an Mann und Material bewerkstelligt werden können. — Die Grenze zwischen je zwei Staaten wäre nach beiden Seiten hin einigermaßen zu befestigen (Die Völker wären ja waffenlos!) und die Sicherungstruppen wären mit den modernsten und wirkungsvollsten Kriegswerkzeugen auszustatten. Solcherart würden 40 Mann pro Kilometer genügen. Diese hätten dann u. a. auch den weitern allmählichen Ausbau der Befestigungen zu besorgen, während andrerseits die Psychose der jetzigen unseligen, politischen Ideenwelt schon nach ein, zwei Jahrzehnten von den Gemütern weichen würde, so daß schließlich 20 bis 30 Mann pro Kilometer vollauf genügen würden. Ihre erste Ausrüstung hätten die Sicherungstruppen aus den zu vernichtenden Riesenbeständen des heutigen Rüstungsmaterials zu erhalten, für die Ausbesserungen und spätere Neuausrüstung dagegen wären einige Kriegsindustrien in geeignetem Grenzgebiet, international geführt und überwacht, einzurichten. (Jeder Staat dürfte auch je eine Fabrik zur Herstellung von Jagdgewehren, Stutzen und Maschinengewehren für Polizei und Gendarmerie, auf seinem Gebiet in Betrieb halten, die jedoch ebenfalls international [durch Organe des Völkerbundes] zu überwachen wäre.)

Fast alle Staaten haben Tausende und Millionen Arbeitsloser, die ohnehin meist schon sehr international empfinden. Es hätte der Völkerbund mithin bald und leicht eine Auswahl entsprechender Truppen beisammen. Für den Anfang denke ich mir den Sicherungsdienst beispielsweise zwischen Frankreich und Deutschland überwiegend von Angloamerikanern versehen (Dienstsprache amerikanisch), denen auch eine Anzahl deutscher und französischer Kontrollorgane beizuordnen wäre. Und zwar soll es sich nicht um Militärdienstpflicht, sondern um Lebensstellungen handeln, die vom Völkerbund zu vergeben und zu unterhalten wären, was eine weitere Gewähr für die Verläßlichkeit und Unparteilichkeit dieser Truppen bilden würde. Auch soll bei alledem nicht vergessen sein, daß mindestens neun Zehntel aller Völker

Sicherheit und Abrüstung sehnlichst wünschen und sie daher schon aus eigenem Antrieb behüten und fördern werden.

Die Abrüstung (Punkt 3) hat sich an Deutschland als durchführbar erwiesen. Dabei ist zu bedenken, daß, wenn einmal alle Staaten abgerüstet haben — also nicht nur einige, wie gegenwärtig — auch nicht die Gefahr besteht, daß heimlich auf die Erfindung und Herstellung solcher Mordwerkzeuge gesonnen wird, die zwar nicht so sichtbar und gewaltig wie Geschütze und Tanks, aber von umso entsetzlicherer Wirkung sind. Nur eine verschwindende Minderheit jeden Volkes (Reaktion) — die ja nach zwei, drei Jahrzehnten ebenfalls nicht mehr bestände — hätte wohl solcherlei Absichten, wobei sie jedoch von der überwiegenden Mehrheit, die sich des Friedens freuen will, gewiß überwacht würde. — Nachdrücklichst zu betonen wäre hier noch, daß nur vollständiges Abrüsten (gegenseitig kontrolliert) einen Sinn hätte, weil ein bloß teilweises, unter welchen schönen Titeln immer, im Grunde keinerlei Unterschied von den heutigen Zuständen des Wettrüstens mit all ihren üblen Folgen bedeuten würde, da eine internationale Grenzsicherung dann völlig wertlos und Mißtrauen und heimliches Rüsten unvermeidbar wären.

Unter einem auf die angedeutete Weise neugestalteten Völkerbund dürfte die Lösung der Minderheitenfrage (Punkt 4) im Sinne der Gleichberechtigung und voller Kulturfreiheit auf keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr stoßen.

Die Senkung der Bevölkerungszahl in allen übervölkerten Staaten (Punkt 5) wäre der allerwichtigste Schritt zur körperlichen und geistig-seelischen Gesundung — zumal der Europavölker. Sie ersticken ja an ihren eigenen Millionen! Besonders die Großstädte sind grauenhafte Herde der Verseuchung und Entartung. Nach Licht und Luft, nach Sonne, Gras und Laub — nach neuem Lebensraum verdürsten Leib und Seele des modernen Zivilisationssklaven! Entsprechendes Neuland aber gibt es — vorläufig wenigstens — keines.

Freilich, für die Lösung auch dieser Frage ist vollständige Abrüstung und Sicherung der Grenzen unerläßliche Vorbedingung. Denn zum unseligen Wettrüsten der Gegenwart gehört doch auch eine möglichst hohe Volkszahl (was schon an und für sich zum Kriege führen muß) und so käme ihre Senkung unter den heutigen Verhältnissen tatsächlich einem Selbstmord gleich. — Aber von dem Augenblick an, in dem ein Volk das andre nicht mehr bedroht, kann jedes mit

voller Energie an der Gesundung und Veredlung seiner Rasse arbeiten. Ohnehin dürften einer Verminderung der Volkszahl gerade in den überfülltesten Staaten kaum besondere Hemmungen entgegenstehen, da eine solche — zum großen Schmerz aller Vermehrungswütigen bereits automatisch — also ohne irgendwelche Maßnahmen — in den meisten von ihnen eingesetzt hat.

Nur die Gesunden mögen noch Nachwuchs haben und auch von denen nur diejenigen, denen das Kind Freude bedeutet. In dieser Hinsicht mag übrigens das „Norwegische Programm" richtunggebend sein, in welchem auch an eine Unfruchtbarmachung aller jener Kranken gedacht ist, deren Leiden für etwaige Nachkommen von üblen Folgen sein kann. — Einer Verödung ganzer Großstadtviertel möge niemand nachweinen, vielmehr wäre die Senkung der Bevölkerungszahl so lange zu betreiben, bis jeder Staat seine Bewohner spielend selbst ernähren könnte.

Die Auflösung der kapitalistischen Hoch- und Zwingburgen, die Brechung der Zinsknechtschaft durch Verstaatlichung des Geldwesens, die Beseitigung des arbeits- und müheloſen Einkommens aus reinem Geldbesitz, die kollektivistische Gewinnbeteiligung der Arbeiter (in nationalsozialistischem Sinn) sowie die Zurückführung möglichst vieler Staatsbürger zu Grund und Boden (Punkt 6) würde — Abrüstung und Grenzsicherung vorausgesetzt — ebenfalls keinen größeren Schwierigkeiten begegnen.

Mit der Verwirklichung all des Angeführten wären dann die erforderlichen Vorbedingungen zu allgemeiner Entspannung und Gesundung erfüllt. Tor und Tür ständen der Lösung einer erdrückenden Fülle dringender Aufgaben und Fragen weit offen. — Besonderes Augenmerk wäre z. B. auch darauf zu richten, daß die Völker bei den voraussichtlich sehr langen Friedensperioden (die Kriege zwischen Erdteilen würden naturgemäß viel seltner sein als die zwischen Staatengruppen) nicht schläfrig und träge würden, sondern wach und rege blieben, was hauptsächlich durch edlen Wettbewerb auf allen dazu geeigneten Gebieten — wie: Körperkultur, Wissenschaft, Kunst, Kunstgewerbe, Technik usw. zu erreichen sein dürfte, wobei Streben und Eifer durch hohe Preise (ich denke an die jetzigen Nobelpreise) gewiß stets aufs neue belebt werden könnten. — Und da das Familienleben so sehr versagt und daher unserer Jugend Zucht, Straffheit und Gemeinsinn in so erschreckendem Maße fehlen, wären unsere Kinder vom

10. bis 11. Jahr an in entsprechenden Internaten zu erziehen, wozu es freilich vieler echter und die Jugend warm liebender Erzieher bedürfte und wobei der Jugend so viel Selbständigkeit und Eigenleben als nur möglich zu belassen ist (Wandervogel usw.). Es dürften auch die Arbeitsheere (statt der Kriegsheere!) und die Arbeitsdienstpflicht nicht fehlen.

Wenn sich bisher der Franzose ebenso wie der Deutsche, Engländer, Italiener usw. in die Brust schlagen und für das erwählte Volk erklären konnte, ohne es bei dem sinnlosen Ringsherum des herrschenden Gewalt- und Machtsystems je überzeugend beweisen zu können, so würde sich im Rahmen der eben umschriebenen Neugestaltung sehr bald herausstellen, welches Volk der Erde tatsächlich das tüchtigste ist. — Es wäre zweifellos dasjenige, auf dessen Staatsgebiet nach der kürzesten Zeit der höchste Prozentsatz an körperlich und geistig-sittlich gesunden, lebensfrohen, nicht zu armen und nicht zu reichen, wissenden und könnenden Menschen gefunden würde. Ihm würde die geistige Führung — ohne jede Nachhilfe durch Macht oder Gewalt! — wie eine reife Frucht zufallen.

Also kurz gesagt: Nicht mehr zu Macht und Herrschaft, sondern zu Gesundheit und Lebensfreude sollen die Völker „geführt" werden! (Schluß folgt)

Die Krisis der kapitalistischen Weltanschauung

Von Arthur Wildebrandt

Es gibt wohl heute kaum ein Land, daß nicht mit Sorge in die Zukunft schaut. Nur zu oft taucht daher die berechtigte Frage auf: Hat das kapitalistische Wirtschaftssystem, hat der Individualismus sich überlebt? Wird die kühne Dynamik des letzten Jahrhunderts einem resignierenden, sterilen Zeitalter der Statik weichen, dessen Enge die Lebensbedingungen der Völker in die Fesseln des Kollektivismus zwingt? Schwankende Wunschbilder tauchen dabei auf, ohne den wahren Möglichkeiten und Tatsachen Rechnung zu tragen. Und um diesen Wunschbildern Genüge zu tun, wurden der Menschheit und der Wirtschaft Lasten auferlegt, die sie nicht nur zu Boden drücken, sondern auch das Fundament der ökonomischen, sozialen und geistigen Ordnung zerstören.

Die Not der Völker aber ist die Not der Wirtschaft und umgekehrt. Millionen fleißiger Hände müssen zwangsläufig feiern; Absatz und Produktion stocken. Kann unter diesen Umständen der Kapitalismus und mit ihm der Individualismus immer noch der Weg sein, der die Menschen zum kulturellen und materiellen Aufstieg führt?

Der Kapitalismus hat im letzten Jahrhundert, nachdem die geistigen und wirtschaftlichen Bedingungen gesprengt waren, die moderne Welt geschaffen. Jenseits des Ozeans wurde eine neue weiße Welt von 150 Millionen Menschen aufgebaut, und in Europa verdoppelte sich die Bevölkerung zugleich mit der Hebung der Lebenshaltung auf den zwei- bis vierfachen Stand. In organischem Wachstum, durch Erfolg und Mißerfolg reguliert, baute sich das kunstvolle Uhrwerk der Weltwirtschaft auf, befruchtet von großen Individuen, die häufig genug sich selbst und ihr Vermögen für eine Aufgabe einsetzten. Dieser Mechanismus wurde im August 1914 und in den Friedensverträgen zertrümmert. Nicht mehr nach ökonomischen, sondern nach politischen Gesichtspunkten wurden Produktion, Güteraustausch und Geldwirtschaft entwickelt. Dazu kommt noch, daß die Reparationen einen Zahlungsverkehr schufen, der nicht Kräfteausgleich oder -austausch ist, sondern ein Krankheitserreger, Blutandrang in der einen, Blutschwund in der anderen Wirtschaft erzeugend.

Aufgabe des Unternehmertums wäre es daher für einen gesunden Aderlaß zu sorgen, und zwar in der Weise, daß selbst durch Ausführung von vielleicht zunächst unproduktiven Arbeiten, neue und vermehrte Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden. Je gründlicher und schneller eine solche Umstellung erfolgen würde, um so kürzer würde sich der Übergang zu normalen Absatz- und Arbeitsverhältnissen gestalten. Arbeit und Kapital müssen sich zu einer opferbereiten Gemeinschaft zusammenfinden, um gemeinsam die natürlichen Abwehrkräfte der Weltwirtschaftskrise zu bilden. Denn die jüngere Generation, die eine normale kapitalistische Wirtschaft kaum noch kennt, zieht nicht die Führer zur Rechenschaft, die jene zerstörten, sondern sucht Rettung bei den Politikern, die ihr anstatt des Brotes den Stein der Utopie reichen.

Westeuropa ist im wesentlichen übervölkert. Eine Übervölkerung aber schafft stets unnatürliche Verhältnisse. Sie nimmt dem betroffenen Lande einen Teil seiner Selbständigkeit, macht es von den ausländischen Märkten abhängig und zwingt es zu internationaler Zusammenarbeit. Wer dies als nationale Dissonanz empfindet und deshalb den Über-

gang zur „raumgebundenen Nationalwirtschaft", zur „Abwendung vom Welthandel" fordert, der muß sich darüber klar sein, daß er damit Millionen Menschen die Lebensgrundlage entzieht. Besonders trifft dieser Fall für Deutschland zu, das in der Hauptsache nur über seine Arbeit verfügt. Sie wird in Konkurrenz mit allen Industrieländern angeboten und kann den Markt für Fertigwaren nur durch Qualität behaupten.

Hinter Deutschlands Produktion muß daher stets die Beseelung durch höchstes technisches und wissenschaftliches Können stehen. Ständig muß das Genie, die Einzelleistung, der kaufmännische Organisator und Pionier der deutschen Arbeit das Tätigkeitsfeld sichern. Kann dieses Deutschland, das nur durch intensivste Ausnutzung des Weltmarktes seine Bevölkerung zu erhalten vermag, und das für die Lösung der Zukunftsaufgaben der höchsten individuellen Leistung benötigt, unter diesen Umständen zum Kollektivismus übergehen? Die geistigen und seelischen Auswirkungen in dieser Richtung werden leider nur von den wenigsten Menschen durchdacht. Die meisten sind sich nicht bewußt, daß jeder Kollektivismus, möge sein Ursprung auch noch so verschieden sein, im Bolschewismus enden muß.

Den trennt aber von der bisherigen Welt das Christentum, auf dem die gesamte abendländische Kultur beruht, und das alle Menschen gleich vor Gott setzt. Der Bolschewismus jedoch setzt alle Menschen vor den Menschen, gleich mit dem gleichen Unwert. Während das Christentum jeden Menschen als eine einmalige und einzige Erscheinung wertet, gilt dem Bolschewismus jeder Mensch nur als ein Teil der Masse. Es gibt keinen Menschen in unserem Sinne mehr, sondern nur noch Organe der Gesellschaft. Dieser Vorgang muß sich auch im Staate auswirken.

Keines der kollektivistischen Systeme vermag infolgedessen irgend eine Leistung aufzuweisen. Jedes Volk hat sich vielmehr möglichst schnell von dem Beiwerk der Kriegswirtschaft befreit. Und auch die heutige Reformarbeit in Deutschland besteht in dem Versuch, die Fehler der antikapitalistischen Politik der letzten zwölf Jahre zu beseitigen. Der Bolschewismus zeigt bisher als Erfolg nur ein entbehrendes und hungerndes Volk, darüber hinaus die Austilgung jeder Freiheit, Aufhebung der Freizügigkeit, Arbeitszwang. Das Elend im Staats- und Volksleben soll einfach durch organische Maßnahmen beseitigt werden. Alles in allem ist es Statik, nicht Dynamik.

Diese Zustände, lassen ebenso wie die heutige Wirtschaftskrisis die Schlußfolgerung zu, daß eine gesunde kapitalistische Wirtschaft nicht mehr die Gewähr für den Aufstieg der Menschheit biete. Was wir aber erleben, ist eine Krise, erwachsen nicht aus der Knappheit, sondern aus der Überfülle der Produktion, aus einem derartig stürmischen Fortschritt der Technik, daß die Menschheit sich ihm nicht anzupassen vermochte. Und dabei wurde vergessen, daß in einer immer enger sich verflechtenden Weltwirtschaft das Geld nur wirtschaftliche, nicht aber politische Funktionen haben darf. Die dringend notwendige Aufgabe ist daher, alle Quellen des Reichtums zu ordnen und die verschiedenen Faktoren der Wirtschaft wieder zum Zusammenwirken zu bringen.

Und die Gerechtigkeit des kapitalistischen Systems? Ist etwa der Bolschewismus gerecht? Gerechtigkeit kann in der Welt erst kommen, wenn die ökonomische Frage gelöst und damit die materielle Not beseitigt ist. Macht das kapitalistische System, von Technik und Wissenschaft weiter stürmisch vorgetrieben, in Zukunft die gleichen Fortschritte wie in den letzten Jahrzehnten, so wird die ökonomische Frage im Laufe der nächsten hundert Jahre gelöst sein. Die Menschheit wird den Weg allerdings nur dann ohne schwere Rückschläge zurücklegen können, wenn die heutige Krisis den Politikern ihre Verantwortlichkeit voll zum Bewußtsein bringt. Denn nie sah die Menschheit das gelobte Land des Endes ökonomischer Not näher vor sich liegen als heute. Sie sollte sich darüber klar sein, daß in unserer übervölkerten Welt jede Flucht nach Rückwärts den Untergang von Millionen von Menschen bedeutet. Die Krisis im System ist daher nur zu beseitigen durch

1. einen gesunden Waren- und Kapitalaustausch.
2. Regelung des Schuldenproblems.
3. Vermeidung der Arbeitslosigkeit durch internationale Anpassung der Arbeitszeit an die veränderte Technik, die in immer höherem Maße die menschliche Arbeit durch die Maschine ersetzen wird.

Der Menschheit bleibt somit nichts anderes übrig, als im Vertrauen auf ihre moralischen Kräfte, auf ihr Arbeitskönnen und auf die schöpferischen Fähigkeiten ihrer großen Männer aus den Nöten dieser Zeit die Flucht nach Vorwärts zu ergreifen. Und der seelischen Kämpfe, die die Welt durchwühlen, wird sie Herr werden, wenn es ihr gelingt, den Mechanismus der Arbeit mit dem Geiste der Brüderlichkeit zu erfüllen.

Neue Wende

Von Heinrich Zillich

Das sächsische Volk in Siebenbürgen ist durch die Weltwende des Krieges aus einem behüteten provinziellen Dasein in der vergessenen Ecke eines Großstaates mitten in einen neuen Staat hineingestellt worden, durch den die kulturellen Ströme zwischen Ost- und Westgeist frei fließen, wo sich in kleinem staatlichen Rahmen von Mensch zu Mensch diese ganz Europa innerlich erregende, geschichtliche Auseinandersetzung handgreiflich abspielt und außerdem noch der zweite Kampf um die europäische Neugeburt selbst den Alltag bestimmt, der Kampf zwischen Volkstum und nationalstaatlicher Idee. Das sächsische Volk, aus dem Provinzialismus herausgerissen, hat wieder Aufgaben. Es sieht wieder Gefahren. Es hat, als Exponent des Westens wieder eine Idee, wieder einen Einsatz. Es ist von der größeren Gefahr der Bedeutungslosigkeit befreit.

Wenn wir also aufs Neue in die Geschichte eingetreten sind — nachdem wir seit den siebziger Jahren bloß Historie trieben, uns allerdings in lebendiger Erahnung der Zukunft eine national gebundene Wirtschaftsrüstung dank Carl Wolff bauten, die noch heute in den Grundfesten besteht, — so ist es kein unerhörtes Geschehen, daß wir in den ersten Kämpfen solcher Sendung zwölf Jahre lang die Kräfte an der Außenfront einsetzten, in Bukarest zu wahren suchten, was an gesetzlichen Rechten gewahrt werden mußte.

Zwölf Jahre der defensiven Notwehr endeten — und dies ist das bittere Eingeständnis, das heute selbst jene Vorkämpfer in Bukarest machen — mit maßlosen Verlusten, mit dem Zusammenbruch einer Illusionspolitik. Illusionspolitik war sie nicht deshalb, weil wir vom Gegner immer wieder, und oft unbegreiflicher Weise, trotz täglichen Hieben wie Verzweifelte etwas verlangten, was so kaum zu holen war, sondern weil wir diesen Kampf nicht durch gleiche Anstrengungen für die Stärkung des Hinterlandes stählten und ihn dadurch erfolgreicher machten. Aus diesem Grunde sind die zwölf Jahre in Wahrheit eine immer mehr anschwellende Niederlage gewesen. Es ist kein schöner Wesenszug unseres Volkes, daß wir sie uns jetzt erst in ganzer Eindeutigkeit eingestehen, wo uns das Geld fehlt, um die Schulen zu erhalten.

Hier, auf begrenztem Raume, der aber für diese Frage demnächst

erweitert werden soll, kann die Menge mancher Irrungen und leider auch der Verfehlungen nicht beachtet werden, die die Niederlage vergrößerten: Führeruneinigkeit, Cliquentum und andere Flecken. Heute kann angesichts der Tatsache, daß der letzte Schritt der defensiven Politik, der längst angekündigte, fällige und versprochene Anruf des Völkerbundes noch nicht geschehen ist und die Ungewißheit über das notwendige Tun im Schweigen eine Zuflucht sucht, nur die Erkenntnis gewonnen werden, daß sich das gültig bestimmende Zentrum unseres Volkes aus der Gedankenwelt und der Vertreterschaft der bisher geübten Abwehrtaktik zurückgezogen hat. Es vollzieht sich hier ein Wendeprozeß der immanenten Entscheidungs- und Selbsterhaltungskraft unseres Volkes. Er schlägt jene, die die Volksorgane im alten Sinne noch weiter leiten wollen, mit Zwiespalt und Unsicherheit. Und zugleich damit wächst die Bedeutung derer, die in wenigen Teilkörperschaften, Kreisausschüssen, Verbänden und Gruppen die innere Stärkung des Volkes selbst schon lange versuchten. Bei diesen verdichtet sich heute die Abwehr- und Aufbaukraft unseres Volkes. Auf sie strömt die bestimmende Substanz unserer immanenten Geschichte über. Wann dieser innere Umschwung — der in manchen Kreisen sogar schon offiziel zu werden beginnt — die ganze äußere Organisation durchsetzt, ist nebensächlich. Der Wechsel ist kurz befristet, denn die geistige Ablösung, der Übergang der ideellen Führung hat stattgefunden.

Und daran gemessen ist es einerlei, welche Maßnahmen die defensive Politik in der nächsten Zeit ergreift, selbst der Weg nach Genf, wenn er überraschenderweise — in dreizehnter Stunde — doch gewagt werden sollte, kann nur den Schlußpunkt setzen hinter eine unfruchtbar gewordene politische Einstellung, hinter eine politische Taktik, die bisher die gesamte Volksarbeit im Schlepptau führte und dadurch gefährdete, fortan aber nur ein Teil einer weitaus umfassenderen Volksführung sein darf.

Jedes gesunde Volk schafft, noch ehe die alte Richtung verlassen werden muß, neue Wege durch vorgeschickte Kundschafter. Zwiefach ist die Vorarbeit, die wir so schufen. Die eine geistiger Art. Sie wurde lange vor dem Kriege durch Adolf Meschendörfer begonnen und bestand in der Auflockerung der provinziellen Geistesverfassung durch einen Strom europäischer Erkenntnisse, die unmittelbar durch die hellhörigen Köpfe ins Volk mündeten. Diese Befruchtung brach seither nicht ab. Die zweite Vorarbeit zur Übernahme der leitenden

Verantwortung liegt in der Art und Ethik volksorganisatorischer Arbeit, wie sie uns ebenfalls vor dem Kriege Carl Wolff lehrte und die heute in der lange verfemten „Selbsthilfe" — deren Namen symbolisch genommen werden darf — in manchen anderen Gruppen und Körperschaften einen fruchtbaren Ansatz zeigt von dem, was in Kürze in weitaus größerem Umfang als aktive Politik sichtbar werden soll.

Mit einem Satz: der lebendige Bau am Volkskörper selbst, die Steigerung und Befruchtung der ethischen und schöpferischen Kräfte, die sich hier auf der heimischen Scholle entfalten sollen und können, die man so lange vernachlässigte — das ist die Marschparole der Zukunft. Hier zeigen sich aber auch schon Aufgaben in unsäglicher Fülle. Und wenn ich etliche davon in einigen Schlagworten nenne, so gebe ich nichts unbedingt Neues — für Prioritätsfeststellungen ist hier wirklich kein heiterer Anlaß — sondern das In-der-Luft-Liegende. Manches davon wurde auch von der defensiven Politik gelegentlich erwogen. Es ist aber in ihrem Wesen begründet, daß sie es nicht durchführte, und es liegt ebenso an der Verschiebung des immanenten Schwerpunktes und der immanenten Führung über unser Volk, daß sich heute hier die wichtigste Aufgabe stellt. Es ist Blut und Ethik in die zum Teil alten Pläne geflossen. Sie sind neu!

Positive Ziele nach Jahren der Abwehr! Kein Ziel kann in seiner Gänze ausgesagt werden. Programmpunkte geben nur Wegsteine. Und da es heute, nach der vorgegangenen Verschiebung der maßgebenden Hintergründe nicht mehr in erster Linie darauf ankommt, was in Bukarest geschieht, sondern darauf, was wir aus uns machen, so können die Aufgaben, die bei solcher Einstellung nun nicht mehr an den Tag, nicht in erster Linie an den Schachzug des Gegners gebunden und deshalb nicht wie in den letzten zwölf Jahren immer wechselnd sein müssen, in Programme gefaßt werden. Vier solcher Programme, deren Geist allein wesentlich ist, aber bloß durch Nennung gewisser Einzelheiten klarer umrissen werden kann, erscheinen mir nötig.

Das eine ist ein Volksorganisatorisches Programm, das die Umänderung unserer nationalen Körperschaften im Sinne der wirklichen Notwendigkeiten, aber auch in Berücksichtigung der Mängel, die sich in der Organisation bisher zeigten, zum Inhalt hat. Neben der Neugründung des Verbandes aller deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens enthält es die Statuten einer wirklich lebendigen Volksverfassung mit der Regelung des Kandidierungswesens, der Kompati-

bilität der Führer, einem Disziplinarausschuß, der unbeeinflußt vom Volksrat arbeitet und auch die Kommunalführer zur Verantwortung ziehen soll. Es wird noch Maßnahmen treffen, um eine geistige Verkalkung der Körperschaften möglichst zu verhindern.

Das zweite ist ein Volkspolitisches Programm, das von dem Grundsatz ausgeht, daß uns nur eine positive Mitarbeit am Staate und an der Gesetzgebung*) in möglichst vielen und nicht bloß in solchen Fällen, wo unsere besonderen Rechte bedroht erscheinen, die Mittel zu einer guten, erfolgreichen, nun nicht mehr defensiven, sondern offensiven Politik dem Staatsvolk gegenüber gewährt. Das Programm trifft eine Festlegung der Richtlinien solcher Politik. Es wird die Verringerung der Interventionstätigkeit der Abgeordneten und die Errichtung einer Interventionskanzlei, die Freiheit unserer Presse, die politische Erziehung der Jugend und die nationale Fesselung der Arbeiterschaft durch Berücksichtigung ihrer sozialen Forderungen in von uns zu gründenden sächsischen Arbeitnehmerverbänden ins Auge fassen und außerdem ein Programm für die kulturpolitische Arbeit im engeren Sinne (Kulturamt, Theater usw.) enthalten.

Es wird Unterstützt durch ein Wirtschaftsprogramm, das die Gleichschaltung der verschiedenen Interessen der Wirtschaftszweige im Dienste des Gesamtvolkes festsetzt, im besonderen die Zurückführung unserer Banken zu altruistischen Instituten plant, die Befreiung des Raiffeisenverbandes von seiner jetzigen kapitalistischen Bevormundung durchführt, dann aber auch u. a. die Fragen der Neusiedlung, der Ernteverwertung und Rationalisierung, der Gewerbezüchtung und der Konjunkturberatung löst. Diese vielfältigen Aufgaben sollen einem Wirtschaftsrate übertragen werden, der als Spitzenorganisation unserer Wirtschaft, diese stärkste unserer Waffen führt, sie begutachten und ausbauen soll.

Erst wenn durch diese drei Programme, deren Einzelheiten in einem zweiten Aufsatz dargestellt werden, und durch einen aus solchen Zielen fließenden Geist der Selbsthilfe die Mobilisierung des Volkes eingeleitet ist, wird auch das vierte Programm des Kirchenaufbaus ganz lebendig, ein Kirchenaufbauprogramm, das auf der einen Seite der Vertiefung der religiösen Kräfte dient, dann aber auch die wirtschaftlichen Kirchen- und Schulgrundlagen neu regelt.

*

*) Wie sie z. B. Abgeordneter Fritz Connert leistet.

Programme retten noch kein Volk. Ihre Durchführung untersteht mehr noch als dem guten Willen, der fruchtbaren geschichtlichen Stunde. Wir glauben, daß sie unserem Volke geschlagen hat, schon heute, wo die äußerliche Not noch am größten ist.

Rundschau

Volk und Führer. Ein Volk besteht aus Ständen; Arbeiter, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Pfarrer, Lehrer, Fabrikanten, Künstler, Wissenschaftler usw. bilden solche Stände. Nach dem Wohnort gibt es ländliche und städtische Bewohner, nach der geistigen Verfassung lassen sich drei Schichten des Volkes unterscheiden, die Unterbewußten, die Unbewußten und die Bewußten, ohne daß Wohnort oder Arbeitsbetätigung hier unbedingt wichtig wäre.

Das Volk ist eine Gemeinschaft, weder eine Horde, noch eine Menge. Die Gemeinschaft ist das Übergeordnete, der sich auch der Begabteste einzufügen hat. Feind der Gemeinschaft und damit des Volkes ist der gemeinschaftswidrige Mensch. Dieser gemeinschaftswidrige Mensch kann in allen Arbeitsbetätigungen und in jedem Wohnort vorkommen.

Das Wesen des Volkes, der Gemeinschaft, also die Volksseele, der Volkscharakter, das Volksempfinden, kurz das pflanzenhaft Seiende und Wirkende im Volke ist das Volkstum. Das Volkstum leidet, begehrt, wünscht, will; das Volkstum handelt.

Begrifflich gefaßt verdichtet sich das Volkstum zur Volkheit. Die Volkheit ist die individuelle Idee eines Volkes, sie ist die von dem Wirkenden und Daseienden, die vom Volkstum abgezogene gedankliche Fassung.

Nur den Bewußten, nur der Schicht der Reflektierenden des Volkes wird die Volkheit klar. Das sind immer sehr wenige. Unmittelbare Verbindung zum Volkstum hat jedoch jeder, der sich der Volksgemeinschaft eingefügt weiß oder fühlt.

Der Unterschied von Bürger und Bauer ist in diesem Sinne unzulässig, da von einer Äußerlichkeit aus, vom Wohnort oder von der Betätigung der Unterschied willkürlich festgelegt wurde. Die innerliche Volksverbundenheit allein ist maßgebend, wenn von Volkszugehörigkeit gesprochen wird.

Der Führer eines Volkes im letzten und endgültigen Sinne ist derjenige Handelnde, der über seine Person hinaus, über seinen Stand, aus dem er hervorging, hinaus die Geschicke des Gesamtvolkes lenkt, also aller Stände, aller geistigen Schichten, ohne Rücksicht auf den Wohnort. Das Handeln des Führers darf jedoch niemals gegen das Volkstum geschehen, sondern muß die Idee des Volkes, die Volkheit, im Volkstum zu verwirklichen suchen. Er muß also einmal hemmende Hindernisse wegräumen, die der Entfaltung des Volkstums im Wege stehen, zweitens muß er nach Zielen handeln, die die Entfaltung des Volkstums gewährleisten.

Handelt der Führer für seinen eigenen Nutzen auf Kosten der Gesamtheit, so ist er der Gesamtheit schädlich, handelt er zu Gunsten einer Schicht oder eines Standes auf Kosten der Gesamtheit, so ist er abermals schädlich. Ist allein das Herrschen

maßgebend, ohne daß er in innigstem Zusammenhang mit dem Volkstum steht, ohne daß die Volkheit für ihn leitend ist, so ist er abermals schädlich und im Grunde kein Führer, sondern ein unfruchtbarer Tyrann.

Da die einzelnen Stände und Schichten im Wirtschaftsleben nicht die gleichen Interessen haben, muß der Führer in der Leitung der Volksgeschicke hier einen Ausgleich finden, denn für den Volksbau ist jeder Stand wichtig.

Es ist daher kein „Verbrechen", wie Pilder im Februarheft des Klingsor behauptet, wenn ein Bauer „Führer" ist, sofern er die Eigenschaften dafür hat; es ist aber ein Verbrechen am Volkstum, wenn irgend jemand sich die Führerschaft des Volksganzen zutraut, und dabei seine persönlichen Interessen verfolgt.

Die nationalistisch-individualistische Lebensauffassung ist notgedrungen gegen die Volksgemeinschaft. Wenn der Einzelmensch alle Rechte für sich in Anspruch nimmt und keine Pflichten haben will, so ist er ein Volksschädling, genau so, wenn er mittelst der Presse und durch Gewährung von wirtschaftlichen Vorteilen Leidenschaften und Begierden weckt, die er für sich oder für ein paar Nutznießer ausbeutet. Nach dem Standpunkt des Individualismus steht ihm das Recht auf „Ellenbogenfreiheit" zu, nicht aber nach dem Recht der Gemeinschaft, des Volkstums und der Volkheit.

Die Bauernschaft ist bei uns diejenige Lebensgemeinschaft, die heute die stärksten Gemeinschaftsgefühle hat, wo sich das Volkstum heute am stärksten ausprägt; weniger stark, aber immer noch stark genug, ist es beim Handwerker zu finden. Kein anderer Stand bringt soviel Opfer für die Gemeinschaft, wirtschaftliche und geistig-seelische, wie diese beiden Stände, bei keinem aber ist auch die Sorge um die Gemeinschaft so groß wie hier.

Aber gerade deshalb ist dem Individualisten der Bauernstand unheimlich, weil er das lebende Beispiel gegen seine Lehre und Überzeugung ist.

Hätten die begabten Menschen in unserem Volk alle dieselben Gemeinschaftsgefühle und -triebe wie der Bauernstand, so hätten wir nicht nötig anzugreifen und zu kämpfen. Derweil aber sehen wir, daß von obenher das Beispiel der individualistischen Freiheit gegeben wird, daß die untern Schichten als unmaßgebliche Horden und die übrigen Volksgenossen als Menge und Masse, die sich fügen soll, angesehen und behandelt werden.

Die Vorenthaltung der Verfassung, mithin des festumgrenzten Rechtes, das für alle gelten soll, ist mit ein Beweis hiefür. Wir wehren uns gegen den Individualismus als Lebensauffassung, der zu leicht in schrankenlose Ellenbogenfreiheit ausartet; wir kämpfen für die Volksgemeinschaft, für das Volkstum, für die Volkheit, ohne auf uns oder andere Rücksicht zu nehmen. Wir wissen uns aber im Bunde mit vielen andern jeglichen Standes. Und wenn wir ein Verbrechen begehen, so ist es das Verbrechen gegen den Rationalismus, Individualismus und Liberalismus, nicht aber gegen das Volkstum und gegen die Volkheit. Misch Orend

Die „Deutsche Buchgilde in Rumänien." Sie ist da. Sie rührt sich. Sie schafft. Wenn auch vorläufig und vermutlich noch auf Monate hinaus im Verborgenen. Einmal, später einmal, vielleicht im Herbst dieses Jahres, wird sie freilich notgedrungen mit Zischen und Pfeifen einherfahren müssen, um die Aufmerksamkeit der geneigten Mit- und Umwelt auf sich zu lenken.

Ihr Zweck, ganz kurz gesagt: die Herausgabe guter deutscher Bücher hierzulande auf eine Art zu organisieren, die die Fortentwicklung des schöngeistigen Schrifttums zu fördern geeignet ist.

Zu ihren Gründern gehört ein Kreis deutscher Autoren, der den Lesern dieser Zeitschrift nicht ganz fremd ist. Natürlich steht jedem deutschen Autor in Rumänien grundsätzlich frei, mit ihr in Verbindung zu treten.

Ihre Verlags- und Vertriebsstelle richtete sie bei der Krafft & Drotleff A. G. in Hermannstadt, dem größten deutschen Verlagsunternehmen unseres Landes, ein. Übrigens war die Anregung zur Gründung von dieser Firma ausgegangen.

Ihre Werbestelle übernahm das Deutsche Kulturamt in Hermannstadt.

Sie ist also eine Arbeitsgemeinschaft.

Ihre Arbeitsweise: Bis 15. April jedes Jahres reichen die Autoren ihre Handschriften ein. Bis 15. Juni werden diese von einem 5gliederigen Ausschuß geprüft. In den Sommermonaten werden die angenommenen Werke gedruckt und gebunden. Im Herbst gehen sie an die Lesergemeinde hinaus. Vorläufig ist die Herausgabe von jährlich 2 Büchern in Aussicht genommen.

Dies Uhrwerk schnurrt zum erstenmal im Laufe dieses Jahres, 1931, ab. Findet sich schon bei dieser ersten Auslese ein Werk, das dem Fünferausschuß geeignet erscheint, die Reihe der Veröffentlichungen der Buchgilde einzuleiten, setzt sofort die Werbetätigkeit des Kulturamtes ein, um der Buchgilde jenen Stock von Abonnenten zu sammeln, der die gedeihliche Entwicklung des Unternehmens gewährleistet. Findet sich dies Werk heuer noch nicht, so wird der Versuch nächstes Jahr zum selben Termin wiederholt.

Für die Autoren enthält die näheren Bestimmungen das Merkblatt B der Buchgilde. Es ist ihnen, soweit ihre Anschriften bekannt waren, bereits zugegangen. Auf Anforderung wird es jedenfalls zugestellt. Die Merkblätter A (für die Lesergemeinde) und C (für die Buchhändler) gelangen erst zur Ausgabe, wenn Titel und Erscheinungszeit des ersten Buches feststehen.

Es wäre töricht, sich von der Verwirklichung dieses bis hierher gediehenen Planes die Entfaltung unerhörter Begabungen in der Zukunft zu versprechen. Nein. Man verlange von Organisationen nicht mehr als sie leisten können. Diese hier hat eine Aufgabe bereits erfüllt, wenn sie durch die regelmäßige Wiederkehr ihrer kritischen, editorischen und künstlerischen Tätigkeit etwas mehr Spannung, Fluß und Frische in die Belange unseres literarischen Lebens gebracht hat. Otto Folberth

Acht Jahre Brukenthalchor. Wie der „Klingsor", die Zeitschrift der jungen Generation, geht nun auch der Brukenthalchor, der Chor unserer Jüngsten, in das achte Jahr seiner Arbeit und Wirksamkeit. Wenn uns nun dieser Chor bei seinem diesjährigen Festkonzert wieder mit reichen Gaben, einem blühenden Strauß altdeutscher Liederkunst (Schein, Dementius, Schmeltzel) und innigen, volksliedhaften Gesängen eines heimischen Komponisten (Fritz Schuller: Burgglocke, Palmitzken) beschenkt hat, so ist wohl der Anlaß gegeben, einen kurzen Rückblick auf seine Vergangenheit zu werfen, dessen eigentliche Domäne der Kirchengesang ist. Als der junge Straubeschüler Franz Xaver Dreßler im Jahre 1922 als Kantor an die Hauptkirche von Hermannstadt berufen wurde, kam der eminent musikalische Jüngling von zwei großen Erlebnissen erfüllt zu uns, von dem Erlebnis

Bachs und von dem Erlebnis des Thomanerchors. Unter ungeheuern Schwierigkeiten verstand er es nicht nur innerhalb eines Jahres den Brukenthalchor mit eiserner Willenskraft zu schaffen, sondern ihn auch mit seiner hinreißenden Musikalität und seinem dämonischen Fleiß dazu zu machen, was er ist, zu einem ganz wesentlichen Faktor unseres Musiklebens. Der Chor, der mit völliger Hingebung und traumhafter Sicherheit dem Taktstabe seines Meisters gehorcht, ist wie ein lebendes Kunstwerk im Dienste der Kirche. Neben der unirdischen Schönheit der Knabenstimmen ist es vor allem die heilige Beseelung der Gemeinschaft, die mehr erahnt, als gewußt, unsere Herzen ergreift. Das Programm des Chores und sein reiches Notenmaterial, das ersungen wurde, reicht von der mystischen Glaubenskraft des Mittelalters (Palestine, Orlando di Lasso) über den gewaltigen, evangelischen Bericht der deutschen Kantoren (Schütz, Schein, Buxtehude) mit Bach an der Spitze bis zur Frömmigkeit unserer Tage (Waldemar von Baußnern).

Wir wünschen diesem tapfern Chor, der Musikpflege aus dem Betriebe der Liederabende wieder in die Sphären reiner Musik gehoben hat, ein blühendes und fruchtbares Gedeihen.

Dr. Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Paul Ernst. Erdachte Gespräche. Verlegt bei Georg Müller, München, 1931. In Leinen 10·50 Mark.

Wir müssen vor diesem Buche unter die großen Dichter und Denker unserer Zeit, unter die neuen Wegweiser und Künder Paul Ernst einreihen, der seit Jahrzehnten wohl zu den Starken gezählt, seine große Leserschaft noch nicht gefunden hat, weil seine Zeit nicht gekommen war. Sie ist heute da, gerade für dieses Buch, das wie selten eines in die Grundlagen des Lebens Einblick schafft, in einer oberflächlichen Gegenwart wieder den Mut findet, eine würdige Haltung und eine geistige Einsicht, ein männliches Schauen und adliges Wissen in dichterisch klarer Gestaltung als Tafel zu errichten. Wir haben genug der vielen leeren Ziele, die durch unsere Zeit schwirren und alle in ihrer Art die irdische Gerechtigkeit, das soziale Wohlbefinden suchen, Utopien, die sich das dürftige System eines Wunschbildes an den Horizont malen — und nichts über die Grundlagen wissen, den Menschen nicht kennen in seinem Wert und seiner Schwäche. Wir wollen Wahrheit, die aus dem Leben quillt und kein Rezept ist. Bei Paul Ernst, in diesen wunderbar aufgebauten, wahrhaft gedichteten Gesprächen findet man sie, tiefer und aufschlußreicher, fruchtbarer als in einer Abhandlung, die bloß aus Gedanken besteht, während hier durch das dichterische Wort auch die Hintergründe mitsprechen. Der Reichtum der Stücke ist außerordentlich. Es gibt einige Gespräche darin, die geradezu erleuchtend auf uns wirken. Wir werden sie nicht vergessen, weil sie eine gültige Gestaltung eines großen Themas sind. Wer hat je den Gegensatz — der ein weltbestimmender Gegensatz ist — zwischen Diogenes und Alexander so überwältigend und dabei so befreiend einfach herausgearbeitet? Beinahe spielerisch mutet diese Antwortkraft an und ist in anderen Stücken wieder von einer geistigen Tiefgründigkeit und Geheimnishaftigkeit, die dabei immer klar und anschaulich verdichtet, oft in einem Worte mehr von den Untergründen

aufdeckt als seitenlange Untersuchungen. Das Gleichnis ist es, durch das Paul Ernst wirkt, eine bildhafte Philosophie, deren Einfluß auf das deutsche Leben unzweifelhaft wachsen und Früchte tragen wird. Heinrich Zillich

Alfred Brust. Festliche Ehe. Horen-Verlag, Berlin, 1930. — Größte Hochachtung vor dem Dichter Alfred Brust, aber diese Aufzeichnungen eines Gewandelten, so schöne Stellen man darin auch finden mag, sind mitunter einfach zum Lachen. Diese blaustrümpfigen Gespräche zwischen Mann und Weib, diese wandervogelhafte Ehevorbereitung, diese Zerredung all dessen, was erlebt werden muß, um etwas zu sein, diese Festlichkeit wird wenigen nach dem Geschmack sein. Irgendwo steht in dem Buche der sehr wahre und freie Satz „Die reinen Menschen haben merkwürdige Laster" — wandeln wir den Satz ab: die natursüchtigen Menschen haben eine merkwürdige Natur, was umso merkwürdiger ist, als Brust doch unzweifelhaft Gefühl und Blick für die Landschaft hat. Heinrich Zillich

Peter Mendelssohn. Fertig mit Berlin? Verlag von Ph. Reclam jun. Leipzig, 1930. — Wer einige Monate im Romanischen Café in Berlin herumsaß, kennt die fragwürdige Welt, die hier dargestellt wird und zugleich auch den äußerst fragwürdigen Helden dieses Romanes der Jugendschwäche, eine Figur allerdings, die in solcher getriebenen Hilflosigkeit auch dort nicht allgemein anzutreffen ist. Die Atmosphäre dieses unsympathischen Jünglings ist mit Talent wiedergegeben; eine Reihe von Gestalten treten plastisch hervor, wenn auch manche Teile der Handlung selbst bei willfähriger Anerkennung der völligen Zielloſigkeit des Helden undeutlich und unmotiviert bleiben, — auch diese Franziska und selbst Manfred erscheinen aus gleichem Holze geschnitzt, verwischt, undeutlich, hilflos. Der Gesamteindruck ist heftiges Mißbehagen. Das Buch hat keine Hintergründe, keine Tiefe. Es ist ein recht spannender Roman, sonst nichts. Heinrich Zillich

Siebenbürgen. In der Monographiesammlung „Das Deutschtum im Ausland." Herausgeber Dr. Karl Bell. Deutscher Buch- und Kunstverlag William Berger, Dresden, 1930. — Man sah in der letzten Zeit mehrere Werke, die sich Siebenbürgen ganz oder zum Teil widmen. Dieses Buch ist unzweifelhaft in erster Linie zu beachten. In einigen Aufsätzen aus sehr guten Federn (D. Friedrich Müller-Langenthal, Dr. Andreas Scheiner, Karl Kurt Klein, D. Dr. Viktor Roth, Dr. Karl Bell) entsteht tatsächlich ein plastisches, lebendiges Bild unseres Volkstums. Das Schwergewicht ist dabei ersichtlich darauf gelegt, dies auslanddeutsche Dasein in seiner Fülle zu erfassen. Es tritt das kulturelle Leben in mehreren Beiträgen besonders eindringlich hervor, nachdem in zwei einleitenden Aufsätzen ein Überblick über unsere Geschichte und schicksalhafte Aufgabe, unser Schul- und Kirchenwesen gegeben wurde. Den Beschluß macht ein Aufsatz, der sich mit unserer Wirtschaft wohl etwas zu flüchtig beschäftigt. Unsere volkswirtschaftliche Bedeutung hätte einen etwas breiteren Rahmen verdient. Abgesehen davon erscheint das Buch nach Anlage und Ausarbeitung als recht geglückt, auch die zahlreichen Bildtafeln seien noch erwähnt. Es wird besonders in Deutschland unser Leben wirkungsvoll vertreten. Heinrich Zillich

Adolf Meschendörfer, Gedichte. Liebhaberausgabe, hergestellt von Harald und Wolfgang Meschendörfer in der Druckerei der Staatsschule für angewandte Kunst, München 1930. 103 S. Lex. 8°.

Der kostbar ausgestattete Band mit Meschendörfers Gedichten erschien kurz vor den Vereinstagen. Keineswegs in der Absicht, den „Betrieb" zu mehren. Es sind

wenige, mit erlesenem Geschmack ausgeführte Stücke hergestellt worden. (Das ist Meschendörfer, der Hauptträger der siebenbürgischen Kunstwartbewegung). Der Gleichklang des Inhaltlichen ist sinnfällig. Der Band bietet nur eine Auswahl von Gedichten, die einem Zeitraum von mehreren Jahrzehnten anzugehören scheinen. Seltene, kostbare Früchte, Feinschmeckern zu andächtigem Genießen zugedacht. Immer wieder erinnert Meschendörfer, daß Kunst von Können herzuleiten, eine Funktion der Form, hier: des Wortes ist. Dunkel gesättigte Leuchtkraft gewinnt er der Sprache ab, die er dreht, wendet, formt, stuft, tönt und, immer aufs neue, umgießt, wie man edle Getränke umgießt, um Duft und Geschmack zu verfeinern. In seltsamem Gegensatz zu dieser gepflegten Form durchpulst hemmungslose Leidenschaftlichkeit des Empfindens manche Gedichte; als Haß, Liebe, Gebet jach aufbrennend, als Dankbarkeit, Naturgefühl, Verehrung, Erinnerung mild abgeklärt. Meschendörfer besingt nichts anders als die Lyriker aller Zeiten, Natur und Menschen mit Trieben und Taten, Weltall und Tod. Impressionistisch bannt er ihre Erscheinungsformen ins erlebnisträchtige Wort, das tief unter der Oberfläche wühlendes Chaos ahnen läßt, aber ordnend beschwört. Dionysische Glut und appollinische Kühle durchdringen sich in dem Zyklus der vier Griechenland-Gedichte, die ich zu den schönsten der Sammlung zähle. Leidenschaftliche Anklage trifft „Drei Verhaßte". Aber dieses zwischen Liebe und Haß barock gespannten Dichters innerstes Sehnen gilt der ausgeglichenen Schönheit. Diu mâze könnte man die Gesamtheit jener Gedichte beschriften, die Meschendörfer „Schöne Welt" nennt; mit den „Proben" einiger Liebesgedichte, in denen die barocke Diktion besonders auffällt, machen sie wohl die Hälfte der ganzen Sammlung aus. In dieser Tatsache scheint der Zeithintergrund, das Verhaftetsein Meschendörfers an den tieferen Sinn der Kunstwartbewegung, die Selbstentscheidung und -bescheidung des ästhetische Maßstäbe handhabenden Kritikers und Dichters doch irgendwie durch. Damit schließt sich der Ring. Daß Meschendörfer mit Gedichten, die vor einem Menschenalter unter uns einstimmiges Kreuziget! ausgelöst hätten, bei Liebhabern schöngeistiger Literatur heute einhellige Zustimmung finden würde, ist ein überzeugender Wertmesser der Einwurzelung jener „Ästhetenbewegung", die zu Jahrhundertbeginn als verderbliche Schwächung unseres Volksgefüges gebrandmarkt wurde. Und daß der Kronstädter „Verein" unter seinen Festgaben ein Dichterbuch, unter seinen Vortragenden einen leibhaftigen Dichter mit einem „ästhetischen Essay" fand (und vertrug), zeugt lebendig dafür, daß uns aus der Bewegung Meschendörfers Bereicherung und Kraft zugeflossen sind.

In diesem Sinn ist der Gedichtband das Flammenzeichen eines Sieges.

Karl Kurt Klein

„Die offene Wunde Europas". Handbuch zum europäischen Minderheitenproblem. Herausgegeben von Oskar Wittstock jun., Kronstadt. Verlag Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1930. Preis Lei

In musterhafter Weise erfüllt dies Buch den Zweck, dem es nach den Worten des Herausgebers dienen will, erstens grundsätzlich zusammenzufassen, „was jeder Gebildete über das Minderheitenproblem wissen muß", und darüber hinaus den Nachweis zu führen, daß die Minoritätenfrage das Kernproblem der zukünftigen Entwickelung Europas darstellt. Mit aufrüttelnder Deutlichkeit ergreift gerade diese letztere Wahrheit jeden, der dies Buch zur Hand nimmt. Mit Ergriffenheit und

Staunen erlebt er, wie die Fragen des Minderheitenrechtes und Minderheitenschutzes der eigentliche Zufluchtsort des Ethischen in der politischen und rechtlichen Gedankenwelt des heutigen Europa darstellen und daher die Möglichkeit und den Keim zu einer ethischen Reinigung und Erneuerung dieser Gedankenwelt in sich bergen. Mit Eindringlichkeit wird ihm hier klar, daß das Minderheitenproblem, von welcher Seite immer es betrachtet wird, in das ethische Grundproblem der modernen Kultur hineinführt, und daß das Ringen um den Sieg der Minderheitenideen gleichzeitig mit ein Ringen um einen sittlichen Kern der heutigen Kultur ist. Man ziehe aus der Bezeichnung „Handbuch" ja keine voreiligen Schlüsse auf Trockenheit und Lehrhaftigkeit dieses Buches. Was hier in klassischer Kürze von durchwegs ersten Kennern der Minderheitenfrage und führenden Minderheitenpersönlichkeiten ganz Europas in 22 Einzelaufsätzen gesagt wird, ist bei hohem geistigem Niveau von soviel edlem Idealismus und doch wieder soviel warmer Lebensnähe getragen, daß das Werk über den Rahmen einer Programm- und Referatschrift zu einer Bekenntnisschrift hinauswächst. Es wäre ungerecht, irgend einen der Aufsätze gesondert herauszugreifen, um ihn allein zu besprechen. Mit einer einzigen Ausnahme, wo eine stilistische Überarbeitung des deutschen Textes wünschenswert gewesen wäre, schließen sich die Einzelbetrachtungen, trotz der Verschiedenheit der Verfasser, zu einer geistig und sprachlich harmonischen Einheit zusammen, die das Buch innerlich aus einem Guß erscheinen läßt. Inhaltlich bietet es zunächst grundsätzliche Betrachtungen der Beziehungen des Minderheitenproblems zu allen Seiten des allgemeinen Kulturproblems, gibt eine Übersicht über die gegenwärtige Lage der europäischen Minderheiten, geht auf das Schicksal einzelner schwer bedrängter Minderheiten gesondert ein, berichtet dann über die heute bestehenden internationalen Institutionen, die sich mit dem Minderheitenproblem befassen, sowie über die bisherigen Ergebnisse ihrer Tätigkeit und endet mit bibliographischen Hinweisen und einer Nationalitätenstatistik Europas.

Das Buch gehört tatsächlich auf den Tisch jedes Gebildeten, besonders jedes Gebildeten einer Minderheitennation. Seine Qualitäten stempeln es zu einem Werk von europäischer Bedeutung und eine weite Verbreitung über die Grenzen unserer Heimat ist ihm sicher.

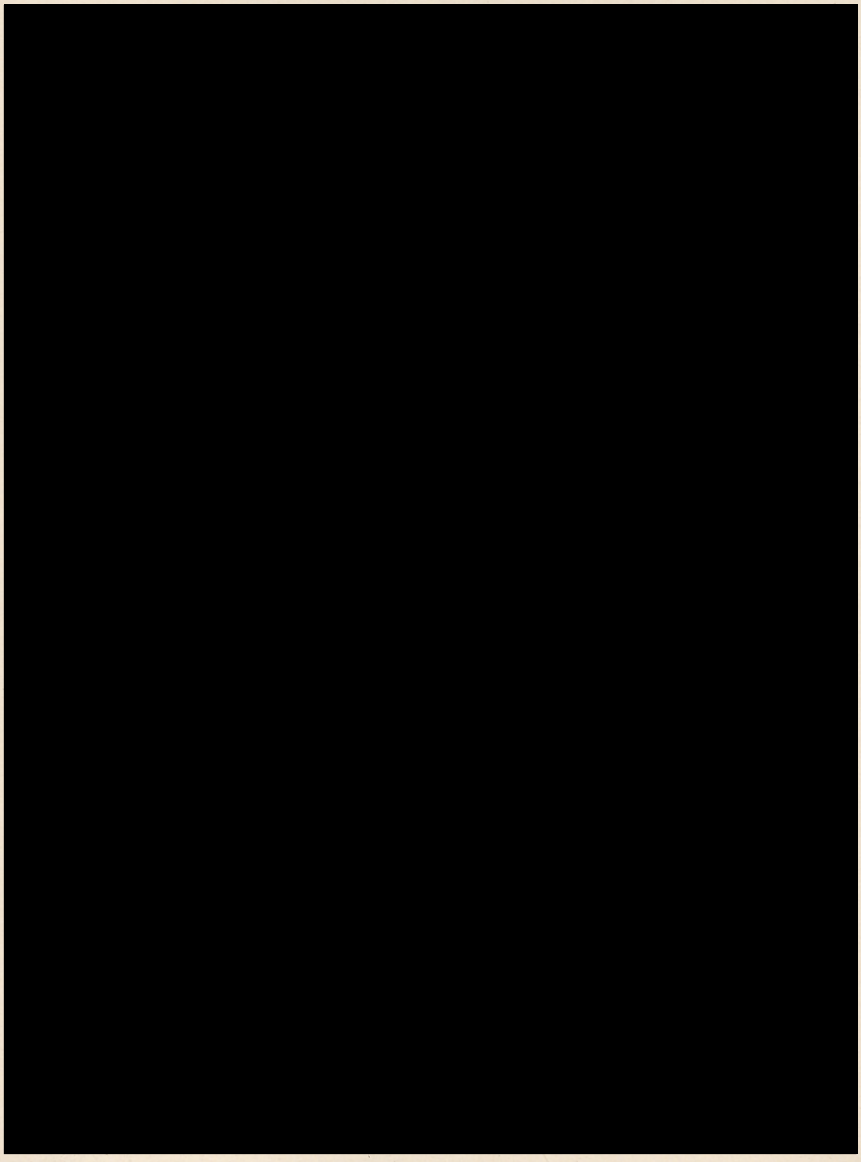
Herausgeber und Verlag aber haben sich mit dieser Veröffentlichung sowohl um ihr eigenes Volk als um die ganze europäische Minderheitenbewegung ein bleibendes Verdienst erworben.

Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Mit besonderer Genehmigung des Georg Müller-Verlages bringen wir einen Abschnit — „Paria" — aus Paul Ernst „Erdachten Gesprächen", einem Werke, das von ganz ungewöhnlicher Bedeutung ist und an dem man nicht mehr vorbei gehen kann. Wir weisen auf die in der Bücherschau veröffentlichte Besprechung hin.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Der Maler Fritz Kimm

phot. Atelier O. G. Netoliczka

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR APRIL 1931 HEFT 4

Die Schlacht bei Moskau

Von Oskar Krämer

Es ist ein Zufall, daß die Schlacht bei Moskau in dem Kaffeehause einer Balkanstadt geschlagen wird. Sie könnte ebenso gut irgendwo sonst geliefert werden. Auch an anderen Orten gibt es Freunde, die allabendlich zusammenkommen, um sich innige Feindschaft zu bekunden. Der eine verteidigt sein Leben; der zweite tut das Gleiche, indem er das Leben des ersten angreift. Und ein dritter, wenn noch einer dabei ist, lebt ganz einfach.

Als erster betritt der „Komponist" das Kaffeehaus. An seinem Wintermantel fehlen vorne die Knöpfe. Auf der Straße pflegt er die Mantelenden mit dem Daumen der linken Hand übereinander zu halten. Das ist jetzt nicht mehr nötig. Er läßt den Mantel auseinanderklaffen und geht auf den Fußspitzen zu dem gewohnten Ecktisch. Da er noch nicht weiß, wer ihm die heutige Zeche bezahlen wird, hat er auch noch nicht den gehobenen Gang späterer Stunden. Kein Lächeln umspielt die zusammengepreßten Lippen. Seine Finger zittern nervös, während er sich eine Zigarette aus schwarzem Tabak dreht und in eine lange Spitze aus Weichselholz steckt.

Düstere Gedanken befallen ihn. Einen schweren Kampf wird es heute kosten. Der spärlich behaarte Kopf senkt sich tief auf den Tisch herab.

In dieser Stellung findet ihn der Eisenbahnbeamte. Die gedrückte Stimmung seines Freundes entgeht ihm nicht. Schlecht verborgene Freude spricht aus seinem vorher noch mürrischen Gesicht.

„Ich habe die Schlacht bei Moskau verloren", sagt der Komponist.

„Die Schlacht bei Moskau?" wiederholt der Eisenbahnbeamte. Er lacht in sich hinein.

Der Komponist legt den Zeigefinger um den Henkel des Bierglases und fragt:

„Zahlst du mir dieses?"

„Meinetwegen", sagt der Eisenbahnbeamte, „mehr aber nicht . . ."

„Was hast du verloren . . ?" fragt der Eisenbahnbeamte.

„Die Schlacht bei Moskau."

In diesem Augenblick tritt der Dritte an den Tisch. Besonders herzlich drückt ihm der Komponist die Hand. Seine Aussichten bessern sich mit jedem neuen Tischgenossen.

„Du ärgerst dich über die Schlacht bei Moskau?" fragt der Komponist den Eisenbahnbeamten.

„Nein, ich freue mich über sie", behauptet dieser. Und wirklich er lacht.

„So oder so, mir ist das ganz egal. Ich weiß, was mit mir los ist. Ich bin aufs Ganze gegangen. Gut: ich bin unterlegen ... Zahlst du mir ein Glas Bier?" fragt der Komponist den Dritten. Und dieser nickt.

„Ob du es nun haben willst oder nicht. Ich habe ein Recht, mich mit Napoleon zu vergleichen. Nur Napoleon konnte die Schlacht bei Moskau verlieren. Meine Schlacht konnte auch nur von mir verloren werden."

Noch immer lacht der Eisenbahnbeamte. Auch der Dritte lächelt.

Der Komponist hält die Zigarettenspitze weit von sich ab und läßt seinem breiten Mund eine dichte Rauchwolke entweichen und dem zugespitzten eine langgestreckte dünne. Nicht nur mit Napoleon kann er sich jetzt vergleichen. Man bringt eben das zweite Glas Bier.

„Weißt du?" sagt er „ich habe eine neue Kunsttheorie fertig im Kopf. Ich überhebe mich nicht. Mein Buch wird für die Musiktheorie dasselbe bedeuten wie Kants „Kritik der reinen Vernunft" für die Philosophie."

Nun gibt es nichts mehr zu lachen. Es wird blutiger Ernst.

Der Komponist entwickelt, worin seine umwälzende Entdeckung besteht. Er glaubt an seine Sache. Alles ist klar und wirklich großartig. Nur hier und dort müßte das eine und andere noch besser verankert, besser gestützt werden. Alles Kleinigkeiten neben dem großen Wurf. Kein Marschallstab im Korporalstornister, keine Taube auf dem Dach. Etwas Handfestes, etwas unerschütterlich hier, in diesem Kopfe schon Vorhandenes. Nur einige Tage ungestörter Arbeit und alles ist für ewige Zeiten fix und fertig.

Während der Komponist spricht, blickt er bald dem einen, bald dem anderen seiner Tischgenossen starr in die Augen. Beide halten unbewegt stand. Sie nicken abwechselnd zu dem dritten und vierten, fünften und sechsten Glas Bier. Man darf jetzt nicht unterbrechen.

„Solchen Gedanken", sagt der Komponist „gehe ich nach. Alles andere ist mir daneben ...", er hebt die Hand und bläst sie an, als

ob er eine Flaumfeder hochfliegen lassen möchte. „Ich pfeife auf Stellung und dicken Gehalt. Ich lasse mich nicht unterjochen wie andere. Ich bleibe frei. Wenn ich mich mit anderen vergleiche, die sich verkauft haben" — er wagt es hier beinahe mit Fingern auf den Eisenbahnbeamten zu deuten — „ist es noch wenig, wenn ich sage, daß ich die Schlacht bei Moskau verloren habe . . ."

Hier erwacht der Eisenbahnbeamte aus dem Starrkrampf, in den er verfallen war. Nur der Komponist weiß, daß sich sein Freund für einen großen Dichter hält, der seinem inneren Beruf nur darum nicht nachgehen kann, weil er tagaus tagein Eisenbahnfahrkarten verkaufen muß. Es war unvorsichtig, unvorsichtig in höchstem Grade, an dieses Geheimnis zu rühren.

„Was denn noch kannst du sagen?" fragt der Eisenbahnbeamte stirnrunzelnd. Auch in den Dritten kommt einige Bewegung.

„Ich könnte sogar sagen, daß ich die Schlacht bei Moskau gewonnen habe."

Kein Wort spricht der Eisenbahnbeamte.

Dann aber streicht er sich mit unvermuteter Hast über die Stirne und weiter über das Haar. Sein Gesicht rötet sich. Er blickt zornig. Mit seiner spitzen Nase sticht er geradezu auf den Komponisten los.

„Wenn du die Schlacht bei Moskau nicht nur verloren, sondern sogar gewonnen hast," sagt er brutal, „dann kannst du dir auch dein Bier selber bezahlen."

Der Dritte kreischt auf vor Vergnügen.

„Das ist billig," sagt der Komponist. Statt eines vollen Zuges aus dem siebenten Glas tut er aber nur einen halben Schluck.

Nein, fair war das nicht. Aber der Eisenbahnbeamte nimmt nichts zurück.

„Du hast," sagt er, „die Schlacht bei Moskau also nicht nur verloren. Wenn du dich mit andern vergleichst, die sich verkauft haben, hast du sie sogar gewonnen. Gut. Wenn du dich aber mit dir selber vergleichst, hast du sie auch dann gewonnen?"

Übertrieben langsam pflanzt der Komponist eine neue Zigarette in die Weichselspitze.

„Wie meinst du das?" fragt er.

„So meine ich das."

Der Eisenbahnbeamte läßt alle Rücksicht. Er sitzt aufrecht auf seinem Sessel und behauptet, daß in dem Komponisten zwei Menschen stecken.

Der eine ist der große Künstler und Denker, der aufs Ganze geht. Der andere führt ein faules Leben, macht auf der lieben Herrgottswelt nichts, verschläft die Tage und fällt in der Nacht seinen Mitmenschen zur Last.

Wenn sich der zweite mit dem ersten vergleicht, hat er auch dann noch die Schlacht bei Moskau gewonnen?

Der Eisenbahnbeamte ist ein roher, rachsüchtiger Mensch. Der Komponist hat eigentlich nichts mehr mit ihm zu tun. Er schweigt.

Es wäre vielleicht zu überlegen, ob sich die Unterhaltung nicht einem andern Gegenstand zuzuwenden hätte.

Aber der Eisenbahnbeamte fühlt sich heute besonders gut in Form. Er holt zu neuem Angriff aus:

„Ich könnte eine Frage an dich richten."

Der Komponist hat den Kopf tief auf sein Glas herabgebeugt. Der Zeigefinger seiner rechten Hand bewegt sich langsam, als ob er ein Fragezeichen auf das Tischtuch malen wollte.

„Ich weiß nicht, ob du diese Frage vertragen würdest," sagt der Eisenbahnbeamte.

Der Komponist hebt den Kopf. Es scheint, daß er sich als mutig erweisen will.

„Die Frage wäre auch an mich gerichtet," sagt der Eisenbahnbeamte großmütig.

„Vernichten wird sie aber nur mich," meint ironisch der Komponist.

„Was könnten wir auf die Frage antworten, warum nicht das aus uns geworden ist, was wir eigentlich sind," fragt nun der Eisenbahnbeamte, „du zum Beispiel: ein großer Künstler?"

Es erweist sich, daß der Komponist noch nicht wieder ganz auf der Höhe ist. Er antwortet:

„Ich würde sagen, daß mich verschiedene äußere Umstände daran gehindert haben." Er schickt sich an, diese verschiedenen Umstände darzulegen.

„Nein," unterbricht ihn der Eisenbahnbeamte, „du darfst gar nichts sagen. Du und wir alle" — er deutet nach einander auf den Komponisten, auf sich und den Dritten — „können nur den Kopf senken und schweigen. Es gibt keine Antwort auf diese Frage. Jeder weiß sich vor seinem Gewissen und Gott für sein Schicksal verantwortlich. Jeder weiß, daß er selber an allem schuld ist."

„Ich bin an gar nichts schuld," sagt plötzlich der Dritte. „Ich würde antworten: Ich bin von Anfang an gewesen, was ich bin."

Der Eisenbahnbeamte hat nicht erwartet, daß man auf dieses antworten könnte. Er war siegessicher und nun hat er mit einem Male viel von seiner Sicherheit wieder verloren.

Aber der Komponist bekommt einen roten Kopf. Er wendet sich erregt dem Dritten zu und ruft:

„An dich wird die Frage gar nicht gerichtet. Weißt du, was Berufung ist? Du bist und bleibst, wozu du geboren wurdest, ein....."

Ungeheuer grob geht der Komponist mit dem Dritten um. Er ist ehrlich entrüstet.

Der Eisenbahnbeamte lebt wieder auf.

Er trinkt dem Komponisten zu und bestellt ihm ein neues Glas Bier.

Die Feindseligkeiten sind eingestellt. Für heute.

Morgen erst wird in dem gleichen Kaffeehause der Kampf wieder aufgenommen und eine neue Schlacht bei Moskau geschlagen werden.

Die Front wird sich aber gegen den Dritten wenden. Wenn ein Dritter dabei sein wird.

In wirklich treuer Feindschaft mit einander verbunden sind nur der Komponist, der kein Eisenbahnbeamter und der Eisenbahnbeamte, der kein Dichter werden wollte.

Gedichte von Arnold Roth

Sprich leise

Der Wind hat den purpurnen Schnee von den Höhen
des Abends auf unsere Wangen geweht.
Neige dein Haupt in die Blüten des Friedens
und sprich das Gebet.

Sprich aber leise, wie deine Hände,
weil uns die Funken der Ewigkeiten bald umsprühn,
dann werden die langen Schatten unseres Schweigens
wie Erze glühn.

Vielleicht, daß ein Mond aus gewölbter Silberschale
auf unsere Insel sein Leuchten gießt,
vielleicht, daß ein Strahl auf die samtenen Lider
unserer Wehmut fließt ....

Madrigale

Das Blühen der Wolken, ein Madrigale,
das aus den himmlischen Sphären fließt.
O Reinheit, die aus kristallener Schale
berauschende Tropfen ins Dämmern gießt.

Das Loben der Weiden verklärte Choräle,
in die das Sehnen der Sterne rinnt.
Wie eine Libelle erschauert die Seele,
wenn sie der Abend mit Schatten umspinnt.

Bald werden im Strömen der Harmonien
die Stirnen der Berge versunken sein.
Vor weißen Blumenkelchen knien
die Mädchen und schlürfen den blauen Wein.

Spätsommer

O süßes Liegen sommerschwerer Schatten
aus denen heiß das Blut der Blumen klingt.
Der Birkenträume zärtliches Ermatten,
das von den Zweigen auf die Stirne sinkt.

Verblühtes Licht auf dem Altar der Tage,
wie lange schon zerfloß das Strahlenkleid,
aus schmalen Blättern zittert deine Klage
und stürzt hinunter in das Meer der Zeit.

Bald sinke ich ins braune Fleisch der Erde
und auf mein Lächeln fällt der Herbstgesang.
So wart ich auf das große Frühlingswerde
und reife zu dem großen Gottesgang.

Glauben und Gebet

Von Gerhardt Schaser

So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnt dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten! Jesus

Seit einiger Zeit versucht Neugeboren im Klingsor und an anderen Orten eine Stellung zu verteidigen, die nur infolge eines Irrtums als eine solche des Glaubens aufgefaßt werden kann. Wenigstens, soferne man unter Glauben den christlichen versteht. — Dieser Irrtum ist freilich infolge der wissenschaftlichen und religiösen Erziehung der Vorkriegsgeneration so gut wie unausweichlich.

Der Aufsatz „Das Gebet"*) legt nun aber die Wurzel frei, die immer wieder zur Behandlung solcher Fragen zwingt. Es ist die Not, die dadurch entsteht, daß ein Mensch nicht glauben kann, die ihn zwingt, seinen Standpunkt als den richtigen beweisen zu wollen. Und zwar ist es derselbe Verstand, der ihn um den Glauben gebracht hat, den er nun zum Zeugen aufruft, dafür, daß es einen solchen Glauben überhaupt nicht gibt und geben darf.

Bevor aber der Verstand als kompetent erklärt werden kann, muß das Glaubensleben in einen rein menschlichen Bereich gezogen werden. Und das geschieht durch die Psychologie. Es ist ganz klar, daß einer, der die Wirkung des Gebetes auf Selbstbeeinflussung — Autosuggestion — zurückführt, den Glauben dadurch von selbst ausschließt.

Denn der gläubige Mensch, der k a n n die Wirkung seines Gebetes gar niemand anderem zuschreiben als Gott! Der Gläubige fragt dann allerdings auch nicht darnach, ob sich dieser Vorgang irgendwie vor dem Verstande rechtfertigen läßt. Der Gläubige ist vielmehr überzeugt, daß der Verstand ein sehr unvollkommenes Mittel ist, mit dem er sich die Vorgänge um sich herum e i n i g e r m a ß e n begreiflich macht. Auch die Naturgesetze erkennt er nur als eine Denkform an.

Der gläubige Mensch glaubt daran, daß sein Gebet an eine objektive Wirklichkeit gerichtet ist, eben Gott, und diese auch erreicht. Wenn man dagegen das Gebet für eine Täuschung hält, so hat man diesen Glauben eben nicht. Warum die Wirkung des Gebetes sich aber außerhalb des Rahmens des Natürlichen vollziehen soll, ist eigentlich unerfindlich. Freilich handelt Neugeboren vom Natürlichen als einem rest-

*) Klingsor 1931, Heft 3.

los Bekannten. Demgegenüber muß nun doch festgestellt werden, daß auch der allereinfachste natürliche Vorgang immer ein Geheimnis für uns mit in sich birgt. Und zwar ein Geheimnis, von dem wir nicht annehmen können, daß menschlicher Verstand und menschliche Vernunft ihm je beikommen werden können.

Aber abgesehen davon liegt kein zwingender Grund vor, warum Gott nicht auch im Rahmen der Naturgesetze eine Wirkung ausüben könnte, ja es liegt sogar die Nötigung vor anzunehmen, daß Gott eben durch die Naturgesetze seine Wirkungen ausübe, ist er doch Herr auch der Naturgesetze.

Der Glaube ist gar nicht in der Lage, etwas anderes anzunehmen, als daß Gott überhaupt alles tun könne, was er wolle. Vor einer Einschränkung dieses Satzes bewahrt ihn die Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes.

Und wenn Gott ein Gebet erhört und daraufhin eine natürliche Wirkung eintreten läßt, so kommt dadurch nicht sein Despotismus zum Ausdruck, sondern sein Erbarmen.

Wer nun freilich wissen will, wie Gott das macht, der geht über menschliches Vermögen hinaus, denn es ist uns nicht gegeben, in die Werkstatt Gottes hineinzusehen. Solche Neugierde kann auf dem Boden des Glaubens — der sich Gott immer ehrfürchtig naht — nicht entstehen.

Ich weiß, Neugeboren wird mir vorwerfen, ich sei unduldsam, aber ist es nicht höchste Unduldsamkeit, Gott vorzuschreiben, wie er zu sein hat?!

Im Zeichen des Romans

Aus der heutigen rumänischen Literatur

Von Emanoil Bucata

Die Werke der großen Schöpfer sind die Meilensteine am Wege einer Literatur. Wer sie studiert, dem scheinen sie strahlende Episoden des Schrifttums zu sein. In den meisten Fällen aber würde der Faden des Ganzen, das natürlich unansehnlicher ist, reißen, wenn sich die Forschungsmethode nur auf sie beschränkte. Eine Strömung und eine Schule bestehen aus mehr; denn sie umfassen auch die Einzeläußerungen; aber auch aus weniger, denn die einzelnen Leistungen leben ja nur als

ein Teil unter den übrigen und setzen zwar sich selbst als die Marksteine der Literatur, doch dazwischen herrscht oft die staubige Eintönigkeit, das Gras, die Feldblumen des Zwischenraums.

Die heutige rumänische Literatur hat eine reiche Vergangenheit von wenigstens einem Jahrhundert. Was dieser Spanne bis tief zurück in das Mittelalter vorausging, gehört zur Belehrungs- und Kampfliteratur und damit dem religiösen oder geschichtlichen Gebiete an. Nur volkstümliche Poesie und Erzählungen dieser Nation, bei der das Volkstümliche noch lebendig und schöpferisch ist, schwächen den Eindruck dieser Chronologie etwas ab. Die Rumänen führten geraume Zeit kein freies Leben, weder ein politisches, noch ein kulturelles. Das nationale Gefühl konnte erst zu seinen Rechten kommen, nachdem die Verbindungen mit dem Orient verringert oder abgebrochen waren und sich das Volk ein unabhängiges Land schuf, das bis 1918 beschränkte Grenzen besaß, dann aber alle Splitter des rumänischen Volkes aus drei benachbarten Staaten aufnahm. Ein Merkmal dieser Abhängigkeit zeigt sich in der Verwendung der slawisch-zyrillischen Schrift bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, obwohl die Rumänen lateinischer Abstammung sind und ein römisches Idiom sprechen.

In dieser fernen Vergangenheit sind große Gestalten sichtbar, aber keine literarischen im heutigen Wortsinne.

Entweder sind es geistliche oder weltliche Gelehrte, die im 16. Jahrhundert Übersetzungen aus der Bibel gaben, oder Historiker, mitunter Philosophen, aber auch unvergleichliche Erzähler wie Miron Costin, im 17. und Ioan Neculce im 18. Jahrhundert.

Die eigentliche Literaturepoche bildet dann eine stürmische Blütezeit. Sie entfaltet sich wie ein lange unbebaut gebliebener Ackerboden. Aus dem von den Vorgängern bestellten Grund wächst die ganze rumänische Literatur hervor. Da entstehen in einem Halbjahrhundert — 1840 bis 1890 —, in dieser Spanne, die ein wahrer Triumpfmarsch ist, Dichter wie Vasile Alexandri, der sich leicht in allen Gebieten der Dichtung, von der Lyrik bis zur Epik und zum Drama bewegt; Mihail Eminescu, ein tragischer Lyriker, der bedeutendste von allen; George Coşbuc, ein idyllischer Lyriker; dann Prosaschriftsteller wie Constantin Negruzzi, der gemäßigte Romantiker mit sicherer stilistischer Linie und Ioan Creanga, unser bisher durch Natur, Charakterisierungskraft und Sprachbeherrschung unübertroffener Volksschriftsteller

und schließlich Ioan Carageale, ein rücksichtsloser Analytiker, der größte Novellist und Dramatiker Rumäniens.

Wir haben natürlich nur die bedeutendsten Schriftsteller erwähnt, um die sich das literarische Leben in hohen Wogen bewegt. Hundert andere Gestalten ziehen vorüber und bestimmen die Strömung jener Epoche. Sichtbar wird Titu Maiorescu, der Kritiker und Doktrinär der „Junimea"(Jugend)-Bewegung, die im Grunde deutschen Romantizismus und Kritizismus bedeutet; Bogdan Petriceicu-Hasdeiu, ein vielseitiger Historiker und Schriftsteller von großem Talent, der dieser Bewegung entgegentrat und der französischen Schule das Wort sprach; C. Dobrogeanu-Gerea, Marxist, Literaturkritiker und Verfechter der tendenziösen Kunst. Diese Namen dürfen nicht übergangen werden, wenn man den Zusammenhang zwischen den großen Meistern nicht verlieren will. Dabei erscheint die literarische Konfiguration im Einklang mit der geographischen des Landes. Zunächst wie diese ist sie sehr verschiedenartig, zeigt dann aber allmählich Übergänge zwischen den Gestalten eines jeden Gebietes. Es fallen dann einige Erscheinungen in der Nachkriegsliteratur Rumäniens auf, manche aus äußeren Gründen, darum aber nicht weniger charakteristisch.

Der Roman brach sich ungehindert Bahn. Skizze und Novelle, die ihre Vollkommenheit erreicht und uns die bedeutendsten epischen Schriftsteller gegeben hatten, verschwanden fast ganz. Früher hatte sich eine Theorie ad hoc gebildet: die Rumänen seien außerstande, etwas anders als kurze Erzählungen zu schreiben. Man gab vor, die rumänische Gesellschaft sei noch in Bildung begriffen und ungefüge — als ob nicht eben aus diesen sozialen Gärungen ein mächtiges Werk entspringen könnte. Die größten Dichtungen seit der „Divina Comedia" bis zu „Krieg und Frieden" haben auch auf kein goldenes Zeitalter der Gesellschaft gewartet, um zu entstehen. Weder das Italien von 1300, noch das Rußland von 1864 erfreuten sich eines solchen Zustands. Und doch brachten sie Dante und Tolstoi hervor.

Man sagte auch, der Rumäne sei im allgemeinen, wie es seine Geschichte zeigt, keiner dauernden Anstrengung fähig. Der Schriftsteller könne sich in seinem Traumreich nicht zu jener ausdauernden und konstruierenden Geistesarbeit aufraffen, aus der sich der Roman gewöhnlich bildet. Ob man früher diesen Erklärungen glaubte oder nicht, die nichts erklärten (was durch die heutigen Ereignisse genügend be-

wiesen ist) weiß ich nicht. Aber sie hatten Geltung auf dem literarischen Markte. Sie drangen sogar in die Kritik des Auslands.

Man kann nicht behaupten, daß die heutige Erscheinung Nachahmung ist und einen Teil der Flut ausmacht, die sämtliche Literaturen überschwemmte. Das ausländische Beispiel fehlte uns auch früher nicht, aber wir befolgten es nicht. Der rumänische Roman aus der Vorkriegszeit, außer Duiliu Zamfirescus „Viaţa de ţara“ (Landleben), in dem Spuren eines Tolstoischen russischen Lebens pulsieren, verdient kaum, daß man sich bei ihm aufhält. Quantitativ bedeutet er überhaupt fast nichts für das rumänische Schrifttum.

Ohne Umwandlung der Gesellschaft, die im Gegenteil noch bunter als je wurde, ein Gemisch von wenigstens vier Zivilisationen, der russischen, österreichischen, ungarischen und altrumänischen, ohne daß ein neuer Typ des Rumänen von mächtiger Erfindungsgabe und Ausdauer entstanden wäre, hielt der Roman seinen Einzug. Bahnbrechend wirkte der zweibändige Roman „Ion“ des am meisten epischen Romanschriftstellers unserer Gegenwart Liviu Rebreanu, der mit der Skizze begonnen hatte. Als sein Roman da war, schien es, als ob alles auf den durch ihn entfachten Enthusiasmus gewartet hätte. Wie eine Ironie auf jede Theorie erscheint es, daß er im „Ion“ Menschen und Zustände aus einem abgelegenen Tal Siebenbürgens ohne Beziehung zur Gegenwart schildert, daß es ein Bauernroman ist, dessen Anfänge in Rumänien ein anderer älterer, ebenfalls siebenbürgischer Schriftsteller Ioan Slavici eröffnet hatte, und daß dieser Roman schon vor dem Weltkrieg geschrieben, mißlicher Umstände halber jahrelang im Schreibpulte als Manuskript lag. Seither hat Rebreanu fast jährlich einen neuen Roman geschrieben, immer in neuer Art. „Pădurea spânzuraţilor“ (Der Wald der Gehängten) entstand aus der seelischen Haltung des Krieges und ist sein bester und tiefster Roman. „Adam şi Eva“ ein Werk philosophischer Metamorphosen, die künstlichste und literarischste seiner Arbeiten; „Ciuleandra“ nach dem Namen eines rumänischen Volkstanzes, ein Bild aus dem Bojarenleben, das Studium einer physiologisch entnervten Familie und eines Wahnsinnsprozesses; „Craişorul“ (der Kleinkönig) spielt in der Zeit des Aufstandes der Siebenbürger Rumänen unter Kaiser Josef II., und der jüngste Roman, der noch unveröffentlichte „Gorila“, erhält seinen Stoff aus der Schriftstellerwelt. Von einem weiteren Roman „Răscoala“ (Der Aufstand) erschienen nur Bruchstücke. Das Werk schildert den

Bauernaufstand 1907. In dieser Aufzählung wird man eine Entwicklungslinie gewahr, die nicht nur für Rebreanu, sondern für die ganze Generation gilt.

Am anderen Ende der Entwicklung des rumänischen Romanes steht Mihail Sadoveanu mit seinen Werken, die 50 Bände überschritten haben. Dabei befindet er sich in der Vollkraft seines Schaffens. Jedes Jahr bringt ein oder zwei Bücher. Im November des vorigen Jahres feierte ganz Rumänien seinen 50. Geburtstag. Rebreanu hat kaum sein 45. Lebensjahr überschritten. Die Meister des rumänischen Romans sind also im besten Alter.

Sadoveanu fing seine literarische Tätigkeit mit Versen an, von denen er sich bald abkehrte; doch drang seine Poesie auch in die Prosa, die musikalisch, farbenprächtig und eindrucksvoll ist, wie keine andere in der rumänischen Literatur. Im breiten Publikum wurde er sichtbar mit dem heroischen Roman „Şoimi" (Die Falken), dessen Held, ein moldauischer Fürst, den Kopf auf einem öffentlichen Platz Lembergs verliert. Der Roman hat nichts gemein mit Sienkiewicz, manches aber mit Gogols „Taras Bulba".

Der Verfasser war noch nicht 20 Jahre alt, als er den Roman schrieb. Das Buch erlebt immer neue und starke Auflagen. Die Ursache des Erfolges liegt nicht in der Kenntnis der Menschenseele, auch nicht in der Darstellung, wohl aber in dem jugendlichen Feuer, in der Liebe zur Natur und zum Leben, die in dem Buche wirken. Es folgen mehrere Bände Novellen, unerreichbar in der Darstellung der Atmosphäre und der Fähigkeit, mit einem flüchtigen Strich einen Seelen- oder Naturzustand zu zeichnen. Bei Sadoveanu lebt übrigens der Mensch nicht durch sich selbst, sein Ringen erscheint nur soweit als eigene Existenz, als es einen Teil der Natur ausmacht und diese ergänzt. Seine Romane erschienen bis vor einigen Jahren innerhalb seiner Novellenliteratur bloß wie Gipfelpunkte einer Alpenlandschaft, des öfteren durch mittlere Spitzen verborgen. So war der Roman aus dem Kleinstadtleben „Floare ofilită" (Verwelkte Blume) und „Insemnările lui Neculai Manea" (Maneas Aufzeichnungen), der vernichtete Existenzen in einem beschränkten Milieu darstellt, oder „Şoimăreştiilor" (Das Geschlecht der Şoimăreşti) eine Art Fortsetzung seines Jugendromanes, aber stilisierter und weniger hinreißend. Als die Romankonjunktur kam, trat seine novellistische Tätigkeit zurück. Der Weg führte fortan auf Höhenzügen.

Die Serie wurde beinahe mit einer Wette eröffnet, die er gewann. In der großen, in Jassy, wo der Dichter wohnt, erscheinenden literarischen Zeitschrift „Viaţa Românească" (Das rumänische Leben) erschien vor einigen Jahren eine längere Erzählung eines völlig unbekannten Verfassers, die durch ihren Wert und ihre Gestaltung Aufsehen erregte. Man erfuhr erst später, daß der Verfasser Mihai Sadoveanu war. Warum dies Spiel? Sadoveanu ist nach Geburt und Wesen ein Moldauer. Alle seine Helden, die Tausende seiner Figuren sind moldauisch. Und seiner Kunstauffassung nach ist Sadoveanu ein Atmosphären-Schriftsteller. In dieser Atmosphäre ist die Landschaft immer im Vordergrund, selbst wenn sie nicht beschrieben wird. Ein Sadoveanu ohne Moldau und ohne Natur ist undenkbar. Daher nun die Notwendigkeit der Anonymität, daher die Kennzeichen der Wette. Der Roman heißt „Oamenii din luna" (Menschen aus dem Mond) und spielt in Bukarest in einem städtischen Milieu. Ihm folgte eine ganze Reihe von Romanen, darunter zwei Meisterwerke. Wir nennen: „Venea o moară pe siret" (Es schwamm eine Mühle den Sereth hinab), im ersten Teil aus einer unübertrefflichen Schöpferkraft geboren. Es handelt sich um den Lebenslauf eines Landmädchens und dessen Wesensänderung durch den Eintritt in eine andere Gesellschaftsklasse. Wir nennen noch „Demonul tinereţii" (Der Dämon der Jugend) und „Hanul Ancuţei" (Ancutzas Herberge), die Geschichte einer Liebe, die ins Kloster führt und einer Begegnung an einem alten Einkehrhaus der Landstraße, wo die ganze Moldau mit ihrer bewegten, heldenhaften, spöttischen und an weltlichen Gütern hängenden Seele vorüberzieht. Ferner: „Zodia cancerului" (Das Sternbild des Krebses), ein zweibändiger historischer Roman, in dem der Verfasser zum erstenmal über historische Gesichtspunkte hinweggeht und die Handlung mit versöhnender Ironie betrachtet; oder „Baltagul" (Die Streitaxt), der letzte Roman aus einem derben und gesunden Landleben, aus dem sich ein Frauencharakter abzeichnet wie das Sinnbild der Gerechtigkeit und der Ausdauer der Rasse.

Der für den Frühling angekündigte Roman „Maiestatea Sa Puiul Codrului" (Seine Majestät das Kind des Hochwaldes) soll die Geschichte eines Kindes, das allein im Walde lebt, bringen; ein Genoveva-Thema also. Sadoveanus Talent wird sich hier in aller Freiheit entfalten können. Der Gegenstand scheint aus diesem Grunde gewählt worden zu sein.

Der Gegensatz zwischen den zwei großen Epikern Rebreanu und Sadoveanu ist der Gegensatz zwischen den Gebieten und der Kultur, aus der sie stammen. Rebreanu ist auf den ersten Blick als Siebenbürger zu erkennen, ein realistischer Schriftsteller, der ohne weitere Beachtung der künstlerischen Formen bei den charakteristischen Einzelheiten verweilt. Es weht etwas Altes und Zähes aus seinen Blättern, wie aus den alten Wirtschaften seiner Provinz, deren geistige Welt und Verwaltung so viele Jahre deutscher Disziplin untertan war. Die Menschen sind hart, wortkarg, Tatmenschen, entschlossen um jeden Preis durchzuführen, was sie begonnen haben. Sie sind frei von jeder Mystik und an diese Welt gebunden. Sadoveanu ist ein Moldauer, der das Schöne liebt, träumerisch ist, mit einer Sprache voll volkstümlicher Werte, mit beinahe typischen Menschen und einer Menschheit, die fast legendenhaft ist, sei sie auch gezwungen, in noch so modernem Gewande einherzugehen. Alles spielt in einer mittelalterlichen Zeit, wenn auch nicht in historischer Tatsächlichkeit. In seinen Schriften ist das Erdenleben nur ein Überwurf auf die unterirdische Welt, die wie eine Waldquelle durch den epischen Stoff rauscht. Die Grenzen verwischen sich und die Dinge verwischen sich bei ihm. Man spürt den Hauch der Steppe und der großen slawischen Weiten. Große romantische Sterne leuchten darüber.

Neben den beiden Schriftstellern entwickelte sich eine ganze Reihe von Romanschreibern. Einige bleiben diesseits der Höhe, die von den anderen erreicht wurde, andere übertreffen sie. In erster Reihe seien zwei Moldauer erwähnt, zehn und fünfzehn Jahre jünger als ihr großer Vorgänger, wie dieser in der gleichen Atmosphäre Jassys und in der gleichen Umgebung historischer Denkmäler aufgewachsen. Die beiden sind: Cezar Petrescu und Ionel Teodoreanu. Sie sind die neue Generation, die zur Vollkommenheit des epischen Ausdrucksmittels gelangt ist. Cezar Petrescu, 39 Jahre alt, fing als Journalist an und ist eine Nachkriegserscheinung. 1920 gründete er die literarische Zeitschrift „Gândirea“ (Der Gedanke), die in den 10 Jahren ihres Erscheinens nicht nur den Stand der Literatur, sondern die allgemeine geistige Lage Rumäniens repräsentierte. Sie wird heute von dem Dichter Nichifor Crainic geleitet. Sie ist jetzt die Stimme und der Arm der traditionellen und orthodoxen Bewegung in historischem, religiösem und literarischem Sinne. Als Cezar Popescu die Zeitschrift in Klausenburg, wo er damals als Journalist lebte, gründete,

hatte er schon den ersten Band Novellen „Scrisoriile unui râzeş“ (Briefe eines Freibauern) fertig, beeinflußt von Sadoveanu, aber mit einer eigenen Neigung zu dokumentarischer Festlegung menschlicher Züge. In der Entwicklung dieser Eigenart zeigte sich bald die Originalität und Kraft des Dichters; sie bedeutet auch die Befreiung von Sadoveanu. Was blieb, ist mehr Moldau als Sadoveanu. Eine Darstellung der Wirklichkeit in einem Licht von Traum und Primitivität ist es bei Sadoveanu, von Kritik und Modernität wurde es bei Cezar Petrescu. Im Grunde sind beide Romantiker, der eine mehr nach der lyrischen Seite hin, der andere nach der revolutionären. Seine nächsten Novellen waren „Drumul cu plopii“ (Der Weg in der Pappelallee), „Carnet de vară“ (Sommertagebuch), „Omul din viz“ (Der Mensch aus dem Traum), „Aranca stima lacuriilor“ (Aranca, die Fee der Seen). Es erschienen auch Romane von ihm, die ihn berühmt und zum meistgelesensten heutigen rumänischen Schriftsteller machten. Der erste in zwei starken Bänden heißt „Intunerare“ (Verfinsterung), ist eine Art „Krieg und Frieden“, eine Freske des Kriegs. Die Kapitel bewahren noch die Anlehnung an die novellistische Manier. Dies schwächt auf der einen Seite den Eindruck des Ganzen, andererseits können die Charaktere nicht genug plastisch hervortreten und aus sich selbst leben. Das nächste Werk war „Calea Victoriei“ (Die Siegesstraße), ein Roman Bukarests, einem vagen Versuch der Chronik des Du Gard in Thibau ähnlich. Ferner erschien „La Paradis general“ (Zum allgemeinen Paradies), das wie eine Ruhepause in einer dionysischen Welt anmutet, es ist die Schilderung der Stadt Jassy, der Stadt der Träume im Gegensatz zur Stadt der Kraft. Ein anderer Roman „Comoara regului Dromichet“ (Der Schatz des Königs Dromichet) befindet sich im Druck. Außerdem sind noch drei oder vier Romane angemeldet, sie erscheinen in Zeitschriften oder liegen noch im Manuskript vor.

Ionel Teodoreanu ist erst 34 Jahre alt und hat seinen großen Erfolg schon vor fünf Jahren erlebt. Er veröffentlichte erst Skizzen und Gedichte in Prosa „Uliţa copiilăriei“ (Die Straße der Kindheit) und darauf einen Roman „La medelenii“, der Aufsehen erregte. Die drei Teile dieses großen Werkes, das beinahe 2000 Textseiten umfaßt, geben die Chronik einer Familie und einer Generation. Er wurde bei uns mit Proust verglichen. Das ist natürlich zu viel und in gewissem Sinne wieder zu wenig. Die sozial und sexuell egozentrische

Haltung durchbricht hier eine Unschuld, die im wesentlichen nichts anders ist als der moldauische Romantizismus. Es wurde ein neues Wort geprägt, um die Atmosphäre dieses trotz seiner Längen und seiner wunderbaren „Keckheiten" einzigartigen Werks in der rumänischen Literatur zu kennzeichnen: Medelenismus. Die folgenden Romane bewegen sich, ohne einen sichtbaren Rückschritt zu bedeuten, doch nicht auf derselben Höhe. Weder „Turnul mileniei" (Der milenäische Turm), noch „Bal mascat" (Der Maskenball). Alle medeleniſieren weiter. Teodoreanu muß sich von dem Einfluß des ersten Werkes befreien. Bei Sadoveanu sind die Menschen wie Medaillone der Natur. Bei Teodoreanu wie Knoten im Stil, wie die Rosetten unserer byzantinischen Architektur, die die Ränder der Gebäude halten und schmücken. Teodoreanu ist einer unserer begabtesten und wärmsten Stilisten. Sein fleckenloser Schild als Kavalier der Literatur könnte unter einem Täubchen mit einem Stern in den Korallenkrallen folgenden Spruch tragen: Am Anfang war der Stil.

Nach der regionalen Einteilung tritt zu der moldauischen Gruppe noch Jean Bart (Eugeniu Botez), zur siebenbürgischen der Novellist und Romanschriftsteller Pfarrer Agârbiceanu. Zur muntenischen Gruppe, mit dem Zentrum Bukarest, müssen auch ältere Schriftsteller gezählt werden, wie Ion Al. Bratescu-Voineşti, über 60 Jahre alt, Präsident des Pen-Klubs, einer der feinsten Novellisten, der nicht zum Roman fand, vielleicht durch eine Vorliebe für Miniaturen daran verhindert. Es ist symbolisch, daß er das Manuskript des einzigen Romanes, den er schrieb, im Krieg verlor. Trotz aller Versprechungen hat er ihn nicht wieder zu schreiben begonnen. Ein anderer dichtender Pfarrer sei noch erwähnt. Der 50jährige Gala Galaction. Sein letzter Roman „Roxana" beschäftigte sich mit der Gedankensünde. Seine Schreibweise erinnert an orientalische Schmuckkästen: schwer und prunkvoll. Wie grüne Steine zwischen den Gliedern einer goldenen Kette muten seine Zitate aus der Bibel an. In ähnlicher Weise schildert die Gewalten des Unterbewußtseins Mihaiescu, dessen Werk in Verbindung mit Freud gebracht wird. Einige andere Schriftsteller seien noch erwähnt: Tudor Arghezi und Adrian Maniu, Stilisten mit Engeln und Blumen, die aber noch nicht über Memoiren und Skizzen hinausgelangt sind. Andere aber, wie Ion Minulescu, der vom Symbolismus herkommt, Matei Caragiale, der Sohn des großen Dramatikers, und Camil Petrescu, Dichter und Dramatiker, haben

in den letzten Jahren einige der charakteristischesten kühnsten Romane geschrieben. Die jüngsten Romanschriftsteller sind Mircea Eliat und Ion Vinea, unsere unruhigsten und modernsten.

Hier wurde ein ziemlich unvollkommenes Bild der rumänischen Gegenwartsprosa im Lichte des Romans und der Tatsachen, die sie kennzeichnen, gegeben. Es tauchten Schriftstellernamen und Buchtitel auf wie vorüberfahrende Schiffe geschwellten Segels auf den Wellen einer summarischen Klassifizierung. Sicherlich hätte der Gegenstand mit mehr Methode behandelt werden können. Ich glaube aber, daß nicht nur das Fragment im Ganzen vorhanden ist, sondern daß das Ganze vielleicht noch vollkommener und empfundener im Bruchstück lebt. Es ist der Trost, der dem Leser dieser unvollkommenen Studie entgegenlächelt.

Der Weg

Von Heinrich Gottschling (Schluß)

Mindestens neun Zehntel aller Europavölker bekennen sich zu meiner Auffassung und lechzen geradezu nach ihrer Verwirklichung. Sie haben erkannt, daß Macht- und Herrschaftsbestrebungen, die von roher Gewalt und Krieg nicht zu trennen sind, einst zwar auch ihre günstigen, schöpferischen Auswirkungen und damit Sinn und Berechtigung gehabt haben mögen, — unter den heutigen Verhältnissen jedoch ganz überwiegend Zerstörung und Auflösung bedeuten und stets nur einer verschwindenden Minderheit wirkliche Vorteile bringen können, dagegen immer größere Massen in unsagbare Leiden und Nöte stürzen. Und trotzdem!

Nirgend auch nur das geringste Zeichen einer Besinnung, einer Umkehr! Im Gegenteil. Als Utopie weltfremder Träumer wird der bezeichnete Weg im größten Teil der Presse und Bücher verhöhnt und verlacht und seine Beschreitung in allen Staaten mit Gewalt niedergehalten. Und dies geschieht, obwohl niemand mehr daran zweifeln kann, daß Chaos und Untergang vor den Toren der Völker stehen. — Blinde oder verbrecherische Selbstsucht, verrannte Ideologie oder engstirniger Altersstarrsinn bei höchstens zehn vom Hundert jeden Volkes, die eben heute die Führung, die Macht: also Staatsführung, Wehrmacht, das Geld, gewisse Industrien und Großbetriebe, die Presse, das Buch in

den Händen haben, — im Verein mit dem Beharrungsvermögen überholter Ideen und Lebensformen, — und Dummheit oder Feigheit, Ohnmacht und Hilflosigkeit bei den, wenn nicht quälenden, darbenden, entsagenden, hungernden und frierenden, so von der Hetzpeitsche der Arbeit und Not gejagten übrigen neunzig vom Hundert! Mit andern Worten: Ein Zehntel jedes Volkes „führt" d. h. tyrannisiert die übrigen neun Zehntel — zum Verderben aller. — Ist das nicht Wahnsinn? Heller Wahnsinn?

Besonders gerne beruft man sich darauf, daß das Streben nach Besitz, Macht und Herrschaft unausrottbaren Lebensinstinkten des Menschen entspringe und daher Gewalt und Krieg naturgesetzliche Erscheinungen im Leben der Völker seien. Zugegeben, daß es sich hier tatsächlich um die Äußerung starker Instinkte handelt, muß doch festgestellt werden: 1. daß nicht von einer Ausrottung, sondern nur von einer weitern Einschränkung dieser Instinkte die Rede ist, wie eine solche bereits seit den Urzeiten der Menschheit im Laufe der Entwicklung — und zwar gleichfalls naturgesetzlich — immer wieder erfolgt ist. Der Kampf um Behauptung und Dasein stellte die Menschen immer wieder vor die Entscheidung, die kleinere Gemeinschaft unter namhaften Opfern an Willkür und Selbstherrlichkeit einer größern einzuordnen. Und der stärkste Trieb in uns, der der Selbsterhaltung, setzte sich natürlicherweise meist durch und bestimmte uns zur Einordnung, sofern sie nicht durch das Schwert erzwungen ward, wobei der Drang nach Besitz, Macht und Herrschaft sich gemäß den Interessen der größern Gemeinschaft einschränken, beziehungsweise seine Willkür und Maßlosigkeit an sie abtreten mußte. — So mußte sich der Einzelne an die Familie halten und sich dem Gericht, der Rechtsprechung des Ältesten unterwerfen, so mußten sich Familien zum Stamm, Stämme zum Volk, Völker zum Staat und Staaten zu Staatengruppen zusammenschließen. Immer handelte es sich dabei um empfindliche Opfer an Freizügigkeit und Selbständigkeit, — aber es gab eben nur zwei Möglichkeiten: Einordnung oder Untergang. — Gegenwärtig hält die Entwicklung nun wieder an solch einem Punkt: sie verlangt gebieterisch den Zusammenschluß der Staatengruppen mindestens eines ganzen Erdteiles. Oder ist die Sprache, welche die Auswirkungen des letzten Weltkrieges sprechen, nicht deutlich genug? Wozu besitzen wir denn unsere Vernunft, unsere historischen Kenntnisse, unsere Einsicht, wenn wir solche Sprache nicht

verstehen und beherzigen, bevor uns weitere Ströme von Blut und Vernichtung der wertvollsten Güter endlich zum Begreifen bringen? — 2. Die Beschränkung der Willkür, die Beschränkung des Besitz-, Macht- und Herrschaftsinstinktes hat noch keines Volkes Gesundheit oder gar Sittlichkeit, welche doch die entscheidenden Werte für seine Erhaltung und Lebensfähigkeit sind, gefährdet. Vielmehr belehrt uns die Geschichte klar und deutlich darüber, daß unbeschränkter Reichtum und unbeschränkte Herrschaft die Lebenskraft der Völker weit eher bedrohen, wie ja auch jeder mit Leichtigkeit beobachten kann, daß tüchtige, reich und mächtig gewordene Geschlechter, gerade durch ihren Reichtum, ihre Macht schlapp werden, entarten und verkommen.

Unsere Zeit wirft mit großen, vieldeutigen Worten und tiefsinnigen Betrachtungen förmlich um sich. Sie eignet sich freilich dazu — wie selten eine. Man sieht zu deutlich das Alte kranken und schwanken und wie sich ein Neues gebären will. Und nun haben wir ja viele, o so viele, Tiefblickende und Weise! Und sie wetteifern im Deuten und Erkennen. Aber fürwahr, es wird mehr verschleiert als geklärt! So bemüht man sich beispielsweise die Ideenwelt Mussolinis, die man die geistige nennt, als Erlösung hinzustellen gegenüber den zwei drohenden und bösen Gewalten in West und Ost, — Frankreich und Rußland. Das eine sei die finsterste Reaktion, das andere die blindwütige Revolution, die um einer Utopie willen, maß- und skrupellos Blut vergeudet. Trotzdem seien sie innig verwandt, denn in beiden verkörpern sich das „materielle Prinzip", die „unbedingte Gewalt". Alles mag da richtig sein — nur die Hauptsache ist falsch, denn die Ideenwelt Mussollinis endet zwangsläufig ebenfalls nur beim materiellen Prinzip, bei der unbedingten Gewalt, wie denn auch die Zentralmächte, hätten sie gesiegt, ganz ohne Frage „unbedingte Gewalt" geübt hätten. „Erlösung" kann Mussolini daher nur insofern bedeuten, als sich die Deutschen, Ungarn und Bulgaren in Anlehnung an Italien aus tiefster Erniedrigung und Schmach, aus Ausbeutung und Versklavung vielleicht emporarbeiten können, aber ein neues Leben, eine neue bessere Welt bescheert sie uns nicht. Sie ist bestenfalls eine Atempause, ein flüchtiger Lichtblick, aber kein Ausweg aus dem wahnwitzigen Ringsherum des Gewalt- und Herrschaftssystems, in welchem jene Völker, was sie mit höchstem Einsatz an Blut und Gut vielleicht erringen, in Kürze wieder verlieren können.

* * *

All das Gesagte gilt natürlich nur im allgemeinen und abgesehen von der augenblicklichen Lage: vom Versailler Diktat, von Frankreich. Denn Frankreich ist es ja, das gegenwärtig einer Entspannung, einer Weltbefriedung am hinderlichsten und feindlichsten im Wege steht. Frankreich, das eine Überprüfung der Friedensdiktate unbedingt verhindern und seine Vorherrschaft in Europa um jeden Preis aufrecht erhalten will, was ihm bei der noch immer erzwungenen einseitigen Entwaffnung — dem schreiendsten allen Unrechtes! — vorläufig auch gelingt. — Und es wird immer klarer, daß gegen so brutale Vergewaltigung leider wieder nur Gewalt zu setzen ist! Aber wehe Europa, wenn sich seine jetzt geknechteten Völker durch einen etwaigen Sieg im Befreiungskampf wieder nur zur Vergeltung, Gewalt und Herrschaft verleiten lassen! Eine dauernde, irgendwie ersprießliche Vorherrschaft kann ja bei der heutigen geistigen und vor allem kriegstechnischen Angleichung der führenden Europavölker, bei ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Eifersucht gar nicht mehr bestehen. Immer wird sich in Kürze ein überlegenes „Bündnis" gegen sie finden und sie schon morgen oder übermorgen zu Fall bringen. So war es doch mit dem allmächtigen Frankreich eines Napoleon, so war es mit dem Deutschland Bismarcks, so wird es nun bald wieder mit Frankreich sein, wie gewiß auch Italien, falls es jenes ablöst, ein gleiches Schicksal zu gewärtigen hat. Und sollte bis dahin Europa noch nicht zum Sklaven und Prügelknaben eines andern Erdteiles geworden oder im Vernichtungskampf aller gegen alle untergegangen sein, so mag vielleicht wieder Deutschland von heute bis morgen herrschen. —

Abgesehen aber von den ungeheuren, unmittelbaren Opfern an Gut und Blut ist jeder moderne Krieg, in welchem ein Schwindsüchtiger vorletzten Stadiums, an ein Maschinengewehr gestellt, hunderte der blühendsten Männer töten oder zu Krüppeln schießen kann oder Frauen, Kinder und Greise in Massen den qualvollsten Vergiftungstod erleiden müssen, — bei der heutigen wirtschaftlichen und geistigen Verflochtenheit der Völker von so verheerender und oft unberechenbarer Auswirkung, daß er — wenn nicht dem Selbstmord, so doch arger Selbstverstümmlung gleichkommt.

Trotzdem und leider muß sich Deutschland auf jede mögliche Art wieder wehrhaft zu machen trachten, um

die Ketten zu sprengen, in denen es Frankreich halten will. Das gebietet ihm sein Selbsterhaltungstrieb, sein gesundes Volks- und Ehrgefühl!

Aber freilich! Alle Mühe und vaterländische Pflichterfüllung, alle Opfer an Blut und Gut bleiben im Grunde vergeblich, solange nicht auch das dringendste und höchste Ziel — eine Entspannung und Befriedung zumindest Europas — auf dem bezeichneten Wege erreicht ist.

Wie nun jedoch die Beschreitung dieses Weges eigentlich gedacht ist? — fragen mehr oder weniger spöttisch die vielen Nüchternen und Vernünftigen, von denen sich nicht wenige so gern „Realpolitiker" heißen und die das Bestehende, bereits Vorhandene so schön und klar zu ordnen, einzureihen, zu wägen und zu werten wissen, vor jeder Regung neuen Lebens aber verständnis- und ratlos stehen und sie deshalb am liebsten als „Utopie" abtun. — Die Antwort ist leicht:

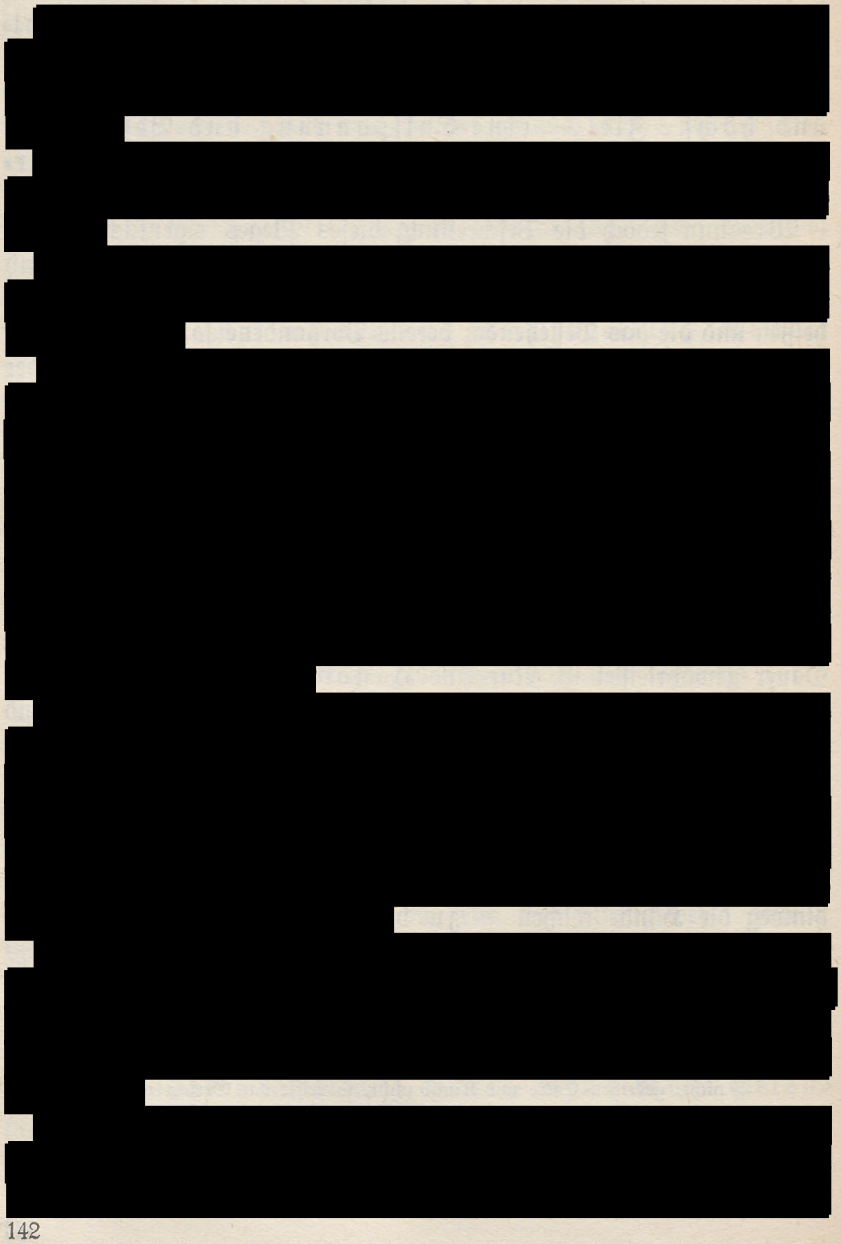
Die gekennzeichneten Ideen vermögen ebenso gut und noch rascher zu allgemeiner Wirklichkeit zu werden, als der Faszismus sich durchgesetzt hat und der deutsche Nationalsozialismus vor dem Siege steht, — die ja auch zuerst „Utopie" genannt wurden. Denn diese Ideen verbürgen nicht bloß einem Volk, sondern allen Völkern (zumindest Europas) ein helleres, froheres Dasein, wodurch am besten auch dessen Dauer gewährleistet ist. Nur eine Handvoll überzeugter Menschen braucht anfangs in jedem Lande geschlossen hinter ihnen zu stehen und sie gläubig, voll Hingabe und zu jedem Opfer bereit zu verkünden und zu vertreten und schon nach kurzen Jahren wird ihre erobernde, bezwingende Macht durch die Kraft ihrer inneren Wahrheit und lebendigen Beseelung zu gewaltigem Sturm anschwellen. Dann können sich alle Gleichgesinnten über widerstrebende Köpfe und Grenzen hinweg die Hände reichen — zu befreiender Tat.

Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht, stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande, kommen die Werke nicht zustande, so gedeihen Sitte und Kunst nicht, gedeihen Sitte und Kunst nicht, so trifft das Gericht nicht, trifft das Gericht nicht, so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man es nicht, daß in den Worten etwas in Unordnung sei. Das ist es, worauf alles ankommt.

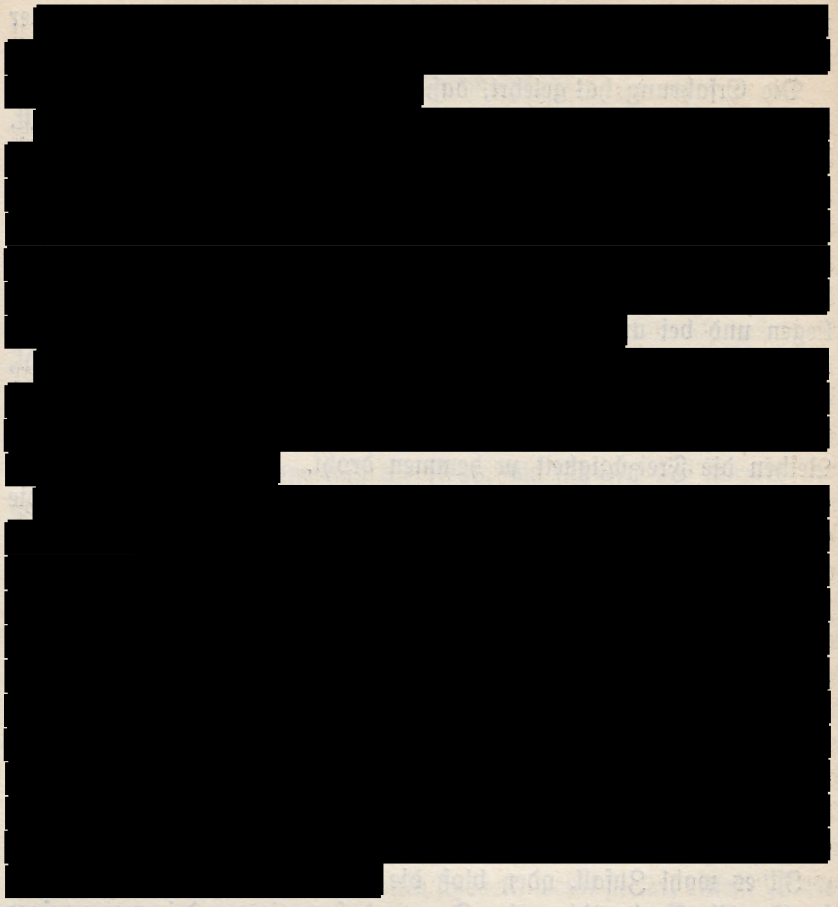
Konfutse

Frauenarbeit

Von Dr. Annemarie Schnell



[redacted]



Nachwort

Von Dr. Hermine Pilder-Klein

Auf Ersuchen des Herausgebers schließe ich dem vorstehenden Aufsatz einige Bemerkungen an.

In den bisher vorliegenden Artikeln wird die Berufsarbeit der Frau von drei Gesichtspunkten beleuchtet: Vom Gesichtspunkt des Mannes schlechthin (Wischniewski, Zillich), vom Gesichtspunkt derjenigen jungen Leute, die, um die Eheschließung zu ermöglichen, auch nach der Heirat beide im Beruf bleiben müssen (Wittstock) und schließlich von dem der berufstätigen, kinderlosen Ehefrau (Schnell). Im folgenden soll

versucht werden, innerhalb bescheidener Grenzen einen nach Möglichkeit weniger subjektiven Stand einzunehmen.

Da muß an die Spitze gestellt werden die Frage nach dem Sinn des Frauenlebens. Man muß hier sehr klar sein. Versteht man darunter in erster Linie die Mutterschaft — und das möchte ich annehmen —, so ist es selbstverständlich, daß das Leben der Frau sich dieser natürlichen Bestimmung unterzuordnen hat, d. h. daß ihre Ausbildung sowie ihre Arbeit diesem höchsten Zweck dienstbar gemacht werden muß. Spricht man also von Frauenarbeit, so muß man fragen: Dient sie diesem Zweck? Oder mindestens: Steht sie ihm nicht im Wege?

Die Antwort wird zunächst kinderlose Frauen und Mütter gesondert ins Auge fassen, aus dem einfachen Grunde, weil im Leben der Normalfrau nicht der Mann sondern das Kind den seelischen Wendepunkt darstellt. Selbstverständlich also, daß zwischen einer verheirateten und einer ledigen Mutter eine weniger tiefe Kluft gähnt, als zwischen der kinderlosen und der kinderbesitzenden Ehefrau. Nach dem Gesagten müßte die Antwort außerordentlich einfach sein: Eine Berufsbetätigung ist zulässig, wenn sie der Mutterschaft förderlich ist (für kinderlose Frauen), wenn sie ihr mindestens nicht im Wege steht (für Mütter) und darüber hinaus abzulehnen. Der kinderlosen Frau, die aus triftigen Gründen keine Aussicht hat Mutter zu werden, stünde außerdem noch jeder andere Beruf offen, der ihrer Eigenart entspricht. (Kinderlosigkeit aus den von Wittstock angedeuteten Gründen, weil die Frau aus finanzieller Not zur Beibehaltung ihres Berufs gezwungen ist, dürfte unter verantwortungsbewußten Eheleuten äußerst selten sein). Für die erste Kategorie der kinderlosen Frauen — größtenteils Mädchen — eignen sich in erster Reihe also soziale Berufe in des Wortes weitester Bedeutung. Von selbst versteht sich, daß bei dieser Fragestellung die Wohlhabenheit des Ernährers nicht in Betracht gezogen werden kann. Hingegen muß bemerkt werden, daß sich die bei uns übliche Gepflogenheit, nach der 4. Gymnasialklasse bzw. Bürgerschulklasse einen wenn möglich einjährigen Handelskurs zu besuchen, um darnach jahrelang eine Schreibmaschine zu bedienen, nur mit finanzieller Not rechtfertigen läßt. In jedem anderen Fall ist diesem Ausweg eine praktische Ausbildung, also in einer Haushaltungsschule, in einem Säuglingsheim usw. vorzuziehen. Denn, da muß man Wischniewski-Zillich unbedingt zustimmen, die meisten der weiblichen Massenberufe fördern ganz entschieden die Oberflächlichkeit.

Der verheirateten Frau stehen im allgemeinen zwei Wege offen: Entweder sie behält ihren Beruf auch nach der Eheschließung bei, ohne deshalb auf Kinder zu verzichten, oder — bei uns der weitaus häufigere Fall — sie gibt mit der Heirat den Beruf auf. Die Heirat scheint überhaupt der Augenblick zu sein, der darüber Aufschluß gibt, ob die Betreffende ihren Beruf wirklich aus innerster Neigung gewählt, nur als willkommenen kurzweiligen, oft auch „bildenden" Übergang zur Ehe, oder als bloße Gelegenheit zum Geldverdienen angesehen hat. Da zeigt sich denn, — und das erschwert die Lösung der Frauenarbeitsfrage so wesentlich, muß aber einmal offen frei bekannt werden — daß der erste Fall weit seltener ist als der zweite und der dritte. Ausschließlich in diesem ersten Fall aber ist es angängig, mit Dr. A. Schnell von Erziehung zum Verantwortlichkeitsgefühl zu sprechen, schon deshalb, weil es sich hier eo ipso wohl nur um höhere Berufe handelt. Jetzt nur wird man auch von tragischen Konflikten sprechen können, die sich aus der Kollision Beruf-Mutter ergeben. Denn da irrt Dr. A. Schnell doch entschieden, wenn sie den Beruf „schwerer, aufreibender", nervenzerreißender nennt, als „bloß" Mutter und Erzieherin sein, d. h. „Verantwortung und Aktivität scheuen". Freilich gehört zur richtigen Beurteilung dieser Sachlage wie zu keiner zweiten unbedingt die eigene Erfahrung, die Erfahrung am eigenen Leibe in des Wortes tiefster Bedeutung. Jetzt erst, wenn das Wohlergehen des Kindes, seine richtige Pflege usw. gefährdet ist, liegen für eine Einschränkung der Frauenarbeit triftige Gründe vor, jetzt erst erhält die Frage Zillichs Berechtigung. Vereinzelte körperlich und nervlich außergewöhnlich widerstandsfähige Frauen werden zwar Beruf und Mutter-sein zu vereinigen vermögen. Der Großteil — die Arbeiterin bleibt hier unberücksichtigt — vermag es nicht, wie das Aufgeben des Berufes bei der Heirat klar zeigt. Und da ist die Frage außerordentlich schwer zu beantworten, ob angesichts so entschiedener Berufsablehnung von seiten der Frauen selbst, eben der frühere Zustand: Konzentration ausschließlich auf den eigentlichen Mutterberuf nicht fruchtbar war. Heute schon gar, wo die Menschheit vor der unerfreulichen Aussicht zu stehen scheint, hinfort ungleich mehr Lebensenergien im wirtschaftlichen als geistig-sittlichen Kräftespiel vergeuden zu müssen, hätte die Frau vielleicht mehr denn je die hohe Pflicht, ihre mütterlichen Hände schützend über dem Grundpfeiler der sittlichen Ordnung, über der Familie zu halten. Wenigstens solange die bittere Not, die Pro-

letarisierung auch des Mittelstandes, den wir hier allein im Auge haben, diese bürgerlichen Gesellschaftsfundamente nicht ganz zerstört hat. Diese Frage ist indes auch schon deshalb so schwer zu beantworten, weil die „Frauenbewegung" ein geschichtlich Gewordenes, nicht mehr aus der Welt zu Schaffendes ist. Wer sollte die Vernichtung der schwer erkämpften Frauenrechte auch objektiv entscheiden? Das andere Geschlecht? Man kann eine Objektivität, welche die eigenen Interessen schädigt, nicht einmal von Männern verlangen. Oder die Frauen selbst? Das wird erst recht niemand erwarten.

Fest steht, daß der heutige Zustand nicht von Dauer sein kann, gerade von verantwortungsbewußten Frauen als vorübergehend empfunden werden muß. Die Frauen sind erst zum kleinsten Teile reif für die ihnen in den Schoß gefallenen Früchte. Die Frage der Vorbildung des weiblichen Geschlechts ist noch nicht befriedigend losgelöst, und sie wird es nicht sein, ehe sie losgelöst vom Vorbild der männlichen, ausschließlich Rechnung trägt der Entwicklung der Frauenpersönlichkeit.

Umriß eines sächsischen Wirtschaftsrates

Von Heinrich Zillich

Ich sagte im Märzheft des „Klingsor", es habe uns die Stunde geschlagen, nicht mehr wie bisher die Abwehrpolitik gegen staatliche Bedrängung zum Angelpunkt der nationalen Arbeit zu machen, sondern die Grundlagen des Volksbestandes, die in uns selbst liegen, zu kräftigen. Zu kräftigen darum, damit wir den inneren Aufbau des Volkes wieder durchpulsen mit einem neuen gestaltenden Sinn, einer neuen ethischen Haltung, anstelle des Geistes der Verteidigung: mit einem ausgreifenden und angreifenden schöpferischen Wollen. Solche Wiedergeburt ist nur möglich, wenn Richtlinien, Aufgaben, Arbeitsfelder abgesteckt werden. So ergab sich mir ein vierfaches Aufbauprogramm.

Eines darunter richtet sich auf unsere Wirtschaft. Es soll hier näher beleuchtet werden, nicht weil es am wesentlichsten wäre, sondern weil die Gegenwart hier Pflichten und Aufgaben leicht klar sehen läßt.*)

*) Dies spüren auch unsere Körperschaften. Ich hatte in Kronstadt über die Fragen unseres inneren Aufbaus einen Vortrag gehalten. Der Burzenländer Kreisausschuß

Ich will nicht alle Einzelheiten berühren. Das ist in anderer Form schon geschehen. Doch liegt mir daran, das Augenmerk weiterer Kreise auf die Frage zu lenken, denn wie an keiner anderen wird es sich an dieser entscheiden, ob wir noch fähig sind, eine positive Tat zustande zu bringen.

Zweifach ist unser Volk heute von Grund auf organisiert, in der Kirche und in politischen Organisationen. Beide schließen jeden Sachsen in sich ein. Gemessen an der Tradition, der geistigen Bedeutung und Leistung der Kirche — die feststehen, mag man auch manche Einwände haben — ist ihr die politische Organisation gewiß nicht ebenbürtig. Diese spielt im wirklichen Volksleben auch eine ungleich geringere Rolle und wird sie, von den jeweils führenden Männern, deren Fähigkeiten und Moral ununterbrochen beeinflußt, entwertet oder aufgewertet, immer spielen müssen. Beide Organisationen erfassen die Volksgesamtheit von verschiedenen Gesichtspunkten aus, ohne einen einzigen Sachsen beiseite zu lassen.

Stärker als das politische Interesse der Masse, leider auch stärker als das religiöse Bedürfnis ist der einfache Selbsterhaltungstrieb, dem jeder folgen muß. In der Wirtschaft verkörpert er sich am deutlichsten. Dies würde uns national nur unmittelbar berühren, wenn unser Volk nicht immer wieder, seit Jahrhunderten politisch erzogen und national empfindlich, selbst diesen gewöhnlichsten Trieb national zu fassen, einzusetzen und zu veredeln gesucht hätte. Es tat es aus dem Drang jenes höheren Eigennutzes, den jedes nationale Wollen darstellt und dem sich der Nutzen des Einzelnen so oft beigesellt. Die genossenschaftlichen Bestrebungen in unserer Mitte haben hier ihre Wurzel.

Hier liegen auch die Ansatzpunkte, von denen aus die Frage eines sächsischen Wirtschaftsrates ihre Bedeutung erhält. Kulturell und politisch sind wir organisiert. Dort aber, wo die einfachsten Interessen des Einzelnen liegen, wo sich auch staatlichen Angriffen gegenüber ein neutraleres Gebiet darbietet als in Kirche und Politik, in der Wirtschaft fehlt uns der große Verband, der ihr Hilfe und Unterstützung gewährt und sie selbst in den Dienst des Volkes stellt.

---

richtete im Anschluß daran die Aufforderung an mich, ihm meine Gedanken über einen sächsischen Wirtschaftsrat schriftlich vorzulegen. Er wolle sich dafür einsetzen. Das geschah. Meine Denkschrift wurde vom Vollzugsausschuß angenommen und nach einer Überprüfung durch Vertreter sächsischer Wirtschaftskreise in Kronstadt dem Deutsch-sächsischen Volksrat eingereicht.

Sie kann eine Waffe sein, unsere Wirtschaft, wenn wir sie führen. Interessenverbände verschiedener Wirtschaftszweige haben wir. Sie pflegen kaum eine Verbindung untereinander. Es fehlt ihnen an einer Gleichschaltung ihrer Interessen unter dem höheren Gesichtspunkt der Gesamtinteressen unseres ganzen Volkes. Beschreiten die einzelnen Berufskreise auch weiterhin getrennte Wege, bleiben wirtschaftliche Erkenntnisse, die nur von einer die gemeinsamen Notwendigkeiten beachtenden Stelle richtig gewonnen werden können, noch weiter unberücksichtigt, so schwächen wir uns und unsere Stellung im Staate mit offenen Augen. Die nationale wirtschaftliche Zusammenfassung ist aber nur möglich, wenn eine solche Maßnahme vom rein egoistischen Standpunkt aus fruchtbar erscheint, weil der Wirtschaft hier Vorteile erwachsen, die sie sonst nicht hätte.

Neben dem gesamtvölkischen und dem nur wirtschaftlichen Gesichtspunkt, die zur Zusammenfassung drängen, ergibt sich noch ein sozialer. Das sächsische Proletariat in den Städten wächst ununterbrochen. Es geht uns verloren, wenn wir die für diese Volksgenossen geleistete Fürsorgearbeit, die bisher nur kultureller und manchmal mildtätiger Natur war, nicht auch auf die Mitvertretung ihrer Standesinteressen ausdehnen. Wir müssen ihnen Organisationen schaffen, wie sie die anderen Berufe schon haben, Arbeitnehmerverbände, sonst verfallen sie der bei uns durchwegs ungarischen oder rumänischen Sozialdemokratie. Diese sächsischen Arbeitnehmerverbände müssen Arbeiterinteressen vertreten, dürfen kein Abklatsch von Bildungsvereinen sein; um ein Abirren solcher Verbände in politische Gedankengänge zu verhindern, müssen sie dem Wirtschaftsrat ebenso beigesellt werden wie die anderen Berufsvereinigungen unsers Volkes. Eine Menge innersächsischen politischen Zündstoffes, der aus wirtschaftlichen und sozialen Motiven stammt, wird damit einer Stelle zum Ausgleich zugeleitet, die den Beweggründen der Gegensätze wesenhaft näher steht als es politische Körperschaften vermögen.

Der Wirtschaftsrat stellt sich also dar als eine Dachorganisation aller sächsischen Interessenverbände. Solange ein umfassender sächsischer Arbeitnehmerverband und ein Verband der Angestellten — bei denen sich die gleichen Probleme ergeben wie bei den Arbeitern — noch nicht besteht und auch die freien Berufe noch nicht zusammengeschlossen sind, wird für ihre Vertretung dadurch gesorgt, daß der Wirtschaftsrat sich selbst aus diesen Wirtschaftsständen je zwei Mitglieder kooptiert. Die

anderen schon bestehenden Verbände aber (Landwirtschaftsverein, Gewerbeverband, Verband der deutschen Handelsgremien, Verband der sächsischen Banken, Raiffeisenverband, die sächsischen Mitglieder des Industriellenbundes, die „Selbsthilfe" und der Frauenbund) entsenden in den Rat je zwei oder einen Vertreter, die zusammen (mit Einschluß von drei Theoretikern und je einem Vertreter des Volksrates und des Landeskonsistoriums) das Plenum bilden. Dieses Plenum von 25 Mitgliedern wählt einen Präsidenten, einen Ausschuß von etwa 4—5 Personen, stellt einen geschäftsführenden Direktor als Leiter der Kanzei an, die außer ihm noch fachlich geschulte Volkswirte umfassen soll.

Es liegt im Wesen des Wirtschaftsrates, daß die Hauptarbeit von der Kanzlei geleistet wird und Ausschuß und Plenum außer der Festsetzung der Grundlinien nur ein Kontrollrecht ausüben, denn die Aufgaben, die sich für den Rat ergeben, sind so verschiedener Art, greifen so tief in das Alltagsleben ein, daß nur stete und volkswirtschaftfachliche Arbeit Segen und Sinn zu stiften vermag.

Grundsätzlich bleiben die Sondergebiete der einzelnen, zum Rat gehörenden Interessenverbände ihrem Wirkungskreis überantwortet. Der Rat faßt die gemeinsamen Fragen zusammen und sucht sie zu lösen. Er wird also:

1. Richtlinien für eine planmäßige Zusammenarbeit der sächsischen Wirtschaft ausarbeiten, die eine günstige Entwicklung jedes Zweiges ins Auge fassen. Er wird aber auch ein soziales Programm aufstellen, damit uns die unteren Volksschichten bewahrt bleiben, und es auf die planmäßige Ausbreitung unseres Gewerbes, auf die Regelung des Lehrlingsnachwuchses und die Lösung der Bankenfrage im nationalen Sinne abstimmen, dabei aber auch die Neusiedlung und Umsiedlung auf dem Lande zu einer gemeinsamen Sache der ganzen Wirtschaft machen. Diese Richtlinien führen im besonderen dazu:

2. Die Tätigkeit der Einzelverbände einander gleichzuschalten und Spannungen unter ihnen zu beseitigen.

3. Vor allem soll aber der Wirtschaftsrat als Konjunkturforschungs-, Beratungs- und Auskunftsstelle amtieren, die Aufgabe einer Wirtschaftskammer erfüllen, zu denen auch die Herausgabe einer Zeitschrift gehört.[1]) Marktberichterstattung, die Aufstellung

[1]) Eine schon bestehende könnte übernommen werden.

eines siebenbürgischen Indexes, Gutachten, Ratschläge, die Pflege von Verbindungen zu anderen Wirtschaftskörperschaften gehören in diesen Rahmen, der sich

4. durch ein planmäßiges Studien- und Vortragswesen noch erweitert und auch

5. die oberste Kontrolle über unser Fachschulwesen übernimmt. Es soll sich hier um eine Überprüfung der Lehrpläne handeln, die heute nicht immer entsprechen, eine Überprüfung, die vornehmlich den Gesichtspunkt walten läßt, ob die fachliche Erziehung auch Raum gibt für die Stärkung des Verständnisses allgemeinen sächsischen Wirtschaftsfragen gegenüber.

6. Die Errichtung eines ständigen Handels- und Schiedsgerichts fällt weiter ebenfalls in den Rahmen des Rates und kann angesichts der schleppenden staatlichen Rechtsprechung bedeutende Aufgaben erfüllen.

7. Die Schaffung von sozialen Hilfsinstituten (Arbeitslosenunterstützung, Pensionskassen, Sozialversicherung usw.) wird sich allmählich in den Arbeitskreis einschieben und kann hier leichter gelöst werden als durch Einzelverbände.

8. Der Wirtschaftsrat fungiert als Treuhandgesellschaft all den Betrieben gegenüber, die eine Revisionsarbeit wünschen. (Der bestehende Bankrevisionsverband hätte hier seine sinngemäße und weit ausgedehnte organisatorische Einschaltung zu finden.)

9. Und endlich ist der Wirtschaftsrat die Gesamtvertretung der sächsischen Wirtschaft nach außen in allen Fragen, wo die Zuständigkeit der Einzelverbände übergriffen wird. Er wird vor allem in Bukarest bei der Wirtschaftsgesetzgebung aktiv und defensiv mitzuarbeiten suchen und unsere Abgeordneten beraten. Diese Aufgabe gewährt uns durch die Solidarität der ganzen sächsischen Wirtschaft eine Stoßkraft, die bisher fehlte.

Eine so umfassende Körperschaft wird auch in unserer politischen Spitzenorganisation, im Volksrat, durch Delegierte vertreten sein müssen.

Die Kosten des Rates und der Kanzlei [1]) werden gedeckt durch die Beiträge der Wirtschaftsverbände, durch Honorare für Auskunfts-

[1]) Die im 1. Jahre nach einer oberflächlichen Schätzung einer Kronstädter Wirtschaftskonferenz 600.000 Lei betragen würden und — im ersten Jahre — durch Beiträge und Gründungsspenden aufgebracht werden müßten, was sicherlich nicht undurchführbar erscheint. Im 2. Jahre würden die übrigen Einkünfte schon fließen.

erteilung, für die Schiedsgerichtssprechung, für Interventionen und die Treuhandarbeit und den Bezugspreis der Zeitschrift.

Der Weg der Gründung ist vielleicht so am gangbarsten gezeichnet, daß der Volksrat Vertreter der Interessenverbände zu einer Aussprache zusammenberuft, wobei aber durch einen vorbereiteten Ausschuß [1]) die hier aufgezeichneten Linien, bis ins Einzelne ausgearbeitet, als Umriß vorgelegt werden sollen, so daß die Gründung [2]) vollzogen werden kann.

* * *

Der Wirtschaftsrat hat nach dem hier gezeichneten Plan in erster Linie die Aufgabe, unsere Wirtschaft zu beraten, sie zu unterstützen, ihr von Nutzen zu sein. Daraus ergibt sich aber auch die zweite Aufgabe der nationalen Stärkung unseres Volkes und engverbunden die dritte der sozialen Vertretung und Stützung aller Stände, besonders der schwächsten. Um manchen Schwierigkeiten der Durchführung — die aber nur in uns selbst liegen können — aus dem Wege zu gehen, könnte man eine oder zwei der Zweckkreise ausschalten, man könnte selbst die wirtschaftsberatende Aufgabe bloß auf die Gründung eines Wirtschaftswissenschaftlichen Institutes beschränken. Aber ganz abgesehen davon, daß damit auch ein Verlust von Einnahmen verbunden wäre, — die neben Kirche und politischer Organisation sich nun bietende dritte Möglichkeit, unser Volk von Grund auf zusammenzufassen und dadurch auf der Tragfläche des Eigennutzes gerade in dem Augenblick zu kräftigen, wo Kirche und politische Verbündung nach zwölfjährigem Kampfe schwer geschädigt sind, wäre verspielt durch Bedenklichkeiten, die den gegebenen Verhältnissen vielleicht vorsichtig Rechnung tragen, aber für die Zukunft höchstens ein neues Amt erbringen — und solcher haben wir genug.

Nein, hier wächst vor unserem Auge ein Gebäude, das wir aufzuführen vermögen, das mit dem beliebten Einwand der Unschöpferischen nicht als Utopie hingestellt werden kann, es sei denn: es ist alles Utopie, was aus der Idee entsprungen die Realität meistern will. Der Wirtschaftsrat ist nur eine Frage an uns selbst, nur ein Prüfstein für unsere „höhere" Selbsterhaltungskraft, nur ein Weg, der auf unsere Schöpferfähigkeiten wartet. Manche Neuerung, die wir

[1]) Der Ausschuß müßte aus Vertretern der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Handels und der Industrie und der Banken bestehen, nicht aber aus Politikern.

[2]) Rechtsform: eingetragener Verein.

in früheren Zeiten einführten, war anfangs sicherlich noch verwunderlicher für die Menge der Bedenklichen. Wenn wir auch hier ehrlich wollen, wenn wir hier innerpolitische Interessen, die sich gewiß auch diesem Plane entgegenstellen werden, rücksichtslos fernhalten — denn dies ist eine autonome Frage der Wirtschaft unter dem Aspekt des ganzen Volkes — so kann der Wirtschaftsrat gegründet werden, die Körperschaft jedes wirtschaftenden Sachsen.

Rundschau

Zum Thema unserer Zeitschrift. Es haben manche Freunde dieser Zeitschrift Bedenken darüber geäußert, ob es sich mit dem literarischen und kulturkritischen Charakter des „Klingsors" vertrage, daß in den letzten Monaten in steigender Zahl volkspolitische Fragen unsere Seiten füllen, ob damit nicht manches von dem, im Laufe der Jahre immer schärfer umrissenen Bilde wieder verwischt wird. Besonders die Aufnahme von wirtschaftlichen Aufsätzen wurde als nicht unbedingt tragbar hingestellt.

Dagegen ist nun einzuwenden, daß eine Kulturzeitschrift wie diese in dem geistigen Leben des Volkes wurzelt, aus dem sie entsprang. Gewiß wird sie nicht allen Lebensregungen Raum geben, die sich bemerkbar machen, doch sie wird auch keine grundsätzlich aus dem Kreise der Erörterung verbannen, wenn die Bedeutung des Problems beachtlich zu werden beginnt.

In der Gegenwart erleben wir nun aber, daß sich das Leben unseres Volkes in einer tiefen Zwiespältigkeit der inneren Haltung, in einer immer qualvolleren Unsicherheit, in einer bedrohlich aufsteigenden schöpferischen Unfähigkeit abmüht. Wir erleben aber auch in anderen Hintergründen das Wachsen neuer Ideen, einer neuen Entscheidung, eines wieder mutvolleren Geschlechtes. Da können wir nicht schweigen. Da ergibt sich uns Aufgabe und Fragestellung von selbst, auch wenn wir nicht in vielen Fällen, in den freudig begrüßten Anzeichen einer Wende Früchte unserer eigenen, früher noch fast ausschließlich (im engeren Sinne:) kulturellen Wirksamkeit sähen.

Es gibt Zeiten, wo größer als die Aufgabe der Besinnung: das Bekenntnis im Tagesstreit ist, wo die Aufgabe mehr darin liegt, das Zunächstliegende zu begutachten und es im Sinne der erfühlten und gelebten Wesensart — der wir doch oft genug Ausdruck verliehen — zu beeinflussen. Eine solche Zeit ist heute gekommen!

Heinrich Zillich

Das landeskirchliche „Hilfswerk." Das Katastrophenjahr 1930 hat in der finanziellen Organisation unserer Landeskirche eine entschiedene Wendung gebracht, die freilich im Augenblick, da sie fiel, nicht in so hohem Maß als solche erkannt wurde (vgl. den Bericht über die 33. Landeskirchenversammlung im Augustheft 1930 des „Klingsor"), wie sie sich jetzt auswirkt. Die Urheber der neuen, Ende Juni v. J. beschlossenen „Vorschrift über die Bedeckung der Erfordernisse für Kirche und Schule" waren sich wohl im Klaren, daß die „Dezentralisation", d. h. der Grundsatz, jede Gemeinde müsse von nun an selbst für ihr Bedürfnisse aufkommen, für viele Ge-

meinden eine große Gefahr in sich schloß. Immerhin gab man sich der Hoffnung hin, daß durch die „Entschließung" der Landeskirchenversammlung, die die Gewährung einer entsprechenden Staatsunterstützung kategorisch forderte, und durch Schritte an allerhöchster Stelle die Lage nicht so katastrophal werden würde, wie sie sich bis zum Ende des Jahres — mitbedingt durch die Entwickelung der Weltwirtschaftslage — gestaltete.

Nun hatte aber die Landeskirchenversammlung selbst schon die Möglichkeit ins Auge gefaßt, dort helfend eingreifen zu müssen, wo die Dezentralisation zur vollständigen Selbstaufgabe von armen Gemeinden führen würde. Daher hatte das Landeskonsistorium den Auftrag erhalten, Satzungen für ein „Hilfswerk für arme Gemeinden der evangelischen Landeskirchen A. B." auszuarbeiten, die in Nr. 4 der „Kirchlichen Blätter" veröffentlicht worden sind. Die Satzungen selbst enthalten fast nur organisatorische Bestimmungen über Ausschüsse, Propaganda usw. Das Wesen wird durch ein Begleitschreiben des Landeskonsistoriums und durch einen Aufsatz des Bischofs D. Fr. Teutsch in der gleichen Nummer etwa wie folgt umschrieben:

„Als der kühne Gedanke von der Kirche aufgenommen wurde, alle Kräfte zusammenzufassen und vor allem gerade auch für die armen Gemeinden durch die starken Gemeinden sorgen zu helfen, da haben wir unser Gemeinschaftsgefühl überschätzt. Jede Gemeinde war bereit, sich helfen zu lassen und wenige nur, andern zu helfen.... Tatsächlich hat diese gegenseitige Hilfe versagt — und nun soll sie erst recht versucht werden? Sie hat versagt als Zwangsanstalt. Das eigenwillige deutsche Selbstgefühl, nicht genügend gebändigt durch christliche Selbstzucht und brüderliche Liebe, hat gemeint, es lasse sich nicht zu solcher Hilfe zwingen. Nun soll es zeigen, daß wo die Not vorhanden ist, es freiwillig in die Bresche tritt... Es soll dabei insbesondere auch der Gedanke der Patenschaft, d. h. die Betreuung gefährdeter Gemeinden durch Einzelpersonen, Bezirksgemeinden, städtische Gemeinden oder wirtschaftliche Verbände ins Leben geführt werden... Was wir auf dem Boden des Zwanges nicht erreichen konnten, das wollen wir nun auf der Grundlage der Freiwilligkeit zu einem guten Ende führen... Auf zur Tat! Beweist durch fröhliches Geben und Tun, daß unser evangelischer Glaube noch immer unser heiligstes und teuerstes Gut ist."

Diese Einrichtung, vor allem aber der ihr zugrunde liegende Geist der „gegenseitigen Hilfe" und „Selbsthilfe", tritt gerade im rechten Augenblick ein, da die Illusionspolitik, die noch immer mit der Hilfe von außen rechnete, zusammengebrochen ist. Damit wird auch den Anschauungen Rechnung getragen, die immer wieder nur von den lebendigen Kräften im Innern des Volkes Rettung zu erwarten glaubten und nicht von irgendwelchen äußerlichen Organisationen. War die Landeskirche und ihre Vertretungskörper in den letzten Jahren immer mehr zu einer Art wirtschaftlicher Genossenschaften geworden, in denen um „Recht" und „Vorteil" gefeilscht wurde, so will man nunmehr — in letzter Stunde — die religiösen und sittlichen Kräfte wieder in den Vordergrund treten lassen. Es ist kein Zweifel, daß diese Kräfte oft gerade in einer „Notzeit" wach werden können — vorausgesetzt, daß sie noch vorhanden sind. Für diese Notzeit mag es auch die einzig mögliche Lösung sein, bis das im vorigen Heft dieser Zeitschrift angedeutete „Kirchenaufbauprogramm" verwirklicht werden kann.

Wir sind ferner der Meinung, daß das „Hilfswerk" in Zukunft jene Idee sein kann, die wir als sachlichen Mittelpunkt unserer Volkstagungen bisher vermißten (vgl. „Klingsor" von Oktober 1930). Freilich mit späterer Erweiterung auf die deutschen Schulen anderer Siedlungsgebiete, um genügend Schwung und Kraft des Neuen, Ausgreifenden zu haben, für das sich auch die Jugend begeistern kann. Hier hätte auch die „Selbsthilfe" eine Aufgabe, die sie über den bisherigen Rahmen von Bau- und Spargenossenschaften mit oft nur scheinbar „altruistischem" Charakter hinausführen könnte. Vor allem aber ist es eben die praktische Tat, die sich hier an die Verkündung der Idee gleich anschließen läßt. Es wäre wünschenswert, wenn sich unsere noch wirklich idealistischen Jugendbünde besonders auf diesem Gebiet betätigten, wie es draußen in Deutschland und Österreich etwa die Jugendgruppen des V. D. A. tun.

Bernhard Capesius

Neue Bücher und Schriften

Franck Maßke: Jugend bekennt: So sind wir. Verlag Philipp Reclam jun. Preis Mark 6·80.

Dies Buch ist im Namen der Generation geschrieben, die den Krieg nicht mehr aktiv mitgemacht hat, sondern in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege die bestimmenden Eindrücke ihres Lebens empfangen hat. Über Bekenntnisse läßt sich bekanntlich nicht streiten, sie können von denen, denen sie gemacht werden, nur zur Kenntnis genommen werden, vorausgesetzt, daß die Ehrlichkeit des Bekenners feststeht. Was im übrigen dazu gesagt werden kann, das wird einen ausschließlich subjektiven, d. h. ebenfalls Bekenntnischarakter haben. Niemand, der das vorliegende Buch liest, wird seinem Verfasser die Ehrlichkeit abstreiten wollen, so überzeugend verkörpert jede Zeile, die er geschrieben, das Wesen selbstverständlicher phrasenloser Offenheit. Ja man hat das unabweisbare Gefühl, als könne er gar nicht unehrlich sein, weil es zum Wesen der Jugend gehört, die er schildert, offen zu sein. Wohlgemerkt, nicht aus Idealismus, wie dies sonst bei der Jugend oft der Fall ist und war, sondern aus gewissermaßen biologischer Veranlagung heraus. Denn die Jugend, für die er spricht, ist seinem Bekenntnis nach eine solche, die absolut nichts von Illusionen und Idealen im herkömmlichen Sinne besitzt. In einem gewissen Grade ist eine solche Jugend, wie dies auch Erwin Reisner in einer Besprechung dieses Buches in der „Kronstädter Zeitung" feststellt (No. 287/1930), unjugendlich. Sicher aber nicht in einem absoluten Sinne. Denn für das individuelle Ich ist die innere Situation doch ganz verschieden in den beiden Fällen: einmal, wenn es von einem illusionsreichen Anfangszustand ausgehend im Laufe des Lebens diese Illusionen verliert (Zustand des illusionslos gewordenen Greises) oder wenn es die Illusion gar nicht besessen hat und sie daher gar nicht im eigentlichen, sondern nur im übertragenen Sinne verlieren konnte (Zustand des illusionslos geborenen Jünglings). Während im ersteren Falle das Gefühl der Enttäuschung, der Erbitterung und des Betrogenseins, zum mindesten aber das der Resignation und des Verzichtes unvermeidlich ist, kann im letzteren Falle die natürliche Unbekümmertheit und ungebrochene Lebendigkeit restlos erhalten bleiben. Gerade in dieser letzteren Richtung

aber liegt die Lebenseinstellung, von der Matzke spricht. Zwar wird man bei ihm vielleicht nicht von einer restlosen Erhaltung der vitalen Lebensenergien sprechen können (der Grund mag in der Düsterkeit der Zeit zu suchen sein, in der diese Jugend aufgewachsen ist), aber jedenfalls von einer ungebrochenen Tatfreudigkeit. Immer wieder mischt sich die Selbstverständlichkeit der Bejahung des vitalen Daseins in die Absage an allen geistigen Idealismus und fügt so der skeptischen Überlegenheit, die so sehr nach Resignation und Blasiertheit schmeckt, ein reinigendes Moment der Naivität und Ursprünglichkeit hinzu. Es wäre eine Anmaßung, die Möglichkeit einer solchen Synthese aus rationalen Erwägungen heraus leugnen zu wollen. Noch immer hat sich das Leben als reicher erwiesen, wie es sich der Intellekt a priori vorstellte. Hier einige Beispiele für diesen „naiven" Skeptizismus, der für die von Matzke dargestellte seelische Struktur so charakteristisch ist und den der Verfasser selbst treffend als „Sachlichkeit" bezeichnet: „Wir sind ein einsames Geschlecht, auch wo wir mitten in der großen Menge stehen... Aber unsere Einsamkeit ist kein Gefühl des Alleingelassenseins, wie es die Einsamkeit von gestern war; es ist daher kein tragisches Gefühl und gar kein Anlaß zur Verzweiflung." „Wir teilen weder die Wissenschaftsgläubigkeit und Wissenschaftsanbetung des 19. Jahrhunderts, noch die gelegentliche Wissenschaftsverachtung und Geringschätzung der uns vorangegangenen Generation. Wir sind von der eingeschränkten Geltung aller Wissenschaft und ihrer Ergebnisse durchdrungen und verachten sie dennoch nicht." „Den wirklichen ‚Wert' und ‚Sinn' der Wissenschaft — den kennen wir nicht. Und arbeiten trotzdem wissenschaftlich weiter. Darin liegt unser ganzes Verhältnis zur Wissenschaft." „Wir sind da, Pflichten zu erfüllen und Taten zu tun, weil sie erfüllt und getan werden müssen, auch ohne durch einen ‚Sinn' von oben beglaubigt zu sein." „Wir wissen nichts von einer Unter- und Hinterwelt der Ethik, einer metaphysischen Gründung und Herleitung ihrer Sätze — und tun dennoch als eine Selbstverständlichkeit das Gute und Rechte." „Man nenne uns nicht arm, weil wir Gott und die Religion nicht besitzen. Für uns ist das kein Mangel, da uns die Möglichkeit fehlt, jene als Güter zu erleben. Sie fehlen uns nicht — und was einem nicht fehlt, macht ihn nicht arm. Wir haben keinen Gott, aber wir sind weder gottlos noch entgöttert." — Schon aus diesen wenigen Zitaten wird es klar, daß diese neue Jugend alle geistigen Dinge dahingestellt sein läßt, daß sie es ablehnt, sich in der geistigen Sphäre zu entscheiden, weil sie zu fühlen glaubt, daß ihr hiefür die Fähigkeiten mangeln. Ist das Materialismus? Durchaus nicht. Denn es entspringt nicht einer Verwerfung der geistigen Dinge, sondern kommt im Tiefsten, wie ich glaube, aus einem starken Verantwortungsgefühle gerade für diese Dinge her, aus einem Gefühl, daß diese Dinge nicht profanisiert werden sollten. Es liegt darin eine wahrhaft großzügige Selbstbescheidung. — Was als verbindlich angesehen wird, sind aber die Forderungen des alltäglichen Lebens die „Taten, die getan werden müssen." Das Gute, das getan werden muß, „weil es sich so gehört." Daß sich in diesen letzteren Wendungen geistige Wertung und geistige Entscheidung doch wieder hereindrängt, ist für jeden klar, der weiß, daß der Mensch dem Geiste nie und nimmer entgehen kann und daß eine absolut einseitige Entscheidung für den Pol des Lebens unmöglich ist, weil schon diese Entscheidung vom geistigen Pol aus getroffen werden müßte und in jedem realen Falle auch getroffen wird. Und so schält sich auch aus diesem Buche für den Sehenden ein geistiges Glaubensbekenntnis heraus, das bei aller betonten Nüchternheit und kühlen Herbheit seines Be-

kenners doch in allernächster Nähe steht zu nichts geringerem als dem — Mystizismus. Dieses „wir fühlen, was das Gute ist und tun es ohne zu wissen, wer es gesetzt hat: wir kennen den Sinn des Lebens nicht, aber wir handeln, als ob es einen gebe: Wir fühlen, daß Taten von uns gefordert sind und daß sie getan werden müssen und wir tun sie", das in so vielen Wendungen in diesem Buche wiederkehrt, ist ein Glaubensbekenntnis, weil es das Bekenntnis zu etwas Verbindlichem ist, zu etwas allerdings, das als große Unbekannte gesetzt ist, ein Etwas, das sich im Leben irgendwie Erfüllung heischend manifestiert, ohne daß sich angeben ließe, was es sei.

Wie stehen nun wir, die wir 10 Jahre älter sind als die Jugend, die sich hier äußert, zu Matzkes Buch? Seine Sachlichkeit tut uns wohl, das ist das Oberste, was wir von ihm aussagen wollen. Auch uns ist Sachlichkeit ein unentbehrliches Bedürfnis, wenn wir auch unter „Sachlichkeit" nicht immer dasselbe verstehen, wie Matzke. Alfred Pomarius

M. Moldovan. Dinamica muncii (Dynamik der Arbeit), I. Band. Bukarest 1930. Aus den Publikationen des psychologischen Institutes der Universität Bukarest.

Das obige Werk bildet zweifellos eine wertvolle Bereicherung der rumänischen psychologischen Fachliteratur. Der hier vorliegende erste Band will eine Einführung in das psychologische Studium des Arbeitsvorganges geben. Dieses Ziel erreicht der Verfasser in jeder Hinsicht in einwandfreier Weise. Er liefert ein auf der Höhe der internationalen Wissenschaftlichkeit stehendes Lehrbuch, das den großen Stoff der Arbeitspsychologie, der Charakterologie und Typologie und die zahlreichen zu dem Thema der Arbeit in Beziehung stehenden Kapitel der allgemeinen Psychologie in eine übersichtliche und innerlich organisch zusammenhängende Darstellung zusammenfaßt. Wenn nun auch der lehrbuchartige Zweck des Buches den Verfasser dazu verhält, seine Subjektivität in den Hintergrund zu drängen, merkt man doch an der Art der Stoffeinteilung und Stoffbewältigung, daß er seinem Material in beherrschender Freiheit gegenübersteht. So ist es z. B. nicht bloß didaktisch sehr fruchtbar, wenn Moldovan die intelektuellen und physischen Anlagen der Menschen als statische, den Gemüts- und Willensanlagen als dynamische gegenüberstellt. Es liegen darin Keime zu einer originellen Behandlung des philosophischen Problems der Arbeit, die eines weiteren Ausbaues wert wären. Alfred Pomarius

Iwan Schmeljow. Liebe in der Krim. Ph. Reclam jun., Leipzig. — In diesem schmalen Reclambändchen steckt eine sehr hübsche, sehr empfindsame und tragische Liebesgeschichte. Der Verfasser ist der bedeutendste Schriftsteller unter den russischen Emigranten, bekannt vor allem durch seine Romane, die eine scharfe Tendenz gegen das heutige Rußland haben.

Rabindranath Tagore. Aus indischer Seele. Ph. Reclam jun., Leipzig. — Nun, Tagore gehört sicherlich in die Reclam-Bücherei. Aber seine drei Novellen finde ich beim besten Willen und bei aller Anerkennung für seine Schilderungsgabe ebenso wenig aufregend wie manches andere, was schon früher aus dieser Quelle auf meinen Tisch flog. Immer wieder bestätigt sich mein Gefühl, daß dieser Tagore unendlich überschätzt wird. Heinrich Zillich

Carl Müller-Rastatt. Günther. Eines Dichters Schicksal. Novelle. Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig. — Das Leben J. Ch. Günthers fand in Müller-Rastatt

einen liebevollen Chronisten, der in seiner Novelle ein sehr ansprechendes Bild zeichnet. Nun ist die kleine Erzählung kein eben außerordentliches Kunstwerk, aber die Gestalt des unglücklichen Dichters wird doch lebendig. Heinrich Zillich

Roda Roda. Der Schlangenbiß. Erzählungen und Schwänke. Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig. — Einige von Roda Rodas Schwänken sind in diesem Reclambändchen gesammelt, köstlich in ihrem Humor und ausgezeichnet in der plastischen Darstellung. Die Titelgeschichte zeigte Roda von einer weniger bekannten ernsteren Seite. Heinrich Zillich

George Groß. „Aber alles die Liebe." Verlag Bruno Cassierer, Berlin. — Das ist nun bei Gott nicht die irdische und nicht die himmlische Liebe, die George Groß da in 60 neuen Zeichnungen zum Thema nimmt. Es ist die gewöhnlichste Begierde und Geilheit, brutal und ohne jede Schminke, aber auch ohne jede „Liebe" gesehen. Allerdings wie gezeichnet! Unerhört dieser Stift, unglaublich die Kraft, mit der hundert verschiedene Menschentypen unfehlbar gebannt sind — in ihre George Groß-Einseitigkeit hinein. Heinrich Zillich

A. Artur Kuhnert. Fische im Fjord. Roman. Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig 1930. Der Verfasser, der vor einiger Zeit ein Kriegsbuch der Frauen herausgegeben hat und damit bekannt wurde, erstieg mit dem vorliegenden Buch eine ungewöhnliche Höhe. Mit großer Kraft der Darstellung schildert er ein nordisches Geschehnis. Man wird an die großen Skandinavier erinnert, wenn man diesen Roman liest, obgleich Dinge und Menschen anders erlebt und eigenartig dargestellt werden. Der mystische Gegensatz zwischen Land und Meer ist das Thema des seltsamen und ernsten Werkes. Heinrich Zillich

Emil Isac. Maica cea tânără. Tipografia „Editura de ziare", Klausenburg 1931. — Der bekannte rumänische Dichter legt hier ein wirklich entzückendes „Neuromantisches Dramolett" in einem Akt vor. Es ist die alte Geschichte der jungen Nonne, die ins Kloster ging, weil sie der Liebste betrog und die nun zu ihm zurückzukehren wünscht. In einer melodiösen, dabei dramatisch wirksamen Weise geht hier das alte Spiel mit eigenartiger Handlung vor sich. Ich würde es begrüßen, wenn die Arbeit ins Deutsche übersetzt werden könnte. Heinrich Zillich

Adrienne Thomas, Die Katrin wird Soldat. Ein Roman aus Elsaß-Lothringen. Im Propyläen Verlag Berlin 1930. In die Reihe der Kriegsromane schiebt sich, durch die zugkräftige Reklame des Verlages unterstützt, der das Buch Remarques herausbrachte, nun auch dieses sehr subjektige Kriegs-Tagebuch einer fiktiven lothringischen Jüdin. Die Einstellung zum Krieg, die sehr einseitige Beurteilung seiner Bedeutung ergibt sich aus dem Dreiklang Lothringerin — Jüdin — liebende Frau. Deshalb wollen wir absichtlich diese Seite des Buches, die allerdings stark im Vordergrund steht, nicht näher berühren, weil wir sonst zu grundsätzlichen Erörterungen kommen müßten, die schon gelegentlich anderer Kriegsbücher nötig waren. Daß der vorliegende Roman innerhalb der erwähnten Begrenzung viel menschliches Mitempfinden, künstlerisches Können zeigt, ist ohne Zweifel. Am meisten geglückt erscheinen die ersten hundert Seiten, wo die durch den Krieg und durch die damit verbundene subjektive Reflexion noch unbelastete Welt eines jungen Mädchens schön und überzeugend zum Ausdruck gelangt. Adrienne Thomas ist nach diesem Werk schwerlich ganz wieder zu vergessen. Die neue Schriftstellerin hat Stil, einen guten und sicheren Blick für Situationen und einen natürlichen weiblichen Geist.

Hermann Stehr, Geschichten aus dem Mandelhause. Der Horen-Verlag in Berlin, der Hermann Stehrs gesammelte Werke übernommen hat, gab in einem Band die zwei großen Novellen „Geschichten aus dem Mandelhause" und „Der Geigenmacher" heraus. Über das Werk Stehrs wurde in dieser Zeitschrift schon ausführlich gesprochen. Wenn dieser heute vielleicht größte deutsche Dichter, der viele Jahrzehnte von seinem Volk zu wenig beachtet wurde, nun endlich auch in Siebenbürgen Anhänger gefunden hat, so wollen wir dem „Klingsor" auch ein Verdienst daran zuerkennen. Wir weisen hier außer auf die Romane mit Nachdruck auf die vorliegenden Novellen hin, die das Wesen der Stehrschen Kunst in außerordentlicher Verdichtung wiedergeben. Heinrich Zillich

Wilhelm Stapel. Literatenwäsche. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Widerstands-Verlag, Berlin, 1930. — Wilhelm Stapel hat hier ein sehr amüsantes und sehr ernstes Buch des deutschen Literaten zusammengestellt, eine Kampfschrift voll Hohn und Spott, die von Weber mit ausgezeichneten Karrikaturen illustriert wurde. Die moralische Haltlosigkeit von Literaten vom Schlage Kerrs und der Theodors Wolffs wird durch ihre eigenen Äußerungen bloßgestellt. Es ist eine recht schmutzige Wäsche. Ob gerade Gerhart Hauptmann und Thomas Mann in diese Front gehören, sei bezweifelt — aber daß der Verfasser auch nicht einen der Schwätzer und Schmierfinke vom rechten politischen Flügel verewigt hat, setzt die Bedeutung des Buches herunter. Gerade wer die politischen Ziele Stapels für richtig hält und seine große Leistung als Leiter einer der bedeutendsten Zeitschriften würdigt, wird es bedauern, daß jener öde, nationalistische Geist, der mit dem nationalen Ethos Stapels nicht in einem Atem genannt werden darf, hier nicht auch an den Pranger gestellt wurde. Ich meine die aufdringliche Spezies Mensch, die gleich nahe dem Geschäft wie dem nationalen Getöse, von uns Auslanddeutschen „Piefke" genannt, als eine immer wieder bei uns grassierende Landplage auftaucht und sich im deutschen Blätterwald manche krüpplige Eiche zieht. Die Gleichung Schmutzliterat und demokratischer Jude oder Demokrat schlechtweg ist doch etwas zu engherzig und schließt durchaus nicht alle Fälle ein, wo das deutsche Wort einem Schreiber zu üblen Klexereien zu Gebote stehen muß. Heinrich Zillich

Arnold Roth. Wir leben. Gedichte. Heim-Verlag Adolf Dreßler, Radolfzell a. Bodensee, 1931. 32 S. Kl.-8°.

Der Versuch, künstlerische Werte aus ihren Wirkungen zu erschließen, zeitigt häufig falsche Ergebnisse. Immer aber stehen hinter Wirkungen Lebenswerte. Alle Wirkung zeigt, daß irgendwie der lebendige Nerv der Zeit getroffen ist. Wer Heinrich Zillichs Wirkungen studieren will — von ihnen muß bei diesen Gedichten gesprochen werden — kann in die Nähe oder in die Ferne gehen. Der Fall ist dagewesen, daß man die Deutsche Allgemeine Zeitung aufschlug und dort, dem Urbild erfreulich genau nachgebildet, eine Flause Zillichs unter fremdem Namen fand. Im engeren siebenbürgischen Umkreis begegnet man Zillich naturgemäß noch öfter. Seine Worte, Prägungen, Rhythmen hört man auch aus den Gedichten Roths. Einer eingehenden Zergliederung enthebt mich ein Freund; der schreibt: „Die ganze deutsche junge Lyrik hat ihren Stempel auf diese Gedichte gedrückt. Und doch kann aus Roth etwas werden. Wenn er die Überflut der schmückenden Beiwörter eindämmt, wenn er einmal erst spürt, was einem Gedicht Gültigkeit, und der dichterischen Sprache

Prägnanz und jene heilige Sachlichkeit gibt, die wahre Poesie ist, kann der heute etwas wuchernde, undisziplinierte und oft bloß von anderen abgehörte Schwung seiner Gedichte eine neue Note in unser Schrifttum bringen."

Ich schließe mich dieser Meinung an. Karl Kurt Klein

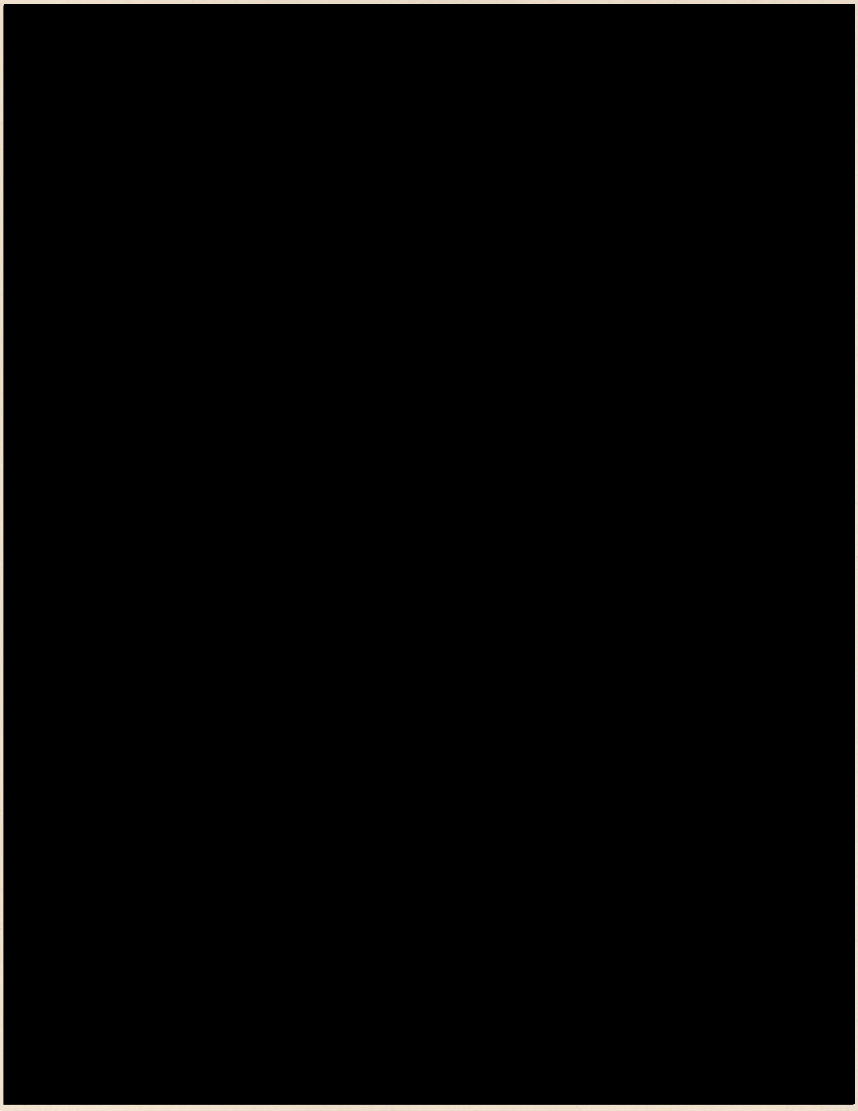
7. Band des „Großen Brockhaus" (GAS—GZ, 796 S., in Leinen M. 26.—, bei Rückgabe eines alten Lexikons M. 23.50). Wie immer, bringt auch dieser Band eine überwältigende Fülle des Wissenswerten und Nützlichen. Wissen Sie, wie Sie sich bei einem Grippeanfall zu verhalten haben? Wissen Sie, was der Grätenschritt des Skiläufers ist und wann er angewandt wird? Wissen Sie über Saatzeit, Düngung, Saatmenge, Saatpflege und Erntezeit unserer wichtigen Gemüsesorten Bescheid? „Der Große Brockhaus" sagt es Ihnen. Daneben werden Themen erörtert, die für unsere heutige Zeit von dem brennendsten Interesse sind: unter dem Stichwort „Gaskampf" (mit 17 Abbildungen) erfahren wir, zu welcher Vollendung dieses fürchterliche Mittel moderner Kriegführung gebracht worden ist, der Artikel „Geld" zeigt die tausendästigen Verflechtungen von Geldmarkt und Wirtschaftsleben (mit einer besonders instruktiven schematischen Darstellung: Wirtschaftlicher Geldkreislauf im Deutschen Reich). Wir erfahren auch, daß die „Gesellschaftsreisen" keine Errungenschaft unserer Zeit sind, sondern daß dieser Begriff im 19. Jahrhundert in Paris entstanden ist, wo ein gewisser Galignani Reisen in die durch Napoleons Eroberungen erschlossenen Gebiete veranstaltete. Wenn man bedenkt, daß ein moderner Roman durchschnittlich M. 6.— bis 8.—, oft auch noch mehr kostet, etwa 250 bis 300 Seiten und keine Abbildungen enthält, während ein solcher Band des „Großen Brockhaus" den dreifachen Umfang hat, Tausende von einfarbigen und bunten Abbildungen und Karten bringt, — wenn man ferner bedenkt, daß man einen Roman einmal liest und dann in den Bücherschrank stellt, während uns der „Große Brockhaus" täglich und stündlich nützlich und unentbehrlich ist, dann staunen wir über den geringen Bezugspreis des Werkes, der einen Erwerb für wenige Mark im Monat ermöglicht, und wir stimmen dem Ausspruch des bekannten Naturforschers Dr. Raoul Francé zu, der gesagt hat: „Ich kenne kein deutsches Buch, das zu diesem Preise so viel bietet wie der „Große Brockhaus".

Mitteilungen der Schriftleitung

Das nächste Heft erscheint Mitte Mai als Doppelheft der Monate Mai-Juni in einem Umfang von ungefähr 150 Seiten. Es enthält eine sehr umfangreiche Arbeit über ein Gebiet unseres Volkslebens, das bisher noch wenig und nicht entsprechend beachtet wurde. Wir erhoffen von dieser Veröffentlichung eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf die nächste Zukunft unseres Volkes.

Richtigstellung. Der Verfasser der im Februarheft veröffentlichten Sprüche heißt nicht Anton, sondern Peter Blickling.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Fritz Kimm:
Portraitzeichnung O. Netoliczka

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR MAI-JUNI 1931 HEFT 5/6

Ein Musketier in Siebenbürgen

Novelle von Otto Folberth

Irgendein Anlaß führte mich nach Jena. Das Städtchen befand sich gerade in bewegtester Unruhe. Die Burschenschaften feierten ihre lärmenden Stiftungsfeste. Die Häuser waren beflaggt. In buntbemützten Scharen wogte es über die Plätze und durch die Straßen. Studentenlieder klangen in den aufgewühlten Abend.

Auf der Suche nach einem Nachtquartier hatte ich die Hauptstraßen wiederholt vergebens durchquert. Die Hotels und die Gasthöfe waren seit Tagen schon von Freunden und Gästen der Studenten überfüllt. Nun versuchte ich es mit den Herbergen draußen in der Vorstadt.

Endlich erhielt ich den Bescheid: Tja, Zimmer hätten sie zwar keines mehr, aber in einer Dachstube sei ein Bett noch frei. Wenn ich damit Vorlieb nehmen wolle . . .

Der Wirt zündete ein Windlicht an. Das Haus lag dunkel über uns. Als wir ins zweite Stockwerk stiegen, knarrten laut die hölzernen Stiegen.

Oben öffnete er behutsam die Zimmertür, hob das Licht hoch, um zu sehen, welches von den beiden Betten belegt sei und wies mir dann das andere, an der gegenüberliegenden Wand, an.

Um den Herrn da brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Wahrscheinlich steht er frühmorgens auf, bevor Sie noch wach sind.

Damit verschwand er und ließ mich mit dem schlafenden Fremden allein.

Ich war sehr müde. Tagsüber war es während der langen Fahrt im Abteil 4. Klasse zeitweilig recht heiß und stickig gewesen. So begann ich langsam mich beim Schein der flackernden Kerze zu entkleiden. Für eine bessere Beleuchtung der Zimmer schien hier ebensowenig Vorsorge getroffen zu sein als für die des Treppenhauses. Ich war in eine sehr altmodische, freilich auch ungewöhnlich billige Herberge geraten.

Natürlich beschäftigte mich mehr und mehr die Frage, wer mein Schlafgenosse drüben an der Wand sei. Man verbringt nicht gern die

Nacht mit einem völlig unbekannten, einem nie gesehenen Menschen allein zwischen vier Wänden. Noch hatte er sich nicht gerührt, seitdem ich das Zimmer betreten. Sein Gesicht lag abgekehrt, in ein rotes Kissen vergraben. Die Decke hatte er hochgezogen, sodaß mehr von ihm überhaupt nicht zu sehen war als ein kleiner Teil seines etwas strubbeligen Schopfes. Gepäcksstücke, die ihm gehört hätten, entdeckte ich nirgend im Zimmer. Und die Kleider des Mannes, die auf dem Stuhl vor seinem Bett hingen, verrieten mehr nicht, als daß er in einfachen, wenn nicht ärmlichen Verhältnissen lebte. Das gab aber damals in Deutschland, in den ersten Jahren nach Kriegsende, erstrecht keinerlei Aufschluß, da doch die Mehrzahl der Leute abgerissen und zerlumpt herumlief.

Die Neugierde machte mich unruhig und schließlich trotz meiner Müdigkeit über die Maßen wach. Der Fremde beschäftigte mich unablässig. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn ihn ein unbeabsichtigtes Geräusch plötzlich geweckt hätte. Ihm absichtlich den Schlaf zu stören, widerstand mir jedoch. Und so, da er bewegungslos liegen blieb, schwand meine Hoffnung gänzlich, an diesem Abend schon das Rätsel, das um ihn lag, zu lösen. Ich beschloß, die Kerze zu löschen.

In dem Augenblick, da ich mich im Bett erhob, um nach dem Windlicht zu greifen, erwachte jedoch der Fremde, wälzte sich von der einen Seite auf die andere und blinzelte geblendet ins Licht. Sofort zog ich den Arm davon zurück.

Löschen Sie bloß aus! erklang es hierauf von drüben, und einige Augenblicke später: Gute Nacht!

Entschuldigen Sie, wagte ich zu antworten, daß ich Sie gestört habe. Ich versuchte so leise zu sein als möglich. Eben wollte ich dunkel machen. Gute Nacht, denn!

Gute Nacht! klang es noch einmal herüber. Und dann blieben wir regungslos liegen.

Das Zimmer lag erst in undurchdringlichem Dunkel da. Sobald sich meine Augen aber daran gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß von der Straße her immerhin so viel Laternenlicht durchs Fenster drang, daß ein Teil der Zimmerdecke, der Umriß der dem Fenster gegenüberliegenden Tür und die Tischplatte einen Widerschein davon empfingen. Ich lauschte in der Stille den Atemzügen des Anderen. Sie gingen zuerst ziemlich regelmäßig. Dann wieder stockten sie. Und als sich schließlich leise pfeifende, unterdrückte Seufzer von drüben vernehmen

ließen, bestand kein Zweifel mehr, daß ich ihm den Schlaf geraubt hatte.

Mein eigenes Hin- und Herwälzen mochte ihn davon überzeugt haben, daß ich ebenfalls wach lag. Ich atmete auf, als er endlich die quälende Stille brach.

Was hat Sie heute eigentlich nach Jena geführt?

Ich sagte ihm kurz den Zweck meiner Reise. Dann frug ich zurück, froh, daß er mir Gelegenheit dazu geboten hatte: Und Sie?

Ich? Ja, sehen Sie, das ist so einfach nicht. Ich — suche meine Mutter.

Wen suchen Sie? — Ich hob den Kopf aus dem Kissen und horchte gespannt noch einmal auf die Stimme von drüben.

Meine Mutter .... jaja, meine leibhaftige Mutter .... Sie müssen wissen: meine Mutter, die ich noch garnicht kenne, die ich noch nie gesehen.

Ach so!

Wir fielen in ein beklemmendes Schweigen zurück. Fast zerpflückte es sich aber selbst und es war klar, daß das einmal begonnene Gespräch fortgesetzt werden mußte.

Und wieso suchen Sie sie hier und ausgerechnet zur Zeit der Studentenfeste?

Ihre Spur, die ich schon seit Monaten verfolge, führte schließlich nach Jena.

Sie suchen also lange schon ...?

Seitdem ich um meine Lage Bescheid weiß, mein Herr, und das ist lange her, suche ich meine Mutter, jaja, und immer vergebens. Aber verstehen Sie das überhaupt? Ist Ihnen die grenzenlose Verlorenheit eines Menschen ohne Herkunft, ohne geringstes Wissen um die, denen er sein Leben verdankt, vorstellbar? Haben Sie je Brot und Wasser der Verlassenheit, solcher Verlassenheit gekostet? Nein, nichtwahr. Ich wünsche es Ihnen auch nicht. Mit den letzten Monaten allein, die ich durchlebt habe, hätten Sie zuviel. Bei Gott, ja! .... Warum? .... Sie sind neugierig. Oder nehmen Sie etwa Teil an meinem Geschick? Nun, gleichviel, ich will es Ihnen sagen. Einmal, vor Jahren schon, verstehen Sie, schritt unerwartet und plötzlich über meinen Weg — meine Mutter. Zwar nicht in eigener Gestalt. Aber ich spürte deutlich, daß sie die Hände leitete, die mich berührten. Sie lebt! durchzuckte es mich. Sie ist da oder dort! Einmal wirst du sie doch finden. Das Erlebnis ließ mir keine Ruhe mehr.

Als Jahre ergebnislos verstrichen, schlug meine Hoffnung in verzweifelte Ungeduld um. Ich war nach Kriegsende Gärtner geworden. Doch hielt ich es in keiner Stelle längere Zeit aus. In dieser neuen völligen Ungewißheit hätte ich nichtmehr lange leben können. Nein, nein, nein. Da entdeckte ich durch Zufall eine Spur, die möglicherweise die richtige sein konnte, in Düsseldorf. Sie führte von dort kreuz und quer durch einige Städte Mitteldeutschlands, zum Teil durch solche, in denen ich mich kurz vorher aufgehalten hatte. Plötzlich überfiel und erschreckte mich der Gedanke: wie, wenn sie selbst auf der Suche nach dir ist! Wenn sie es selbst nicht länger aushielte, allein! Und wenn ihr euch aufs neue nun verliert, weil ihr euch sucht! Da heftete ich mich an ihre Fersen, stürzte ihr nach von Ort zu Ort und bin so gestern nach Jena gekommen. Heute endlich erhielt ich den Bescheid, daß wirklich eine Frau dieses Namens im hiesigen Stellenvermittlungsamt vorgesprochen und auf einem Gutshof in der Nähe eine Stelle angenommen habe. So will ich mich morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl auf die Beine machen....

Im Zimmer schien es heller und heller zu werden. Und doch waren es stets nur meine Augen, die sich an das Dunkel gewöhnten. Ich konnte im Halbschimmer, der von draußen hereindrang, bereits den vierbeinigen Holzschemel neben der Türe, der die Waschschüssel trug, erkennen und auch die Eisenstäbe der Betten zu unsern Füßen hoben sich schon deutlich vom Hintergrund der hell getünchten Wände ab. Nur die beiden Winkel rechts und links neben dem Fenster, in denen die Kopfenden unserer Betten standen, blieben nach wie vor in schwarzes Dunkel gehüllt, so daß der Fremde stets wie aus einem dunkeln Schachte der Nacht zu mir sprach. Manchmal ließ sich, während er die Worte suchte, die Bewegung einer Hand wahrnehmen, mehr nicht.

Erzählen Sie doch, lieber Mann, bat ich nun, nachdem wir eine ganze Weile stumm dagelegen hatten, fast flehentlich den Unbekannten. Erzählen Sie doch mehr von sich. Sie sehen, mit unserm Schlaf ist es sowieso vorläufig vorbei. Wie kam es denn, daß Sie...

Nun, wie so was eben zu kommen pflegt. Irgendwo verlor mich meine Mutter. Gott verzeih ihr die Sünde. War sicherlich ein armes, gehetztes Mensch. Köchin oder so was. Und sie mag viel Müh und Plag mit mir gehabt haben. In einem katholischen Waisenhaus wurde ich erzogen und zum Schuster bestimmt. Mit 14 Jahren entlassen. Seither schlage ich mich allein durch. Allein! Ganz allein! Wissen Sie, was

das heißt? Mein Beruf behagte mir nicht. Ich ging lieber aufs Land und verdingte mich als Knecht. Aber die Bauern, Herr, sind hart. Und das Leben mit ihnen ist kein Schäferstündchen. Ich wechselte einigemal meine Herren und hatte noch nicht den Herrn, den ich suchte und brauchte, den guten Herrn gefunden, als der Krieg ausbrach.

Ich wurde natürlich bald eingezogen und in ein Musketierregiment gesteckt. Bin dann im Laufe des Kriegs zweimal leicht und einmal schwer verwundet worden. Aber, glauben Sie mir, es ist nicht der Mühe wert, von diesen Wunden zu reden. Meine Wunden brachten im Gegenteil oft Linderung meiner andern, meiner bitterern Qual. Dieser Not, die mich niemals gänzlich verließ bis zum heutigen Tag.

Ich weiß nicht, wer Sie sind, fuhr er fort, und was für Erfahrungen Sie im Leben gesammelt haben. Ich darf aber annehmen, daß Ihnen fremd ist, was mir widerfuhr. Denn, nichtwahr, Sie haben ein Fleckchen auf dieser weiten Erde, das Sie Ihre Heimat nennen. Sie wissen ein Haus, eine Türe, die bereit ist, sich Ihnen zu öffnen. Allenfalls nehmen Freunde, mehr oder weniger aufrichtige, teil an Ihrem Geschick. Ich, sehen Sie, ich stehe da — kahl und warnend wie ein erhobener Zeigefinger, wie ein vergessener Brückenpfeiler in der Flut, ohne Verbindungsbogen zu irgend einem Ufer hin. Mutterseelenallein. Ist vielleicht Bayern meine Heimat, wo ich im Waisenhaus erzogen wurde? Oder Hessen, wo ich auf den Bauernhöfen arbeitete? Oder Thüringen, wo man mich in Kasernen steckte und an Maschinengewehren drillte? Mit demselben Recht könnte ich Frankreich meine Heimat nennen oder Rußland, da ich doch jahrelang ihre Erde zerwühlt und ihren Atem gesogen habe. Und nun, ja, dies Leben im Feld! Ich war gesund und ertrug Strapazen. Aber weshalb ertrug ich sie? Weshalb tat ich überhaupt mit? Hatte ich irgendetwas mir Teueres zu verteidigen? Heimat? Nein. Vaterland? Des Heimatlosen Vaterland gleicht einer Mietwohnung. Kaiser? Ich hatte ihn nie gesehen. Volk? Volk heißt, nichtwahr, viele desselben Stammes. Vergrößerung der Familie ins Unendliche. Dem Familienlosen fehlt die Brücke zum Volk.

Und doch war ich kein schlechter Soldat. Ich tat, was man von mir verlangte. Denn Privatinteressen, die mich vom Dienst abgehalten hätten, besaß ich ebenfalls keine. Ja, das Gefühl wurde stärker und stärker in mir, die Kompanie, zu der ich nun schon Jahr und Tag gehörte, und deren Wohl und Wehe sei eigentlich meine wichtigste Familienangelegenheit. Natürlicherweise. Denn sie war die stärkste

und dauerndste menschliche Bindung gewesen, die ich bis dahin erfahren hatte. Mit ihr verknüpften mich gute und böse Tage. Dazu kam, daß die Liebe der andern, der Kameraden, sich tausendfach teilte, auf die Freunde, die Geliebten, die Verwandten zu Hause, auf Städte und Straßen, auf Feldpostbriefe, Liebesgabenpakete, Urlaubshoffnungen .... Aber mir, mir blieb allein die Kompanie .... Als einziger Mann derselben verzichtete ich, zur größten Bestürzung meines Leutnants, auf den mir zustehenden Urlaub. Wo hätte ich ihn zubringen sollen? In Bayern, Hessen oder Thüringen? In Herbergen, Bordells, Kasernen? Daraufhin erkundigte sich der Leutnant eingehend nach meinen Verhältnissen. Eine halbe Nacht saß ich in seinem Unterstand ihm gegenüber. Er wolle sich meiner hinfort mehr annehmen, sagte er. Und seine Eltern hätten einen Gutshof in der Rheinpfalz. Es werde sich nach Kriegsende dort leicht eine Stelle für mich schaffen lassen. — Eine Woche später fiel er vor Iwangorod.

Und seither trafen Sie keine Menschen mehr, die ihnen gut gewesen wären, die versucht hätten, Ihnen zu helfen? fragte ich ergriffen den Verstummten.

Doch, doch! rief er beinahe laut aus. Das ist es ja eben, daß ich es einmal noch am eigenen Leibe erfuhr und seither wie verrückt davon bin! Denn seit jenem Augenblick habe ich die Ruhe des Herzens gänzlich verloren und verfolge durch die Dickichte unserer Städte, durch die Irrgärten unserer Meldeämter wie ein gehetzter Hund die Spur meiner unbekannten, meiner verlorenen Mutter. Ein einziges Mal wenigstens muß ich sie sehen, muß sie mir in die Augen blicken, muß mir Worte sagen wie jene Frau ....

O, es war weit weg von hier. Wir waren von Riga 11 Tage und Nächte nach Süden, immer nach Süden gefahren. Durch Rußland, Österreich, Ungarn. Im September 1916. Eben hatten die Rumänen uns den Krieg erklärt. Als wir endlich auf einem kleinen Bahnhof raus mußten, sahen wir vor uns in den Horizont gelagert einen blauen Streifen hoher Bergketten. Um den Bahnhof herum, in den Dörfern und Gehöften, lagen Gebirgstruppen. Unsere Offiziere sagten, wir seien in Siebenbürgen.

Als das Wort Siebenbürgen aus dem Dunkel der Dachstube in mein Ohr fiel, schrak ich zusammen. Was mochte dieser Ärmste in meiner Heimat erlebt haben? Wie mochte sie seinem unsäglichen Kummer begegnet sein? Plötzlich fuhr die Seele meiner Heimat, die so lange

fern von mir geweilt hatte, wieder mitten in mein Herz und nahm Besitz von mir. Ich hatte das Gefühl, nun ganz nahe, geradezu persönlich am Schicksal dieses Menschen beteiligt zu sein und wartete ungeduldig, ohne im Geringsten zu verraten, wer ich sei, auf die Fortsetzung seiner Geschichte.

Sie können sich nicht vorstellen, erzählte er weiter, wie anders und wie neu uns die Welt dort unten umgab nach der langen, langen Fahrt. Ein blauer, reiner, tiefer Himmel sog liebevoll in sich die gelben Felder und die bewegten Berge, die reife Frucht und die dankbare Kreatur. Wir kampierten die erste Nacht auf einer Wiese, gelagert rings um einen mächtigen Strohschober. Aus seinen Flanken zogen wir die goldgelben, frisch gedroschenen Halme, bis wir hüftehoch in der knisternden Fülle standen. Dann warfen wir uns längshin nieder und ließen die gelben Wogen über uns zusammenschlagen.

Nächsten Morgen begann der Aufstieg aufs Gebirge. Auch hier ragten Blumen und Kräuter und Tannenspitzen in ein fast unwirkliches Blau. Aus den klaren, uns entgegenrauschenden Bächen stiegen die Farben des siegenden Herbstes vollends verklärt wie aus jenseitiger Reinheit hervor. Die Karpathen legen sich hier in einem flachen Bogen um eine Ebene, in die durch den Rotenturmpaß die Rumänen kampflos eingedrungen waren. Die Aufgabe des bayrischen Alpenkorps, dem unsere Maschinengewehrkompanie zugeteilt war, bestand darin, auf dem hohen Gebirgskamm den Feind zu umgehen und seinen einzigen Rückverbindungsweg nach dem heimatlichen Anmarschraum zu, die Rotenturmpaßstraße, abzuschneiden. Von der Ebene aus sollte dann der Angriff der Haupttruppe erfolgen und der Feind an die Berge gedrückt und zerquelscht werden.

Marschtage voll geheimnisvoller Sonnenspiele im harzigen Atem des Urwalddunkels, voll märchenhafter Durch- und Ausblicke auf einen farbig-entzückten Gebirgsfrieden sind mir im Gedächtnis haften geblieben. Dazu taukalte Nächte an prasselndem Hirtenfeuer, erfüllt vom Duft kochender Milch und bratender Lämmer. Vom ahnungslosen Feind, der einen Anschlag wie unsern für undurchführbar halten mochte, keine Spur. Also auch keine Gefechte, keine Verluste. Ja, und trotzdem verloren wir uns mehr und mehr in beängstigend zwerghafter Winzigkeit an die Riesenmaße dieser lang und breit und geruhig hingelagerten Bergnatur. Die Kolonne, die vor oder hinter mir einen Hang erstieg, eine Senke hinabglitt, einen Wildbach übersetzte, wurde

stündlich kürzer, je mehr Sicherungsabteilungen nach links und rechts ausgeschieden, je mehr Verbindungsposten auf der langen Strecke zurückgelassen werden mußten. Und hatte sie am ersten Tage einer Schlange nicht unähnlich gesehen, die sich langsam über die Kämme des verzweigten Gebirgsmassivs schob, so glich sie am dritten noch kaum den kleinen, zuckenden Teilchen eines vielfach zerstückelten Regenwurmes.

Und doch haben diese kleinen, aber rasch und kühn vorgeführten Teilchen des Alpenkorps, wenige Kompanien stark, das Schicksal der I. rumänischen Armee besiegelt. Am frühen Morgen des 26. September schlossen und verriegelten sie das tiefeingeschnittene, bequeme Tor der Berge, durch das jene das siebenbürgische Becken betreten hatte. Ein zweites Tannenberg, im äußersten Süden der weitgestreckten deutschen Ostfront, bereitete sich vor.

Mit diesem Augenblick begann für uns, nach dem dreitägigen Gewaltmarsch über das Gebirge, die dreitägige Schlacht von Hermannstadt, jenes furchtbare Kesseltreiben um den eingeschlossenen Feind, das mit seiner Vernichtung endete. Wir hatten von den steilen bewaldeten Höhen des Passes das tief unter uns liegende Tal unter Feuer zu halten. Durch dies enge Tal winden sich zu beiden Seiten des reißenden Alt-Stromes Straße und Eisenbahn. Auf ihnen flutete von Norden her der bestürzte Feind Hals über Kopf zurück, Reitung in der Flucht nach der Heimat suchend, von Süden her wälzten sich seine Hilfstruppen durch die Knäuel der Verwirrung heran, uns selbst in den Rücken zu fallen. Ein Ring des Entsetzens schloß sich um unsere Häuflein. Da jagten rasende Trainkolonnen einher und flüchtende Artillerie. Zersprengte Truppenteile aller Gattungen preßten sich zwischen ihnen durch und an ihnen vorbei, verzweifelt jenen Engpforten der Berge und des Lebens entgegen, die wir in den Händen hielten. Sie drängten und stießen sich buchstäblich selbst in die Streukegel unserer Maschinengewehre. Haufen von Menschen und Vieh schichteten sich so zu stöhnenden, in Jammer und Todesqual verkrampften Mauern auf, rollten zum Teil ab und stürzten in die Fluten des Stromes. Und einmal, einmal fauchte sogar als apokalyptischer Reiter der Neuzeit mitten in diese Hölle herein ein Eisenbahnzug, wie irrsinnig ununterbrochen schrille Warnungssignale pfeifend. Wie viele, viele hörten sie zu spät! Auf beiden Seiten. Denn auch unsere Verluste, die im ganzen wohl unbedeutend gewesen sein mögen, hatten unsere lockeren Stoßtruppen doch recht empfindlich geschwächt. Und am Abend des dritten Tages

waren wir alle am Ende unserer Kräfte angelangt. Da glitt aber auch schon der Feind, soweit er sich zum Angriff überhaupt noch aufraffen konnte, von selbst fast von den steilen Hängen ab, Straße und Eisenbahndamm waren rettungslos verstopft und versperrt, völlig unpassierbar geworden. Die große Verwirrung machte einer großen Erstarrung Platz.

Nach den übermenschlichen Anstrengungen der Schlacht und des vorangegangenen Gewaltmarsches hofften wir auf einige Tage Ruhe. Wir hätten sie dringend nötig gehabt, denn unsere Erschöpfung hatte jene Grenze erreicht, da ihr Bogen drohte überspannt zu werden. Wider Erwarten erhielten wir jedoch Befehl, uns unverzüglich in Marsch zu setzen, aus dem Verband des Alpenkorps auszuscheiden und wieder Anschluß an unser Regiment zu suchen, das aus dem Raume von Hermannstadt im Vereine mit andern Truppen eiligst im Vorrücken auf Kronstadt begriffen war. Dort, hieß es, habe der Feind Boden gewonnen und rücke siegreich vor.

Den ersten Tag schleppte ich mich wie ein Gelähmter, von Stunde zu Stunde gefühlloser werdend, über das ausgedehnte Schlachtfeld des Rotenturmpasses. Den zweiten begann es zu regnen und machte uns unmäßig schwer und aufgeschwemmt. Der gelbe, lehmige Dreck der Seitenwege hing wie Blei an den Stiefeln. Den dritten fieberte ich bald, bald fröstelte ich, daß mir die Zähne klapperten. Da spürte ich, daß es über kurz oder lang aus sein werde. Wir gingen durch ein Dorf. Auf einem freien Platz, der von einer niederen Grasnarbe überzogen war, lagen einige dicke Baumstämme. Ich setzte mich darauf und dachte: hier haben vor kurzem noch die Gänse der Bauern geweidet, wo sind sie jetzt bloß? Dann sah ich mir die Stämme genauer an. Wie gut ließe sich in der Kerbe zwischen den beiden großen da liegen und ruhen! Wenn auch nur fünf Minuten lang. Ich legte mich hin. Sofort fielen meine Augen zu, genau wie die Drehaugen einer Puppe in horizontaler Lage. Als ich sie ein letztes Mal gewaltsam öffnete, erblickte ich vor mir auf dem Platz die hohe, schmale, spitz zulaufende Giebelmauer einer scheinbar sehr, sehr alten Ruine. Wie komisch, dachte ich, daß ich sie nicht gesehen, so lange ich da stand und saß. Durch ein großes, rundes, nun schon lange leeres Fenster dieser Mauer fiel der bewölkte Himmel, wie durch ein Fernrohr übermächtig angezogen, in mein dämmerndes Bewußtsein. Auf der Spitze des Giebels stand ein Storch und betrachtete neugierig den Durchzug

unserer Truppen. Wie sonderbar, dachte ich, wie sonderbar sich das alles im Geiste eines liegenden Körpers spiegelt. Wie wenig die Dinge zu einander gehören! Und dann schlief ich ein.

Als ich die Augen wieder öffnete und mich umsah, schien mir, ich läge in einem Zimmer. Ich schloß sie deshalb sofort wieder und gab mir Mühe, über meine Lage Klarheit zu gewinnen. Aber vergebens, sobald ich sie öffnete, war das Zimmer da mit seiner Balkendecke, seinem Tisch, über dem eine Lampe hing, seinem Fenster, das mit einem Tuch verhängt war. Ich begann mit den Händen rings im Kreise zu tasten — da war kein Zweifel: ich lag in einem Bett. Sogar ausgekleidet lag ich da. Und meine Kleider hingen neben dem Bett auf einem Stuhl. Daran lehnte die Rüstung: die Koppel mit Seitengewehr und Gasmaske, der Brotsack, der Helm.

Im Zimmer war es mäuschenstill. Kein lebendes Wesen teilte mit mir den halbdunkeln Raum. Meine Gedanken flatterten auf und versuchten das Rätsel meiner Lage zu lösen, aber sie blieben immer wieder in ihren eigenen Spinneweben hängen. Seit wann hatte ich eigentlich in keinem Bett mehr gelegen? Wann hatte zum letztenmal ein reines weißes Laken wie dieses meinen Körper bedeckt? In den Schützengräben der letzten Jahre nicht und in den Kasernen Deutschlands nicht und in den Stallungen der Bauern nicht, bei denen ich vorher gedient. Und hier nun, ausgerechnet im fernsten und fremdesten Winkel der mir bekannt gewordenen Länder, hier, wo aus den Ansammlungen der Menschen ein völlig unverständliches Zungengewirr mir entgegenscholl, das meine Ohren im geringsten nicht zu deuten verstanden, hier sollte das weiße Bettwunder — Traum so vieler Soldatennächte — an mir in Erfüllung gehen? Hier sollte es Brauch sein, daß man einen Musketier, den's umgeschmissen hatte, in ein Bett steckte und ihn in einem verdunkelten Zimmer seiner Ruhe pflegen ließ? Nein, das war, weiß Gott, nicht zu verstehen. Oder sollte vielleicht....? Ja, ja, der Gedanke ließ sich nicht von der Hand weisen: Sicherlich hatten mich Leute, die uns feindselig gesinnt waren, in eine Falle gelockt!

Da vernahm ich draußen vor der Tür leise Schritte. Unterdrückte Stimmen sprachen miteinander.

Hallo, Leute! So öffnet doch! rief ich hinaus.

Die Tür klinkte auf und ein durchfurchtes Frauengesicht, von einem dunkeln Kopftuch überschattet, blickte herein.

Weshalb schläfst du nicht mehr, mein Junge? Dir tut noch viel, viel Schlaf not.

Die Frau spricht deutsch, dachte ich. Wieso spricht diese fremde Frau deutsch?

Nach ihr trat ein Mann in hohen Stiefeln ins Zimmer. Sein ergrauter Kopf saß etwas wackelig auf den gebeugten Schultern. Auch er streckte beschwichtigend mir seine Hand entgegen und flüsterte:

Schlafen! Schlafen! Niemand weiß, daß du da bist. Niemand holt dich. Ruhe dich aus!

Damit schickten sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

Leute, so bleibt doch, bat ich nun, und sagt mir, wo ich bin und wer Ihr seid?

Wir sind Bauern, sächsische Bauern, nickte freundlich der Alte. Und das hier ist unser Haus.

Wie aber heißt das Dorf, in dem Ihr wohnt?

Kerz.

Gibt es noch mehr deutsche Dörfer hier außer diesem?

Gewiß, gewiß. Sahst du sie nicht auf dem Marsche durch Siebenbürgen?

Nein. Keine Spur davon. Wir gingen rings auf den Bergen oben.

Ach so!

Und seit wann wohnt Ihr in diesem Land?

Der Alte humpelte zum Fenster, strich das Tuch, mit dem es verhängt war, zur Seite, wies auf den hohen gotischen Giebel der alten Kirchenruine draußen auf dem Platz und sagte:

Seitdem die Mauern da stehen.

Nun drängte sich das Mütterchen ungeduldig ans Bett:

Willst du essen? Hast du Lust, Milch zu trinken? Darf ich dir etwas Warmes vom Herd holen?

Ein letztes Mal zuckte es durch mein Hirn: Verrat! Man will dich in diesem Lande vergiften! Aber da spürte ich gleichzeitig den Blick aus dem steinernen Auge des Gotteshauses draußen und den Blick aus den Augen der Bäuerin auf mir ruhen. Mein Mißtrauen schwand. Und ich besaß die Kraft nicht mehr, die angebotenen Liebeserweise auszuschlagen.

Während die Frau vor Freude zwischen Küche und Zimmer hin- und herlief, dieses brachte und jenes trug, saß der Alte auf einem Stuhl und lächelte: Laß sie, laß sie gewähren! Unsere Söhne stehen

mit deinesgleichen im Feld, irgendwo in Galizien, in Italien. Unsere Töchter flüchteten vor Wochen auf Ochsenwagen vor dem eindringenden Feind. Nahmen ihre Kinder, unsere lieben kleinen Enkelchen, mit, alle mit. Nun hat die Alte niemanden, dem sie gut sein kann. Mach' ihr die Freude, bleibe im Haus, solange du es nötig hast! Deine Mutter kann nicht besser deiner warten als sie.

Du mußt gestern müde, sehr müde gewesen sein, trat die Frau wieder ins Zimmer und nahte sich meinem Bett. Warst nicht zu erwecken, wie du so dalagst auf den harten Stämmen. Da trugen wir dich herein und legten dich ins Bett. Bist du uns böse, sehr böse deswegen?

Gestern sagt Ihr, gestern? Ich liege zwei Tage schon bei Euch und meine Kompanie marschiert?

Der Alte schüttelte lächelnd den Kopf über so viel jugendlichen Unverstand. Dann sagte er: Deine Kompanie findest du wieder. Und wenn du zwei-drei Gefechte versäumst, was tut's? Wichtig ist, daß du einmal gründlich zu Kräften kommst.

Ja, tu uns den Gefallen und bleib, fiel auch die Frau immer wieder flehend ein, bleib bei uns, bis du gesund bist. Mein Sohn, versuch es mit mir, mein Sohn.

Mütterchen, Mütterchen, es geht nicht. Ihr seht doch selbst, daß ich nicht ernstlich krank bin. Ich war bloß erschöpft. Nun hat mich der lange Schlaf gestärkt. Morgen spätestens muß ich meiner Truppe folgen. Drei Tage Verspätung auf der Landstraße, o, das ist viel, das ist sehr viel!

Und so blieb ich noch Tag und Nacht im deutschen Bauernhaus zu Kerz. Wurde gefüttert und gestreichelt und gepflegt wie jemand, den man für lange Zeiten der Entbehrung entschädigen möchte oder jemand, von dem man Abschied nimmt und möchte ihm doch eine kleine Wegzehrung noch an Zärtlichkeiten mitgeben. Dabei wußten die Leute nicht einmal von meiner wahren Einsamkeit. Beschämt von ihrer schon zu großen Sorge um mein Wohlergehen hatte ich nichts davon verraten. Nein, so viel Güte war noch nie an mich verschwendet worden. So viel Liebe hatte sich noch nie über mich ergossen. Mein Herz wurde weich. Und in der zweiten Nacht weinte ich bitterlich in der niederen Stube.

Damit ist meine Geschichte eigentlich zu Ende, ließ sich nach einer Pause die Stimme des Erzählers aus dem dunkeln Schacht der

Herberge vernehmen. Denn freilich war ich einfältig genug, schon nächsten Tag meine siebenbürgischen Freunde zu verlassen und meiner Truppe nachzueilen, die ich in der Nähe von Kronstadt, am Rande des Geisterwaldes, erreichte, kurz bevor sie ins Gefecht geworfen wurde. Meine Abwesenheit war während der Marschtage kaum bemerkt worden. In der Hast der kriegerischen Ereignisse hatte niemand Zeit gefunden, sich mit dem Schicksal der Nachzügler zu beschäftigen. So begab ich mich auf meinen Posten, als sei nichts geschehen.

Und doch, und doch hatte ich inzwischen in einen neuen Himmel der Seele geblickt! Hatte endlich durch eine kleine Lücke des dornigen Zaunes geguckt, der mir bis dahin verwehrt, mich an den Gärten des Lebens zu ergötzen! Denn die wenigen Stunden im Bauernhaus zu Kerz, nahe der siebenbürgischen Grenze, hatten mir die Augen für eine Möglichkeit, Mensch zu sein, geöffnet, die ich noch nicht gekannt. Seither nun, sehen Sie, ist mein Herz unruhig geworden, hüpft hin und her und wünscht sich die wahre Erfüllung. Drängt mich unablässig, der Spur meiner Mutter zu folgen.

Wissen Sie, frug ich, nachdem er geendet hatte, den Fremden, wissen Sie, wem Sie Ihre Geschichte erzählt haben? Ich bin Siebenbürger.

Wie? sprang er auf, Sie, Sie sind Siebenbürger? Dank dir, gütiger Stern dieser Nacht, für dies Zeichen! Ja, nun weiß ich's gewiß: morgen finde ich meine Mutter.

Der Zyklon vermag eine Stadt wegzufegen, aber nicht einmal einen Brief zu öffnen oder einen Zwirnsknoten aufzulösen. Paul Valéry

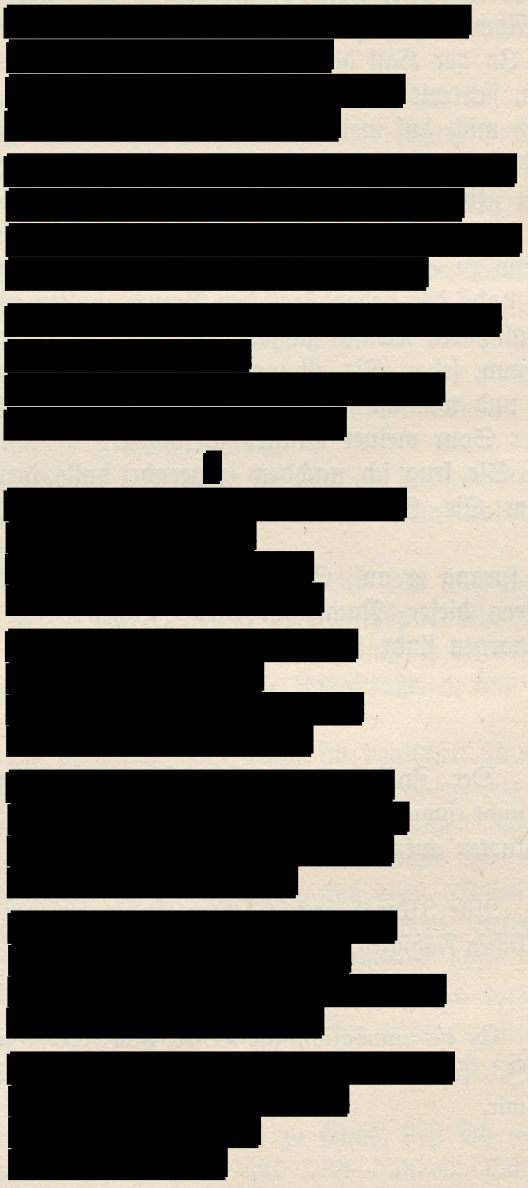
Alle Moral beruht letzten Endes auf der menschlichen Fähigkeit, mehrere Rollen zu spielen.
Paul Valéry

Es ist unmöglich, zur Welt, zum Körper zu sagen: Ich fordere nichts von dir, aber fordere du nichts von mir. Paul Valéry

Gedichte von Alfred Margul-Sperber

Für Jessika

Mondwunder



Zum Problem des Weltfriedens

Bemerkungen zu H. Gottschlings Artikel „Der Weg"

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

Im März- und Aprilheft behandelt Heinrich Gottschling in einem Artikel „Der Weg" das Problem der Weltbefriedung und macht darin eine Reihe konkreter Vorschläge zu dessen Lösung. Es sind ganz eigenartige, einander widersprechende Empfindungen, die eins beim Lesen jener Zeilen berühren. Der leidenschaftliche Wille des Verfassers zur Erlösung der Menschheit von der furchtbaren Geißel eines modernen Krieges erweckt selbstverständlich Beifall und lebhafte Zustimmung, aber der vorgeschlagene Weg zur Erreichung dieses hohen Zieles, der den Kernpunkt der Ausführungen bildet, erscheint mir etwas phantastisch und entbehrt der Beziehung zu den ewigen Gesetzen geschichtlichen Werdens. Nein, so einfach ändert sich das in Jahrhunderten allmählich und organisch gewordene Bild menschlichen Seins nicht. Es genügen willensmäßige Entschlüsse, in Verbindung mit rein intellektuellen Konstruktionen, mit der entsprechenden Propaganda in Szene gesetzt, wahrlich noch lange nicht, um tief im menschlichen Wesen und menschlicher Triebhaftigkeit wurzelnde Erscheinungen kurzer Hand auszurotten. Gewiß die Völker jubeln dem großen Ziele zu, sie bejahen es, aber schon im nächsten Augenblick verneint jeder Einzelne im täglichen Leben die elementarsten Voraussetzungen der Verwirklichung der verkündeten Idee. Man verpönt mit Recht den Krieg, aber das hält niemanden ab, in den Auseinandersetzungen mit den lieben Mitmenschen Tag für Tag schwere Wunden zu schlagen, mit einem Worte der Zivilkrieg im sozialen und wirtschaftlichen Leben wird restlos bejaht. Und da wundert man sich, daß eines Tages die Kanonen los gehen! Der Mensch sucht die Ursachen des Krieges überall, nur nicht im eigenen Inneren, wo sie allein entstehen.

Der Zweck der nachfolgenden Ausführungen besteht nicht darin, jeden einzelnen Vorschlag Gottschlings zur Pazifizierung der Welt auf seine Durchführbarkeit hin zu prüfen, sondern vielmehr vor allem festzustellen, daß die geistige Grundlage, von der Gottschling ausgeht, ganz irrig ist und mit einer höheren Wirklichkeit im Widerspruche steht. Ist das einmal erwiesen, so fallen alle die angeregten „praktischen" Maßnahmen zur Verhinderung des Krieges in sich selbst zusammen. Schließlich soll dann auch noch der meines Erachtens allein gangbare,

aus der Gesetzmäßigkeit historischen Geschehens sich ergebende Weg zu einer Befriedung der Völker kurz angedeutet werden.

Zunächst liegt dem Artikel Gottschlings ein sehr wesentlicher Denkfehler zu Grunde, den man im Übrigen auch sonst noch findet. Der Krieg wird als Auswirkung des schlechten Willens und der materiellen Interessiertheit einer kleinen Minderheit von Menschen, die aber über die Macht verfügt, angesehen. Es kann zwar gewiß nicht bestritten werden, daß es auch heute, wie immer, gewissenlose Individuen gibt, die ihr Süppchen an den die Belange der Allgemeinheit zerstörenden Kriegsbränden kochen wollen und dementsprechend handeln. Aber es ist doch sehr stark, wenn man nun jeden Mann der Öffentlichkeit als Kriegsnutznießer brandmarkt, der nicht gewillt ist die Wege eines rein utopistischen Pazifismus zu wandeln, weil er überzeugt ist, daß sie nicht zum Ziele führen. Aber ein zweites ist noch viel wichtiger. Die Kriege entstehen ja heute nicht aus dem Willen noch so mächtiger Einzelner. Vielmehr beginnt sich der Zündstoff für den Ausbruch eines Krieges schon vom letzten Friedensschluß angefangen zu sammeln und jeder einzelne, noch so kleine und einfache Mensch, trägt sein Teil dazu bei. Diese Behauptung mag im ersten Augenblick absurd erscheinen und doch birgt sie die Wahrheit in sich.

Man spricht heute so viel von der geistigen und wirtschaftlichen Verflochtenheit der Völker und Staaten. Auch Gottschling erwähnt sie in seinem Aufsatz. Andrerseits kann nicht bestritten werden, daß trotz dieses engen Ineinandergreifens der mannigfaltigsten Beziehungen der Existenzkampf heute rücksichtsloser und brutaler denn je geführt wird. Die Menschen, und zwar alle Schichten von oben bis unten, sind von einer maßlosen Gier nach Lebensgenuß erfüllt. Das beherrschende Ziel alles Strebens ist, sich dies kurze irdische Dasein so angenehm und genußreich als nur möglich einzurichten. Dazu braucht man natürlich stets viel Geld und wieder Geld.

Die moderne Technik aber schafft nach dem Prinzipe der Bedarfreizungswirtschaft immer neue Bedürfnisse und macht die Menschen immer anspruchsvoller. Eine gewisse Stabilisierung des äußern Lebenszuschnittes kann gar nicht erfolgen, denn eine Veränderung jagt die andere. Der ruhelose Erdenbürger gebärdet sich daher wie toll in dem Hasten und Hetzen nach dem Besitz all dieser „Errungenschaften" der Zeit. Ist es da ein Wunder, daß der Kampf um all die vielen verlockenden „Glücksmöglichkeiten" unter den Hunderten von Millionen

Wettbewerbern mit unglaublicher Erbitterung geführt wird? Gewiß nicht! Denn es fehlen in dem Bewußtsein der Gegenwart fast vollständig die der Diesseitigkeit entgegengesetzten religiösen und metaphysischen Kräfte als gewaltige Lebenswirklichkeit. Daß der Mensch jederzeit dem Irdischen seinen Tribut zollen muß, soll in voller Erkenntnis der ewigen menschlichen Unzulänglichkeit gewiß nicht bestritten werden. Aber in uns glüht doch auch ein göttlicher Funken und das letzte Ziel unseres Daseins muß doch jenseits des irdischen Treibens und Ringens liegen. Erst mit der Blickeinstellung auf diese höhere Wirklichkeit gewinnen wir auch zu den Dingen der Erde das richtige Verhältnis und den nötigen Abstand. Weil das heute aber nicht der Fall ist, tobt über die Kontinente hinweg der seelenmordende Kampf aller gegen alle, der auch ohne Maschinengewehre und Kanonen unheilbare Wunden in größtem Ausmaße verursacht. Bei der obenerwähnten Verflochtenheit der Menschheit erhält so der Tag für Tag in einem ganz hemmungslos geführten Kampfe aufgestapelte Sprengstoff einen erhöhten Aktionsradius für seine explosive Wirkung. Die ungeheuren geistigen und sozialen Spannungen umfassen Erdteile. Ist es da ein Wunder, wenn eines Tages weder Staatsmänner noch Schiedsgerichtsverträge eine Entladung derselben in Form internationaler Zusammenstöße verhindern können? Das sind elementare Katastrophen, vor denen der Mensch machtlos steht, solange er nicht seine geistigen und seelischen Lebensgrundlagen fundamental zu ändern gewillt ist. Da hilft keine vom Völkerbund unterhaltene Grenzgendarmerie oder andere, rein äußere, organisatorische Hilfsmittel. Nur tiefste Selbstbesinnung der Völker auf die wahren gestaltenden übersinnlichen Kräfte und eine scharfe, rücksichtslose Revision der „Errungenschaften" der uns beglückenden, ganz oberflächlichen Zivilisation kann eine Wendung zum Besseren bringen. Die grauenhaften, modernen Kriegsmordmaschinen, die jeden Kulturmenschen mit tiefem Abscheu erfüllen, sind nur eine ganz logische Folge der ganzen Maschinenzivilisation. Damit soll nun freilich nicht gesagt werden, daß es gilt, alle Maschinen kurz und klein zu schlagen, um jede Kriegsgefahr zu beseitigen. Das wäre eine Illusion. Gewisse wesentliche Ergebnisse einer Entwicklung lassen sich selbstverständlich nicht einfach streichen. Aber es kommt immer darauf an, worauf man den Bedeutungsakzent legt, auf das Geistige oder Technische? Die Gegenwart sieht das Heil einzig und allein im technischen Fortschritt und widmet ihm daher alle

Energien. In dem Augenblick, in dem der Mensch sich seiner seelisch-geistigen Wesenheit und der metaphysischen Wurzeln seines Daseins wieder voll und ganz bewußt wird und damit die Dinge der Gestaltung des äußeren Lebens wieder an zweite Stelle rücken, verliert auch die Maschine ihre diabolische Macht. Sie wird dann nurmehr dem Menschen als nützliches Werkzeug und in vernünftigen Grenzen dienen, während sie ihn jetzt tyrannisiert.

Die folgerichtige weltanschauliche Durchdenkung dieses Problems fällt allerdings dem Gegenwartsgeschlecht unendlich schwer. Es ist mit der Fortschrittsideologie des 19. Jahrhunderts noch zu stark belastet, die selbstgefällige Freude daran, wie herrlich weit es die moderne Zivilisation gebracht hat, im Verein mit dem Streben nach immer neuen Genüssen des Lebens, erschweren noch eine Umkehr. Darum befaßt man sich lieber nur mit den Symptomen, verdonnert und verdammt den Krieg und das Rüsten und glaubt, wenn man sinnfällige Erscheinungen abschafft bzw. irgendwelche polizeiliche Verhütungsmaßnahmen trifft, so sei damit auch die Quelle des Übels verstopft. Wahrlich eine ungeheure Illusion, die verhängnisvolle Folgen haben kann! So wird man nie und nimmer den Krieg aus der Welt schaffen. Erst die geistige Überwindung des modernen Individualismus, Rationalismus und Materialismus schafft die freie Bahn für die Befriedung der Welt, nicht nur in den Beziehungen zwischen den Völkern, sondern, was heute fast wichtiger ist, zwischen den Klassen, Schichten und Individuen.

Der zweite Fragenkomplex in dem Aufsatze „Der Weg" gruppiert sich um das Problem der Schaffung einer höheren Einheit, als der Staat es ist. In diesem Punkte sieht Gottschling grundsätzlich die kommende Entwicklungslinie richtig, die eine gewisse Zusammenfassung insbesondere des staatlich atomisierten Europas mit sich bringen wird. Aber der Fehler liegt im Ausmaße, das dieser Vereinheitlichungstendenz zugesprochen wird und in der Vorstellung über das Wesen des Entstehungsprozesses solch größerer Einheiten. Daß der Sinn der gegenwärtigen Entwicklung in dem Zusammenschluß mindestens der Erdteile liegt, muß füglich bezweifelt werden. Wie entsteht denn überhaupt in der Geschichte eine höhere Gemeinschaft der Menschen, wie ein Staat oder ein Staatenbund? Gewiß nicht so, daß sich die einzelnen Glieder zur Erreichung eines bestimmten praktischen, rein verstandesmäßig erfaßbaren Zweckes organisieren und sich gemeinsame

Statuten geben, so etwa wie sich eine Aktiengesellschaft konstituiert. Wer solche Vorstellungen hat, ist noch befangen in der Theorie von Rousseaus „Contrat social", einem rein rationalistischen Geistesprodukt des 18. Jahrhunderts, das längst überwunden ist. Menschliche Gemeinschaften als Subjekte der Geschichte sind nicht Ergebnisse vertraglicher Vereinbarungen, sie wachsen vielmehr organisch und werden gezeugt und getragen von der Kraft immanenter, geistiger Ideen. Es entsteht keine höhere Einheit, die nicht in den tiefsten Schichten der menschlichen Seele als innere Wirklichkeit gefühlt und empfunden wird.

Was bedeutet z. B. der Begriff „Europa" heute für die Gesamtheit der Bewohner dieses Kontinentes? Löst er irgend eine einheitliche Gefühlsbewegtheit aus, die stärker ist als jedes nationale Empfinden oder ihm zumindesten die Waage hält? Gewiß nicht! Im Gegenteil, das Europäertum gewisser politischer Literaten ist durchaus von des Gedankens Blässe angekränkelt; für Frankreich aber bedeutet Paneuropa nur einen Deckmantel seiner sehr gewalttätigen Hegemoniebestrebungen. Darum sind derartige, die Kontinente umfassende Zusammenschlußbestrebungen Selbsttäuschungen, die mit den Tatsachen im krassesten Widerspruch stehen. Nun erwartet ja freilich Gottschling von der Handvoll überzeugter Anhänger seiner Ideenwelt in jedem Lande, daß sie mit der von gläubiger Hingabe erfüllten Verkündung ihrer Anschauung die Welt schon in wenigen Jahren geistig erobern könne. Darin kommt eine ungeheure Überschätzung der Wirkungsmöglichkeit der Propaganda zum Ausdruck. Es soll wohl nicht bezweifelt werden, daß eine von starker Überzeugung getragene Werbung viel erreichen kann. Aber nie und nimmer kann auf propagandistischem Wege eine noch so schön konstruierte Gedankenwelt zur Tatsache werden, wenn sie mit einer ursprünglich gegebenen geistigen Wirklichkeit im Widerspruche steht. Und das ist hier der Fall. Denn wie steht es gegenwärtig mit den gemeinschaftsbildenden und erhaltenden Kräften schlechtwegs? Es ist doch einer der hervorstechendsten Charakterzüge der Zeit, daß selbst die bisher bestehenden Bande der völkischen und staatlichen Zusammengehörigkeit durch den schrankenlosen Individualismus aufs stärkste gelockert worden sind, so daß die meisten Staatswesen jetzt weniger durch innere Kräfte als durch die Macht der Bajonette zusammengehalten werden. Europa ist ja eben in einem gefährlichen vorrevolutionären Stadium, weil überall die

divergierenden Interessen der Klassen und Individuen ganz bedenklich überhand genommen haben und demgegenüber die Kräfte der Gemeinschaft sich leider als zu schwach erweisen. Und da will man Kontinente zusammenschließen, wenn die kleineren, von alten Traditionen erfüllten staatlichen Einheiten aus den Fugen zu gehen drohen?! Das große Ganze ist doch nur möglich, wenn es sich von unten auf stufenweise und organisch in immer größer werdende, festgefügte Einheiten gliedert. Man kann nicht die Kuppel bauen, solange das Fundament noch bedenklich schwankt. Und verliert man sich dennoch in himmelblauer Ferne, ohne des Nächstliegenden zu achten, so passiert es einem, daß eines Tages nicht nur das schöne utopistische Gedankengebäude grausam in Nichts zerfließt, sondern es schwindet auch der feste Boden unter den Füßen und damit ist alles für die Zukunft verloren.

Nun wird man fragen, was soll dann aber geschehen? Ist es ein unentrinnbares Verhängnis, daß sich die Menschen immer wieder in Kriegen zerfleischen müssen? Nein! Nur muß der Weg schöpferischer Gestaltung des Friedensproblems beschritten werden. Außer der oben angedeuteten weltanschaulichen Erneuerung, ist für den künftigen Weltfrieden gewiß auch eine Revision und Neugruppierung der europäischen staatlichen Verhältnisse notwendig. Der erste Schritt muß natürlich die Beseitigung der in den Friedensdiktaten vorgenommenen Vergewaltigungen sein. Das ist insbesondere für Deutschland nicht anders möglich wie auf dem Wege einer nationalbewußten, von wehrhafter Gesinnung getragenen realen Machtpolitik, deren höchstes Ziel, die Befreiung eines kulturell hochstehenden Volkes aus einer menschenunwürdigen Hörigkeit, durchaus zu vereinbaren ist mit einer auf weitere Sicht eingestellten Weltfriedenspolitik. Denn es ist ja gerade die elementarste Voraussetzung jenes von allen ersehnten Zustandes einer gewissen Harmonie der Völker, daß zuerst der von maßloser Verlogenheit umnebelte Geist der brutalen Diktate der Jahre 1919—1920 aus der Welt geschafft werde. In diesem Punkte befinden wir uns mit Gottschling so ziemlich in Übereinstimmung. Die Umgestaltung der europäischen Struktur wird sich dann wieder durch den Zusammenschluß von Gruppen von Staaten zu Kultur- und Wirtschaftseinheiten vollziehen, die geopolitisch, geistig-seelisch und historisch ein Ganzes bilden, das von dem ihm angehörenden Menschen als lebendige Verkörperung einer großen Idee empfunden wird und daher eine politische und innere Wirklich-

keit ist. Ich nenne da in erster Linie das uns angehende Mitteleuropa, das gerade vor Kurzem in der deutsch-österreichischen Zollunion blitzartig einen Umriß einer neuen werdenden Welt gezeigt hat. Es ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Vielleicht komme ich später noch einmal darauf zurück. In derselben Art wie der mitteleuropäische Block, so wird sich nach dem Scheitern des Bolschewismus auch in Osteuropa um Rußland ein Staatenbund unter russischer Führung gruppieren. Und schließlich wird Italien die Länder des östlichen Mittelmeers und des Balkans zu einer Einheit zusammenfügen. Wenn sich so die regionalen Kultur- und Wirtschaftseinheiten gebildet haben, ist damit zugleich auch die Möglichkeit einer leichteren Verständigung zwischen den einzelnen Staatengruppen gegeben, weil sie nach dem Ausgleich der verschiedenen Spannungen im eigenen Rahmen die innere Ausgeglichenheit besitzen, um die ganz großen Probleme der Weltpolitik mit überlegener Ruhe und schöpferisch zu lösen. Wir sind heute nur noch im Stadium der erst beginnenden Überwindung der extrem national-staatlichen Atomisierung, die nun allmählich zur Bildung größerer Kultur- und Wirtschaftsreiche führt. Es gibt in der Geschichte keine Sprunghaftigkeit wie z. B. den Meilenschritt von der nationalstaatlichen Zersplitterung zur Zusammenfassung der Kontinente oder gar der ganzen Erde. Darum ist die Idee des Völkerbundes in ihrer gegenwärtigen Gestalt unfruchtbar, weil sie nicht eine lebendig gefühlte und erlebte Einheit zum Ausdruck bringt. So kann der Völkerbund begreiflicherweise auch nie eine wahre Gemeinschaft darstellen und einen wirklichen Machtfaktor verkörpern, dessen Organe internationale Grenzsicherung gewährleisten könnten. Den Völkerfrieden muß jeder Kulturmensch als höchstes Ziel unserer Zeit ansehen. Nur müssen wir uns davor hüten, von blutleeren und utopischen Abstraktionen das Heil zu erwarten, denn damit beschwören wir die drohende Katastrophe nicht. Im Gegenteil, wir versäumen dadurch, das Mögliche und Notwendige zu tun.

Es ist für mich völlig nutzlos, das zu wissen,
worauf ich nicht einzuwirken vermag.

Paul Valéry

Geist und Seele im modernen Wirtschaftsleben

Reflexionen zur Lehre Werner Sombarts

Von Alfred Pomarius

Die jüngste Anwesenheit Werner Sombarts, des hervorragenden deutschen Wirtschaftswissenschaftlers in Siebenbürgen und die Reihe von Vorträgen, die zu halten er sich freundlich bereitfand, hat auch bei uns das Augenmerk weiterer Kreise auf seine Lehren von der historischen Entwicklung und der systematischen Struktur des modernen Kapitalismus gelenkt. Bekanntlich sind diese Lehren in Sombarts 6bändigem Hauptwerk „Der moderne Kapitalismus" niedergelegt,[1] das die ungeheure große Problematik des Gegenstandes mit einer seltenen Totalität der Gesichtspunkte meistert. Dieses Buch steht in einem ausgezeichneten Sinne zwischen den Zeiten. In bewundernswerter Lückenlosigkeit erfüllt es zunächst die Forderungen des wissenschaftlichen Empirismus, wie ihn das 19. Jahrhundert zu seiner Höhe geführt hat: eine schwindelnde Fülle von Einzeltatsachen ist in dies Werk hineingearbeitet, auf Forschungen ruhend, die sich über die Quellen von 12 Jahrhunderten erstrecken. Andererseits ist dasselbe Werk Träger und Vorkämpfer des Dranges nach synthetischer Zusammenschau, wie ihn das neue Jahrhundert als Gegenwirkung gegen den allzu einseitigen Empirismus des vorausgegangenen entstehen sah. Daraus entspringt der andere, erst die innere Vollendung bringende Grundzug des Buches: die ungeheueren Stoffmassen auf wenige ganz große, in den Tiefen des Wesentlichen verankerte Prinzipien zurückzuführen und so eine das Ganze mit klaren, einfachen Linien durchdringende und umreißende Architektonik zu schaffen.

Daß die Durchführung dieses letzteren Gesichtspunktes kulturphilosophische und selbst allgemeinphilosophische Begriffe und Gedankengänge in den Kreis der Betrachtung einbeziehen würde, war unvermeidlich. Es gehört zum Wesen solcher Arbeiten, wie die Sombarts, daß die letzten Sätze, auf die sie aufbauen, philosophische sind. Auf einen von diesen Sätzen, der im Werke Sombarts eine grundlegende Rolle spielt, sei im Nachfolgenden reflektiert. Es ist der Satz, daß die Entwickelung des neuzeitlichen Wirtschaftslebens von frühkapitalistischen zu hochkapitalistischen Formen

[1] Das Werk ist in 3 Doppelbänden angeordnet, die im folgenden als I, II, III zitiert werden.

kulturphilosophisch charakterisiert sei durch zunehmende Entseelung und Vergeistung der Arbeitsprozesse und der Wirtschaftsbetriebe. „Das Problem, um das es sich in Wirklichkeit handelt, ist der große, sehr allgemeine Vorgang unserer Zeit, den wir auch bei der Gestaltung der Betriebe beobachten: der Entseelung und Vergeistung. Daß und wie der Betrieb sich wandelt aus einer Gemeinschaft lebendiger durch persönliche Beziehungen aneinandergebundener Menschen in ein System kunstvoll ineinandergreifender Arbeitsleistungen, deren Vollbringer auswechselbare Funktionäre in Menschengestalt sind, gilt es zu verstehen." (III/895.)

Dieses Zitat enthält schon einen Hinweis auf die Beantwortung der wichtigen Frage, die nun gestellt werden muß, darauf nämlich, was denn unter Entseelung zu verstehen sei. Im Grunde genommen versteht Sombart darunter Entpersönlichung. Das zentrale Phänomen der hier gemeinten Entseelung der wirtschaftlichen Vorgänge bildet zweifellos die Entpersönlichung des Arbeitsprozesses, d. h. das Schwinden der persönlichen Bindung zwischen Werk und arbeitendem Subjekt. Sie liegt in milderen Formen dort vor, wo dem arbeitenden Menschen die Möglichkeit genommen ist, so wie noch im Handwerk jemals ein Werk persönlich zu Ende zu führen, wo er immer nur Teilprozesse eines systematisch zusammengehörenden Arbeitsganzen zu verrichten hat (Arbeitsteilung durch Vergesellschaftung der Betriebsweisen). Ihre ausgesprocheneren Formen erreicht diese Entpersönlichung dort, wo der Arbeiter das Werk an dem er arbeitet gar nicht mehr übersehen kann, wo er vielleicht gar nicht mehr weiß, welchen Zwecken seine Arbeit überhaupt dient. Ein Sonderfall dieses Verhältnisses ist die Entpersönlichung der Beziehung zwischen Unternehmer und Unternehmung, weil diese so groß wird, daß sie der Einzelne unmöglich allein übersehen kann. Hier löst sich das Werk vom Schöpfer los, um gewissermaßen sein eigenes Leben zu leben, aus dem Beherrscher des Werks wird der vom Werk Beherrschte. Zu dieser Entpersönlichung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Werk tritt dann noch die des Verhältnisses der in einem Betriebe arbeitenden Menschen untereinander, der Arbeiter zueinander, der Arbeiter zu ihren Vorgesetzten usw., dies Verhältnis wird in den modernen Betrieben ein unpersönliches, indem persönliche Bekanntschaft, persönliches Dienst- und Vertragsverhältnis, menschliche Anteilnahme aneinander usw. schwinden. Auf diese Weise wird nach Sombart die Seele aus dem

Wirtschaftsleben und seinen Formen ausgetrieben und was deren Stelle einnimmt, ist der Geist. Der Entseelung entspricht eine Vergeistung. Positiv wird diese von Sombart als Versachlichung, Mechanisierung und Automatisierung bezeichnet.

Zur Erläuterung des Gesagten zunächst einige Zitate:

„Was der Kapitalismus für seine Zwecke brauchte, war ein „neues Geschlecht" von Menschen.

Menschen, die imstande waren, sich in ein großes Ganzes: eine kapitalistische Unternehmung oder gar eine Fabrik einzuordnen, diese Wunderwerke von Über-, Unter- und Nebenordnungsbeziehungen, diese kunstvollen Gebilde aus Teilmenschen. Solcher Teilmenschen bedurfte die neue Wirtschaftsverfassung: entseelter, entpersönlichter, vergeistigter Wesen, die Glieder, besser Rädchen, in einem verwickelten Mechanismus zu sein vermochten." (III/424.)

„Der erste Vorgang, an den wir denken müssen, wenn wir von einer Mechanisierung der Gesellschaft reden, ist derjenige, den ich die Versachlichung oder Entpersönlichung der menschlichen Beziehungen nenne. Darunter verstehe ich das Verschwinden jener Beziehungen, die auf einem Hand-in-Hand-, Auge-in-Auge-Verkehr der Menschen untereinander beruhten ...." (II/1077.)

„In einem „modernen" Betriebe, das heißt in einem solchen, der den höchsten Anforderungen kapitalistischer Wirtschaftsführung entspricht, soll keine Seele sein. Ein Riesenunternehmen ist zu groß um menschlich zu sein. Es wächst derart, daß es die Persönlichkeit des Einzelnen erdrückt. In einem großen Unternehmen verschwindet die Gestalt des Arbeitgebers wie des Arbeitnehmers in der Menge (Ford). Deshalb sorgt man von vornherein dafür, daß möglichst wenig Seele in den Betrieb eindringt: der Arbeiter, der eingestellt wird, muß gleichsam seine Seele in der Garderobe abgeben. Seine Einstellung erfolgt ganz schematisch: sein Name wird in das Aufnahmebuch oder die Arbeiterstammrolle eingetragen und verschwindet hier, um als Nummer wieder zu erscheinen, der Arbeiter hört auf, Person zu sein, und wird Nummer, unter einer Nummer wird er während seiner Beschäftigung im Betriebe geführt (sog. Markennummer). Er wird ärztlich untersucht und „getestet", das heißt an Apparaten mechanisch auf seine „Eignung" geprüft. Zum äußeren Zeichen dessen, daß er nicht mehr Person ist, legt er seine Zivilkleider ab und schlüpft in die Anstaltskleider."

„Innerhalb des Betriebes fällt jede persönliche Beziehung zwischen Unternehmer und Arbeiter, Aufsicht und Arbeiter, Arbeiter und Arbeiter fort. In der Vollendung stellt diese Seelenlosigkeit der Ford'sche Betrieb dar, von dem sein Begründer in seiner Lebensbeschreibung etwa folgendes sagt: „Um Hand in Hand zu arbeiten, braucht man sich nicht zu lieben." „Persönliche Fühlungnahme gibt es bei uns kaum, die Leute verrichten ihre Arbeit und gehen wieder nach Hause, eine Fabrik ist schließlich kein Salon." ‚Wir halten nicht viel von der persönlichen Fühlungnahme oder von dem menschlichen Element im Berufsleben. Dafür ist es schon zu spät.'"

„Im Betriebe soll nicht Seele, soll nur Geist sein. Der moderne Betrieb soll gleichsam das passende Kleid für die kapitalistische Unternehmung abgeben, die selbst reines Geistgebilde ist..... Fragen wir aber, wie dieser Vergeistungsvorgang, dieser Ersatz der Seele durch den Geist sich vollzieht, so hat uns Taylor darauf — nichts ahnend — die richtige Antwort gegeben, wenn er einmal bemerkt: Bisher stand die Persönlichkeit an erster Stelle, in Zukunft wird die Organisation und das System an erste Stelle treten." (III/899—900.)

Wie aus diesen Zitaten unzweideutig hervorgeht, spielen die Begriffspaare: Seele—Geist, Beseelung—Vergeistung, tatsächlich die Rolle von — gewiß nicht den einzigen — Schlüsselbegriffen von Sombarts System, berufen das Verständnis tieferer Wesensschichten der modernen Wirtschaftsformen und ihrer Entwickelung aufzuhellen und zu erschließen. Und es steht wohl außer Zweifel, daß das Strukturbild, das Sombart besonders durch Einführung der Hilfsbegriffe der Entpersönlichung, Mechanisierung, Automatisierung usw. in sehr plastischer Weise zu zeichnen unternimmt, die großen Konturen des tatsächlichen Geschehens treffend wiedergibt.

Trotzdem scheint die Verteilung des Anteils, den Seele einerseits und Geist andererseits an diesen Vorgängen haben, besonders was das arbeitende und wirtschaftende Subjekt anbetrifft, nicht restlos geklärt. Und zwar dürfte der Grund hiefür im Fehlen einer eingehenden Analyse der Begriffe „Seele" und „Geist" zu suchen sein. Man sucht in Sombarts Werk vergebens nach einer strengen Definition dieser Begriffe, die schließlich doch die Stammbegriffe der ihnen so gute Dienste leistenden soeben erwähnten Hilfsbegriffe sind. An einer Stelle (III/895) findet sich der Ansatz zu einer Definition von „Geist", der aber im Negativen stecken bleibt. Sombart schreibt hier: „Geist

nenne ich in diesem Zusammenhange alles Immaterielle, das nicht Seele ist. Geist hat ein selbständiges Dasein, ohne lebendig zu sein. Seele ist immer lebengebunden, als Menschenseele immer persongebunden. Vergeistung ist die Hinbewegung vom Seelischen zum Geistigen, ist Herausstellung, Objektivierung seelischer Vorgänge ‚Versachlichung'".

An dieser Äußerung fällt am stärksten in die Augen die scharfe prinzipielle Scheidung von Geist und Seele, indem Seele als immer lebengebunden, Geist als unlebendig bezeichnet wird, eine Auffassung, die lebhaft an Melchior Palágyi und Ludwig Klages erinnert.

Es sei nun einmal von dem Satze ausgegangen: Seele ist immer lebengebunden. An ihn schließt sich der für den vorliegenden Zusammenhang interessantere, daß Seele als Menschenseele immer persongebunden sei. Hier stoßen wir wieder auf den bei Sombart so wichtigen und so vielgebrauchten Begriff der Person bzw. des Persönlichen. Die offensichtlich zentrale Bedeutung, die er in Sombarts Terminologie einnimmt, läßt mit Sicherheit vermuten, daß in ihm der Angelpunkt für die Aufhellung der hier zur Diskussion stehenden Teilsphäre des Geist-Seele-Problems zu suchen ist.

Es wird daher die Frage zu stellen sein, was denn „Person", was „persongebundene Seele" zu bedeuten habe. Eine direkte Antwort auf diese Frage findet sich allerdings bei Sombart ebensowenig wie auf die Frage, was Seele und was Geist sei. Aber man kommt auf einem kleinen Umwege doch zu einer brauchbaren Antwort, wenn man sich vor Augen hält, daß Personsein offenbar der Inbegriff dessen ist, was den Menschen vor den übrigen lebendigen Wesen auszeichnet. (Denn es heißt ja persongebunden sei die Seele, insoferne sie Menschenseele sei.) Über dies letztere Problem aber gibt eine wichtige Aufklärung die folgende Definition in der Einleitung des Gesamtwerkes, (I, 7): „Der Mensch lebt, indem er seine Kräfte betätigt. Die menschliche Tätigkeit unterscheidet sich dadurch (oder wird von uns unterschieden) von der tierischen, daß sie ein vernunftgemäßes Handeln, d. h. ein Handeln nach Zwecken ist." Kurz vorher wird statt „vernunftgemäßes Handeln" die Wendung „bewußtes Handeln nach Zweckvorstellungen" gebraucht.

Es ist zweifellos, daß hier ein ganz grundlegender Zug dessen festgestellt ist, was den Menschen zum Menschen macht, ein Grundzug, den man ferner gerade beim arbeitenden und wirtschaftenden Menschen niemals wird missen können, wenn ihm Personsein zukommen soll.

Denn gerade dies Handeln nach bewußten Zweckvorstellungen ist der Kernpunkt der praktischen Initiative, der zielbewußten Lenkung der Arbeitsenergie, der Beherrschung des Werkes und seiner Idee, die vorhanden sein muß, wenn man gerade auch im Sinne Sombarts vom Personsein des wirtschaftenden Subjektes sprechen will.

Das für die Auffassung des Geist-Seele-Problems Entscheidende ist nun aber, daß gerade diese für das Personsein wichtige Komponente nicht von der Seele sondern vom Geist her ihren Ursprung nimmt. Daß der Geist für die Fähigkeit des bewußten Zweckhandelns verantwortlich zu machen ist, liegt übrigens in einer Linie auch mit Sombarts eigenen Ansichten, wenn man bedenkt, daß er Verhaltungsweisen, wie Rationalisierung, Organisation, Systemgedanken die zweifellos nur Integrierungen der elementaren Fähigkeit des bewußten Zweckhandelns sind, für entscheidende Faktoren im Prozeß der Vergeistung erklärt.

Die nähere Einsicht darin, wieso dies alles geistige Verhaltungsweisen sind, eröffnet schon eine kurze Besinnung auf das Wesen von Seele und Geist. Seele als Prinzip des organischen Lebens, ist ein Prinzip des Geschehens, genauer, sie ist ein zwar überräumliches aber nicht auch überzeitliches, sondern vielmehr innerzeitliches Prinzip. Dagegen ist der Geist ein Prinzip des Seins, (damit nähern wir uns der Klages'schen Auffassung) und zwar ist er genauer ein überräumliches und überzeitliches Prinzip. Die bewußte Zweckhandlung nun ist ein zeitliches Geschehen in dem ein überzeitliches Sein gegenwärtig ist und zwar ist letzteres repräsentiert durch die Zweckidee oder Zielvorstellung, die vermöge ihrer Bewußtheit die eigentümliche Fähigkeit hat, ideell in die Zukunft vorauszueilen und so immer angeben zu können was zu geschehen hat, und andererseits die Vergangenheit in die Gegenwart hereinzuholen und so immer zu wissen, was schon geschehen ist. Die bewußte Zweckhandlung ist also die Tat eines Wesens, das seiner eigenen zeitlichen Tätigkeit zuzusehen, sie zu objektivieren vermag, was das sichere Zeichen dessen ist, daß es einen Standpunkt über der Zeit einnehmen kann. Dies etwa wäre in epigrammatischer Schematisierung der Anteil des Geistes am Aufbau des elementar Personhaften im Menschen.

Die entscheidende Mitwirkung des Geistes ist gerade in allen den wirtschaftlichen Prozessen feststellbar, die Sombart als Prototyp der

beseelten personbedingten Wirtschaftsarbeit angesehen wissen will, wie z. B. in der Handwerkerarbeit. Gerade dies, daß bei der handwerklichen Arbeit das Werk in einer hervorragenden Weise Ergebnis des persönlichen Arbeitswillens, der persönlichen Gestaltungskraft und Ideenwelt des arbeitenden Individuums ist, daß es überall dessen persönlichen Stempel trägt, ist nicht möglich ohne die über allen zeitlichen Einzelabläufen schwebende wache Bewußtheit der Idee, des Willens, des Ich, wie sie nur der Geist zu verleihen in der Lage ist. —

Als Ergebnis dieser Überlegungen stellt sich fast von selbst der Satz ein, daß Persongebundenheit der Seele gerade auch im Wirtschaftsleben Geistgebundenheit bedeutet. Das also, was Sombart „Beseeltheit" im Sinne von Persönlichsein bezeichnet, ist offenbar zum großen Teil auf Rechnung der Mitwirkung des Geistes zu setzen, obwohl es zweifellos ist, daß in alle „persönliche" Einstellung im Wirtschaftsleben zahlreiche affektive und Gefühlskomponenten einfließen, die ja nun tatsächlich der ureigensten Domäne der Seele entstammen. Daß übrigens Sombart selbst, wo er es für notwendig hält streng zu formulieren, dazu neigt, Beseeltheit nicht im Sinne eines absolut geistfreien Zustandes zu verstehen, beweist die nachfolgende Stelle seines Buches: „Jeder Betrieb, der sich im Rahmen einer kapitalistischen Unternehmung abspielt, ja in gewissem Umfange jeder Betrieb enthält Geist, jede Ordnung ist Geist, jede Zahl ist Geist, jedes Werkzeug ist Geist. Wenn wir gleichwohl einen beseelten Betrieb als eine besondere Art der Betriebe unterscheiden wollen, so müssen wir seine Eigentümlichkeit in der Stellung des Geistigen zum Seelischen seines Gehaltes suchen. Beseelt oder seelsam nenne ich einen Betrieb, in dem das Seelische das Geistige sich dienstbar macht, in dem also ein Primat des Seelischen gegenüber dem Geistigen besteht". (III/896.)

Nach den hier vertretenen Ansichten kann allerdings auch bei den vorkapitalistischen Wirtschafts- und Arbeitsprozessen kaum die Rede von einem Primat des Seelischen vor dem Geistigen sein, weil doch auch in ihnen die Führung nicht beim affektiv-Gefühlsmäßigen und instinktiv-Unbewußten oder der Seele, sondern beim Wach-Bewußten, Willensmäßigen, „Vernunftmäßigen" oder dem Geist liegt. Und wenn Sombart nicht zu dem gleichen Urteil gelangt, liegt das daran, daß sein Begriff des Seelischen im Menschen auch geistbedingte Funktionen mitumfaßt also eigentlich eine Geistseele bezeichnet, weshalb es ihm auch möglich wird, das Persönlichsein in diesen Seelenbegriff hineinzubeziehen.

Wenn man das aber, wie es hier gefordert wird, nicht tut, sondern erklärt, daß das Personsein des Menschen geistbedingt ist, wie stellt man sich dann zu Sombarts Evolutionsschema Entpersönlichung gleich Entseelung gleich Vergeistung? Muß man nicht im Gegensatz hiezu sagen Entpersönlichung gleich Entgeistung? Was bedeutet dann aber die von Sombart zweifellos phänomenologisch richtig gezeichnete Mechanisierung, Automatisierung, Versachlichung, die die kapitalistischen Arbeits- und Betriebsweisen in das moderne Wirtschaftsleben eingeführt haben.

Auf diese Fragen kann die Antwort glaube ich folgendermaßen lauten: Es ist zu unterscheiden zwischen subjektivem und objektivem Geiste, wie sich dazu Ansätze auch bei Sombart finden. Das Phänomen des Persönlichseins, des „Beseeltseins" im Sombartschen Sinne der Arbeits- oder Wirschaftsvorgänge ist an das Vorhandensein von subjektivem Geist gebunden. Subjektiv heißt der Geist solange er sich gewissermaßen im status nascendi befindet, während seines Durchbruches durch ein Individuum. Wenn z. B. bei einem Werk Entwurf, Durchführung, Beendigung von der selbständigen Initiative eines Individuums wesentlich abhängen, wie dies im Wirtschaftsleben der Fall ist bei der Bauern- und Handwerkerarbeit, ist darin in den meisten Fällen verhältnismäßig viel subjektiver Geist vorhanden in Form von erstmaliger und einzigartiger Gestaltung der äußeren Welt. Was der Bauer oder der Handwerker schafft, ist in einem hervorragenden Sinn sein Werk, in allen Teilen sein Werk und da er in jedem Fall ein Totalwerk schafft (Vollarbeit nennt es einmal Sombart), so ist die Anzahl der Hantierungen meist groß, die Möglichkeit der Kombinationen vielfältig und der Fall, wo neuartige Entscheidungen gefordert werden, häufig. In dieser Art der Arbeit steckt also immer etwas Schöpferisches, weshalb ja auch das Schaffen der Künstler einen Kulminationspunkt der Aktualisierung von subjektivem Geist darstellt.

Dieser subjektive Geist schlägt sich nun in dem Werk, das er schafft, gewissermaßen nieder, er objektiviert sich in ihm und kann nun objektiver Geist heißen. Dasselbe hat Sombart im Auge, wenn er schreibt: „Eine unermeßliche Fülle von Geist hat sich in den Arbeitsmitteln der Menschen, den Werkzeugen, Maschinen und Apparaten, niedergeschlagen" (III/912). Eigentlich ist aber der Mensch immer und überall von objektivem Geist umgeben, jedes Werkzeug, jede Arbeits-

methode, die er anwendet ohne sie selbst erfunden zu haben, ist objektiver Geist. Je mehr er ganz nach eigenen Methoden und mit selbstgefundenen Arbeitsmitteln arbeitet oder je schöpferischer er, was ihm in dieser Hinsicht an objektivem Geist zur Verfügung steht, kombiniert, desto mehr subjektiver Geist ist in ihm verwirklicht. Je mehr andererseits dem Menschen in Form von objektivem Geist alles fertig dargereicht wird, je weniger also die Problematik des Werkes in ihm aufleuchtet, sein Inneres in Fluß bringt und sein schöpferisches Selbst in Bewegung setzt, desto mehr wird offenbar dies Selbst geradezu eingeschläfert, unelastisch werden, erstarren. Unter anderem tritt dieser Fall besonders leicht dort ein, wo dem Menschen die Möglichkeit ein Totalwerk zu schaffen genommen wird und er nun einen kleinen Ausschnitt eines Totalwerkes zur Bearbeitung erhält, wie etwa der Arbeiter in einer modernen Fabrik, der den ganzen Tag nur einen Handgriff immer wieder auszuführen hat. Ein solcher Arbeiter spürt kaum noch etwas vom Geist des Werkes an dem er arbeitet, weil ja dieser Geist gewissermaßen außen an ihm vorbeigeht und ihn höchstens in einem Punkte oberflächlich streift. Hier liegt gleichzeitig auch der Fall der Automatisierung und Mechanisierung vor, den Sombart mit Recht als so charakteristisch für die Arbeits- und Betriebsmethoden des Kapitalismus bezeichnet. Es läßt sich leicht einsehen, daß bei einem derart arbeitenden Menschen viel eher von einer Entgeistung als von einer Vergeistung gesprochen werden kann. Denn die wache Bewußtheit ist ein so unentbehrliches Merkmal des Geistes, daß es vor allem der subjektive Geist ist, der den Menschen in einem prägnanten Sinne „mit Geist erfüllt", während das bloße Teilhaben am objektiven Geist ihn, wie es das obige Beispiel zeigt, von Stufe zu Stufe von „Geist" zu entleeren vermag. Der Arbeiter in einer modernen Fabrik ist oft kaum mehr als ein Teil der Maschine an der er arbeitet, ist objektiver Geist wie sie. Es ist als habe er auf Geist zu Gunsten des Erfinders, Ingenieurs, Unternehmers verzichtet, der ihn als bloße Sache in den Zusammenhang der übrigen organischen und anorganischen Sachen hineinkalkuliert, die den Betrieb darstellen. Er ist im Grunde genommen nicht der ein Werk Schaffende, sondern selbst ein Teil des Werkes, das jener Unternehmer, Ingenieur 2c. schafft. Daher die Tatsache, daß die kapitalistische technische Großindustrie, die für einen Teil der Menschen die Mechanisierung und Automatisierung gebracht hat, andererseits immer wieder außerordentliche wirtschaftliche

Persönlichkeiten als Spitzenführer fordert, bei denen das persönliche schöpferische Moment in einem hervorragenden Masse erhalten ist. Sie sind die geistigen Quellpunkte des subjektiven Wirtschaftsgeistes, der in den modernen Wirtschaftsformen und Betrieben objektive Gestalt angenommen hat, wobei nun nicht bloß organische und anorganische Dinge, wie bei Handwerk und Bauernwerk vom wirtschaftlichen Werkwillen erfaßt werden, sondern auch Menschen.

Für diese letzteren liegt also ein passives Versachlichtwerden vor, das nicht eigentlich von ihnen inauguriert, sondern nur erduldet wird. Daß der subjektive Geist des Unternehmers oder Fabrikanten, der diese Versachlichung schafft, nun erst recht auch alles spezifisch Seelische, nämlich das affektiv-Gefühlsmäßige aus der Arbeit dieser Menschen auszuschalten sucht, ist nur folgerichtig: nur so kann man im zusammengekoppelten System Mensch-Sache den Menschen erfolgreich auf die Stufe der Sache herabdrücken. So entstehen Systeme, wie die Taylors und Fords.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß die für das moderne Großwirtschaften so charakteristische Entpersönlichung des Arbeiters und der Arbeit auf einer *Entseelung und Entgeistung gleichzeitig* beruht.

Andererseits darf nicht übersehen werden, daß auch das Erdulden der Versachlichung von Seiten des sich ihr einpassenden Arbeiters seine besonderen seelisch-geistigen Grundlagen hat. Gerade so wie das Überwuchern des objektiven über den subjektiven Geist zur Mechanisierung führt, so hat auch die Seele als Prinzip des organisch-Lebendigen, Seiten, die eine Mechanisierung herbeiführen können. Es sind dies vor allem die Faktoren des Instinktes, der Gewohnheit, des Reflexes. Organische Lebensgestaltungen wie der Bienen- oder Ameisenstaat, zeigen deutlich wie weit die kollektive Mechanisierung des Individuums ganz ohne Beteiligung des Geistes gehen kann. Zweifellos sind bei der Mechanisierung des modernen Menschen im kapitalistischen Betriebe auch solche seelische Untergründe aktualisiert und wirksam, obwohl aus der menschlichen Arbeit die Beteiligung des Geistes und die Erhaltung des Personseins nie ganz fortgedacht werden können.

Mit besonderem Nachdruck weist Sombart immer wieder auch auf eine *geistige* Komponente hin, die das Erdulden der passiven Mechanisierung beim Arbeiter des kapitalistischen Zeitalters verständlich mache: es ist der Erwerbsgedanke, der Gedanke des Gelderfolges.

Daß der Erwerbs„trieb" des modernen Menschen geistbedingt ist, hat Sombart eingehend nachgewiesen. Es ist aber zweifellos, daß sich in ihn — verdrängt aus der Sphäre der Arbeit — das großenteils hineinrettet, was Sombart als Beseeltheit bezeichnet, das Personsein. All das, wie Verinnerlichung, Ausleben des Ichs, Eigeninitiative usw. das sich am Werk nicht mehr ausleben kann, verdichtet sich — entartet zwar, aber noch nachweisbar — im Erwerbsinteresse.

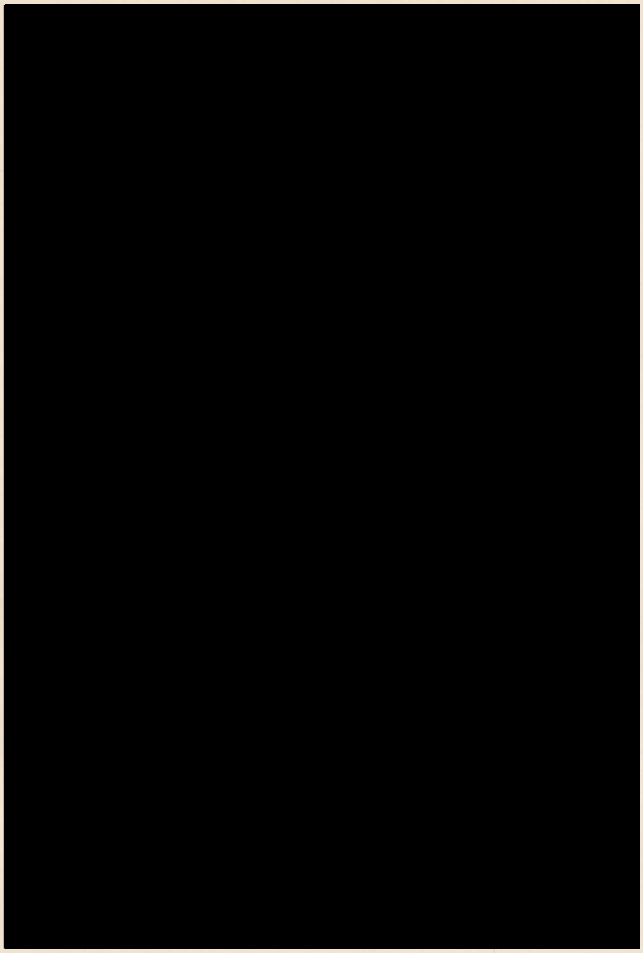
Hier wo die Betrachtung auf das Gebiet des Ethischen hinüberführt, sei sie abgebrochen. Sie zeigt jedenfalls wie komplex die Erscheinungen sind und wie schwierig es ist, in der Doppelnatur des menschlichen Wesens die geistigen und seelischen Komponenten zu entwirren und ihre Zusammenhänge aufzuweisen.

Fruchtlose Fragen

Von Helmut Gräf

Riesig ballt sich um die Berge
Das Gewitter.
Doch es dengelt seine Sense
Noch der Schnitter. — — —
Immer tiefer aus der Ferne
Tönt das Brummen, —
Und ich höre auch das Pochen
Sacht verstummen.

Wie der Regen in den Föhren
Leise flüstert,
Wird mein Geist mit dunkeln Bildern
Nun umdüstert.
Von dem Urgrund aller Dinge
Wolln sie künden,
Doch im Regen ihre Stimmen
Sacht entschwinden — —
Sacht entschwinden — —



O. G. Netoliczka: Portraitplastik Dr. R. Z.

„Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen"

Von Erwin Wittstock

Soeben ist im Verlage der Markusdruckerei unter diesem Titel eine umfangreiche Broschüre Erwin Wittstocks erschienen, die folgenden Tatsachenverhalt zum Hintergrund hat. Bekanntlich besitzen die Sachsen ein gemeinschaftliches Vermögen, das sich nach Herkunft und Zugehörigkeit aus dem sogenannten Sieben-Richter-Vermögen und dem sogenannten Universitäts-Vermögen zusammensetzt. Das Sieben-Richter-Vermögen ist älter als das Universitäts-Vermögen und rührt noch aus dem Mittelalter, von den Donationen der ungarischen Könige her und wurde von den sieben Königsrichtern der Hermannstädter Provinz bzw. den Vertretern der „Sieben Stühle", die die ehemalige Hermannstädter Provinz bildeten, verwaltet. Das Universitäts-Vermögen hingegen wurde von den Deputierten der gesamten sächsischen Gemeinschaft, der sächsischen „Nationsuniversität" verwaltet. Das letzte, noch heute geltende Gesetz, das die Verwaltung des Universitäts- und Sieben-Richter-Vermögens betrifft, ist der ungarische Gesetzartikel 12 aus dem Jahre 1876; er wurde zu einer politisch erregten Zeit erbracht, in der die Munizipaleinheit des sächsischen Königsbodens kassiert wurde und alle sächsischen Sonderrechte, soweit überhaupt noch vorhanden, fielen.

In den vergangenen Jahrhunderten waren nur Sachsen an dem sächsischen Nationalvermögen eigentumsberechtigt, weil ja Nichtsachsen auf Königsboden überhaupt kein liegendes Besitztum erwerben konnten. Seit Einführung der Gleichberechtigung (1848) häufen sich aber die Versuche, von außen in die Eigentumsverhältnisse Unsicherheiten hineinzutragen. Insbesonders wurden auf rumänischer Seite Ansprüche erhoben, zu deren Stützung anfangs historische Argumente herangezogen wurden. So hatten sich denn früher die sächsischen Juristen, unter ihnen namentlich Josef Bedeus v. Scharberg mit seiner Schrift „Das sächsische Nationalvermögen" (1871) und Wilhelm Bruckner mit seiner Untersuchung über die Prätentionen der sogenannten Filialstühle Selischte und Talmesch in rechtsgeschichtlichen Studien mit diesen Ansprüchen zu beschäftigen. Seit 1876 gesellt sich zu dieser historischen Argumentation, die sächsischerseits leicht entkräftet werden konnte und auch vor der damaligen ungarischen Regierung trotz deren Sachsenfeindlichkeit Schiffbruch erlitt, eine Argumentation auf Grund des in diesem Jahre geschaffenen Gesetzes. Dieses unterläßt es nämlich, die sächsischen Eigentümer ausdrücklich als alleinige Eigentümer ihres Nationalvermögens hervorzuheben und hält die Verbindung zwischen dem öffentlichen Wahlrecht und dem Recht der Eigentümer, ihre Vertreter in die Universitätsversammlung bzw. in die Sieben-Richter-Versammlung zu entsenden, bei, trotzdem diese beiden sächsischen Institutionen jeglicher öffentlicher Rechte, die sie bis

dahin ausgezeichnet hatten, entkleidet und von Institutionen des öffentlichen Rechts aus politischen Gründen zu solchen des Privatrechts degradiert wurden.

Bis zum Jahre 1918 ist aber die Frage nach dem Eigentumsrecht an dem Nationalvermögen für die Sachsen trotzdem nicht aktuell geworden. Auf Grund des ungarischen Wahlrechts behielten sie in den Generalversammlungen der beiden Institutionen auch fernerhin die überwiegende Majorität und verfügten über die Einkünfte des Vermögens wie bisher auf Grund ihrer Beschlüsse. In dem letzten Jahrzehnt, seit Siebenbürgen zu Rumänien gehört, und hauptsächlich zur Zeit der rumänischen Agrarreform, spielten die Fragen der Universität jedoch mit erneuerter Heftigkeit auf das politische Gebiet hinüber. Vom Sieben-Richter-Vermögen wurden Waldungen im Werte von zirka Dreihundert Millionen Lei enteignet und die Universität bzw. die Institution der Sieben Richter von sämtlichen Enteignungsinstanzen als juristische Person des öffentlichen Rechts erkannt.

Wittstock befaßt sich in seiner Schrift nun mit den zwei wichtigsten Fragen dieser Angelegenheit. Erstens gelingt ihm der Nachweis in überzeugender Weise, daß nach wie vor die Eigentümer des Nationalvermögens allein in den Reihen der Sachsen zu suchen sind; zweitens weist er nach, daß die Universität bzw. die Institution der Sieben Richter eine juristische Person privaten Charakters ist und daß die Enteignung, gegen die alle Remedien in Anspruch zu nehmen sind, zu Unrecht geschah.

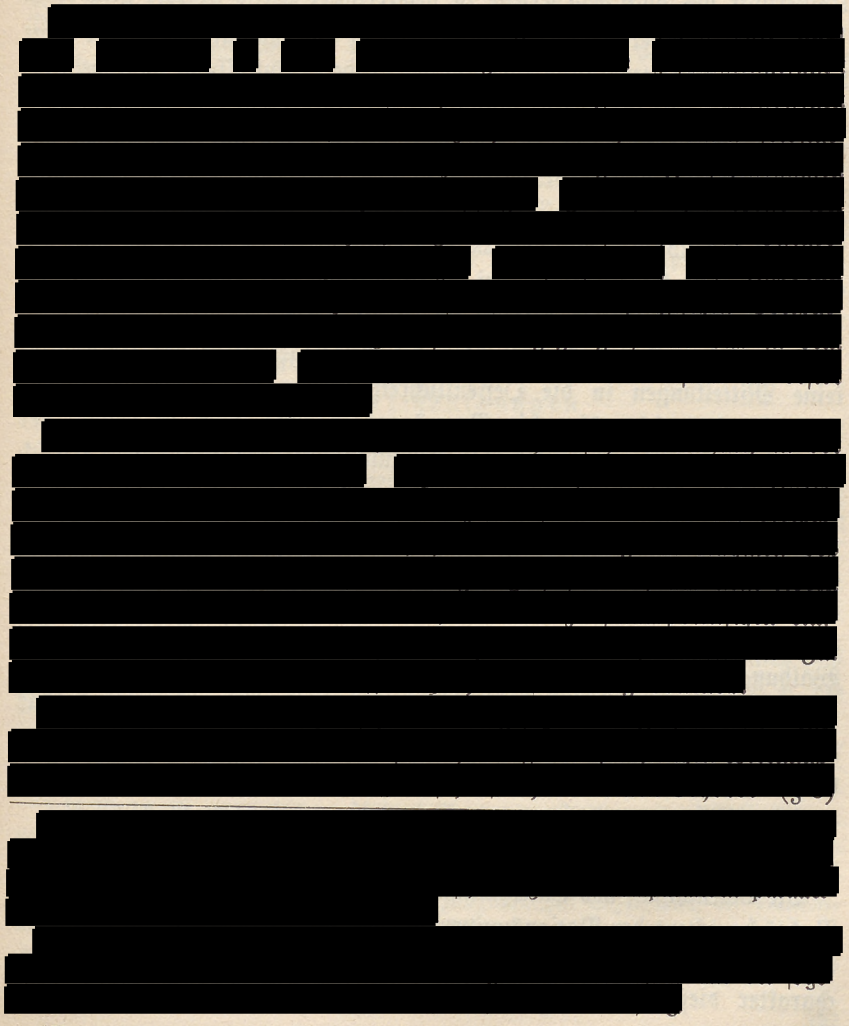
Die Broschüre gipfelt in der Forderung, das Nationalvermögen, das trotz seiner großen Verluste heute an ordentlichen Einnahmen jährlich zirka 6 Millionen trägt, zu Gunsten der sächsischen Landeskirche zu liquidieren.

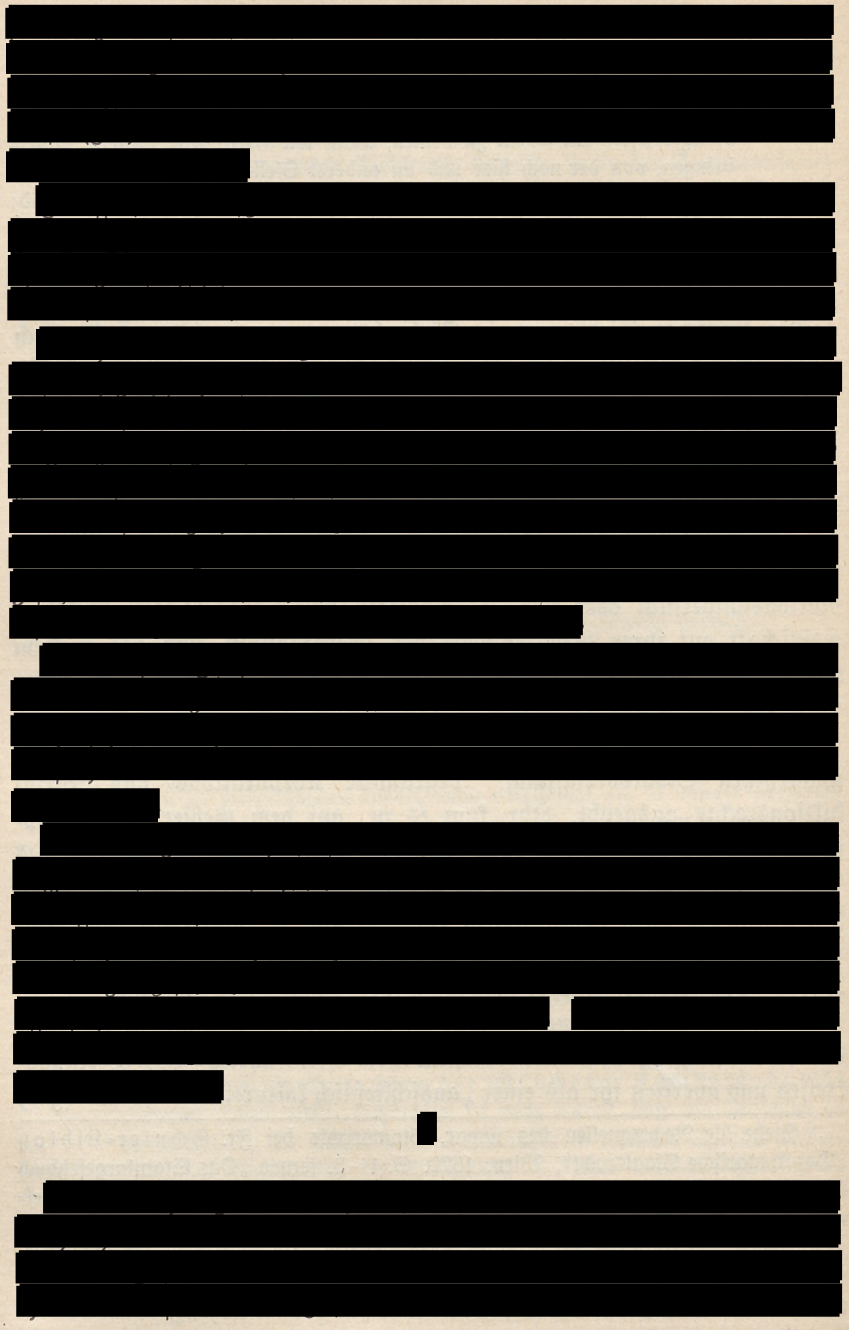
Es ist sehr erfreulich, daß sich, zum erstenmal seit 60 Jahren, wieder ein Jurist zu diesen Dingen äußert, umso erfreulicher als in unserer Presse seit vielen Jahren über die hier behandelten Probleme kein einziges Wort verloren wurde und von unserer offiziellen Führung die ganze Enteignung, die im Jahre 1924 zum Abschluß gelangte, als unabänderliche, vollzogene Tatsache betrachtet worden zu sein scheint. Der Wert der Wittstock'schen Arbeit liegt eben darin, daß alle jene Fragen plausibel beantwortet werden, die während einem zweijährigen Enteignungsverfahren zwar auftauchten, aber sächsischerseits keine befriedigende, rumänischerseits eine ungesetzliche Lösung fanden. Zu seinen Detailuntersuchungen zieht Wittstock viel neues Tatsachenmaterial heran, das bisher keine Verwendung fand, darunter auch ein Gutachten der Münchener Juristenfakultät aus dem Jahre 1882. Schließlich sei noch betont, daß die Broschüre in einem Anhang die Urteile der drei Instanzen in deutscher Sprache wiedergibt. Die Begründung der Enteignung ist bisher unserer Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden; so erfährt sie denn hier, warum eigentlich die Enteignung erfolgte.

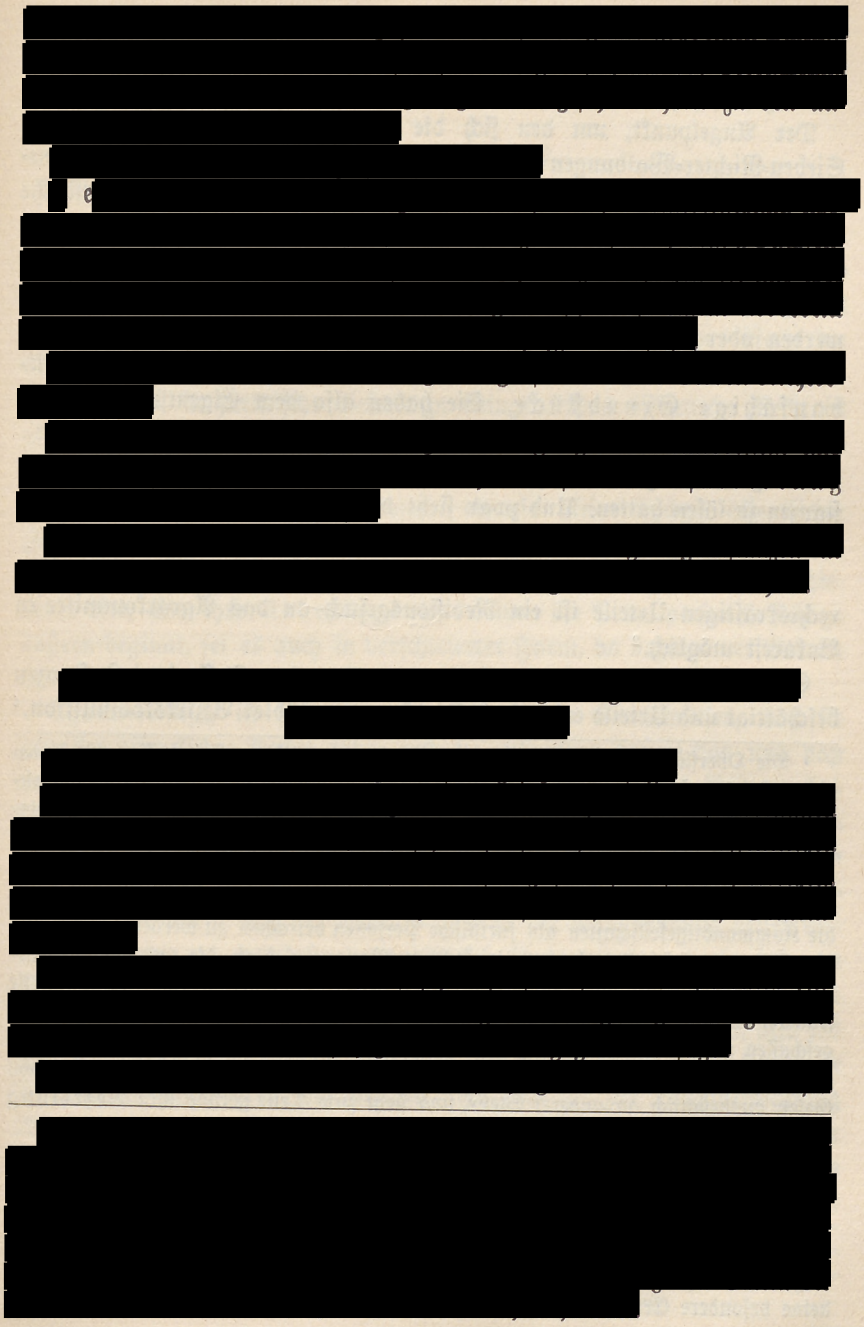
Wir geben im folgenden die Einleitung der Schrift, aus der ihr näherer Zweck und ihr Aufbau zu ersehen ist, wieder. Dann greifen wir aus dem zweiten Teile, der von der Enteignung der Sieben-Richter-Waldungen han-

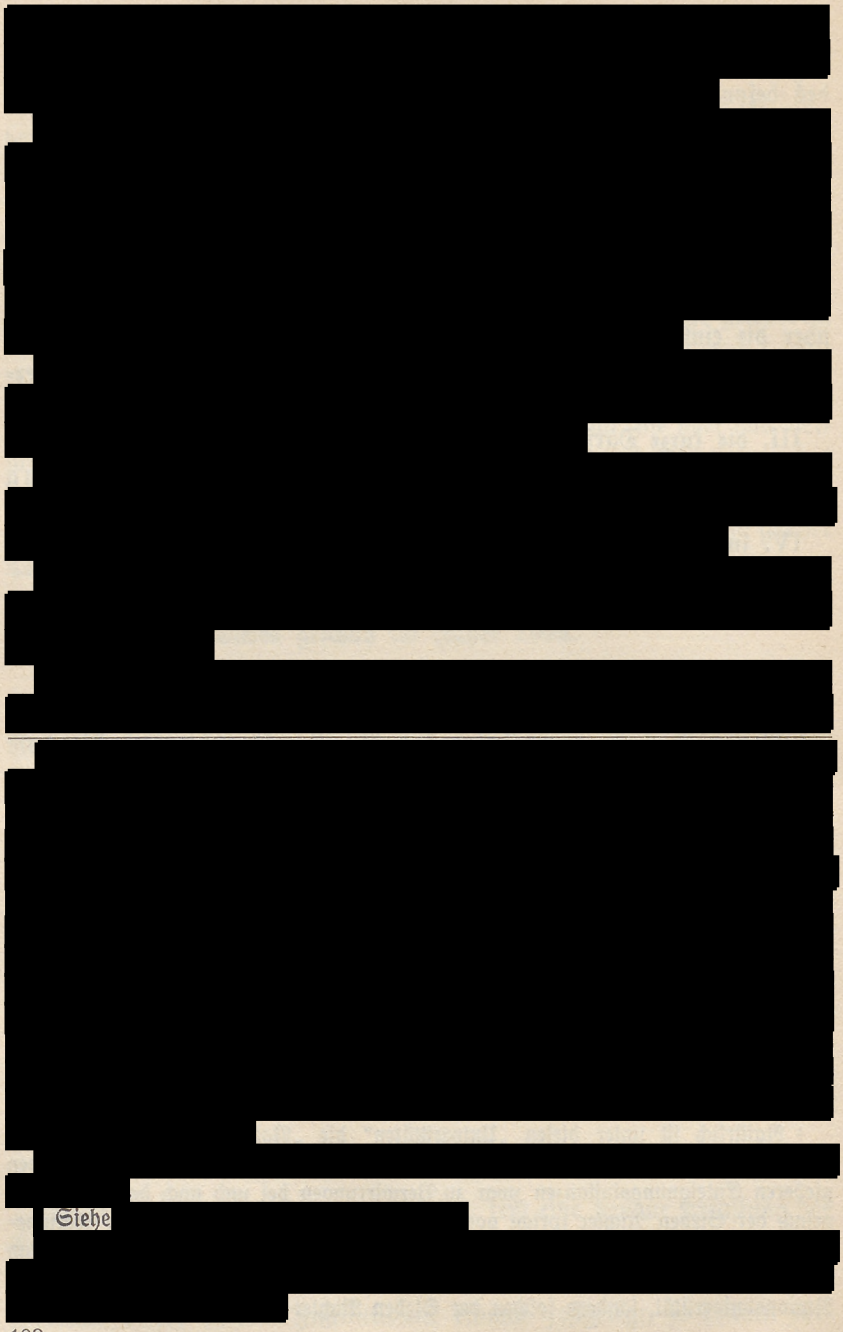
delt, und dem dritten Teile zwei wesentliche Abschnitte zum Abdruck heraus; wir verhehlen uns dabei nicht, daß die Anlage der Schrift, die jedem möglichen Einwand begegnen will, auch in den hier wiedergegebenen Teilen den Umfang einer Zeitschrift bei weitem überschreitet, doch glauben wir den Klingsorlesern am besten zu dienen, wenn wir ihnen eine Materie näherbringen, von der noch hier und an anderer Stelle die Rede sein wird und für deren sachgemäße Behandlung wir alle schließlich verantwortlich sind; für die günstige Erledigung der Enteignungsangelegenheit, die Wiederherstellung der Unversehrtheit unseres Volksbesitzes haben wir uns alle einzusetzen.

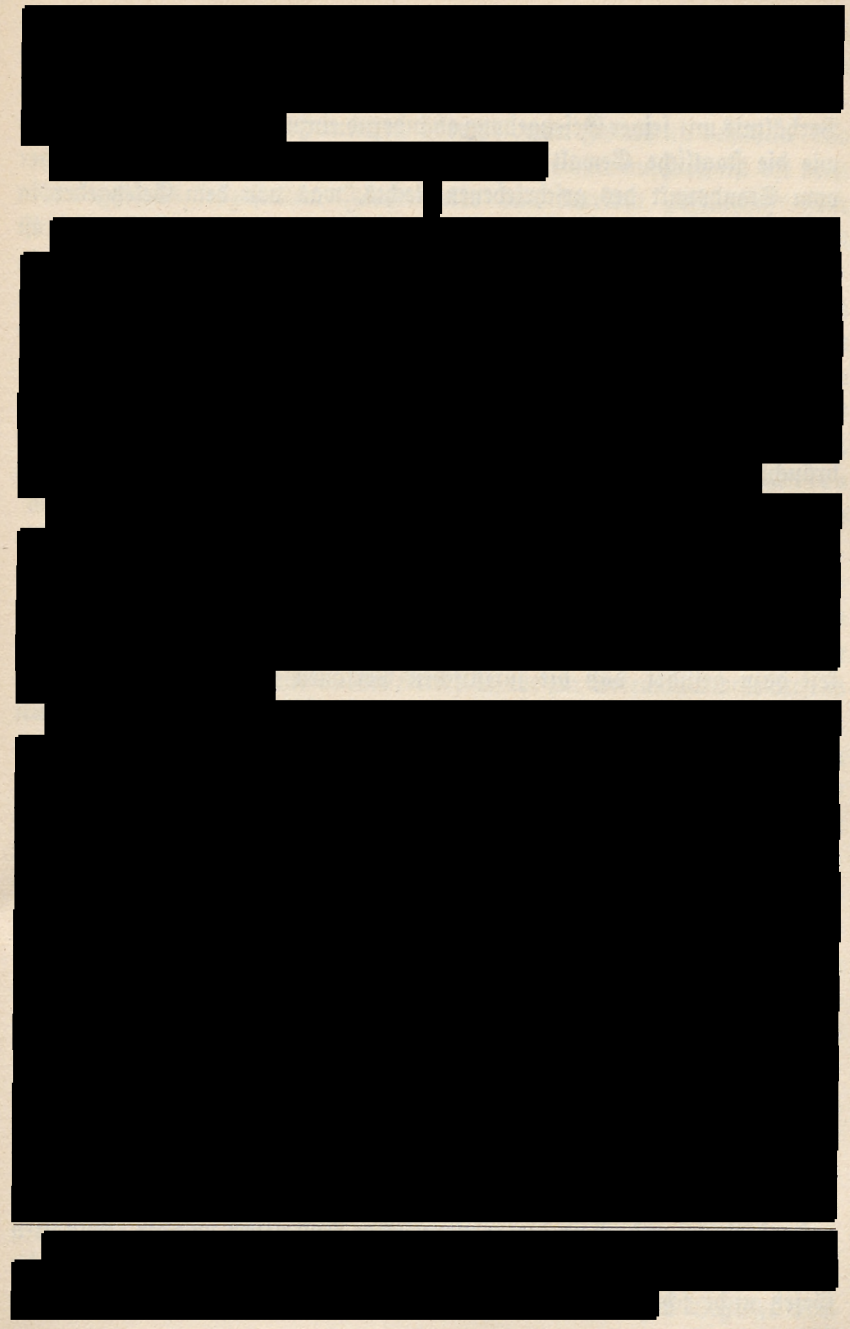
Die Schriftleitung

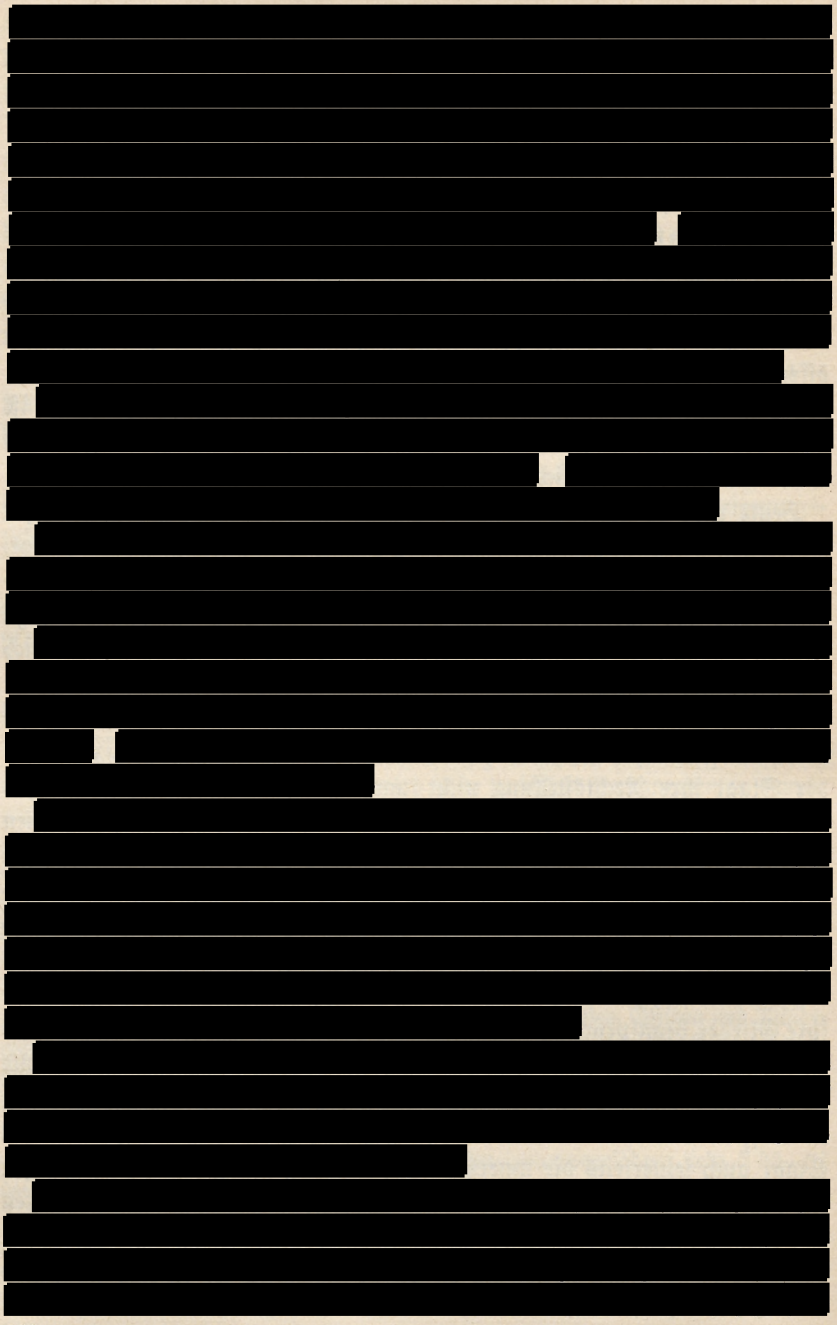


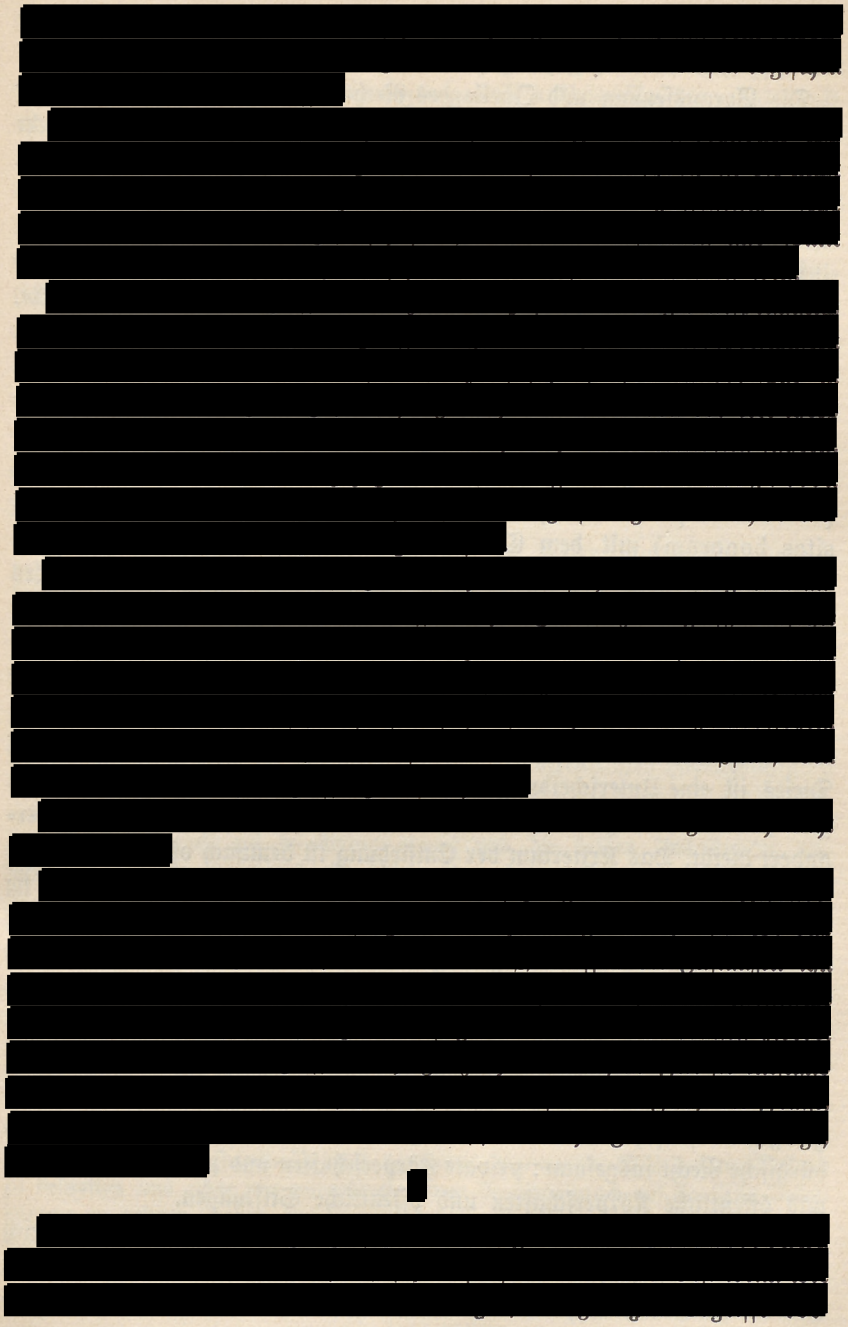


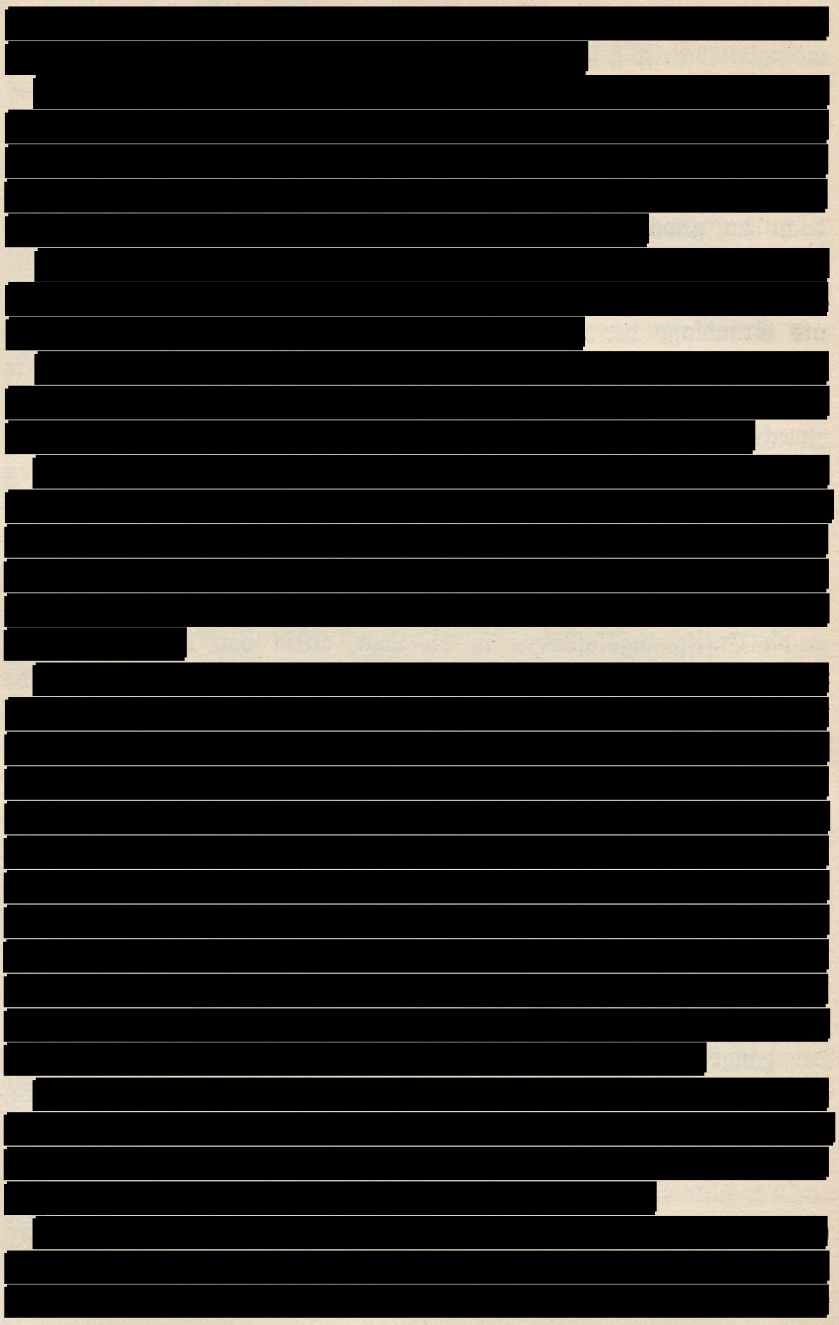



Siehe

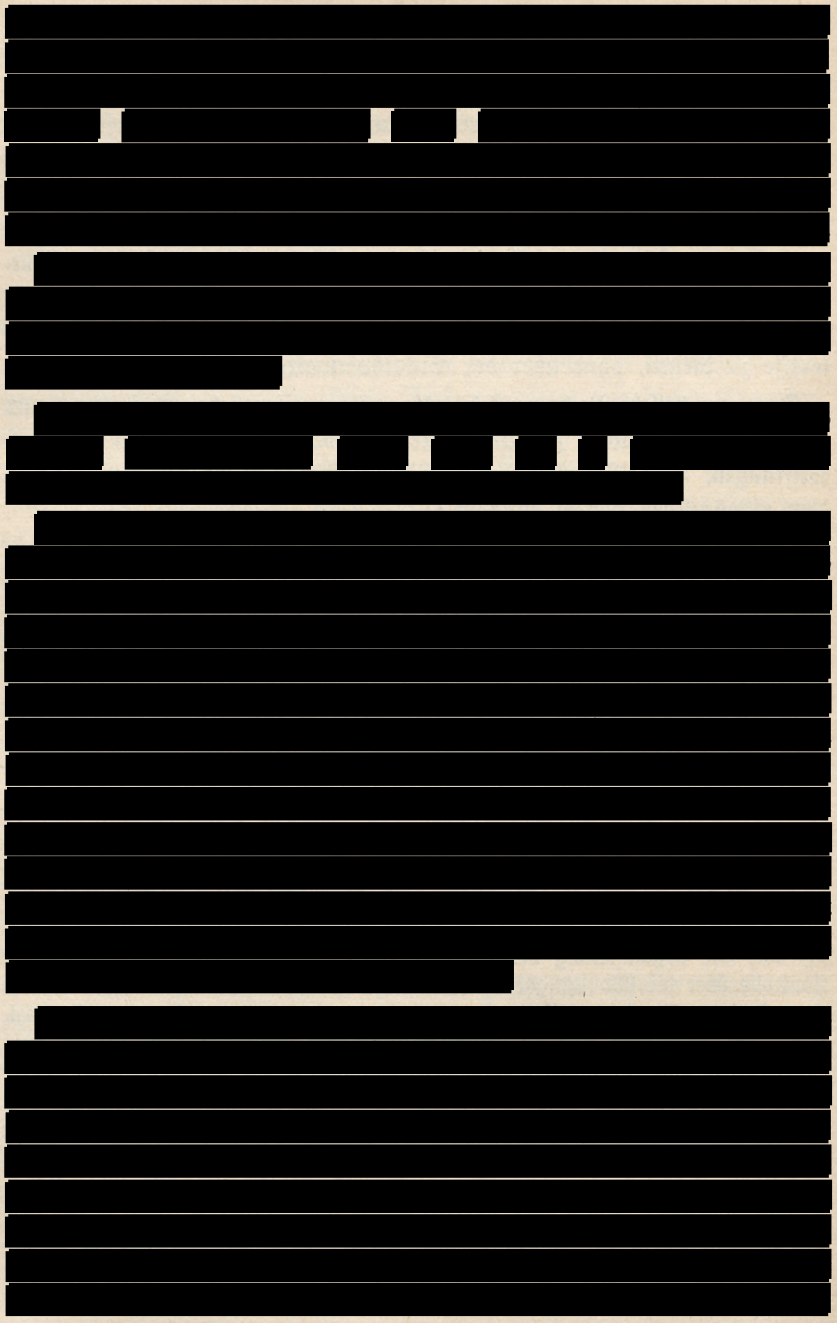


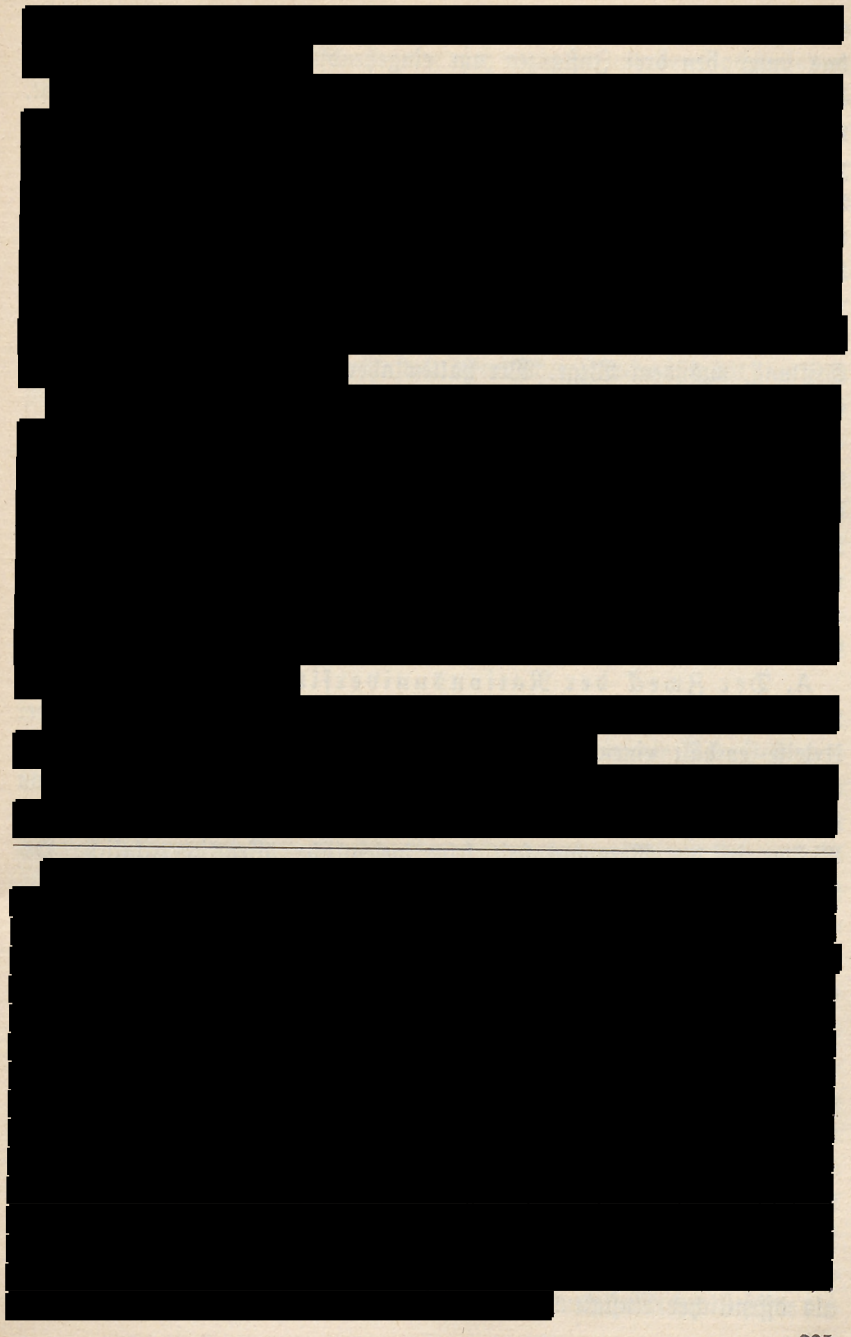


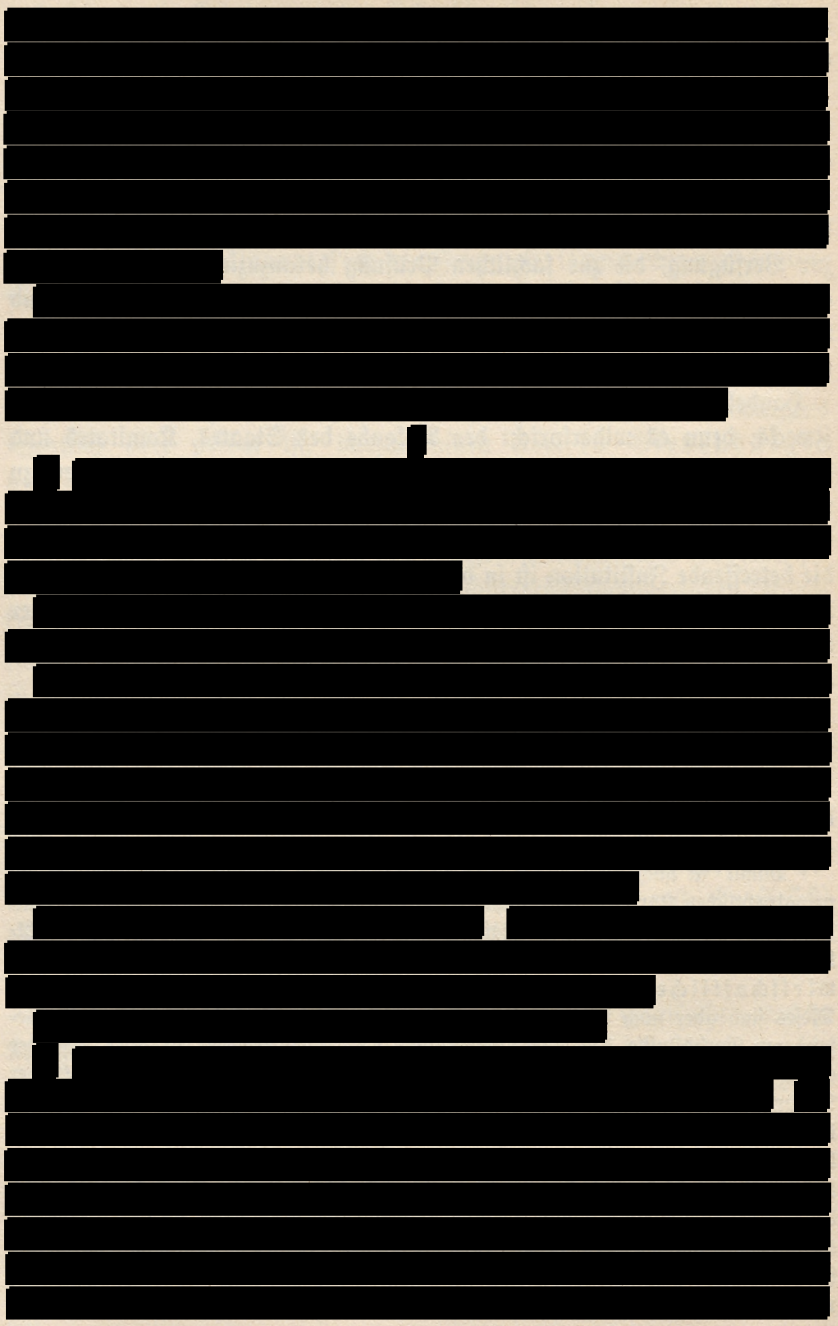


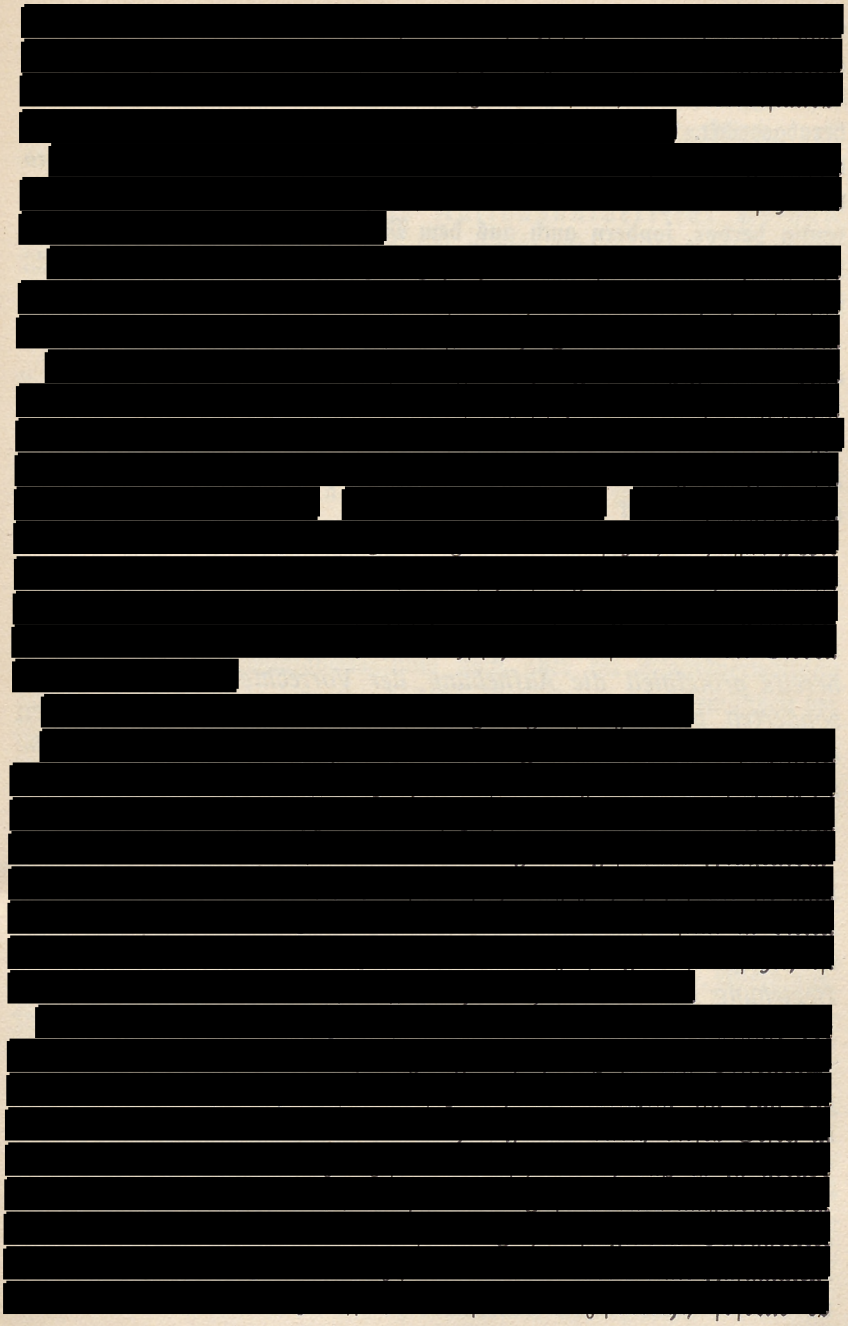


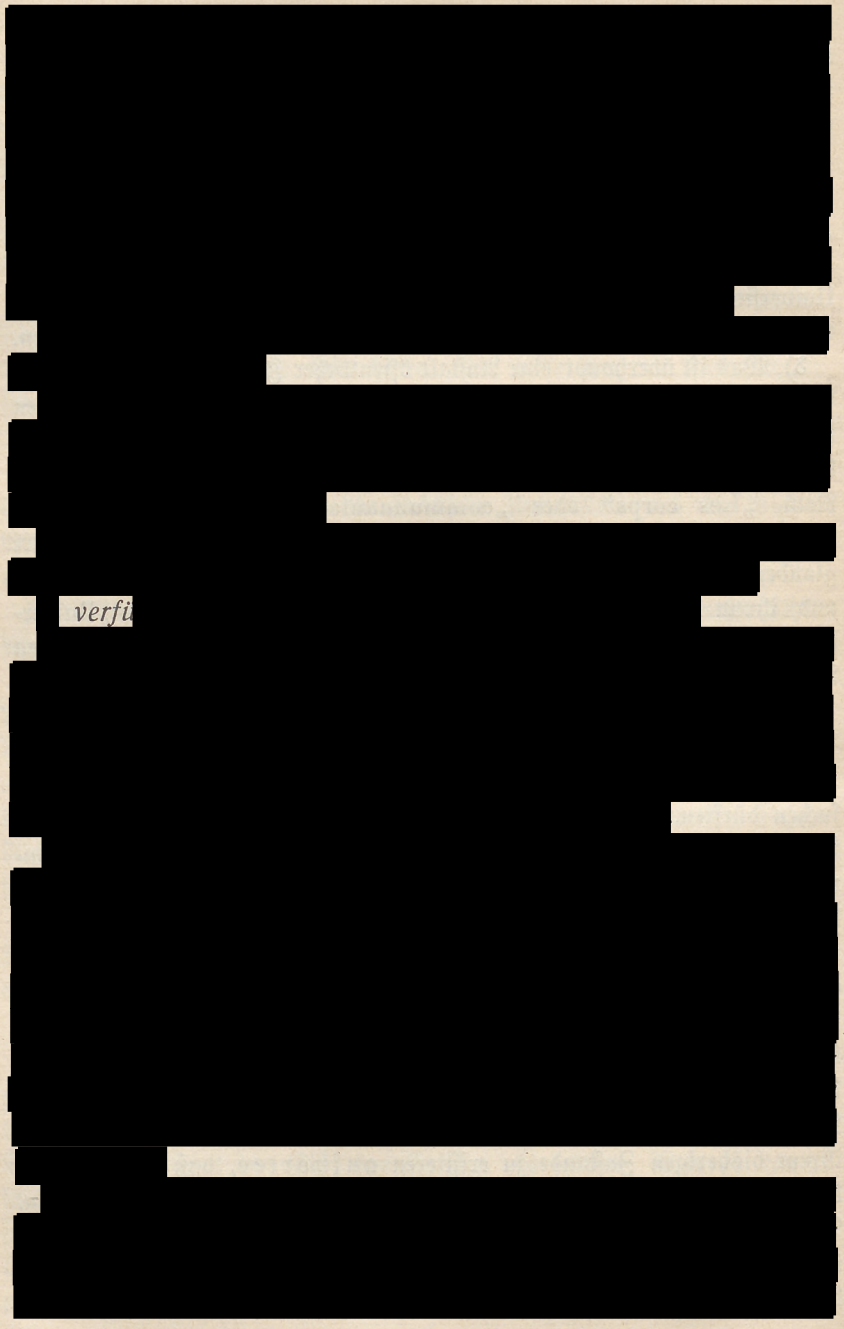
[redacted]







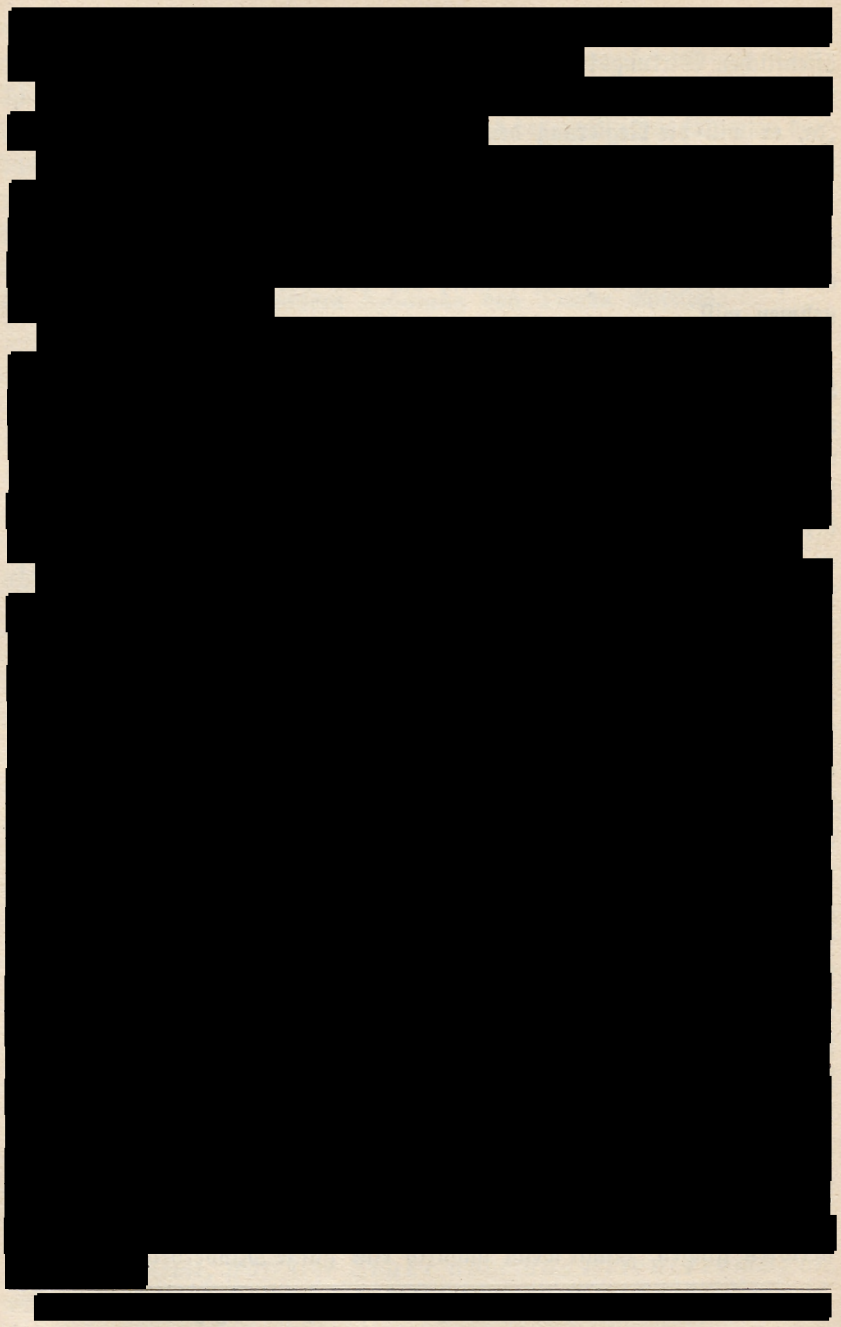


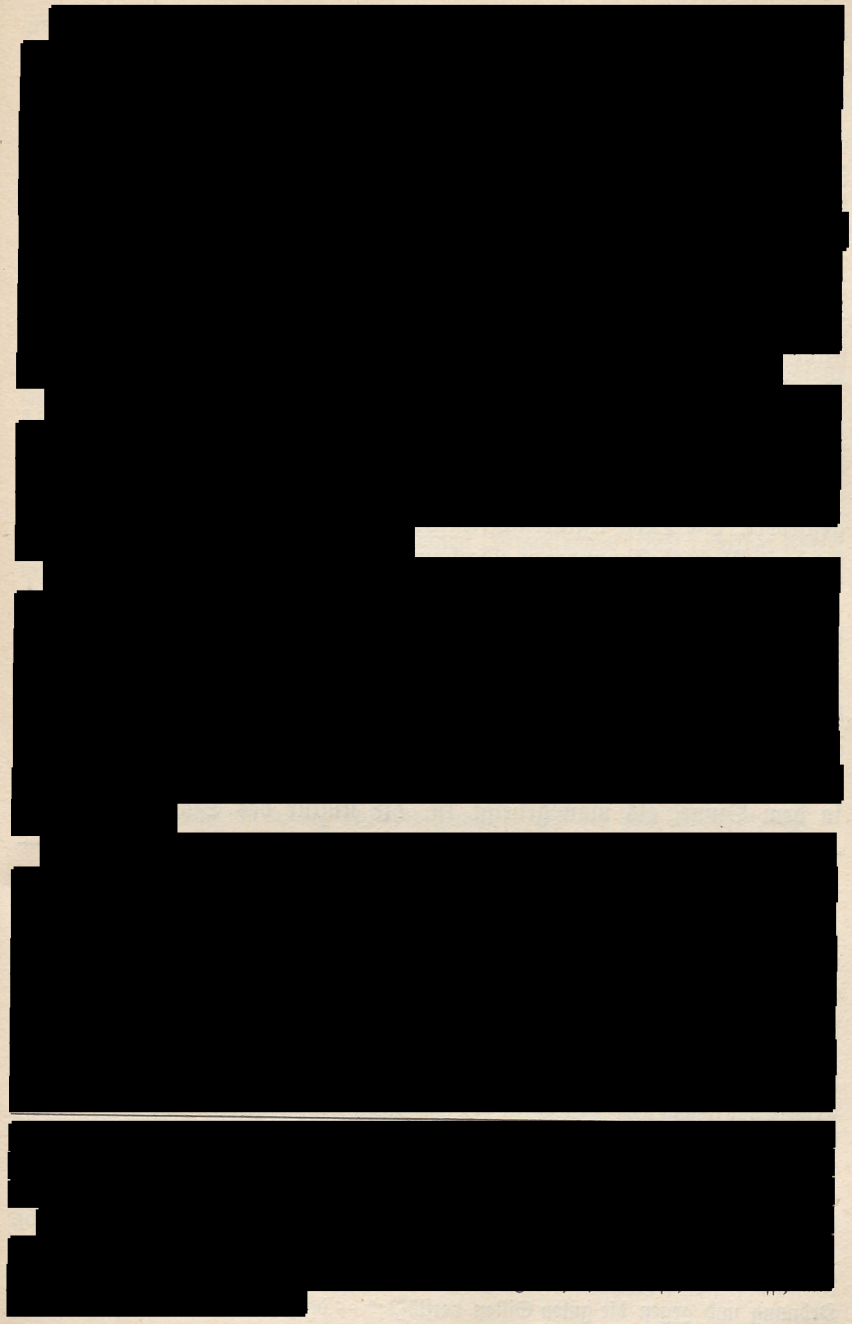


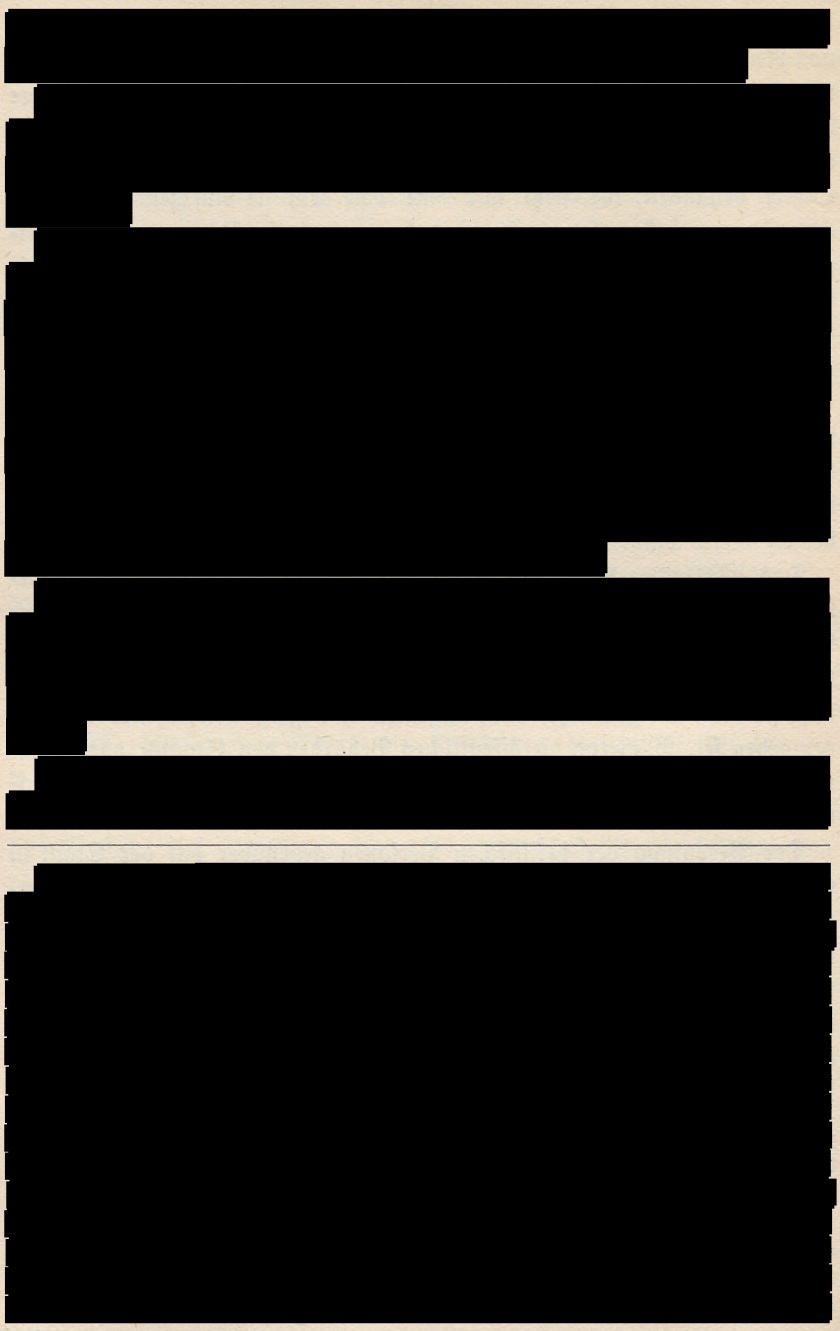
verfi

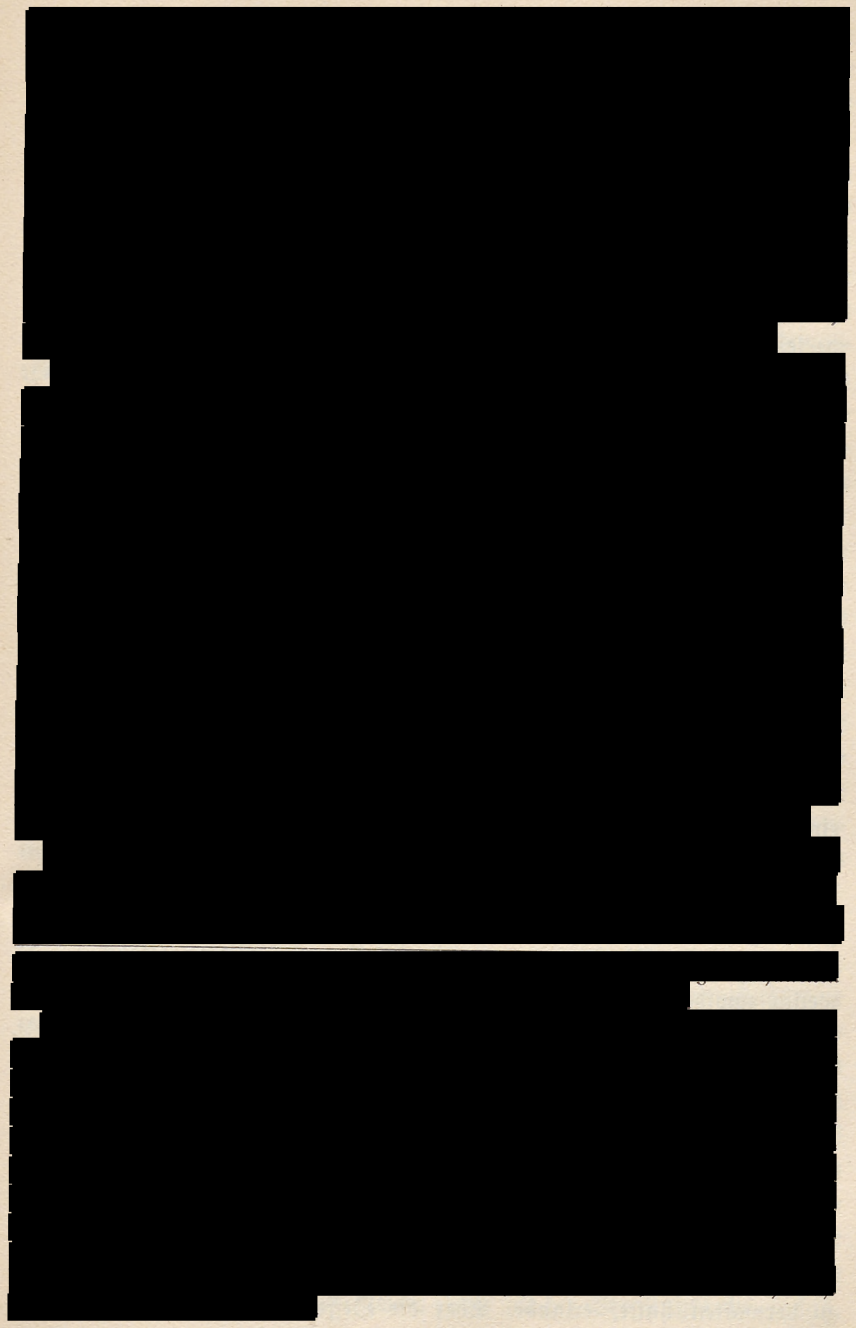
[redacted]

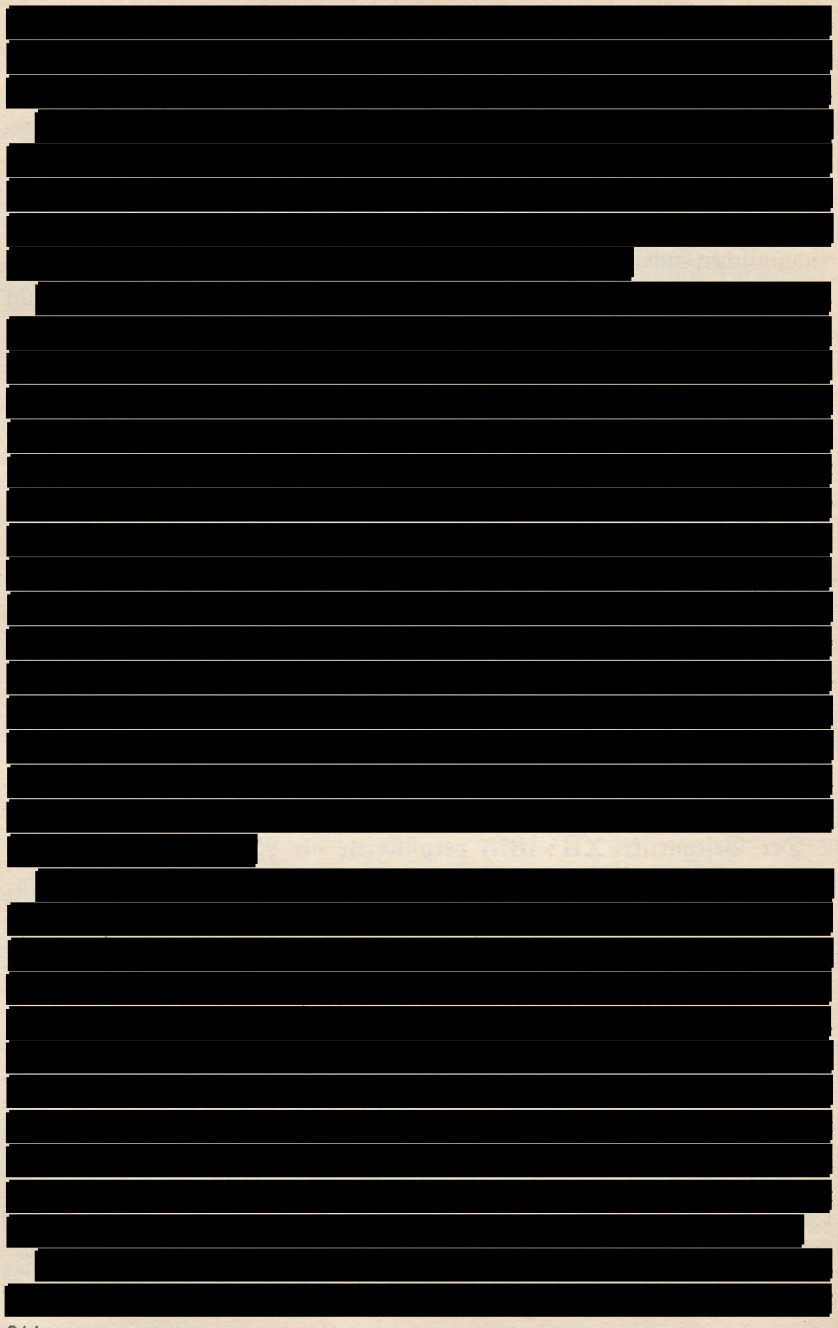
Der [redacted]

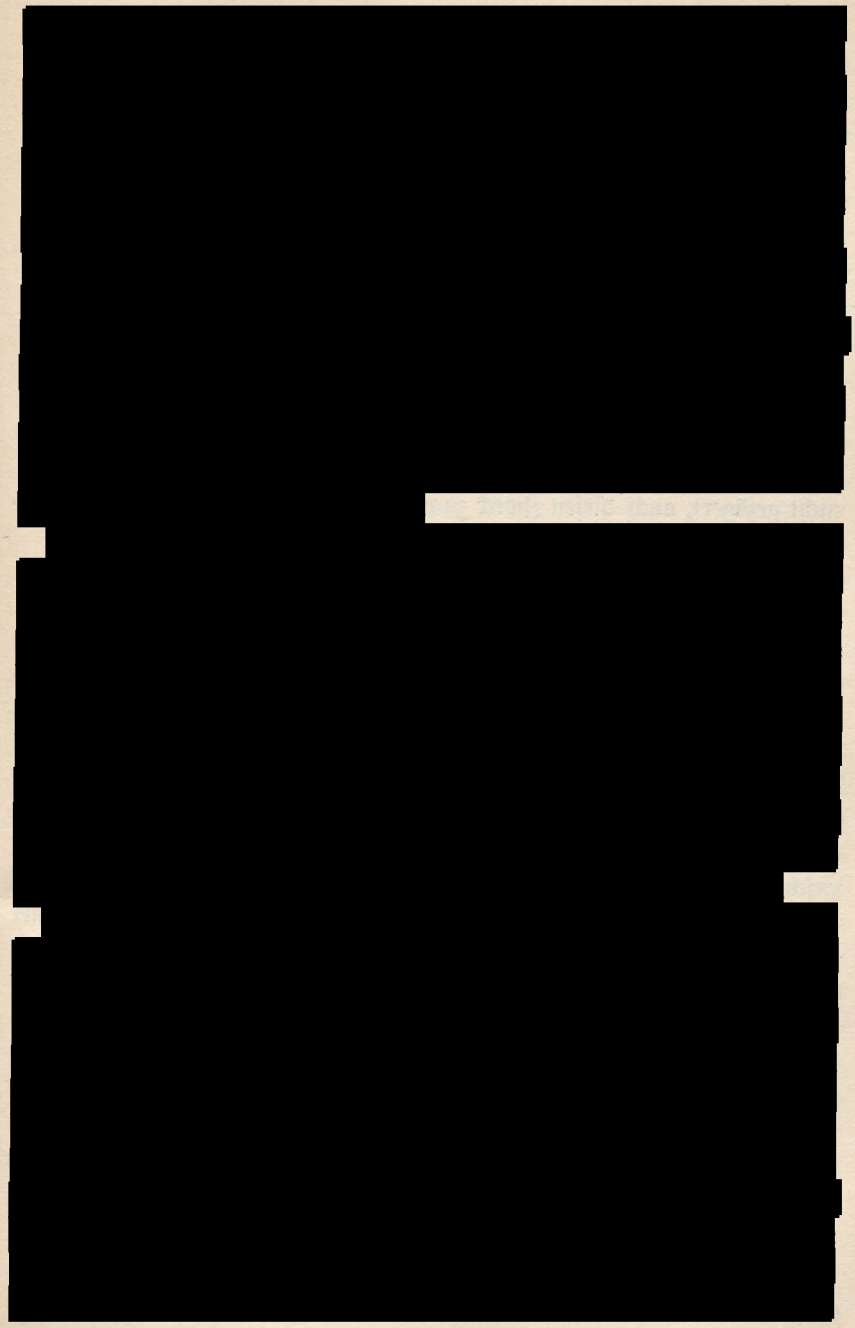


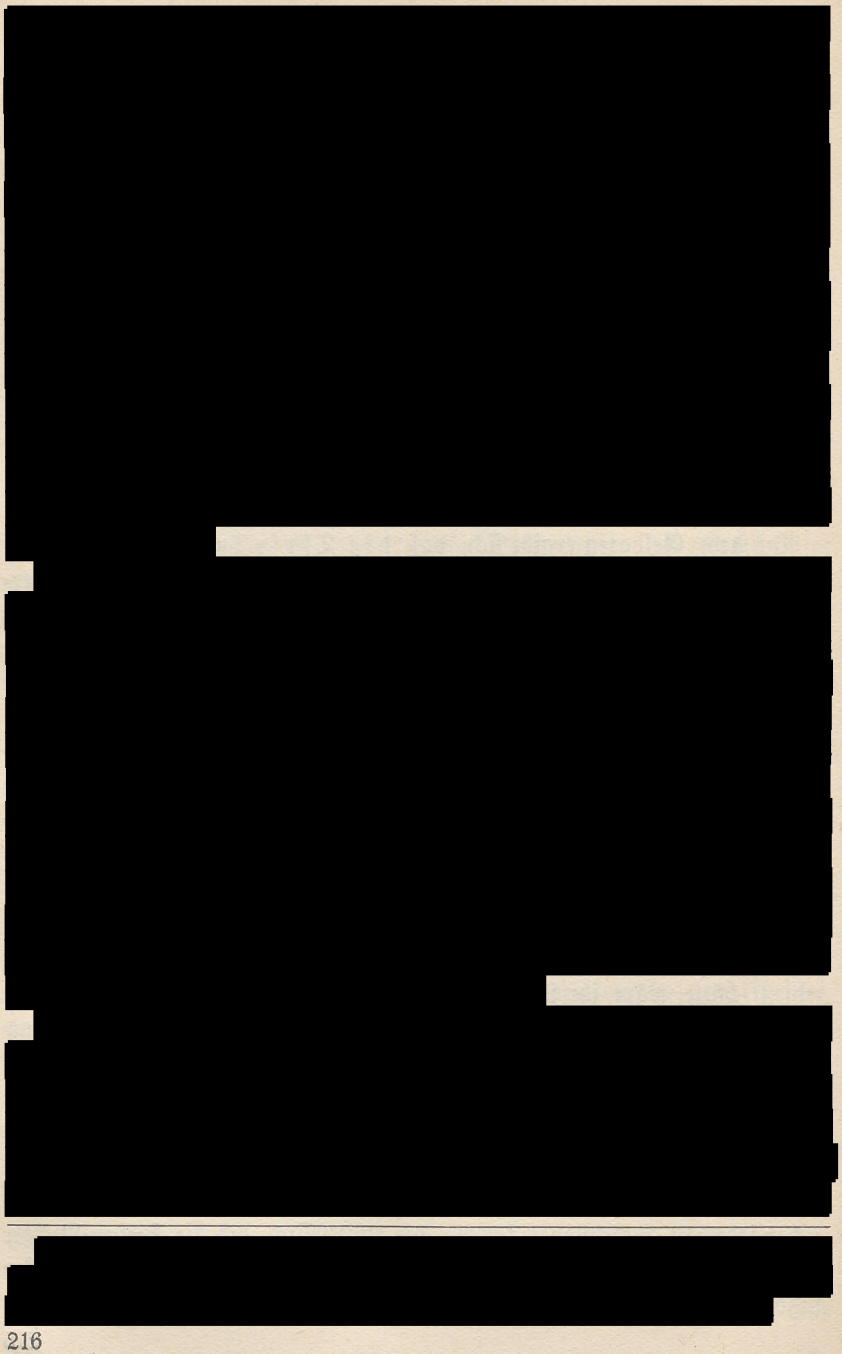


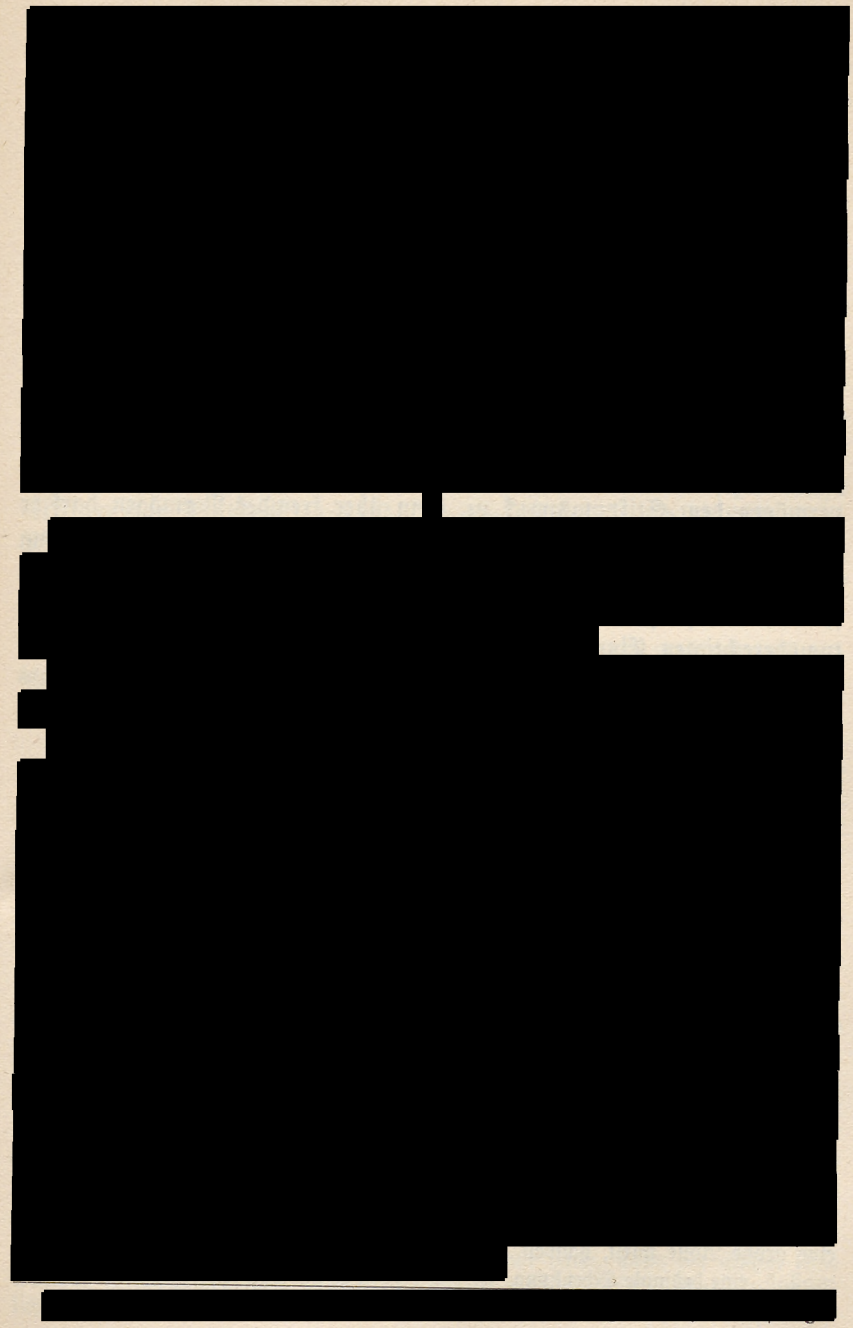


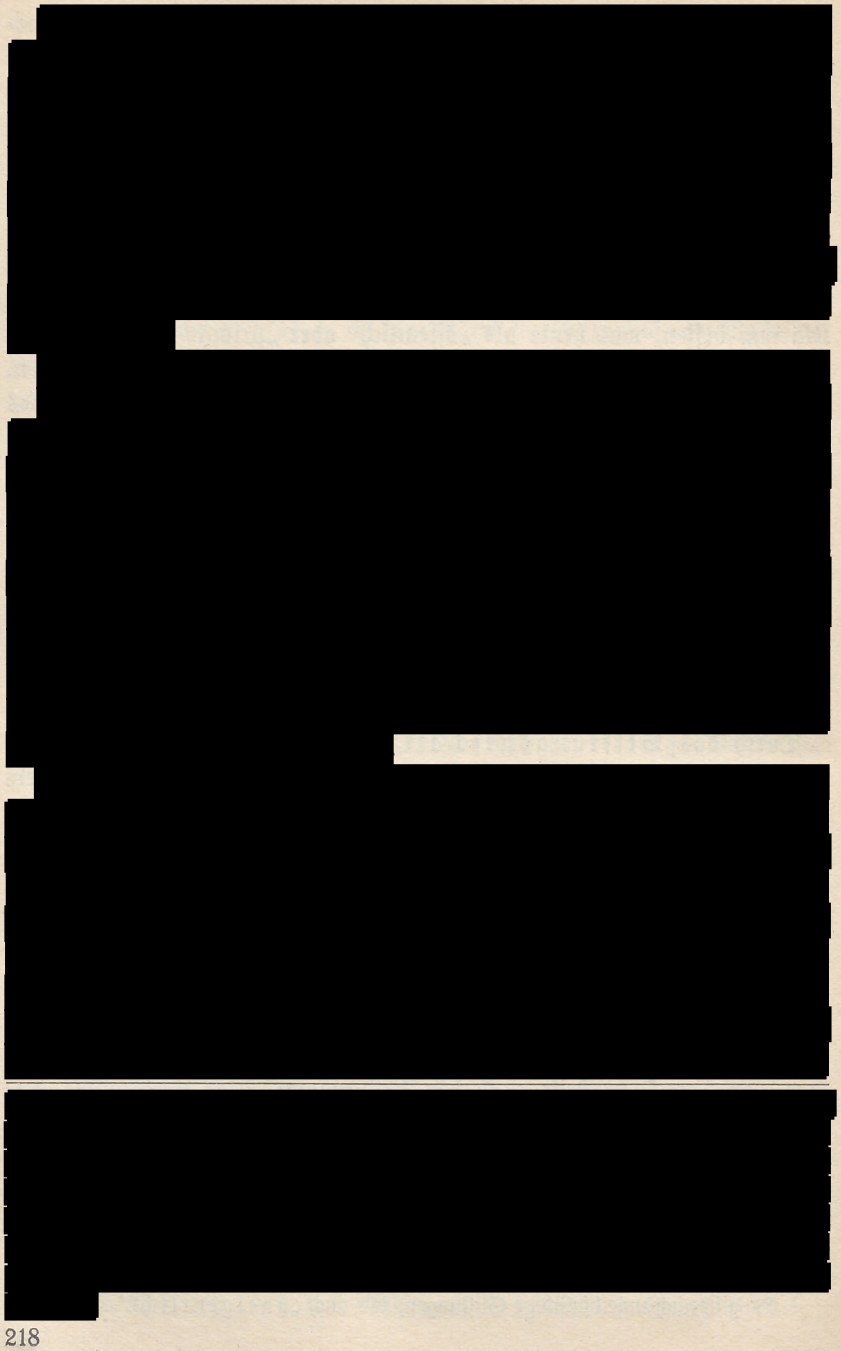






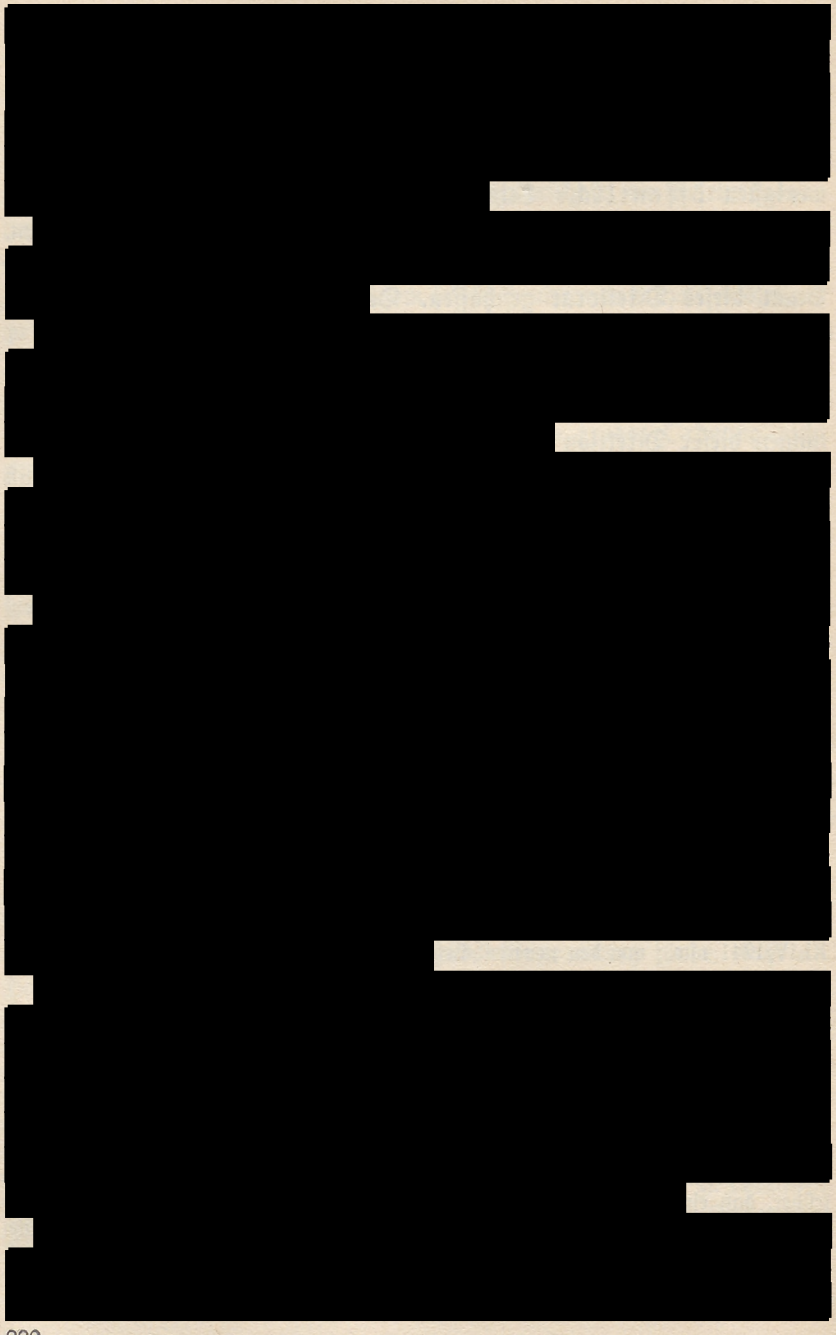






[redacted]

Die [redacted]

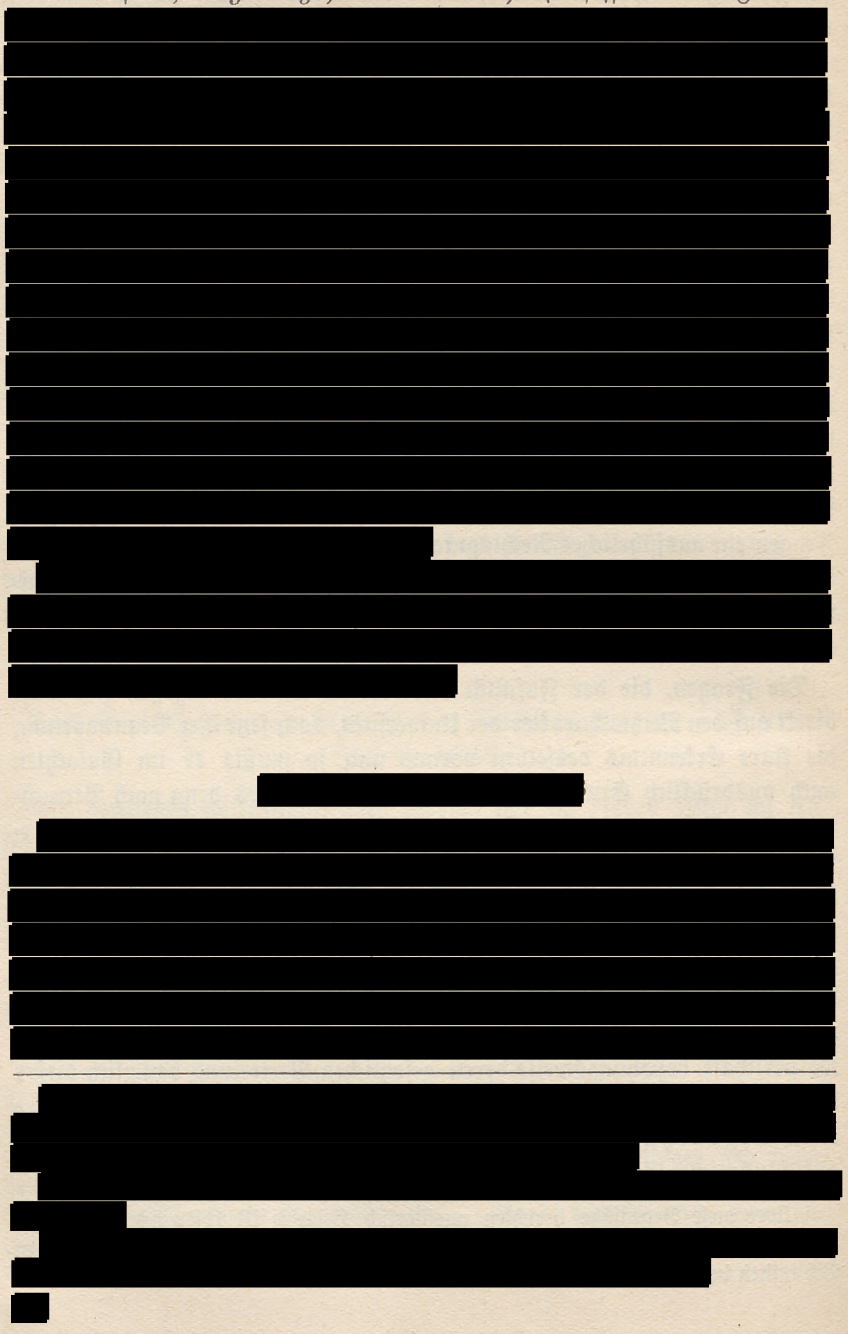




[redacted]

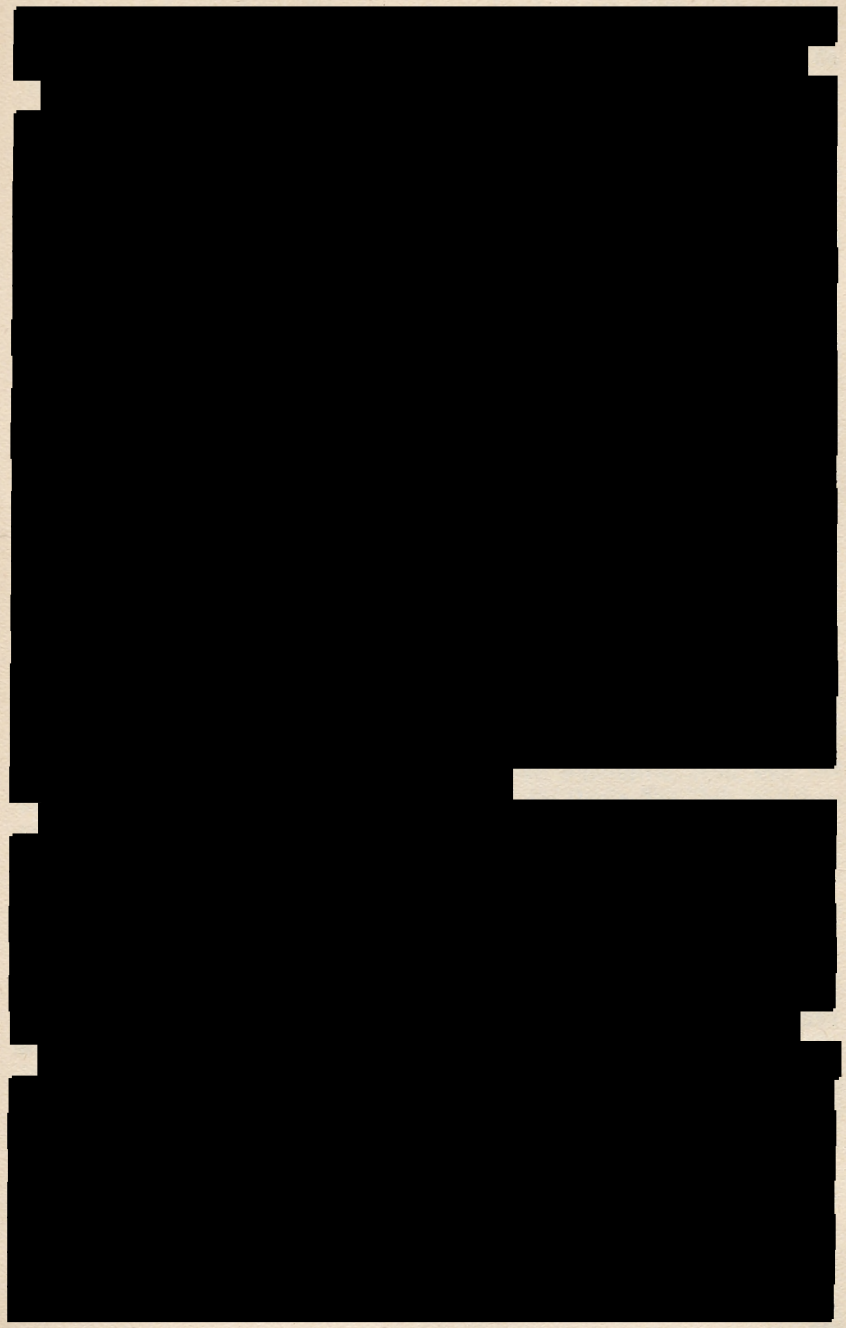
[redacted]

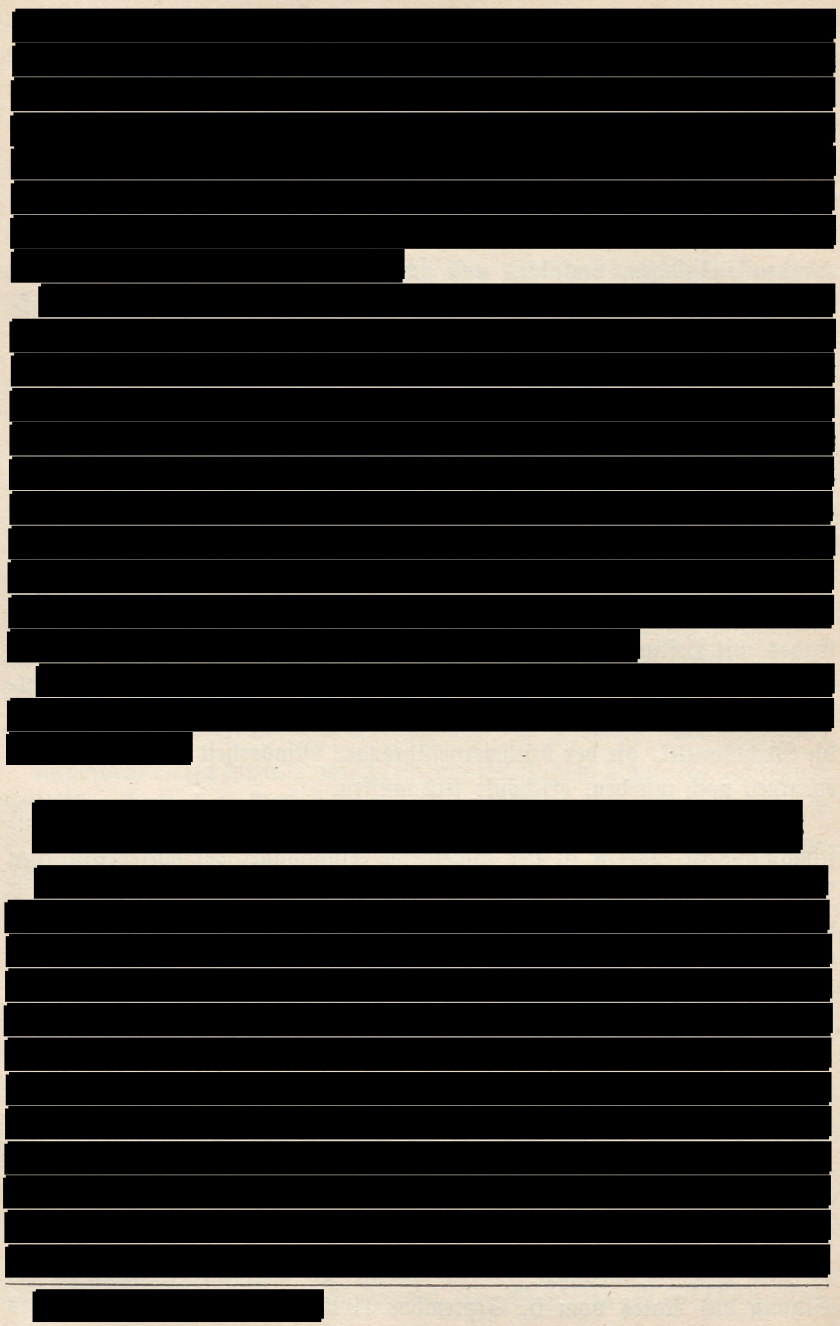
Dem Spruchkollegium gehörten ordentliche Professoren der Fakultät

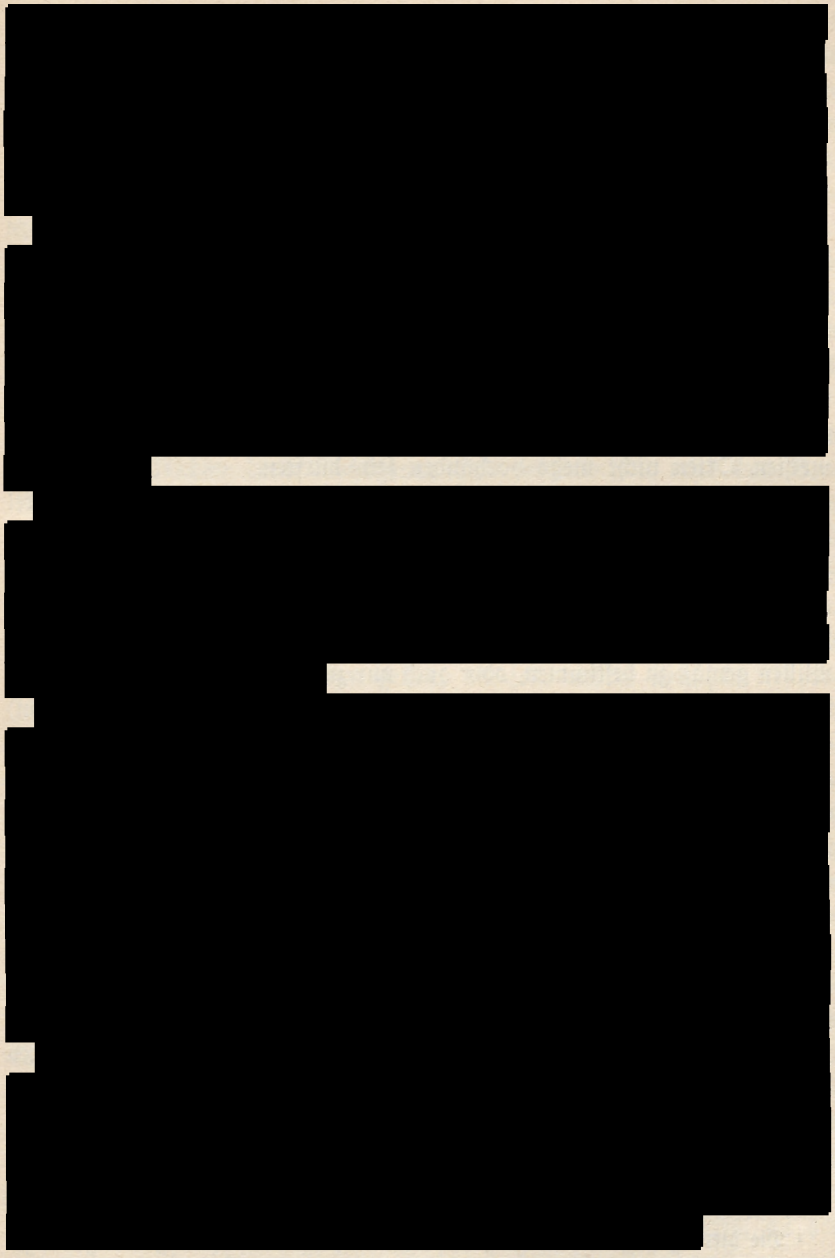


[redacted]

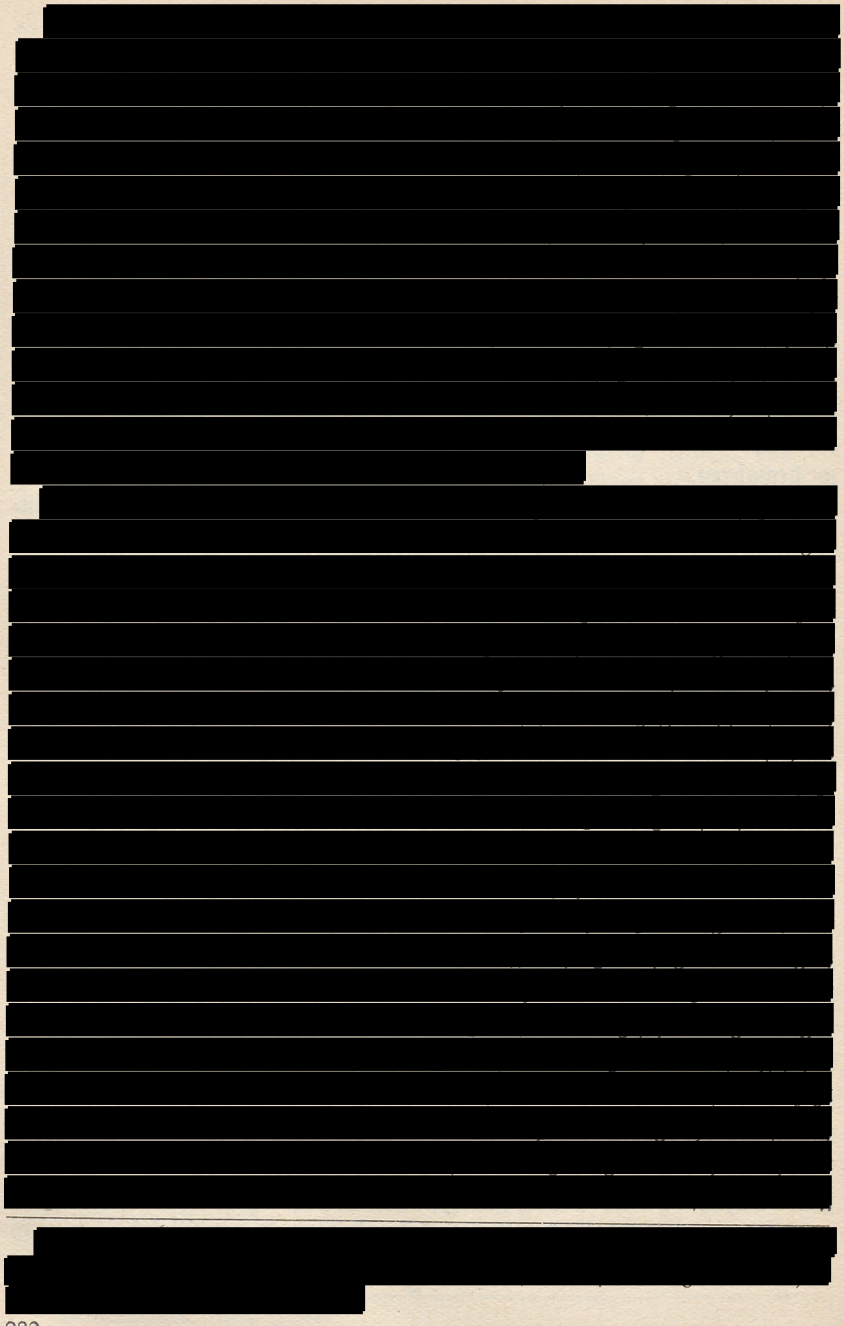


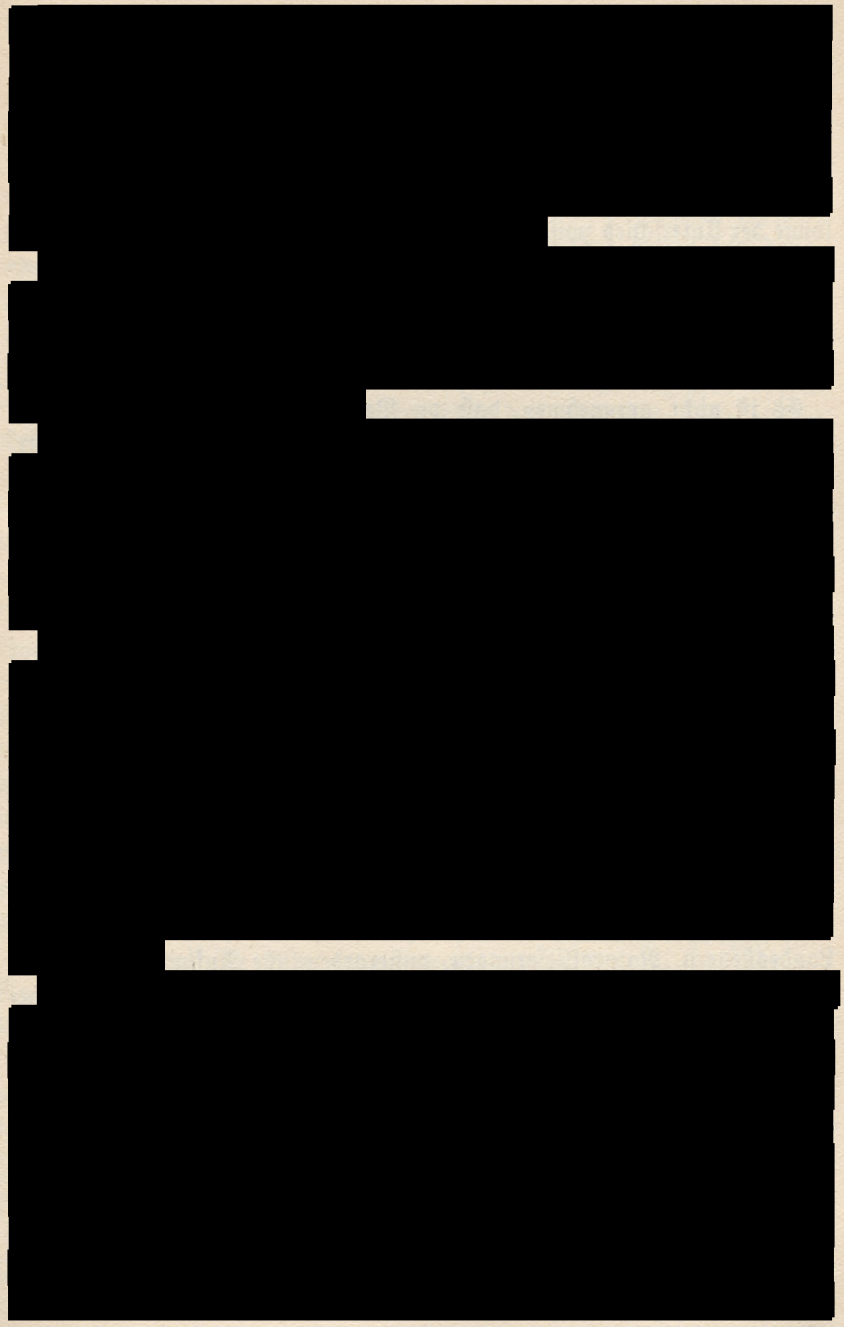






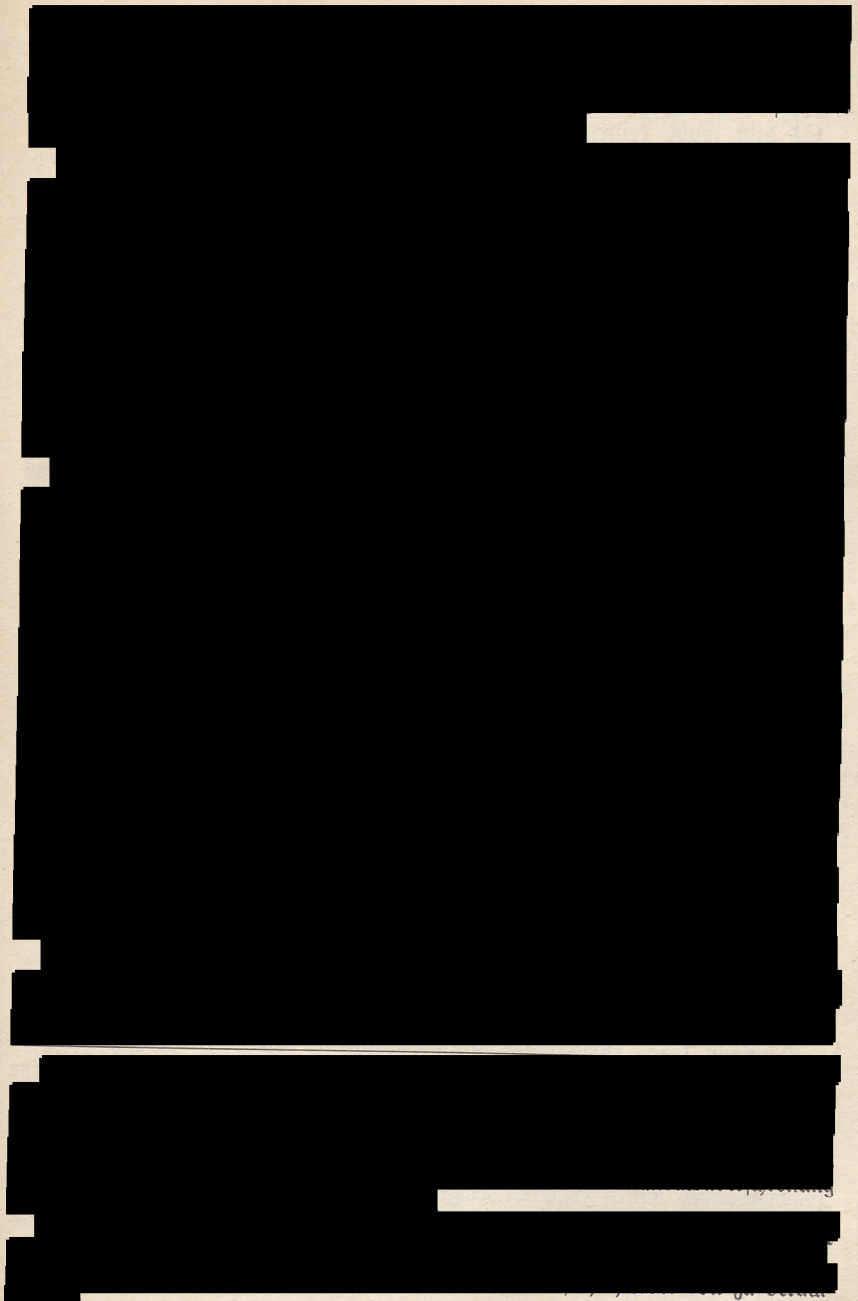
*





[redacted]

Titel [redacted]



[redacted]

Rundschau

Nikolaus Iorga rumänischer Ministerpräsident. Wir haben uns in dieser Zeitschrift wiederholt mit dem Historiker und Dichter N. Iorga beschäftigt, haben seine hohe Geistigkeit, seine riesenhafte Arbeitskraft, den unbescholtenen Schild seiner Menschlichkeit gerühmt, haben die zahlreichen Institutionen aufgezählt, die auch uns, jedem einzelnen von uns, die Zusammenarbeit mit ihm ermöglichen und haben diese Zusammenarbeit unsern Freunden dringend empfohlen (Februarheft 1928).

Heute treten wir grüßend vor ihn hin, den neuen Ministerpräsidenten Rumäniens, den ersten dieses Landes, der einen Deutschen an seine Seite nahm und ihm die Vertretung der Minderheiten des gesamten Staatsgebietes und ihrer zahlreichen vernachlässigten Nöte anvertraute.

Auch an andern Beweisen dafür, daß er es mit der hohen Ethik seiner bisherigen Lebensanschauungen selbst als Ministerpräsident ernst meine, hat Iorga es nicht fehlen lassen.

Wahrhaft erquickend ist sein Regierungsprogramm. Ein einziges Wort umfaßt's: Arbeit!

Kann es etwas Simpleres geben?

Gibt es für Rumänien aber in der Tat ein notwendigeres Ziel, als das Selbstverständliche zu verwirklichen?

Käme es auf das persönliche Beispiel an, dann müßte dies Wort wie ein Zauberwort wirken. Denn der Mann, der es aussprach, ist seit Jahrzehnten als Arbeitsriese zu Hause und in weiter Ferne bekannt. Selbst jetzt, da er Ministerpräsident ist, findet er die Zeit seiner regelmäßigen Tätigkeit als Rektor und Professor der Bukarester Universität nachzugehen, in der rumänischen Akademie gelehrte Vorlesungen zu halten, in Valenii de Munte jungen Mädchen Unterricht zu erteilen, versäumt keinen einzigen Tag, den Leitartikel für seine Zeitung zu schreiben und kündet für den Sommer genau so wie früher und als sei er mittlerweile nicht mit dem höchsten und schwersten Staatsamt bebürdet worden, seine weithin bekannten und beliebten Ferienkurse an.[1] Dazu erklärte er bei Übernahme des Unterrichtsministeriums den versammelten Beamten: Meine Herren, merken Sie sich, ich habe für alles Zeit. Ich stehe für jeden einzelnen von Ihnen in der geringsten Angelegenheit zur Verfügung.

Und seine erste Verfügung bestand überall darin, daß er seine Beamten dazu verpflichtete, ihm täglich abends schriftliche Arbeitsrapporte vorzulegen.

Auf alle Fälle werden wir in nächster Zeit Gelegenheit genug haben zu beobachten, wie ein in den geistigsten Bezirken des Lebens Verwurzelter sich in der Führung unheilvoll verworrener Staatsgeschäfte bewährt. Otto Folberth

„Habsburger Deutsch" und „Siebenbürger Deutsch." Die Vorträge des hervorragenden Kenners und Lehrers deutscher Sprechkunde, des Berliner Universitätsdozenten Dr. E. Drach, in Siebenbürgen haben ein Problem in neue Beleuchtung gerückt, das unter uns oft Gegenstand der Unterhaltung — allerdings mehr einer gesellschaftlichen als einer wissenschaftlichen — gewesen ist. Was ist denn eigentlich „richtiges" Hochdeutsch? Man kennt die Selbstverulkungen inbezug auf den Wortschatz („Auf dieser Scheibe bedreht sich nichts mehr") und die gegenseitigen Anzapfungen der verschiedenen Städte (der Kronstädter z. B. „hät dräf wie ein Norr"), damit sind aber nur offenkundige Fehler gekennzeichnet und es ist nicht auch schon das „Richtige" festgestellt.

Dr. Drach hat nun einen neuen Begriff in die Debatte geworfen, der geeignet ist manches zu klären, nämlich den des „Habsburger Deutsch". Es ist eine auffallende Tatsache, daß in der „gebildeten" Schicht Österreichs, aber auch in allen Nachfolgestaaten der Monarchie eine „deutsche Umgangssprache" im Gebrauch ist, die weder von der bodenständigen bayrisch-österreichischen Mundart noch von der gepflegten Bühnen- oder Hochsprache ihren charakteristischen Lautstand hat, sondern sich gerade im Gegensatz zur erstern entwickelt zu haben scheint. Das macht sich besonders bemerk-

1 Sie finden auch diesmal vom 15. Juli bis 15. August in Valenii de Munte statt, stehen jedermann offen und dürften im Jahre des 60. Geburtstages ihres Schöpfers und Leiters ein besonders festliches Gesicht zeigen.

bar an dem überkompensierten „e", d. h. an den e's, die die Mundart nicht hat: also „bitt' schön" oder „Söl'" (Seele), während da der „gebildete" leicht nach dem Schriftbild übertrieben „bittä" oder „Seelä" sagt. Diese und andere Erscheinungen aber sind nach Drach auch auf undeutsche Einflüsse zurückzuführen, vor allem ist es der undeutsche Betonungsverlauf, der da durchklingt.

Zweifellos bewegt sich unser Hochdeutsch der „Umgangssprache", in der nach Drach gewisse leichte provinzielle Eigentümlichkeiten, die von den gebildeten Kreisen des betreffenden Landstriches allgemein gebraucht werden, geduldet werden dürfen, auf einer mittleren, individuell, aber auch nach Städten und Ständen sehr schwankenden Linie, die einerseits noch sächsisch-mundartliches Gepräge trägt (das dicke „L"), andererseits vielfach sich dem Habsburger Deutsch annähert (die kurzen Vokale in „Mond", „Erde", „werden" u. ä.). Vieles was der „Hochsprache", wie sie im „gepflegten" Sprechen (Vortrag, Predigt, freie Rede) eigentlich allein zulässig ist, angeglichen wird, lehnt man als „affektiert" überhaupt ab. Es wäre aber an der Zeit, wenn man auch hier durch die Schule einmal mit dem alten Schlendrian aufräumte und nach ungefähr folgenden Richtlinien vorginge:

1. In aller „gepflegten" Rede muß die nach genauen Regeln festgelegte verbindliche deutsche „Hochsprache" angestrebt werden. Den Weg dazu wird neben den in allen Mittelschulstädten gehaltenen Vorträgen Dr. Drachs am besten die Verwendung seines Schallplattenwerkes mit dazu gehörigem Übungsbuch weisen.

2. In der „Umgangssprache" mögen eher die aus der bodenständigen Mundart hervorgehenden provinziellen Eigentümlichkeiten geduldet, wenn auch stets als heimatlich bedingt empfunden werden, als die aus dem „Habsburger Deutsch" stammenden Unarten. Man muß sich dessen bewußt werden, daß jedes noch so breite Sächsisch-Deutsch seinem Wesen nach d e u t s c h e r ist als jener Mischdialekt, der sich noch dazu gern mit Überheblichkeit breit macht („Nit redt's dies ordinäre Sächsisch, redt's lieber scheen deitsch!")

3. Schulmänner und Sprachforscher hätten sich dahin gehend zu einigen, was als „Siebenbürger Deutsch" im engen Rahmen der zulässigen Abweichungen von der Hochsprache anzusehen und zu dulden sei und Bestimmungen darüber auszuarbeiten.

Bernhard Capesius

Der Apostrofen-Genitiv.

[redacted]

[redacted]

Albert Arz

Neue Bücher und Schriften

Franz Herfurth. Meren 'nd Hippeltscher. (Erzählungen und Schnurren.) Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinem Sohn Wilhelm Herfurth. Selbstverlag des Herausgebers, Kronstadt 1930. VI + 121 S. Großokt. — **Anna Schuller-Schullerus. Det na Lied.** (Das neue Lied.) Volksschauspiel in 5 Aufzügen. Druck und Verlag der Honterus-Buchdruckerei, Hermannstadt 1931. 71 S. Großoktav.

Zwei äußerlich gegensätzliche Erzeugnisse unserer mundartlichen Kunstdichtung stellen wir hier zusammen. Nicht allein darum, weil sie in siebenbürgisch-sächsischer Mundart geschrieben sind. Sie erfordern ihrem Wesen nach Betrachtung unter gleichem Gesichtswinkel. Es heißt dem Schluß auf ihren Kunstwert gewissermaßen vorgreifen, wenn gesagt wird, daß der Schwerpunkt ihrer Betrachtung nicht in ihnen selbst liegt; er ist in einer Allgemeinlage unseres Schrifttums zu suchen. Durch einen Blick auf die Literaturlage unserer luxemburgischen Sprachvettern wird das am besten klar. Die Luxemburger, eine Handvoll Menschen gleich uns, streben die Herausbildung einer „Nationalliteratur" an, der in erster Reihe soziologische Aufgaben zugewiesen werden. Zwischen zwei Kulturkreisen stehend, dem deutschen und französischen, möchten die Luxemburger beiden Kulturen ihr Bestes entnehmen, aber eine besondere luxemburgische Eigenart entwickeln. Wozu uns Siebenb. „Sachsen", zwischen Rumänen und Madjaren verschlagene Deutsche, die Not zwingt, das erstreben die Luxemburger freiwillig: Die Herausbildung einer besonderen stammlichen Eigenart, als deren Spiegel eines eigenen Schrifttums, das am Boden haftet und sie von der Umgebung unterscheidet. Freiwillig nehmen sie geistige Verengung als zwangsläufige Folge dieses Sich-Zurückziehens auf den stammlichen Rahmen in Kauf. Das Wahrzeichen ihrer Sonderheit ist die zur Verkehrs- und Literatursprache erhobene moselfränkisch-luxemburgische Mundart, die im Luxemburgischen als unsere „zweite Muttersprache" in ähnlicher Form und Fülle erklingt wie in den Waldtälern Siebenbürgens. Die Luxemburger haben besonders im Volksstück und in der Erzählung ein verhältnismäßig reiches, künstlerisch betrachtet durchschnittlich mittelmäßiges mundartliches Schrifttum; als Sinnbild ihrer stammlichen Eigenart und gefordert von den gesellschaftlichen Leistungen, die jedes Schrifttum zu erfüllen hat, erfreut es sich liebevoller Beachtung und Pflege. Bei uns entdeckte man in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Eignung der Mundart, im schöngeistigen Schrifttum Herzenstöne in regere Schwingung zu versetzen als unser mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch. Sehr fein hat Rudolf Hörler in seiner Promotionsschrift über die mundartliche Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen die volkspsychologischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen des bei uns seither immer kräftiger aufblühenden Mundartschrifttums aufgedeckt. Sowohl Herfurths Schnurren wie die Dichtungen der Anna

Schuller-Schullerus sind aus dieser Literaturlage erwachsen, die um die Jahrhundertwende einen gewissen Hochstand erreichte, indessen auch heute noch fortdauert. Ihre Hervorbringungen wird man als Absichtsdichtung zu kennzeichnen haben, ohne sie mit dem Makel krasser Tendenz zu behaften, der etwa Heinrich Manns „Armen"-Romane zu schriftstellerisch hervorragenden, Menschen bürgerlicher Weltanschauung aber ungenießbaren Leistungen stempelt.

Einer der bewußtesten Förderer unserer mundartlichen Heimatdichtung war der verstorbene Kronstädter Stadtpfarrer und Bischofsvikar Franz Herfurth. Es kann nicht schaden, heute, wo aus Kronstadt so ganz andere Töne zu uns dringen, in Erinnerung zu bringen, daß für Herfurth unsere sächsische Mundart „ás richtig Mäkterschpröch"[1] war, von der er im Stil der Freiheitsdichter von 1813 begeistert sang: Suláng en árnst Gewássen / Án schtranyer Pflichcht es halich / ... Suláng ... án detschen Odern / Es ránnt det saksesch Bläkt / ... Suláng sollt tá uch liewen, Meny guldig Mäkterschpröch!

Mr wállen dich nätch lassen,
Tá ïnig, schatzig Schpröch;
Te bást 'nd sollt es bleïwen
As richtig Mäkterschpröch!

Es ist offensichtlich, daß die Sprache und das darin verkörperte Volksleben für Herfurth das movens zur Abfassung der „Hippeltscher" waren. Nicht der Drang zu erzählen, sondern sächsisch zu erzählen, machte Herfurth zum Dichter; er entlehnte hoch- und niederdeutsche Stoffe unbedenklich, um ihnen sächsisch-deutsche Form zu geben. Und wer das Krūner Detsch heute weniger schätzt, mag aus Herfurths Hippeltschern lernen, wie herzlich, wuchtig, erbaulich und humorvoll es mitten ins Herz treffen kann; das Zierlich-Anmutige, Leichte, Zarte und Feine, das unserer Mundart nicht weniger liegt (Viktor Kästner), ist bei Herfurth seltener zu finden. Das macht die gesellschaftliche Umwelt, in der seine Schnurren spielen. Es ist fast immer die kleinbürgerliche und bäuerliche Welt. Man könnte sagen, Herfurth habe sie am besten gekannt, infolgedessen am liebsten dargestellt. Die Tatsache wird aber doch in der im besten Sinne aufklärerisch-lehrhaften Artung Herfurths tiefer begründet sein. Nicht daß hochgestellte Menschen keine Dummheiten machten, sagte der Aufklärer Gottsched, als er sie in Komödien auf die Bühne zu bringen verbot, aber sie auslachenswürdig dar- und bloßzustellen gehe „wider die Ehrerbietung". Ein Nachhall dieser Empfindung ist ohne Zweifel auch in Herfurth lebendig gewesen, als er seine Schnurren dem Nakles Karl, dem geschetchen Kriß, dem Tackeser Misch und ihren Helfershelfern im Stande und Geiste, aber niemals dem Obergespan, Bischof oder Bürgermeister auf den Leib schrieb. Herfurth hat in seinen Schnurren nicht einen einzigen Helden wie Ludwig Fritsch in Hermannstadt den Schemmel Titz oder Heinrich Müller den Fliescher Tumes. Stoff und Erzählweise Herfurths stehen dem wirklichen Leben zu nahe, als daß die Abstraktion eines Schnurren-Helden daneben bestehen könnte. Mit kräftigen Pointen und kernigen Ausdrücken, die Handlung und nicht die Schilderung suchend, führt Herfurth uns durch das Schildbürgerreich siebenbürgischer Mißverständnisse, Dickköpfe, Bauernschlauheit, Bürgertugend. Mit raschen Strichen wird die Situation umrissen, der Personenstand gezeichnet, die Handlung auf die Spitze und zum befreienden Lachen gebracht. Herfurths derbe Holzschnitt-

[1] Herfurths Orthographie ist den Normalschreibungen des Wörterbuches nicht angeglichen worden.

manier bevorzugt die direkte Rede und den Dialog. Es ist bei der Entschiedenheit und Selbstsicherheit, mit der er sein Mäkterschpröchprogramm vertritt, fast selbstverständlich, daß er Siebenbürgen ganz sächsisch sieht und den Stuhlrichter, den Zegun, den Kondukteur, den Blöch — von gelegentlichen Doamne ajută-ne und Ez mégis csak disznóság unterbrochen — nicht schlechter sächsisch reden läßt als den Harr Farr, den Physikus, de Mäkter und den Hanz.

Urkräftig wie bei Herfurth der männliche ist in den Dichtungen von Anna Schuller-Schullerus der weibliche Einschlag. „Das neue Lied", das sie im Christlichen Hausfreund-Kalender auf das gemeine Jahr 1930 einer Schaaser Sage frei nachdichtete, war eine stimmungsvolle kleine Erzählung: Georgius Röhrlich kehrt um 1542 — in Wirklichkeit ist's wohl später gewesen — von Deutschlands hohen Schulen heim. Er bringt die neue Botschaft, das neue Lied der Reformation in sein friedliches Heimatdorf. Nicht ohne Kampf im eigenen Inneren setzt er es durch. Das Mädchen, das er liebt, ist gerade die Tochter des Altkirchenvaters Petrus Streff, der am entschlossensten am Papsttum hängt. Während er dem Heimatdorf in Rom Sündenablaß erwirkt, bringt Röhrlich zu Hause den neuen Glauben zur Geltung. Den heimkehrenden Kirchenvater empfängt kein feierlicher Zug, kein Glockenklang. Er kommt eben zurecht, das Übertreten der versammelten Gemeinde zum Luthertum mitanzusehen. „Da wankte Petrus Streff aus der Kirchenpforte und floh in stummem Entsetzen seinem Hause zu."

Es ist nicht das erstemal, daß Anna Schuller ihr Können im großen Mundart-Drama versucht. Vom Hintergrund der netten Sing- und Lustspiele der Menydt, Litschel, Eisenburger heben sich ihre dramatischen Versuche gewaltig ab. Auch in dem Neuen Lied hat der bescheidene Spielplan unserer Mundartbühne einen wertvollen Zuwachs gewonnen. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Vollendung die Dichterin — trotz Stellen, wo sie sich gehen läßt — den mundartlichen Blankvers beherrscht. Das darf uns die Augen dafür nicht trüben, daß die Erweiterung zum Volksschauspiel der stimmungsvollen Erzählung aus dem Christlichen Hausfreund nicht gut bekommen ist. Wir wollen uns nicht einmal an dramatischen und dramaturgischen Unmöglichkeiten, dem Fluch aller Dramatisierungen episch gedachter Stoffe, stoßen. Unbefriedigt läßt vor allem die Auffassung des Stückes. Die kleine Erzählung durfte durch Stimmung ersetzen, was ihr an Tiefe abging. Das Drama muß uns gewaltig erschüttern. Und wir Sachsen, denen das Luthertum zu einem Lebenselement geworden ist wie unser Deutschbewußtsein, hätten ein Anrecht auf ein großes Reformations-Schauspiel. Weder Michael Albert, noch Traugott Teutsch haben es uns geschenkt. Auch Anna Schullers Neues Lied können wir nicht dafür halten. Wir nannten die Ursache: Die Auffassung. Nicht als Kirchenverbesserung wollen wir die Reformation dargestellt sehen — sie war sicherlich auch das —, sondern als Glaubensneugeburt. In diesem Punkt versagt die Dichterin. Daß Pfaffen und Mönche — wie kommen letztere nach Schaas? — ein gottloses Leben führten, mag sein. Daß der Ablaßhandel, der uns vorgeführt wird, ein Mißbrauch war, bestreitet niemand. Alles Irdische ist unvollkommen. Die Kirche als ein Werk der Menschen ist es auch. Und sie ist es bis auf den heutigen Tag. Aber wir versagen den „Unzufriedenen" das Recht, die altgeprägte Form zu zerschlagen, selbst wenn wir von der Ehrlichkeit ihres Wollens überzeugt wären, weil wir den gewaltigen Zwang eines neuen Weltgefühls in ihrer Bewegung missen. Der sichere politische Instinkt des Siebenbürger Sachsen

hat Anna Schuller bewahrt, die pfäffischen Mißbräuche als Ursache der Luthertat zu kraß zu schildern. Sie hätte sonst im letzten Grunde die Volksblatt-Bewegung unserer Zeit rechtfertigt. Das eben unterscheidet die Reformation von anderen „Verbesserungen", daß sie Glaubenserneuerung, nicht Kirchenverbesserung war. Ein neues Erleben des Göttlichen, das sich von innen her bezeugte, hat schließlich äußere Formen gesprengt, die die Größe des Erlebnisses nicht fassen, noch dulden konnten. Wir möchten gerne glauben, daß es bei den Siebenbürger Sachsen, die fast einhellig die neue Kirchenform annahmen, nicht anders war als „draußen", „da der new Frühling herfürging". Das ist der Sinn der neuen Forschungsergebnisse über die Reformation in Siebenbürgen (Reinerth!), daß Honterus — wie in seiner Frühzeit auch Luther — die äußeren Formen des alten Glaubens hat wahren wollen (und bis auf den heutigen Tag schleppen wir Erzlutheraner mehr katholische Formen mit als andere Protestanten). Aber die alte Kirche mußte auch hier zusammenbrechen, weil der Sturm eines neuen Weltgefühls sie überflutete. Die Dichterin fühlte das und versuchte es im Spiel zu zeigen. Es gelingt ihr nicht. Röhrlichs begeisterte Reden im dritten Akt sind Geschichtsrepetition, Konfirmandenunterricht; sie streifen gelegentlich gefährlich die leere Dogmatik. Es fehlt das blutvolle Erleben des neuen Glaubens. In einem Georgius Röhrlich hätte es wohl Gestalt gewinnen können. Wir hören aber nur die Behauptung, wir sehen nicht den Vorgang. Nicht der „beredte" evangelische Geistliche wird uns zum Helden des Stückes, sondern Petrus Streff, der Altkirchenvater. Ein Fanatiker? Ein Mann von echtem Schrot und Korn, der, was und wie er glaubt, tut. Die anderen reden. Es ist zu viel verlangt, wenn wir glauben sollen, daß dieser Mann, in der ersten Stunde seiner Rückkehr zum Zeugen des feierlichen Übertritts der ganzen Gemeinde zum Lutherglauben geworden, mit halblaut gemurmelten Worten taumelnd vom Schauplatz stürzt, statt dem „teuflischen Werk" mit Feuer und Schwert entgegenzutreten. Georgius und Elisabeth Hand in Hand inmitten der Luthers Trutzlied singenden Gemeinde . . . es fehlt nur die Regie mit Jupiterlampen und Scheinwerfern. Das ist zu schön, um wahr zu sein. Und Anna Schuller ist zu sehr Frau (vielleicht zu sehr: Siebenbürgerin), als daß sie in der Weltbeschaffenheit selber gegebene Tragik bejahte.

Das Urteil des Berichterstatters, auf allgemeine literarisch kritische Erwägungen gegründet, besagt nichts gegen die gute Eignung des Stückes für unsere Verhältnisse. Jene Allgemeinlage unseres Schrifttums, die eingangs geschildert und mit der Luxemburgs verglichen wurde, fordert Absichtsdichtung. Beide, die Lage und die Dichtung, haben biologische Berechtigung. So wird man Werke wie das besprochene Volksschauspiel und die Sammlung der Schnurren Herfurths, trotzdem sie letzten künstlerischen Forderungen nicht Genüge tun, freudig begrüßen. Wir bedürfen ihrer genau so wie die Luxemburger ihrer Mundartdichtung, vielleicht noch mehr: denn wir sind in unserem volklichen Bestand äußerlich mehr gefährdet (innerlich freilich kräftiger). Unsere Ansprüche an die dichterische Heimaterzeugung brauchen wir deshalb durchaus nicht herabzusetzen. Gerade starke Begabungen wie Anna Schuller-Schullerus geben uns ein Anrecht, anspruchsvoll zu sein. Karl Kurt Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Das vorliegende Heft erscheint als Doppelnummer und enthält als besonders wichtige Erscheinung eine Untersuchung von Erwin Wittstock, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken.

Otto Folberths Novelle „Ein Muketier in Siebenbürgen" erscheint demnächst auch in Westermanns Monatsheften, Berlin.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Karl Ziegler, Selbstbildnis

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR JULI 1931 HEFT 7

Der Zigeuner

Novelle von Heinrich Zillich

Der Zigeuner ging quer über die Wiesenflächen der Stadt zu. Es war an einem Frühlingstag, dessen Sonne einen farbigen Schatten hinter die Baumstämme zeichnete, licht und schwach wie die angedeutete Landschaft, durch die in vielgewundener Prozession das gelbe Grün der Uferweiden schritt. Im Südosten, wo die Karpathen lagen, blaute nur der Gebirgsfuß. Die Häuser der Stadt lugten daraus hervor. An den Kämmen und Graten nebelten Wolken.

Der Zigeuner schritt darauf zu. Er trug einen Leinenanzug, der an vielen Stellen zerrissen war. Die Schuhe hielten noch zusammen, der Hut hatte kein Band. Ein Sack unter dem Arme hing schlaff. Vor seinen Augen wuchs die Reihe der Uferweiden. Nun sah er auch schon die Brücke, die etwas erhöht aus der Landstraße über den Bach setzte. Mit einem faulen Schritt trat er über den Graben, stand dann auf der Straße, blickte hinter sich und trottete wieder an. Über das Brückengeländer spuckte er im Bogen ins Wasser.

Die Straße führte schnurgerade zur Stadt. Er ging sie gemächlich und lauerte einem Bauernwagen entgegen, der rasch heranfuhr. Er sah: das Gefährt war groß, die Pferde fett, starke Noniusse. An den Zügeln saß ein deutscher Bauer. Als der vorüberratterte, machte der Zigeuner plötzlich eine scharfe soldatische Rechtsumwendung, legte ergeben grinsend die Hand an die Hutkrempe und stand da, ein verzerrtes lächerliches Bild vom Exerzierplatz. Der Bauer sah nicht hin, er schnippte nicht einmal mit der Peitsche, er spie nicht aus. Er fuhr einfach weiter.

Der Zigeuner blickte ihm nach, die Hand noch immer am Hute, aber schon etwas lässiger, die Fersen leicht von einander gerückt. Dann rutschten ihm die Finger aus der Grußstarrheit in den Nacken. Er kratzte sich. Dabei knickte er in die Knie, schlug sich mehrmals wild auf den Oberschenkel und schrie: „Ej, ej!“ Reckte das Gesäß dem Wagen nach mit einem langen Fluche, verstummte und sagte anerkennend: „Reicher Bauer!“

Die Straße lag frei, soweit er sehen konnte. In den Randbäumen wiegte sich der Wind selten und schwächlich. Der Zigeuner freute sich. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schritt kräftig aus. In grellen Tönen pfiff er vor sich hin. So weit er aussah, nur er schien auf der Welt zu sein. Die Saat stieß aus dem Acker unregelmäßig hervor, an manchen Stellen dicht in Linien, daran man erkannte, wie der Säwagen gefahren war, an anderen erst wie verstreuter grüner Staub. Der Zigeuner kannte dies alles. Er schrie aus tobender Brust: „Ej, in einigen Monaten!" Sah das volle Getreide, Ähre und Kukurutz, schon schweben im Gelb der Sonne, blickte in die Bäume und hörte das Wachsen der Äpfel und in den Schollen wußte er die Kartoffel. Er sagte, während sich ihm Tage voll Sattheit vorgaukelten, Tage verschlafen im Gras, im Rascheln der Kukurutzstauden, wo die Hand träg ins fremde Gut greift, da sagte er strahlend: „Sommer!"

Dann aber schien ihm der Mittag, durch den er ging, jählings kühl. Er sank zusammen in verlangsamten Schritten, starrte seine Kleider an und ächzte: „Bitterer Wein, verfluchte Maurerei!"

Er kam von seiner Mutter, wo er fünf hungrige Wintermonate lang in einer Lehmhütte am Dorfende gehaust hatte. Ein Weib hatte er nicht. Das fand er jetzt wohl bei der Frühjahrsmörtlerei; dann konnte er den nächsten Winter in der eigenen Hütte überdauern, wenn er sich im September an die Lehmarbeit machte. Aber notwendig erschien ihm dies nicht. Er war jung. Im Juni, wenn es heiß wurde, wollte er vom Gerüst steigen und ins Land wandern, wie er es im Vorjahr getan hatte, obgleich er kein Wanderzigeuner war, der sein Lebtag von Ort zu Ort zieht. Nein, er baute sich einmal die Hütte am Dorfrande. In diesem Herbst, im nächsten — wie es der Wind will.

Er spürte Hunger, als er an einem Gehöft vorüberschreiten wollte, drehte sofort bei und öffnete die Zauntüre, zu spähen ob der Hofhund an der Kette sei. Dann trat er ein, wild angebellt und ging geradewegs auf die Haustüre zu. Er verbeugte sich mehrmals, ehe er die Klinke faßte. Auf der offenen Schwelle verharrte er und drehte den Hut in der Hand, den Kopf auf die Seite gelegt. „Arm", sagte er, „Arm!" Er murmelte das Wort eintönig, während seine Augen rasch hin und her schossen, in die dämmerige Küche hinein, vor der er stand, auf den Herd zu, woher der Speisenduft wallte. Dabei verlegte er das Gewicht auf den linken Fuß, begann den rechten, auf der Stelle noch, im Gelenk zum Sprunge zu lockern. Doch ehe er davonschoß, schrie er beinahe auf: „Arm! Arm!"

Die Bäuerin trat in die Küche und sah ihn erstaunt an. „Pack dich!"

„Nichts gegessen, drei Tage lang, o Herrin", rief er und schüttelte die Hände verzweifelt.

Die Frau rührte im Topf. Sie klingelte mit Teller und Löffel, als sei der Mann nicht in der Nähe. Nur der Ruck ihres Kopfes deutete ihm an, daß er verschwinden möge.

„Ej, ej", meinte er zärtlich, „Hast du nicht auch ein Söhnchen, hast du nicht auch ein kleines süßes Kind, das muß nicht hungern, das muß nicht frieren. Dem gibst du Kukurutzbrei, dem gibst du Brot, weiß wie du bist, liebe Herrin. Warum gibst du nicht auch dem Kind, das meine Mutter zur Welt gebracht hat, so schwer wie du, Herrin, aber arm, arm wie ein abgenagter Hundeknochen —".

„Janosch!"

„O weh!" sagte der Zigeuner, „Eine Stolze bist du. Eine Gute bist du nicht — o nur Brot, ein kleines Stück Brot."

Er bewegte sich langsam nach hinten. Bei jedem Schritte schien es, als wüchse seine ausgestreckte Hand, als müsse er auf die Nase fallen, so stark beugte er den Körper vor. Der Knecht trat indessen mit ruhigen Schritten aus dem Inneren des Hauses in die Küche. Der Zigeuner drehte sich um und schritt ebenso ruhig der Zauntüre zu. Da bemerkte er eine junge Magd, die mitten im Hofe stand. Obwohl er seinen Weg dadurch verlängerte, sprang er zu ihr hin, griff ihr an den Leib und schrie auch schon. Sie schlug kreischend und voll Ekel auf ihn ein. Der Knecht fluchte und setzte sich in rasche Bewegung. Aber der Zigeuner war im Nu auf der Straße.

Er brüllte vor Lust, schwenkte die Arme im Kreis, in der Rechten den schlappen Sack, riß aus dem jungen Apfellaub am Grabenrand Blätter und steckte sie in den Mund. Kauend schlenderte er weiter, wiegend vor Freude.

Er war gewiß hungrig, doch der Anblick der zwei Leute, die auf der Straße von ferne nahten und die zu seinem Mißtrauen blitzende Dinge an den Kleidern trugen, ließ es ihn vergessen. Er hatte zwar nichts zu verbergen außer einer kleinen Desertion vor zwei Jahren, als ihm die Infanterie zu anstrengend erschienen war, aber er strich ungern an Gendarmen vorbei, wenn kein anderer Mensch in der Nähe war. Ein Fußtritt, ein freundschaftlicher Fußtritt zumindest, war ihr Gruß. Nein, die Henne geht nicht mit dem Wolf spazieren. Er drehte ohne Zögern links bei in den nächsten Feldweg hinein. Als diesen eine Wasserrinne, die

tief in den Acker schnitt, kreuzte, lief er darin gebückt einige hundert Schritte vor. Er spähte vorsichtig aus: die Gendarmen waren in seinem Rücken. Nun fühlte er wieder Freude und Hunger im ganzen Leib, zugleich aber eine unbezähmbare Faulheit, die ihn zu Boden drückte. Da schlief er auch schon.

Es wurde Abend, als ihn der Hunger weckte. Er rieb mit den Fäusten sein Gesicht, sah gähnend ins Feld hinaus und fluchte darüber, daß er den Tag verschlafen hatte. Die Dämmerung lag dicht und füllte die Umgebung geheimnisvoll an. Er hörte Wagen auf der nahen Straße. Das lockte ihn. Nach etlichen Schritten, quälte ihn der Hunger so arg, daß er schwindlig wurde. Er bäumte sich aus der drohenden Ohnmacht empor, knirschte mit den Zähnen und witterte. Der Weg zur Stadt dauerte noch mehr als eine Stunde. Das Gehöft lag näher.

Der Himmel war unterdessen klar geworden. Die ersten Sterne drangen durch das fahle Blau. Warm schien die Nacht zu werden und in gleichsam entleerter Sichtigkeit voll Echo und Laut. Das ärgerte ihn, aber er hielt doch auf das Gehöft zu. Es lag wie ein unförmiger Klumpen Dunkelblau in dem lichteren Abend. Den Kettenhund hörte er rasseln, die Bewegung des Viehs in den Ställen und erkannte daran, daß der Bauer nicht im Wohnhaus sei, wohl auch die Bäuerin sich noch beim Melken aufhalte. Er sah, während er von der Landstraße über den Graben an den Zaun trat und daran näher schlich, daß die Hoftür offen stand. Mit der Schulter voran schob er sich in den Hof, fühlte, daß der Wind vom Hunde zu ihm strich und lief deshalb ohne Zögern die wenigen Schritte zur Küchentüre. Er riß sie auf. Der Raum war dunkel und warm. Durch Fenster und Türe drang ein glasiger Schimmer. Der Zigeuner spürte, wo die Speisen lagen. Ein Brot faßte er, ohne zu wissen woher. Es hinderte ihn durch seine Größe, als er es in den Sack zwängte. Dann griff er, von sinnloser Angst jäh überwältigt, nach allen Seiten, auf einen Tisch, auf ein Wandbrett, stieß mit den gespreizten Fingern auf den Boden herab, jagte sie wieder empor und ins Dunkel hinein und faßte schließlich etwas Glitschiges, Langes: Speck. Augenblicklich beruhigte er sich. Wie träumend lauschte er und hörte zwei Geräusche, seine fernpochende Angst und die Laute des Hofes, die von der Stallung herschwollen. Das beruhigte ihn noch mehr. Er glitt zur Türe und ins Freie hinaus. Dabei streifte ein abhängendes Lederstück seiner zerrissenen Sohle die Schwelle. Der Hund schlug an.

Auf der Landstraße spähte er zurück. Nein, es verfolgte ihn niemand.

Er biß in den dicken Speck, der in der Hand zitterte. Wie gebannt hielt er noch vor dem Tore und starrte in den finsteren Hof, wo der Hund raste. Mit kleinen Schritten tastete er sich dann zurück über die Straßenbreite zum Grabenrand. Dort hockte er nieder. Er fühlte sich unendlich sicher. Der Atem beruhigte sich bei jedem Bissen. Das in der Nacht drohende schwer lagernde Gehöft macht ihn zum Lachen froh. Und während er noch saß, warf er den Sack mit Speck und Brot, von dem er sich eine Faust voll gebrochen hatte, über die Schulter. Er erhob sich um zu gehen. Da spürte er mehr als er es sah, daß jemand durch den Hof schritt und auf die Landstraße trat.

Er lief lautlos im Graben zur Seite, setzte sich auf den Karrenweg des Gehöftes, der zu den Äckern abbog, und horchte. Wer da im Zauntor stand und ausspähte, war die Magd. Er spie Brot und Speck, daran er noch kaute, aus, öffnete die Lippen und blies durch die Zähne den Zischlaut, mit dem sich ungarische Mägde rufen.

Das Mädchen fuhr herum und lauschte. Nach einer Weile fragte sie ins Dunkel hinein, wer da sei. Er zischte dringender und war schon bis in die Haarwurzeln von Lust geschüttelt. Den Sack legte er neben sich auf die Erde, um die Hände frei zu haben.

Das Mädchen ging einige Schritte vor und hielt wieder inne. Der Hofhund hatte zu bellen aufgehört. Man vernahm den Windzug in den Blättern und Wagenrollen aus der Ferne. Das Scheinwerferlicht eines Autos auf einer anderen Straße wanderte bis an den Gehöftzaun. Es glitt kreideweiß über die Beine des Mädchens. Der Zigeuner sah, daß sie wieder zu gehen wagte. Sich selbst rührte er nicht, um den Schein des Autos zu meiden. Sein Hut glänzte darin.

„Janosch?" fragte das Mädchen mit kleiner Stimme.

Der Zigeuner kicherte. Das schien sie zu beruhigen. Sie schritt heran. Sie wuchs vor ihm wie ein Stück des Dunkels. Er erhob sich und atmete einmal tief. Dann sprang er. Krachend hatte er sie in den Armen und bog sie über den Grabenrand. Sie schrie nicht auf, sie stöhnte und hieb auf seinen Kopf ein. Sich duckend trat er ihr gegen das Schienbein, ließ sie jäh frei und schlug ihr ins Gesicht. Sie wurde schwer in den wieder zufassenden Armen. Da warf er sich auf sie.

Später stand er vor ihr, leer und überrascht. In seinem Kopf wuchs ein Wirbel und riß ihn fort. Nach mehreren hundert Schritten fiel ihm ein, daß sie sich nicht gerührt hatte. Wut verkrampfte ihn, schwer vermischt mit Angst. Aus der Tasche zog er das Messer und lief zurück.

Ehe er die Stelle erreicht hatte, duckte er sich nieder und beobachtete das Mädchen. Es bewegte sich anscheinend. Es stützte sich mit den Händen auf dem Boden empor, hob den Arm und legte ihn an die Stirne. Es weinte wahrscheinlich.

Der Zigeuner grinste. Er schüttelte den Kopf. Das war lustig. „Die ist nicht tot," flüsterte er und stieß das Messer wieder in die Tasche. Er wußte kaum, weshalb er es herausgenommen hatte. „Ej, ej, sie weint," lachte er. Plötzlich sprang er auf, brüllte wie toll; eine Welle von Glück überspülte ihn, löschte ihn beinahe aus. Während er gleichzeitig davonraste, manchmal anhielt, verstummte und lauschte, hörte er das Mädchen laut schreien. Er lief wieder, brüllte wieder. Dann horchte er. Nun rief es auch im Hof. Es rief besonders eine Männerstimme, die des Janosch. Hunde heulten langgezogen und hell.

Der Zigeuner sprang querfeldein in langen Sätzen. Mit jedem Schwung fühlte er Angst steigen, wie Feuer anschwellen. Er rannte dem Rinnsal zu, hier wieder entlang. Tauchte über dem Grabenrand empor und sah Lichter aus dem Gehöft schießen. Er beobachtete sie und griff geduckt in die Erde. „Wegen eines Mädchens!" sagte er verächtlich und spuckte einigemal aus. Die Lichter kamen näher, bogen von der Straße ab in den Acker hinein. Er schrie auf. Hunde!

Das Messer hatte er gleich zur Hand. Seine Angst war zu groß, um ihn stehen zu lassen. Er rannte zur Seite. Die dunklen zwei Körper sprangen ihm nach. Er stach in die Luft. Da faßte es ihn hinten an der Hose. Er heulte vor Entsetzen und drehte sich im Kreise. Die Lichter nahten. Er hörte im Acker den schweren Schritt von Bauernstiefeln, die durch Schollen waten.

Wahnsinnig vor Angst fiel er zu Boden und winselte schon, ehe die Männer heran waren. Sie leuchteten ihn ab. Dann packte ihn der eine am Kragen, hob ihn und sagte voll Ekel: „Ein Zigeuner!"

„Faß an, Bauer," sagte der Knecht weiter. Ein anderer Griff packte zu.

Sie führten ihn in den Stall. Sie sprachen kein Wort. Ihr Atem fauchte. Der jüngere der beiden — und das war der ungarische Knecht Janosch — nahm eine Ochsenpeitsche von der Wand und prügelte auf den Zigeuner los. Der deutsche Bauer hielt eine Heugabel und wartete an der Türe. Der Knecht schwenkte das lange Lederseil, das an einem kurzen dicken Stiel hing, immer zweimal um den Kopf, ehe er zuschlug, ganz so, als trieb er ein Ochsengespann. Die Laterne an dem Türbalken schwankte mit. Im Raume begann das Vieh unruhig zu werden. Im

Nebenstall stampften die Pferde. Der Zigeuner hielt beide Arme über den Kopf und schrie ununterbrochen. Jeder Hieb riß ihn zur Seite, quirlte ihn im Kreis. Er fiel oft in die Knie und sprang wieder auf. Er traute sich nicht vom Fleck, dachte nicht daran sich zu wehren, bis er besinnungslos umsackte.

Der Bauer zog den Starren ins Licht. „Das Schwein habe ich heute auf der Straße gesehen."

Als der Knecht wieder ausholte, drängte er ihn aus dem Stall, dann folgte er ihm selbst, nachdem er den Riegel vorgeschoben hatte.

Auf dem Hofplatz war es lichter als vorhin. Aus der Küche klang das Weinen der Magd, eine Kette von Schreien. Der Bauer blieb vor dem Knecht stehen, der am Brunnen lehnte. Nach kurzem Schweigen schlug er ihm die Hand auf die Schulter und sagte rauh: „Na."

„Du kannst um die Gendarmen gehen," sagte der Bauer weiter.

Der Knecht lachte auf. „Das wäre zuviel Schande, wenn dies vors Gericht käme."

Er blickte hinauf in den Himmel, schlug mit der flachen Hand auf den Brunnenbalken und sagte leise, indem er den Kopf nahe an die Schulter des Bauers hob: „Wenn wir ihn noch in der Nacht am Lauterbach eingraben — ".

Der Bauer zuckte zusammen.

Janosch flüsterte: „Es braucht es niemand außer mir zu wissen —"

Der Bauer spuckte ruhig aus, räusperte sich, faßte unter den Brunnenbord und hob einen Zuber empor. Dann ließ er das Rad abrollen, drehte es wieder zurück und füllte aus dem Hebeimer den Zuber.

„Du bleibst hier!" sagte er und schritt mit seiner Last in den Stall.

Im Stroh lag der Zigeuner noch immer bewußtlos, blutig im Gesicht, auf den Händen und der Kleidung. Er lag auf der Seite, die Arme lang über den Kopf gestreckt. Mit dem Fuß wälzte ihn der Bauer auf den Rücken, trat zwei Schritte zurück und goß ihm das Wasser ins Gesicht.

Der Zigeuner öffnete die Augen und setzte sich mit einem Schrei auf.

Der Bauer sagte: „Jetzt lauf' so schnell du kannst!"

Der Verprügelte säß. Er wimmerte, als er sich ohne Begreifen erhob und schwankend hielt. Mit plötzlichem Erkennen erblickte er den Stall, griff sich ans Herz und ließ den Kopf sinken.

„Herr — Herr —"

„Lauf, sage ich dir!"

Es nützte nichts, der Zigeuner begriff nicht. Da faßte ihn der Bauer am Arm, führte ihn quer über den Hof an dem Knecht vorüber, der die beiden anschielte, bis auf die Landstraße und sagte noch einmal, ihm drohend in die Augen hinein: „Ich rate dir, lauf. Denn wir bringen dich um!"

Der Zigeuner sah nur Dunkelheit. Er ging einige Schritte, taumelte zum Straßenrand, bückte sich jammernd und hob wie im Traum seinen Sack von der Erde auf. Er wankte ins Feld hinein, bis man ihn nicht mehr sah im zarten Silber des Ackerlichts.

Der Bauer wandte sich um und schritt in den Hof zurück. Janosch saß noch immer auf dem Brunnenrand.

„Komm schlafen!"

Der Knecht erhob sich schwerfällig und folgte ihm. Ehe er ins Haus trat, ballte er die Faust und biß plötzlich von Schauern geschüttelt hinein.

* * *

Als der Morgen die Kühle brachte, schrak der Zigeuner aus dem Schlafe. Er lag in einer Ackerfurche und hörte die Vögel zwitschern. Seine Blicke wanderten über den Himmel und blieben am Laub der Bäume haften, die den Feldsaum begrenzten. Es war ihm, als müßte ein Haus in der Nähe der Bäume sein und das beunruhigte ihn, noch bevor er die Erinnerung wiedergefunden hatte. Um nicht gesehen zu werden, blieb er liegen, zog nur den Sack, der ihm zur Seite lag, höher, griff Brot und Speck daraus und begann zu essen, während er die Augen schloß im Schmerz, der im ganzen Körper erwachte.

Der Schmerz brannte und riß bei der kleinsten Bewegung, als hänge er an seinen Kleidern. Und doch trieb es den Zigeuner, sich frei zu reißen. Er bewegte sich scharf und ruckhaft und aß dabei gierig. Durst quälte ihn. Er setzte sich auf.

Die Sonne glänzte auf der Flur dichter als gestern. Er sah die Ebene kaum an. Sein Blick fiel auf das Gehöft, das nahe von ihm lag — hundert, vielleicht hundertfünfzig Schritte weit, und sich in der klaren Luft unaufhaltsam zu nähern schien. Nun wußte er alles wieder und zischte durch die Zähne. Aber der Schmerz bog die Wallung ab. Er schrie als er aufstand. Die Augen traten ihm aus den Höhlen vor Anstrengung. Den Sack hob er sich mühsam unter die Schulter und ging los, der Stadt zu. Erst langsam, dann fühlte er sich bedroht, weil ihm das Gehöft im Rücken lag. Er spähte zurück und erschrak, als er Leute davor erblickte. Stolpernd lief er und jammerte sich allerlei sinnlose Worte zu.

Die Berge, denen er zueilte, standen wolkenfrei. Blau waren die Grate in den Horizont gerissen. Man sah kleine Häuser am Gebirgsfuß. Der Rauch aus den Fabriksschornsteinen der Stadt zog fett empor. Die Sicht war zu klar, um nicht Regen zu verheißen. Der Zigeuner dachte rasend daran. „Regen, guter Regen —" rief er.

Als ein Bächlein seinen Weg endlich querte, fiel er nieder und trank sich voll. Nun lief er schon weniger geängstet. Die Schmerzen fühlte er als tolle Musik, die in seinem Kopf am lautesten klang. Eine Stille quoll darin nach einer Weile auf. Er staunte und blieb sogar stehen. „Ej!" schrie er und wollte die Arme in die Luft werfen. Der Schmerz riß sie nieder. „Ej!" ächzte er stiller, „und gut war es doch, so eine ungarische Magd, zum Teufel!"

Das befriedigte ihn tief. Wie von einer Schnur zurückgezogen, machte er kehrt und trollte sich wieder dem Bächlein zu, um sich zu waschen. Er lachte und ächzte. Sogar nach dem Glanzblechstückchen griff er, das er beim Militär als Spiegel empfangen hatte, und betrachtete sich. Die Beulen und blutunterlaufenen Stellen an seiner Stirne, das gestockte Blut überall, erschreckten ihn wie ein Schlag. Der Schmerz quälte ihn wieder stärker. Er ging verstört weiter.

* * *

Als gegen Mittag der Maurerpolier Endres in der Brunnengasse in Kronstadt den Zigeuner vor dem Neubau stehen sah — er selbst kniete auf dem Gerüst in der Höhe des ersten Stockes — rief er ihm zu: „Du kannst eintreten. Willst du Mörtel mischen oder Ziegel tragen?"

„Mörtel," schrie der Zigeuner entzückt, „Mörtel." Er atmete selig auf, denn der kurze Marsch durch die Stadt war für ihn beängstigend gewesen. Jeder Mensch hatte seine Beulen angesehen, so daß er schließlich nur von Tor zu Tor vorgesprungen war, jeden Polizisten krümmend und nach einem Bauplatz äugend.

Die drei Mörtelmischer waren Zigeuner wie er. Er stellte sich zu ihnen. Sie ließen die Hände mit dem Werkzeug sinken.

„Es ist nichts — nur ein wenig blutig —" sagte der Zigeuner und griff nach einer Schaufel. Dabei ächzte er und mußte sich zweimal beugen, bevor er sie aufheben konnte. Dann stach er in den Mörtel, das Blatt drang nicht ein.

Zu gleicher Zeit begannen die drei erregt auf ihn einzureden. „Polizei" und „Gendarm" waren die Wörter, die sie am meisten gebrauchten.

„Ej, es ist nichts —" sagte der Zigeuner und versuchte einen zweiten Stich. Dann setzte er sich vor das Mischbrett und atmete schwer. Die Zigeuner riefen nach einem alten Weib, das ihnen kochte und half, nach der alten Babe. Ihre langen Brüste fielen aus dem offenen Hemd, als sie sich über den Burschen beugte. „Armer," murmelte sie und stützte ihn auf. An ihrem Arm schwankte er ohne Gegenwehr, ließ sich führen wie ein Kind, stöhnend und schließlich laut weinend. Die drei Männer liefen schwatzend mit.

Neben dem Bau lag ein Stück Garten, zertreten und verwüstet von vielen Schritten. Haufen von Ziegeln und Gerät lagerten darin. Hinten am Zaune gegen das Nachbaranwesen lehnte die Bauhütte, wo die Zigeuner schliefen. Kinder spritzten sich davor ihre nackten braunen Körper mit Wasser aus Tümpeln an.

Die Alte führte den Burschen in die Hütte. Es roch nach Holz und Zwiebeln. Er legte sich durch den Schatten beruhigt auf das Stroh und wartete. Die Babe strich umher, öffnete Säcke, entnahm ihnen Kräuterwerk und Fett, Streifen von Leinwand, starr von Schmutz, beschmierte sie mit der Salbe, die sie in einem Topf murmelnd rührte und verband schließlich den Burschen.

Die drei Mörtelzigeuner gingen an ihren Bauplatz zurück. Sie hoben die Schaufeln nachdenklich auf. Der eine lachte und deutete mit dem Kopf zur Hütte. „Ein Dummer, ein Dummer!" Seine faltige, mit weißen Stoppeln besäte Wange wackelte. Sie spuckten sich alle drei in die Hände und machten sich wieder an die Arbeit.

Beim Läuten der Mittagsglocke auf dem Baugerüst liefen die Zigeunermädchen mit den Mörteltragen zur Hütte. Viele waren dürr mit schwangeren abstehenden Bäuchen. Ihre braunen Füße, an denen sich die große Zehe wie ein Daumen abbog, klatschten auf dem Lehmboden. Die Alte trat ihnen entgegen und schwatzte etwas, worüber sie lachten. Dann betrachteten sie den Schlafenden. Er lag ausgestreckt und hatte Tücher über das Haupt gebunden, lange Leinenstreifen über die entblößte Brust gewickelt. Die Mädchen fragten auch, ob er in den Händen der Gendarmen gewesen sei. Die Alte machte eine wegwerfende Bewegung, murmelte und feixte, schrie plötzlich vor Lachen, wand sich hin und her und schlug den Mädchen auf den Leib. Dann fand sie ihre Würde, als fast der ganze Trupp herangelaufen war, und hockte nieder. Die anderen standen herum. Nein, sie sagte nichts. Einer schlug ihr mit der Fußspitze an den Schenkel. Sie keifte zurück. Mit ihren schwarzen Augen, die in

den braunen Falten wie Mäuse saßen, blitzte sie den Kreis an und begann ohne weitere Aufforderung, vom Lachen immer wieder überflutet, zu erzählen, was sie dem Jungen entlockt hatte. Zuletzt sagte sie: „Der Bauer hat ihn ein wenig geprügelt — das wird wieder gut — ej, eine gute ungarische Magd auf der Landstraße." Sie schwieg wie vor übergroßem Glück und fingerte schläfrig ein Stück Brot aus dem Sack.

(Fortsetzung folgt)

Der Pflug

Gedicht in Prosa von Emil Isac

Und nimmer kommt er zurück.

Irina betrachtete den Acker und seufzte: niemand wird ihn bestellen.

Der Pflug rostet im Schuppen, die Ochsen wurden fortgeführt, der Acker ist hart und von Unkraut überwuchert.

Und Irina fleht zu Maria: hilf Mutter Gottes, meine Kinder verhungern! Re liegt weit weg von hier und kommt nimmer zurück, der Krieg hat auch ihn gepflückt, gleich wie einen roten Apfel vom Baume — seine kräftige Arme können mir nicht mehr helfen.

Sogleich befiehlt die Mutter Gottes den Engeln, Irinas Acker zu pflügen. Und es steigt vom Himmel die Engelschar herab und beackert von Abend bis Früh das Feld.

Und als Irina morgens in den Schuppen schaut, da schreit sie voll Glück auf: der Pflug ist zu Gold geworden und der üppige schwarze Acker von Furchen durchzogen.

Und Irina durchgellt mit ihrem Schreien das Dorf: kommt, schauet das Wunder. Die Engel haben mit einem goldenen Pflug das Feld meines Mannes beackert.

Und die Bäuerinnen betrachten mit tränenfeuchten Augen Irina, ihre hungrigen Kinder, den rostigen Pflug und den steinharten Acker.

Und Irina preist singend die Mutter Gottes.

(Aus dem Rumänischen)

Albert Trentini

Von Curt Kohlmann

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" Dieses altbiblische schwere Wort darf unbedenklich über das sehnsuchtsheiße Werben Trentinis um die Erkenntnis der ewigen Wahrheit gesetzt werden, über den zähen Kampf um den rechten Dienst für Gott.

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!"

Jeder seiner zahlreichen Aufsätze, von denen eine beachtenswerte Reihe im Kunstwart erschienen ist, jeder seiner Romane, jedes seiner Gedichte, jede seiner Novellen ringt um diese kostbare Palme höchster geistiger Vertiefung und bringt ihn von Werk zu Werk dem glühend erstrebten Ziele näher.

Die mächtigen Berge seiner südtiroler Heimat mögen wuchtend den drohenden Ernst von Trentinis Lebensarbeit mitbestimmt haben. Die gewaltige Größe der Natur, die die Jahre seiner Kindheit umzirkte, spricht aus jeder Seite seiner Bücher, aus vielen Äußerungen seiner Helden.

In Bozen, das heute unter dem faschistischen Zugriffe stöhnt, kam er zur Welt, besuchte dort das Gymnasium und studierte dann in München, Berlin, Wien und Innsbruck Jura, um sich 1901 den Doktorhut zu erwerben. Er trat in den österreichischen Verwaltungsdienst ein, den er erst 1925 als Sektionschef quittierte. Den Weltkrieg machte er an einflußreicher Stelle im österreichisch-ungarischen Armeekommando mit, und, wiesen schon seine früher veröffentlichten Werke einen oft schmerzhaft grüblerischen Ernst auf, so waren es vornehmlich die Eindrücke der Kriegsjahre, die ihm die Feder zu quälendem, sich ständig erneut aufstachelndem Gottsuchen in die Hand drückten. Daß Trentini solchermaßen niemals für die sogenannte breite Masse geschrieben hat, kann nicht wundernehmen. Er wendet sich vielmehr an eine auserwählte Gemeinde der Ritter vom Geiste und der religiösen Verinnerlichung, die sich freilich dafür aus allen Gauen deutscher Zunge, ja ganz Europas rekrutiert und fortwährend im Wachsen ist. Mit durstigen Zügen schlürft sie aus seinen Büchern Trost und Linde für Bitternis und Leid dieser Welt, schüttelt die ganze Verzweiflung über die Not unserer Tage ab und greift gläubigen Herzens nach der neuen Botschaft, die der Dichter hellseherisch verkündet. Dabei ist er weit entfernt, ein gotterfüllter Prophet zu sein, dem die himmlischen Gesichte

gnadenvoll die Zunge lösen, so daß er leicht kampflos empfangene Erleuchtung den aufhorchenden Menschen predigen könnte. — Er muß zäh mit sich selbst und seinen Zweifeln fechten, ehe er den dornigen Pfad mit rosengeschmückten Hecken sieht. Das erweisen klärlich seine geistvollen Aufsätze im Kunstwart über den Staat, die Politik, die Ehe, die Religion. Faschismus und Bolschewismus, Monarchie und Demokratie, Individualismus und Kollektivismus, Atheismus und Gottgläubigkeit werden darin einer sorgsam sichtenden Prüfung unterzogen, und man lächelt fröhlich, legt man die Hefte aus der Hand, in der Gewißheit, dem Sinne des Daseins auf die Spur gekommen zu sein — ein Gewinn so kostbarer Schönheit, so unfaßbarer Größe, daß man fast geblendet ob solch hellem Lichte die Augen schließt und zagend das Haupt senkt vor der Bürde solch unerhörten Ergründens.

Schon seine Jugendwerke: Der große Frühling, Der Sieg der Jungfrau, Candita und Der letzte Sommer atmen diesen reinen Geist. Hier ist es die ewig rätselhafte Liebe zwischen Mann und Weib, die aus den Fesseln des Egoismus zur jauchzenden Hingabe an einen zweiten Menschen reißt und dadurch Gott urplötzlich so stark erleben läßt, wie die es nie empfinden können, denen dies himmlische Feuer nicht das Herz verbrannte. „Der große Frühling" insbesonders ist eine einzig klingende Hymne flammender Leidenschaft, die, dem Wandel der Jahreszeiten nachschwingend, im südlichen Lenzestaumel erblüht, im Sommer wächst, im Herbste reift und in nordischen Bergen winterlich zergeht.

Dann aber erbrachten die Kriegsjahre so schreckenvolle Erlebnisse, daß der erschütterte Dichter sich selbst in seinen zukunftsträchtigen Romanen „Unser Geist" und „Deutsche Braut" von drückendem Banne zu erlösen mühte. Vorausahnend schildert er in letzterem die leidvolle Passion der südtiroler Deutschen, ihren Jahrhunderte währenden Kampf gegen das Welschtum und läßt, trotzdem zur Stunde die Not zu höchst gestiegen ist, die scheue Blume der Hoffnung sprießen, daß einmal doch auch für diese Fechter die Sonne der Befreiung leuchten wird, sei es zu wildem Streit, sei es zu friedvoller Verständigung der beiden Kulturen, der deutschen und der italienischen.

Und dann überglühte den Dichter die wundervolle Vision, die ihn zu seinen Romanen: Goethe, Die Geburt des Lebens, Der Webstuhl, seiner gedankenbefrachteten Tragödie: Paradies und seinem Epos: Flucht ins Dunkle inspirierte. Die Tragödie Paradies, welche mit erstaunlicher Kraft des Wortes die Geschichte von dem Momente ab

plastisch formt, da Gottes Gedanken sich in Adam verkörpert sehen wollten bis zu der Stunde, wo Adam zwiefältig wieder am Ende der Menschheitstage in Gott zurückfließt, ist ein ragendes Werk echten Künstlertums und ergreift schon bei stillem Lesen in heimlicher Stube. Die Bühnenwirkung muß gewaltig sein und hoch über die wallenden Nebel der trüben Umwelt in reinere Sphären heben. Das Epos: Flucht ins Dunkle ist inhaltlich wie in der Bemeisterung der Form von duftender Zartheit und überzeugender Eindrucksamkeit, der Auftakt zu Trentinis religiöser Lehre von der Vernichtung und Verneinung und führt geradlinig zu seinem neuen Romane: Der Webstuhl. Da gewinnen zwei mitten in praktischen Berufen stehende Menschen, Mann und Frau, die unter der Fron ihrer Arbeit bitter leiden, in einer seligen Stunde unabhängig von einander die beglückende Klarheit, daß in schlichter Pflichterfüllung sich Gott auf dieser Erde offenbart, daß Tier und Pflanze dem Menschen engverwandte Brüder sind, daß nichts mehr zu Boden drückt als schmählicher Egoismus, nichts mehr erhebt als Dienst in Gott und für Gott. Der Gotterleuchtete soll die aus dem Staube aufraffen, die lau, banal und neutral sinnlos durchs Leben schleichen, soll die kalten armseligen Materialisten aus ihrer Erdgebundenheit losreißen und zu Idealisten adeln. Wie nur ist es möglich, daß sich die Menschen immer wieder bloß mit einem Bruchteil des Universums (der Erde) zufrieden geben, wenn sich ihnen doch das Ganze (der Geist) erschließen möchte, wenn Gott selbst in ihnen sich auswirken, sich ausleben will? Schauen der ganzen Welt und ihres Gottes und Dienen mit der ganzen Welt für diesen Gott, lehrt uns Trentini. Die Zeit schreit nach dem Sinn des Lebens. Sie wird aber, so predigt begeistert der Dichter keinen anderen Sinn als den Gesuchten erkennen, wie den, der auch weiterhin wohl das Individuum bejaht, aber freilich nur dann bejaht, wenn es die Pflicht zu universalem Dienst an der ganzen Welt und an deren Gott als seine Richtschnur anerkennt.

Überall sind Geister am Werke, neue ewige Werte zu ergrübeln, Graf Keyserling, Walter von Molo, die Inder Krishnamurti und Tagore und viele, viele andere. Nennt man die Besten aber, so darf man den Namen Albert Trentini nicht vergessen.

Philosophie, Kultur und Nation

Von Dr. Alfred Meiter

I.

Unter dem Titel „Kultur und Nation" ist von Br. Bauch eine Schrift* erschienen, die unser Interesse verdient. Nicht bloß darum, weil das Thema heute aktuell ist, über das leider viel mehr bloß aus Meinungen heraus geredet und geschrieben als scharf gedacht wird. Wesentlich ist uns hier vielmehr der Umstand, daß dieses Problem ein Philosoph, u. zw. gerade Br. Bauch behandelt. Ein Blick auf das bisherige philosophische Werk des Philosophen — soweit ein solcher Blick möglich ist — wird uns sicherlich den wünschenswerten Dienst leisten zu tieferem Verstehen des Verhältnisses des Problems von Kultur und Nation. Auch scheint uns die Behauptung, die wir aufstellten, daß es von besonderer Bedeutung wäre, zu sehen, wie gerade von Br. Bauch das Problem gelöst wird, erst durch eine kurze Herausstellung der Grundgedanken im Gesamtwerk des Philosophen ihre Berechtigung erfahren zu sollen.

Wollen wir das philosophische Werk von Br. Bauch von Grund aus verstehen, so können wir uns einige systemgeschichtliche Erörterungen nicht ersparen. In seinen ersten Werken, vornehmlich in „Immanuel Kant", hat sich Br. Bauch mit der Darstellung des Kantischen Systems befaßt und den Nachweis erbracht, daß Kants bedeutendstes Werk, aus dem Kant erst richtig zu verstehen ist, die „Kritik der Urteilskraft" ist. Dieser Nachweis läßt sich in aller Kürze wie folgt wiedergeben. Kant hatte in der „Kritik der reinen Vernunft" die Kategorie als die Gegenständliches bedingende Gesetzlichkeit aufgewiesen, die zugleich auch unsre Erkenntnis des Gegenstandes ermöglicht und dieser Wert und objektive Gültigkeit verleiht. Es blieb aber hier in der Vorstellung von einem Ding an sich, das aus dem Bereich möglicher Erkenntnis wie ihrer Bedingungen herausfallen sollte, sowie auch im Auseinanderreißen von Anschauungs- und Denkgesetzlichkeit ein logisch ungelöster Rest, den Kant erst in der „Kritik der Urteilskraft" durch Herausarbeiten der Idee als konstitutiven Prinzips überwunden hat. Aber auch schon in der „Kritik der reinen Vernunft" war mit der Forderung Kants, die Welt müsse als

* Bruno Bauch: „Kultur und Nation". Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin, Heft 1250. 1929.

aus einer Idee entsprungen gedacht werden, das Problem, auf das es letzten Endes ankommt, präzis erfaßt. In diesem Gedanken des Entsprungenseins der Welt aus einer Idee als Einheitsgesetzlichkeit nämlich ist die Gliederung in der Welt mit Notwendigkeit gesetzt und damit die Entwicklung des Weltgeschehens nach der Idee. Die konstitutive oder gestaltende Bedeutung der Idee in Kants „Kritik der Urteilskraft" ist uns seit Br. Bauchs Arbeit über Kant zum geläufigen Gedanken geworden, und es berührt sonderbar, wenn man hört, daß es auch heute noch Leute gibt, die Kant einen Formalismus vorwerfen. Schon die Tatsache, daß die großen Nachfolger Kants, Fichte und Hegel, aus diesem Gedanken der Idee bei Kant zum Ansatz eigenen philosophischen Gestaltens schöpfen, sollte uns zu denken geben. Fichte schreibt mit einer Klarheit der Gedankenführung und mit eindringlich scharfer Sprachgestaltung, die wohl ihresgleichen sucht und in seinem System finden wir diesen Kantischen Gedanken einer durch die Idee bedingten Welt konsequent durchgeführt, so daß der dogmatische Rest eines Dinges an sich gänzlich verschwindet. Bei Fichte finden wir auch, wie Hegel sagt, den Anfang einer Dialektik, in der dann Hegel selber die Selbstdarstellung der Idee zu fassen sucht. Hegel kommt aber zu Folgerungen, die ihn verführen, das logische Glied der Idee, den Begriff, als konkret zu fassen, gleichsam also zum Schluß, als wäre die bestimmende Gesetzlichkeit selber ein Konkretes.

Die Begriffslehre ist nun seit Hegel bis zu Br. Bauch ungelöst geblieben, und damit schwand nach Hegel das richtige Verständnis für die konstitutive Bedeutung der Idee. Was die Logik nach Hegel unter einem Begriff verstand, ist ein sogenanntes abstraktes Gebilde geblieben, über dessen Umfang und Inhalt man viel gestritten hat. Aus der Logik aber war, um mit Hegel zu reden, das Wesentliche, der Logos, der Begriff verschwunden. Erst Br. Bauch hat den Begriff wieder in die Philosophie eingeführt und in ihm das gestaltende Prinzip des Gegenständlichen erkannt. Inzwischen aber hatte die neueste Ontologie versucht, an die Stelle des abstrakten formalen Gebildes ein Sein zu setzen, das, als Prinzip gefaßt, dazu dienen sollte, das Wirkliche begreiflich zu machen. Schon im Ansatz jedoch griff diese Ontologie ins Leere, weil sie im Ding an sich das zu sehen wünschte, woran sie sich in der Flucht der Erscheinungen anklammern könnte. Das Ding an sich, diese nach Hegel nichtige Vorstellung, wurde ihr zum Sein, über dessen Außerungsweise sie

phänomenologisch einiges auszuwirken sich bemühte. Aber sie blieb durchaus in Aporien stecken und hat nur den Sinn gehabt, darauf aufmerksam zu machen, daß ein formaler abstrakter Begriff ein Unding ist, eine bloße scholastische Spielerei.

Fassen wir nunmehr die philosophisch wesentliche Bedeutung des ersten großen systematischen Werkes von Br. Bauch, wie sie uns in „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit" begegnet, in ihrem systemgeschichtlichen Gehalt, so können wir sie kurz so kennzeichnen, daß hier Br. Bauch zum erstenmal in der Geschichte der Philosophie die Struktur des Begriffs aufgedeckt hat und damit für die Gliederung der Wirklichkeit das gestaltende Prinzip im transzendentalen Begriff und in der menschlichen Totalität der Begriffe, in der Idee, aufzeigen konnte. In seinem Werke über „Die Idee" hat Br. Bauch diese Methode, die Dialektik heißt, begründet. Ihr Wesen besteht darin, daß die Notwendigkeit im wirklichen Prozeß der Welt als aus beziehungsgesetzlicher Bestimmung folgend erkannt und auf die Totalität der Bedingungen und Bestimmungen, auf die Idee, bezogen werde. Die Forderung Goethes, zu begreifen, „das alles Tatsächliche schon Theorie" sei, erfährt erst durch die Begriffslehre von Br. Bauch und die Darstellung der Idee als der unendlichen Totalität der Begriffe in der Dialektik ihre Erfüllung. Erst auf Grund dieser Dialektik wird das Werden der Welt begreiflich. Das natürliche Geschehen einer Natur, die nicht als starres absolutes Sein gefaßt wird, gestaltet sich kontinuierlich durch ein bedingendes Werden zu einer Wirklichkeit, die, in steiger Angrenzung an natürliches Geschehen, in diesem entsteht und die Wirklichkeit der Kultur heißt. Wäre die Natur etwas Absolutes, wie der dogmatische Naturalismus meinte, so könnte in ihr Kultur nicht entstehen. Kultur ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß die Wirklichkeit als Ganzes durchdrungen werde von notwendiger Gesetzlichkeit, die als solche selber nicht bloß naturhaft wirklich ist, weil alles naturhaft Wirkliche ihres als eines Grundes zum Wirklichsein bedarf. Das heißt nun nichts anderes, als daß die mögliche Ganzheit alles Wirklichen sich nur im unendlichen Werden erfüllen kann, also als Ganzheit niemals bloß naturhaft wirklich sein kann, so wenig die Welt als Ganzheit jemals fertig ist. Nur in einer Welt, die ein unendliches Werden ist, kann in der Naturwirklichkeit ein höheres Leben werden, in dem in einem mit der Zeit nicht vergehendem Sein und Bestand ge-

wirkt wird. Kultur ist dieses Gewirkte, sofern in ihm die Idee Ursprung zu notwendigem Wirken war.

Was aber Kultur wirken soll, daß muß als bedingt erkannt werden, um empfänglich zu sein für die Bestimmung der Idee. Die Veranlagung, die Fähigkeit zum Kulturschaffen muß also dem Menschen angeboren sein, was aber nicht heißen soll, als wäre ihm die Kultur angeboren. In seinem Wesen liegt seine Bestimmung zum Kulturschaffen. Dies bedeutet aber, daß sein Wesen durch die Idee gesetzt und zu ihr bezogen ist im Werden. Wesensentfaltung ist Entfaltung zur Kultur gemäß der bestimmenden Bedeutung der Idee. Wie alles Wirkliche, so ist auch das Wesen nicht ein starr Seiendes. Aber nur durch Ideenbestimmung ist sein Wirken ein notwendiges Kulturschaffen und sein Wirklichsein zugleich Verbesonderung. Die Individualität ist Produkt der Gliederung zur Mannigfaltigkeit im unendlichen Werden und als Werdende allein erfüllt sie ihr Gesetz. Das Wesen hat das Maß in ihm selbst als sein zu Erfüllendes in seinem Werden. Die Möglichkeit eines Kulturschaffens ist somit nicht Beziehungslosigkeit des naturverhafteten Menschen. Die Möglichkeit ist diese Beziehung selbst und Kultur das, was diese Beziehung zur Idee wirklich erfüllt. Natur und Kultur sind gegensätzliche Setzungen einer ursprünglichen Einheit. Die wirkliche Verbindung beider ist darum ständig sich erneuernde Aufgabe, die immer nur im Werk gelöst wird. Die ursprünglich logische Einheit aber ermöglicht erst die wirkliche Vereinigung im Werk. Es gilt zu erkennen, daß die Idee zeitloser Ursprung von Natur und Kultur zugleich ist. Sie sind Glieder einer Einheit, die sie im Werden zu gegensätzlicher Entfaltung bringt. Nur aus dem einheitlichen Ursprung aber läßt sich die Entwicklung verstehn. Eine Negation ist nicht schöpferisch und vermag die Tatsächlichkeit des Schöpferischen nicht begreiflich zu machen. Eine Dialektik kann darum im Sinne von Br. Bauch niemals Negations- sondern immer nur Limitationsdialektik sein.

II.

Nun wird verständlich, warum Br. Bauch in seiner Schrift über „Kultur und Nation" vom Begriffspaar Natur-Kultur ausgeht und die Nation im Sinne von Goethe als einen in natürlichem Gewordensein bedingten natürlichen Zusammenhang der „Mitgeborenen" faßt. Diese natürliche Bindung des Mitgeborenseins ist schon die Folge einer

Entwicklung, in der diese Gliederung tatsächlich geworden ist, die jedoch erst mit der Staatengründung zu geschichtlicher Wirksamkeit sich entfaltet. Aber schon vor dieser charakterisiert die Nation, außer rein biologischen Merkmalen auch schon eine Beziehung zum Werthaften, einer Kultur durch die Sprache der Nation. Wenn die Wissenschaft, wie Br. Bauch sich auszudrücken pflegt, Tatsachen zu Argumenten machen darf, und Tatsachen auf Grund der Möglichkeit einer durch objektive Ordnung bedingten Welt erforschen kann, so darf dies natürlich nicht so verstanden werden, als ob im Erforschen von Tatsachen die mögliche Ganzheit der Wissenschaft sich erschöpfte. Die Philosophie erforscht nicht bloß Tatsachen und doch ist sie Wissenschaft. Es leuchtet gewiß auch dem in philosophischen Fragestellungen Unbewanderten ein, daß es über die Tatsachen hinaus ein Gebiet der Bedeutungen gibt und wir fragen überall nach den Bedeutungen, wo wir philosophisch fragen. Diese Fragestellung setzt aber voraus, daß die Tatsachen selbst in Beziehung zu Bedeutungen gesetzt sind und die Bedeutung, die Br. Bauch als Gültigkeit bestimmt, durch objektive Ordnungsgesetzlichkeit folgende Aufgabe eines zum Erkennen bestimmten Wesens ist. Im richtigen Erkennen liegt Gültigkeit, gemäß einer die Erkenntnis ermöglichenden objektiven Ordnungsbestimmung, die nach Br. Bauch Geltung hat. Das heißt nun nichts anderes, als daß die Tatsache in Geltungsbeziehungen steht und darum allein zu wissenschaftlichem Argument taugt, weil sie subjektiver Willkür enthoben ist.

Es ist also klar, daß wir in der Sprache der Mitgeborenen, der Nation, ein Argument haben, auf Grund dessen erkannt werden kann, wie sich das Bedingtsein zu natürlicher Zusammengehörigkeit im werdenden Prozeß zur Bestimmung ergänzt. Die Beziehung zur Idee ist aber Voraussetzung dieser Einsicht, wie sie Voraussetzung ist einer durch die Sprache zur Kulturbestimmung geweckten natürlichen Blutsgemeinschaft. Aber es ist auch klar, daß es von der Veranlagung einer Nation abhängig ist, wieweit sie sich zur Freiheit ihrer Kulturbestimmung hinaufgezüchtet hat. Denn Kulturschaffen setzt diese Selbstzucht des Einzelnen wie der Nation voraus. Durch sie erst entwickelt sich zu dem Kultur tragenden Lebensrhythmus das alles Kulturschaffen regelnde Maß, in dem die Notwendigkeit einer Bestimmung der Seele jeweiliger Ansatz zum Gestalten wird. Die Seele des Einzelnen wie einer Nation muß sich rein erhalten für die Empfängnis dieser Bestimmung. Die Selbstzucht ist das Zeichen der

zur Tat bereiten Bestimmung; das Werk, die Kultur, ist die in Erfüllung übergegangene Bestimmung.

Br. Bauch verweist nun in unsrer Schrift auf die nationale Bedingtheit aller Kulturgebiete und zeigt mit konkreten Beispielen, wie diese nationale Bedingtheit der Kultur zu verstehen und wie sie nicht zu verstehen ist. „Unabhängig von der Nation ist . . . die Kultur in ihrer allgemeinen Geltung, . . . national bedingt ist die Kultur in ihrer Entstehung, in dem konkreten Kulturwirken und Kulturschaffen, also als geschichtlicher Prozeß." Aus diesem dialektischen Bezogensein gewinnt auch, wie Br. Bauch zeigt, der Begriff der Menschheit erst seine volle Bedeutung. „Von internationalen Kulturbeziehungen der ‚Menschheit' zu sprechen wäre sinnlos, ohne dabei immer schon die Nationen als Beziehungsglieder, zwischen denen doch allein die Beziehungen bestehen könnten, vorauszusetzen". Nun wird uns auch verständlich, warum wir am Anfang unsrer Erörterungen das Bedeutsame dieser Behandlung des Problems des Verhältnisses von Kultur und Nation darin erblicken konnten, daß sie uns Br. Bauch gegeben hat. Denn erst auf Grund einer Charakterisierung seiner Begriffs- und Ideenlehre leuchtet uns ein, wie es zu verstehen ist, wenn Br. Bauch die Nation selbst als „eine Einheitsbeziehung von Natur und Kultur" erfaßt. Dieses dialektische Verhältnis, das ist nun ebenso klar wie verständlich, fordert aber seine Erfüllung im wirklichen Kulturschaffen durch die Nation, darum ist die Nation „natürliche Wirklichkeit und Forderung oder Aufgabe zugleich". Erst in ihrer Kultur erkennen wir folglich den Wert einer Nation, ihre wahre Unsterblichkeit im geschichtlichen Prozeß. Wie Kultur aus dem „Mutterboden der Nationen" entsteht, so ist sie als Kultur, d. h. als Ausdruck notwendiger Wertbestimmung der Nation in ihrem Bedeutungs- und Sinngehalt übernational, und so ermöglicht erst „die Übernationalität der Kultur dem Sinne nach auch die Internationalität der Kultur." Wir könnten also sagen, daß wahre internationale Beziehungen erst bestehen könnten, wenn alle Nationen Kultur hätten. Es ist aber die Tragik einer Kulturnation, daß der Lebensneid kulturloser Gebilde ihre überragende Bedeutung nicht ertragen kann. So groß der Haß der Unbildung auf die Bildung ist, so groß ist auch der aus dem Lebensneid geborene Haß der, um mit Nietzsche zu reden, „Schlechtweggekommenen", d. h. der zur Zuchtlosigkeit entarteten Gebilde auf eine wahre Kulturnation.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich denn auch die Notwendigkeit einer nationalen Bindung im Staat, der aber selber ein Kulturgut sein muß, um wahrhafter Staat zu sein. Der Staat ist also wörtlich gefaßt ein Gut der Kultur, der Kultur und Staate aufbauenden Nation. In Staaten, wo mehrere Nationen den Staat bilden, ist demnach selbstverständliche Voraussetzung des Kulturschaffens und des Staates als Kulturgutes, daß die Nationen sich frei zu ihrer Kultur entfalten können und die Staatsmacht diese Freiheit rechtlich ermöglicht, unterstützt und gerecht erfüllt. Ich denke hier an die Frage der nationalen Minderheiten, eine Frage, die sich erst philosophisch wahrhaft begründen läßt. Es wird nun als Konsequenz unsrer Erörterungen wenigstens einleuchten, daß alles, was über das Problem des Verhältnisses von Kultur und Nation geschrieben und geredet wird, sofern es einer philosophischen Kritik nicht standhält, nichts ist als ein grundloses Geschwätz. Wir sind dem Philosophen Br. Bauch dankbar, daß er uns gezeigt hat, wie erst aus dem Prinzip der Idee eine Kulturphilosophie sich begründen läßt.

Abendlicht

Von Alfred Margul-Sperber

[redacted]

Kultur und Wirtschaft

Von Misch Orend

Daß wir eine Kulturerschütterung erleben, ist sattsam bekannt, daß wir nun auch eine Wirtschaftserschütterung über uns ergehen lassen müssen, ist ebenso bekannt, daß aber beide in ursächlichem Zusammenhang stehen, leuchtet zunächst nicht jedem ein, weil man beide zugleich und unter demselben Gesichtswinkel zu sehen nicht gewohnt ist.

Kultur hat ein Einzelmensch, wenn er sein Fühlen, Wissen und Handeln in Einklang gebracht hat, wenn er sie bei sich selber ausgewogen hat, so daß keines der drei überwiegt oder gar fehlt. Die Kultur der Einzelmenschen ist nur dem Umfang nach verschieden, nicht dem Wesen nach. Kultur kann daher auch der letzte Dienstknecht haben.

Die Kultur des Einzelmenschen wird jedoch nur in der Gemeinschaft sichtbar, im Abmessen an kulturlosen Menschen. Überwiegt nun in einer Gemeinschaft der Mensch mit Kultur, so ergibt sich notgedrungen durch den Ausgleich und durch die Anpassung aneinander eine Gemeinsamkeit, die sich im gemeinsamen Wollen äußert, das zum gemeinsamen Handeln führt.

Schließen sich verschiedene Gemeinschaften gleicher Art zusammen, in denen der Mensch mit Kultur die Richtung angibt, so bilden sie zusammen ein Kulturvolk.

Die Kulturerschütterung setzt also beim Einzelmenschen und — da jeder Mensch mit Kultur einer Gemeinschaft verhaftet ist — bei der Gemeinschaft ein. Der Gleichklang von Fühlen, Wissen und Handeln ist gestört, eine oder zwei dieser drei Wesenheiten sind übermächtig geworden.

Überwiegt das Fühlen, so entsteht eine Schwärmerei, die ins Uferlose führt, weil das Wissen, der Verstand nicht hemmend eingreifen kann, weil er eben fehlt. Überwiegt das Wissen und fehlt das Fühlen, so wird jede Gemeinschaft gesprengt, denn das Fühlen bedingt ein Einfühlen in den Gemeinschaftsgenossen, ein Mitfühlen, ein Erfühlen der Gegebenheiten bis zu den Urkräften alles Daseins.

Heute leben wir noch in einer Zeit, in der das vom Wissen bestimmte Handeln maßgebend ist. Das Wissen schaltet jede Ehrfurcht aus. Fürchten und Ehren aber gründen sich auf das Fühlen. Aus Dankbarkeit ehrt man, gibt man sich hin, verschwendet man sich. Das Wissen schaltet die selbstlose Hingabe aus. Furcht erzeugt das

Erfühlen der Urgewalten und der Urkräfte, von denen man umgeben ist und von denen man abhängt. Ebenso fehlt das Erstaunen. Aber schon die Griechen wußten, daß das Erstaunen die Liebe zur Weisheit gebiert. Demnach fehlt uns der religiöse und philosophische Mensch, der Mensch, der Ehrfurcht fühlt und der in Erstaunen vor dem Allgeschehen gerät.

Was ist die Folge hievon? Wissen und Handeln erzeugt den Wirtschaftsmenschen oder politischen Menschen, am ehesten noch den Wirtschaftspolitiker. Sein Verstand sagt ihm, daß der Zweck des Lebens der sei, Wirtschaftsgüter zu sammeln, um Macht zu erreichen; durch Wissen gewinnt er Macht. Sein Verstand sagt ihm, die Macht dazu zu gebrauchen, um neue Wirtschaftsgüter zu sammeln und wieder umgekehrt.

Hier aber beginnt der Schwindel, der Leerlauf, denn aus diesem Zirkeltanz gibt es keinen Ausweg. Die Wirtschaft erzeugt blindlings Güter, das Geld vermittelt sie und steckt den Gewinn ein, um ihn gleich wieder für die Erzeugung von Wirtschaftsgütern flüssig zu machen. Wozu nun aber dieser Hexentanz ums goldene Kalb?

Diesen Tanz hat auch die Kirche mitgemacht, denn die Überschätzung der Vernunft (Rationalismus, Moralismus) ist derselben Art entsprungen. Und dagegen lehnt sich unser Bauer auf, weil er sich im Innern gegen das Mitmachen dieses Zirkeltanzes und Leerlaufes wehrt, weil er sich nach Ehrfurcht und Erstaunen sehnt. Wer aber begreift das heute? Daher die unüberbrückbare Kluft.

Das Wirtschaften hat jeden Zweck verloren. Da aber das Wirtschaften mit dem Leben so eng verbunden ist, hat auch das Leben jeden Zweck verloren, denn man will mittels der Wirtschaft nicht höhere Dinge hinstellen, die über die eigene Zeit hinausragen uud lebendige Zeugen bleiben für künftige Geschlechter. Der Wirtschaftsmensch sagt, daß alles Unsinn ist, was nicht einem wirtschaftlichen Zweck dient. Daher ist die Kunst ein Ding, mit dem der Wirtschaftsmensch nichts anzufangen weiß, es sei denn als Wirtschaftsgut.

Aber in der Kunst allein werden Werte geschaffen, die unveränderlich bestehen. Die Kunst entspricht nicht dem Wissen, sondern dem Fühlen. Der kulturlose Wirtschaftsmensch, der heute die Politik, also die Macht in den Händen hat, muß aus dieser Stellung beseitigt werden, weil er seiner Art nach unfähig ist, schöpferisch zu handeln,

denn ihm fehlt die erste Wesenheit des Kulturmenschen, das Fühlen und Erfühlen.

Am kulturlosen Wirtschaftspolitiker leidet die Gemeinschaft, die mit allen Überredungskünsten und mit allen Gewalten in diesen Zirkeltanz ums goldene Kalb hereingedrängt worden ist. Die Wirtschaft aber hat keinen Zweck, sondern bietet Mittel für überzeitliche Zwecke.

Wozu leben wir? Um Socken oder Hosenriemen herzustellen und zu verbrauchen? Um in den Banken das Geld anzuhäufen, um damit wieder Socken und Hosenriemen herstellen zu lassen? Und alle die, die uns das einreden, sind unsere Führer? — Nein, der kulturlose Mensch kann auf die Dauer nicht Führer sein, sondern höchstens ein Tyrann. Tyrannen aber wurden immer noch gestürzt. Über dem Wirtschaftsführer steht der Gestalter, auch der Volksgestalter. Auch ein Volk muß eine überzeitliche Aufgabe erfüllen.

Unsere Aufgabe ist es, abermals wie in frühern Jahrhunderten Menschen mit Kultur an die Spitze zu stellen. Zur Kultur aber gelangt man nicht durch die Wirtschaft, sondern allein durch die Kunst, sie allein ist zeitlos und aus dem Erleben gewachsen und gehört zum Leben, wie Essen und Trinken. — Die Wirtschaft muß wieder das werden, was sie immer war, Dienerin für höhere Zwecke, denn nochmals: sie selber hat keinen Zweck! Der Wirtschaftspolitiker muß wieder das werden, was er immer war, Diener für den, der überzeitliche Werte schafft. Ein Volk führen aber kann nur einer, der sich selber zur Vollkommenheit, mithin zur eigenen Kultur, geführt hat, und das ist: sein Fühlen, Wissen und Handeln in Einklang gebracht hat.

Nächtlicher Gang

Von Michael Wolff-Windau

Über die Felder blumenbestickt
bin ich des nachts gegangen,
habe mir taufeuchte Blüten gepflückt,
dem strahlenden Vollmond ins Auge geblickt,
und Wundergebete zu Gott geschickt!

Mit Nachtwind umstürmten Wangen
dem Tag entgegen. Die Grillen sangen
im Raum, und der Sternenbogen
deckte die schlummernden Ährenwogen.

Die Tagung sächsischer Männer am 7. Juni 1931

Von Heinrich Zillich

Es ist in dieser Zeitschrift (im März) schon von der nötigen Schwergewichtsverlegung unserer politischen Taktik die Rede gewesen. Es wurde dort darauf hingewiesen, daß nach zwölf Jahren eines verlustreichen Verteidigungskampfes, den vornehmlich unsere Abgeordneten in Bukarest führten, sich das gültig bestimmende Zentrum unseres Volkes aus der Gedankenwelt und der Vertreterschaft der bisher geübten defensiven Politik zurückgezogen hat und damit die Bedeutung der Geistesrichtung, die die innere Stärkung unserer Gemeinschaft will, gestiegen ist. Bei dieser verdichtet sich heute die Abwehr- und Aufbaukraft unseres Volkes. „Auf sie strömt die bestimmende Substanz unserer immanenten Geschichte über. Wann dieser innere Umschwung die ganze äußere Organisation durchsetzt, ist nebensächlich" angesichts dessen, daß die geistige Ablösung, der Übergang der ideellen Führung tatsächlich schon stattgefunden hat.

Seit Monaten planten einige Männer, die dem „Klingsor" nahestehen, eine Zusammenkunft unabhängiger Männer aller sächsischen Siedlungsgebiete in Siebenbürgen, um nicht bloß in Wort und Beratung, sondern auch in Beschlüssen der überall als notwendig empfundenen geistigen Umstellung die Wege ins praktische Leben zu ebnen. Wir suchten vorher die Verbindung mit bestimmten, schon organisierten Gruppen unseres Volkes, um die Front der Männer, die diesen Gedanken zugänglich sind, breit und wirksam zu machen. Uns schwebte vor, über die vielen Gegensätze lokaler und kleinlicher Art, die überall bis tief in die Kreise der Jugend bestehen, die wesentlichen Aufgaben der Zukunft programmatisch festzulegen.

Die Tagung war ursprünglich für den Pfingsttag im Mai geplant. Der Sturz der rumänischen Regierung und die Parlamentswahlen verschoben den Zeitpunkt, weil wir durch die Bekanntgabe unserer Forderungen in keiner Weise eine Beeinträchtigung der sächsischen Wahldisziplin bewirken wollten. Durch die staatlichen Ereignisse aber verschob sich auch teilweise die Zwecksetzung der Tagung. Auf Grund des sächsischen Volksprogrammes fällt die Vollmachtsdauer des deutschsächsischen Volksrates und der Kreisausschüsse mit der der gesetzgebenden Körperschaften zusammen. Der Volksrat war also verpflichtet, die Neuwahlen der sächsischen Körperschaften auszuschreiben. Er unter-

ließ es, wobei er sich auf einen von ihm selbst erbrachten Beschluß stützte, der das allein vom Sachsentag abänderbare Volksprogramm in dieser einen Frage außer Kraft setzte. Gleichgültig, ob dieser Beschluß auf den Wunsch einiger Kreisausschüsse gefaßt wurde oder nicht, mußten wir uns, solange wir an dem tieferen Grundsatz festhalten, daß sächsisches Wesen mit der Idee des Rechtes steht und fällt — dafür einsetzten, daß kein Volksrat einen solchen Beschluß fassen kann ohne dieses Recht selbst sinnlos zu machen. Als erschwerend mußte noch der Umstand gelten, daß eine Körperschaft damit ihre eigene Zusammensetzung über die festgesetzte Zeit hinaus beeinflußte. Abgesehen von dieser juristischen Lage erhoben bestimmte politische Vorgänge der letzten Zeit die Erneuerung zur Pflicht. Deshalb setzten wir als wesentlichen Punkt die Forderung auf unverzügliche Neuwahlen der sächsischen Körperschaften auf die Tagesordnung der Versammlung. Auch hier vermieden wir eine gefährliche Beunruhigung der Massen dadurch, daß wir die Durchführung der Wahlen den nach Recht und Gesetz eigentlich gar nicht mehr bestehenden Körperschaften übertragen wollten.

Die Einladung, die an 160 Männer versandt wurde, hatte folgenden Wortlaut:

> Volksgenosse! Die Lage unseres Volkes erfordert, daß unabhängige Männer sich in den nationalen Fragen zu geeignetem, zielbewußtem Vorgehen entschließen. Wir laden deshalb auch Sie zu einer Versammlung ein, die am 7. Juni l. J. in Hermannstadt stattfinden und nach Klärung der Tagesfragen zu gemeinsamem Handeln führen soll. Die Tagung, die geschlossenen Charakter hat, beginnt am 7. Juni 9 Uhr vormittags im Saale des Hermannstädter Musikvereins, Kleine Erde 2. Programm: Eröffnung durch den Vorsitzenden Alfred Pomarius. Referate:
> Die Neuwahlen unserer politischen Vertretungskörper (Waldemar Gust);
> Unsere Aufbauarbeit (Heinrich Zillich);
> Wirtschaften aus eigener Kraft (Otto Fritz Tickeli)
> Die Agrarreform und der Weg nach Genf (Erwin Wittstock).
>
> Wir bitten Sie auch im Namen der übrigen Anreger, unbedingt zu erscheinen. Alfred Pomarius, Karl Römer, Waldemar Gust, Heinrich Zillich, Fritz Buertmes, Fritz Fabritius, Otto Fritz Tickeli, Erwin Wittstock.

Über die Tagung liegt ein gedruckter Bericht vor, der alle Einzelheiten der Debatte, alle Entschließungen und Beschlüsse enthält. Wenn ich es unternehme, den Geist der Versammlung wiederzugeben, so kann es nur ein persönlicher Eindruck sein, den ich schildere, weil ich innerlich tief von der Notwendigkeit der Veranstaltung überzeugt bin. Aber es sei mir erlaubt, aus einer dankbaren und freudigen

Empfindung, die die unvergeßliche Versammlung in vielen hinterließ, das Eine herauszustellen: Es war nach unzähligen öden, verquälten, unterdrückten Jahren unseres sächsischen Lebens ein Ausbruch der heißen Liebe zum eigenen Volksboden, ein stürmendes Drängen gegen alle faulen Verschanzungen, in denen wir dahinleben. Es war das Bewußtsein, daß die Kräfte, die sich hier regten, in noch viel größerer Zahl unbeachtet und zurückgezwungen in unserer Gemeinschaft stehen und daß dann, wenn sie einmal führend werden und die schwere ihnen selbst gestellte Aufgabe der Treue gegen ihr Bekenntnis vom 7. Juni erfüllen, die trüben Ahnungen, die uns oft beschlichen, vor einer besseren geistigen, seelischen und tatsächlichen Zukunft weichen müssen.

Nach sehr reger und lebendiger Aussprache wurde am Schlusse des Vortrages „Unsere Aufbauarbeit", der infolge einer Änderung der Tagesordnung als erster gehalten wurde, folgende programmatische Entschließung einstimmig angenommen:

> Nach der Angliederung Siebenbürgens an Rumänien lag das Schwergewicht der sächsischen Politik 12 Jahre lang in der Abwehr der auf unseren Volksbestand gerichteten Angriffe der rumänischen Regierungen. Wir sind uns dessen bewußt, daß diese Verteidigungsstellung wesentlich bedingt war durch die umstürzende Neugestaltung der Verhältnisse, und wollen darum gewisse Erfolge unserer bisherigen politischen Haltung nicht ableugnen. Noch viel weniger aber wollen wir die Augen davor verschließen, daß die Verluste bei weitem größer waren und daß unser Volk mit seinem äußeren und inneren Sein am Rande des Verderbens steht. Darum erachten wir es als unsere Pflicht, die Fehler und Gefahrenquellen dieser Politik zu nennen und Wege aufzuzeigen, die uns den Wiederaufstieg unseres Volkes gewährleisten.
>
> Die wirtschaftliche Sicherheit unserer Schule und Kirche ist besonders durch die Agrarreform aufs äußerste gefährdet, ihre Autonomie wesentlich eingeschränkt und stark durchlöchert, unser gemeinschaftliches Nationalvermögen widerrechtlich enteignet, unsere staatsrechtliche Stellung als Minderheitenvolk ungeregelt. Schwerer als dies alles aber wiegt, daß unser Volk in den 12 Jahren der Verteidigungspolitik in seinen lebendigen Kräften weithin ungestützt blieb und darum heute, wo es durch die Wirtschaftskrise einer schweren Belastung ausgesetzt ist, die notwendige innere Widerstandskraft jeder gesunden nationalen Gemeinschaft nicht mehr entsprechend aufbringt. Es fühlt sich besonders in seinen breiten Schichten verlassen, durch bestimmte Wirtschaftskreise, die in mancher Hinsicht mit der politischen Führerschaft zusammenfallen, bedrückt, es ist unzufrieden oder seinem eigenen Schicksal gegenüber stumpf und teilnahmslos. Man hat versäumt, seine Grundkräfte genügend in Bewegung zu setzen, man hat versäumt, die soziale Neugestaltung, die auch bei uns im Werden ist, rechtzeitg zu beachten, und die sich aufdrängende soziale Frage einer schöpferischen Lösung zuzuführen.

Man hat weiter versäumt, die heranwachsenden Kräfte für den Volksdienst wirksam zu machen und ihren neuen Geist zu verwerten. Dafür bot sich uns das Schauspiel von überalteten Körperschaften, von Parteiwesen, Führergezänk und Günstlingswirtschaft, wir erlebten zaghafte und aussichtslose Versuche zur wirtschaftlichen Gesundung unserer Kirche und Schule und überdies noch die Jammerstimmung und das klägliche Geschrei über unsere Notlage.

Es ist nicht wahr, daß wir verloren sind! Es ist nicht wahr, daß uns der Untergang sicher bevorsteht! Wohl aber ist es wahr, daß wir ihm nicht entgehen, wenn die in den letzten 12 Jahren geübte Ausschaltung der lebendigen Kräfte noch weiter fortgesetzt wird. Das Schwergewicht unserer Volkstätigkeit und unserer Volkserhaltung muß in die Mitte des Volkes selbst verlegt werden. Wir müssen uns mit eigenen Kräften zu helfen versuchen. Wir müssen Möglichkeiten zum Aufstieg freimachen, indem wir durch eine sofortige gründliche Auffrischung unserer Körperschaften dem Geist, der weithin in unserem Volke arbeitswillig vorhanden ist, Raum schaffen.

Was uns nottut, ist der äußere und innere Aufbau unseres Volkes, eine ausgreifende, uns nicht nur bewahrende Volkspolitik gegenüber dem Staat, aber auch die bejahende Mitarbeit am Staatsganzen und die Erneuerung unserer sittlichen, religiösen und nationalen Kräfte.

Ein vierfaches Aufbauprogramm ergibt sich aus diesen Zielen:

1. Ein neues volksorganisatorisches Programm an Stelle des teilweise veralteten Volksprogrammes ist notwendig, das unter Vermeidung der klar erkannten Mängel der Gegenwart die Organisation mit neuem Leben durchpulsen hilft, die Verantwortlichkeit und die Vereinbarkeit von Nebenämtern mit dem Hauptamt der Führer, sowie die Möglichkeit, sie zur Verantwortung zu ziehen, in klarer Weise regelt, zur teilweisen Entlastung der Parlamentarier von tausend kleinen Angelegenheiten eine Volkskanzlei schafft, die jedem offen steht, und durch die Einführung der unmittelbaren Neuwahl eines Teils des Volksrates dessen Überalterung verhindert. Ein Sachsentag soll dies Werk zur sächsischen Verfassung ausbauen und damit zugleich die Grundlage bieten zur Erneuerung des Verbandes der Deutschen in Großrumänien.

2. Ein volkspolitisches Programm soll es der zukünftigen Führerschaft zur Pflicht machen, einen entschlossenen Angriffskampf zur Wiederherstellung unserer Kirchen- und Schulautonomie, zur Sicherung des nach staatlichem Gesetz nnd zwischenstaatlichem Recht uns zustehenden Erhaltungsbeitrages für Kirche und Schule, zur Wiedergewinnung des Nationalvermögens und zur Schaffung des Minderheitengesetzes zu führen. Es soll auf die lebendige Verbindung von Volk und Führer dringen, das heißt auch die Wahlen der politischen Führer in zentrale und lokale Körperschaften sollen der Ausdruck eines lebendigen und persönlichen Vertrauensverhältnisses sein, es soll der politischen Erziehung der Jugend und der sozialen Frage Beachtung schenken, unsere Presse von Geldmächten und politischen Kliquen befreien und schließlich kulturelle Ziele aufzeigen, die den Bedürfnissen unseres Volkes gerecht werden und unsere Theater, Büchereien und sonstigen Kulturanstalten beleben.

3. Ein Kirchenaufbauprogramm aber muß die Verfassung der Kirche, die das Eindringen neuer Kräfte in die bestimmenden Körperschaften, besonders in das Landeskonsistorium, heute erschwert, durch eine Änderung des Wahlrechtes ermöglichen. In stärkerem Maße als bisher soll in der Vermögensverwaltung der Kirche wirtschaftliches Können bestimmen, um die Budgetkrise aus eigener Kraft zu lösen. Gleichzeitig aber wollen wir, daß die religiöse Aufgabe der Kirche wieder ganz in den Mittelpunkt der Pfarrerarbeit rücke und so dem heute für viele Sachsen inhaltlosen Körper der gültige Geist wiedergeschenkt werde. Im Zusammenhange damit fordern wir den Kampf nach außen für volle Selbständigkeit und Geistesfreiheit in unserer Schule und Kirche und den Kampf nach innen für eine sittliche Gesundung unseres Volks- und Familienlebens. Stärker als bisher muß das Gefühl der Verantwortung für die persönliche Lebensführung, besonders auch der Führer in unserem Volk lebendig sein, stärker auch der Wille zu Opfer und Entsagung, sowie die Kraft zu wagen, zu leisten und zu leiden.

4. Ein Wirtschaftsprogramm schließlich muß neben der zwiefachen Organisation unseres Volkes als Kirchen- und als politische Gemeinschaft die dritte Zusammenfassung geben: als Wirtschaftsgemeinschaft, als Verband aller wirtschaftenden Sachsen. Voraussetzung dazu ist, daß wir auch unsere Arbeiter dafür gewinnen, indem wir uns für ihre sozialen Forderungen einsetzen. Wir brauchen Arbeitnehmerverbände, wir brauchen eine planmäßige Gewerbeförderung, eine Neu- und Umsiedlung und ein Kreditwesen, das nicht Selbstzweck ist, sondern im Dienste unseres Volkes steht, besonders auch im Hinblick auf unser Bauerntum. Für unsere Volksgenossen sehen wir als notwendige Richtlinien an, keine Schulden zu machen und alle verfügbaren Mittel für Ziele zu sparen, die als Grundlagen des äußeren Lebens unerläßlich sind.

In diesen vier Programmen, deren Einzelheiten hier nicht näher umrissen werden sollen, liegt für unser Volk der Weg zu neuer Kraft.

Im tiefsten Grunde ist unsere Not eine geistig-sittliche. Wir bannen sie nicht, wenn wir nicht durchgreifen, an die Schäden Hand anlegen, wo sie sind, das Gute nehmen, wo wir es finden, und es pflanzen, wo es gedeiht.

Wir verpflichten uns ohne Rücksicht auf persönliche Belange, Feind zu sein jedem kleinlichen, nutzsüchtigen Geist und jedem Strebertum in unserer Mitte, dagegen Freund und Helfer allen denen, die durch die Tat den Weg beschreiten, dessen Ziele die Erstarkung und Gesundung unseres Volkes sind.

Nach dem von Dr. Waldemar Gust gehaltenen Referat wurde die folgende Forderung angenommen, von 126 Männern unterschrieben und zwei Tage später dem Volksratspräsidenten überreicht:

„Die am 7. Juni 1931 aus allen sächsischen Siedlungsgebieten in Hermannstadt versammelten Volksgenossen sind der Überzeugung, daß die Gestaltung der politischen Verhältnisse in unserm Lande und die Lösung brennender sächsischer Volksfragen die unverzügliche Erneuerung unserer politischen Körperschaften erfordern. Diese inneren Gründe machen es uns zur völkischen Pflicht über den bisher geduldeten Volksratbeschluß, daß die Kreisausschüsse nur alle drei Jahre, somit erst mit Ablauf dieses Jahres neu zu wählen

seien, hinweg auf die mit der Kraft eines Gesetzes bindenden Bestimmungen unseres sächsischen Volksprogrammes zurückzugreifen.

Da nun auf Grund von Art. 21 und 26 des sächsischen Volksprogrammes die Vollmachtsdauer des bisherigen Volksrates und der Kreisausschüsse infolge Auflösung der gesetzgebenden Körperschaften des Landes abgelaufen ist, verlangen wir, daß ihre Neuwahl noch im Laufe des Monates Juni durchgeführt werde. Wir betonen, daß wir mit dieser Forderung darum erst nach den Parlamentswahlen hervortreten, weil wir die Geschlossenheit unseres politischen Handelns und unsere Wahlkraft nicht gefährden wollten.

Sollte bis zum 20. Juni der Zeitpunkt der Neuwahl der Kreisausschüsse nicht bekanntgegeben sein, behalten wir uns zur Erreichung unserer Forderung volle Handlungsfreiheit vor.

Der Vortrag von Dr. Otto Fritz Jickeli gipfelte in folgenden Schlußsätzen:

„Unsere Wirtschaft muß auf die eigene Kraft gestellt werden. Niemand kann uns helfen, wenn wir uns selbst nicht helfen. Statt Schulden auf uns zu häufen oder gar betteln zu gehen, müssen wir in unseren Haushalten, in unseren öffentlichen Anstalten und in der Landeskirche den Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben finden, wobei die Wiederaufnahme der ehrenamtlichen Arbeit uns das Wirtschaften erleichtern wird. Über diese Beschränkung hinausgehend, müssen wir aber durch vernünftiges Zielsparen unseren Lebensraum sichern und erweitern. Kredite dürfen wir nur im Rahmen der Tilgbarkeit durch die eigene Arbeitskraft in Anspruch nehmen."

Der Vortrag von Erwin Wittstock behandelte unter großer Zustimmung die Fragen, die er im Mai-Juniheft dieser Zeitschrift darstellte; er bewies überdies, mit welcher nationalen Oberflächlichkeit der Kampf gegen die Enteignung unseres Nationalvermögens besonders von der Presse in den Jahren 1923 und 1924 geführt wurde. Nach dem Vortrag wurde die folgende Entschließung einstimmig beschlossen:

„Die Versammlung nimmt mit großem Beifall zur Kenntnis, daß sich die sächsischen Parlamentarier in ihren Programmreden (vor den Parlamentswahlen) mit großer Einmütigkeit für die Wiedergutmachung der Ungesetzlichkeiten und Ungerechtigkeiten bei Durchführung der Agrarreform und für die Überprüfung der Enteignung des Besitzes der sächsischen Nationsuniversität einzusetzen verheißen haben und daß sie die Verhandlungen mit der neuen Regierung zu diesem Zwecke mit aller Entschiedenheit aufnehmen wollen, für jenen Fall aber, wo diese den sächsischen Ansprüchen nicht gerecht wird, eine Völkerbundsbeschwerde in Betracht ziehen. Ohne die Frage der bisherigen Unterlassungen und Versäumnisse aufwerfen zu wollen, hält sie es für ihre Pflicht, mit allem Nachdruck zu betonen, daß die diesbezügliche Aktion erst mit gehöriger Vorbereitung begonnen werde, damit sie schlagkräftig unterbaut zum Ziele führe. Deshalb mahnt sie dringend, daß die Sammlung und Verarbeitung des Materials sofort beginne und richtet an alle Kreis-

ausschußobmänner das dringende Ansuchen, nach Neuwahl der Kreisausschüsse etwaiges, schon vorliegendes Material ihren Nachfolgern sofort zu übergeben."

Das aktuellste Ergebnis der Versammlung ist die Aufforderung an den Volksrat, bis zum 20. Juni den Zeitpunkt der Neuwahlen, die für den Monat Juni gefordert werden, bekanntzugeben. Der Volksrat erfüllte dieses „Ultimatum" mit zweitägiger Verspätung, die wir schmunzelnd buchen, am 22. Juni durch einen Antwortbeschluß, der dem Vorsitzenden der Versammlung vom 7. Juni wie folgt mitgeteilt wurde:

Der Deutsch-sächsische Volksrat für Siebenbürgen hat in seiner am 22. Juni 1931 in Hermannstadt abgehaltenen Sitzung die von Herrn Alfred Pomarius im Namen der am 7. Juni d. J. in Hermannstadt stattgefundenen Tagung sächsischer Volksgenossen dem Volksrat vorgelegte Eingabe eingehend beraten und folgende Beschlüsse gefaßt:

„Der Deutsch-sächsische Volksrat für Siebenbürgen steht unverändert auf dem Standpunkt, daß die am 18. November 1922 getroffene grundsätzliche Entscheidung über die Vollmachtsdauer der Vertretungskörper unserer Volksorganisation dem Geist des Volksprogrammes in jeder Hinsicht entspricht und vor allem der seinerzeit von den weitesten Kreisen unserer Bevölkerung geäußerten Forderung nach unabhängiger Festlegung der Mandatsdauer unserer Vertretungskörper voll Rechnung trägt. Es ist übrigens am 18. November 1922 beschlußmäßig ausgesprochen worden, die vom Volksrat getroffene grundsätzliche Entscheidung dem nächsten Sachsentag zur nachträglichen Genehmigung vorzulegen. Damit haben auch die formalen Erfordernisse ausreichende Berücksichtigung gefunden. Gleichzeitig stellt der Deutsch-sächsische Volksrat für Siebenbürgen nach genauer Prüfung des Tatbestandes und der Rechtsfrage fest, daß der Zeitpunkt für die Konstituierung des Volksrates richtiger Weise für den November d. J. festzusetzen ist. Infolgedessen sind die Termine für die Neuwahl der Ortsausschüsse entsprechend vorzuverlegen. Im Sinne dieser grundsätzlichen Feststellungen ist einmütig beschlossen worden, die Neuwahl der Ortsausschüsse und Kreisausschüsse in der Zeit vom 1. September bis Oktober 1931 vorzunehmen. Die Konstituierung des neugewählten Volksrates aber wird in der Zeit vom 1.—10. November stattfinden.

Wenn durch diese Beschlüsse des Volksrates der Stundpunkt der grundsätzlichen Entscheidung vom 18. November 1922 über die Neuwahl der Körperschaften unserer Volksorganisation auch streng gewahrt wird, glaubt der Deutsch-sächsische Volksrat für Siebenbürgen durch seine Stellungnahme praktisch doch auch den von der Tagung sächsischer Volksgenossen erhobenen Wünschen entsprechend Rechnung getragen zu haben.

Der Volksrat lehnt ultimativ gehaltene Forderungen von Volksgenossen an unsere oberste politische Körperschaft mit Entschiedenheit ab. Unsere oberste politische Körperschaft hat selbstverständlich die Pflicht, alle berechtigten Wünsche und Forderungen größerer Kreise von Volksgenossen ernstlich in Erwägung zu ziehen. Sie ist aber gleichzeitig verpflichtet, die Würde und die Autorität des Volksrates im Interesse der Gesamtheit mit aller Bestimmtheit zu wahren.

Der Volksrat ist der Überzeugung, daß auch die Teilnehmer an der Tagung vom 7. Juni diese grundsätzliche Auffassung teilen."

Dieser Beschluß ist juristisch unhaltbar. Die „grundsätzliche" Entschließung vom 18. November 1922, durch die mit Punkt 21 und 26 des Volksprogrammes die Vollmachtsdauer der Körperschaften von dem dazu nicht befugten Volksrat abgeändert wurde, ist widerrechtlich, weil der Begriff „der von den weitesten Kreisen geäußerten Forderung" 1. im Volksprogramm nicht enthalten ist, 2. niemals klar angewendet werden kann (welches ist das Ausmaß der „weitesten Kreise"?), 3. den Volksrat dem Terror der Massen ohne statutenmäßige Beschränkung ausliefern müßte. Zum Vierten aber widerspricht die grundsätzliche Entscheidung vom 18. November 1922 — der Begriff „grundsätzliche" Entscheidung existiert auch nicht — dem „Geist" des Volksprogrammes, da der Sinn der Punkte 21 und 26 darin besteht, von den neugewählten sächsischen Körperschaften die Kandidierungen für Senat und Parlament durchführen zu lassen. Und schließlich ist die Absicht des Volksrates, seinen Beschluß vom 18. November 1922 durch eine nachträgliche Genehmigung durch den nächsten Sachsentag zu rechtfertigen, formal unhaltbar, da ein solches Verfahren im Volksprogramm nicht vorgesehen ist und daher dessen Punkte zwingendes Recht darstellen.

Die formalen Erfordernisse hat also der Volksrat weder am 18. November 1922, noch am 22. Juni 1931 berücksichtigt. Da er als „Oberste politische Körperschaft" das Volksprogramm besonders peinlich zu wahren beauftragt ist, hat jeder Volksgenosse das Recht und die Pflicht — gerade im Interesse der Gesamtheit und der Würde und der Autorität des Volksrates — diesen auch ultimativ zur Einhaltung des Volksprogrammes anzuhalten. Es war bisher der schwerste Vorwurf, den man gegen einen Sachsen erhob, daß er sich vom Boden des Volksprogrammes entfernt habe. In jedem solchen Falle wurde der Schuldige von unseren Körperschaften gnadenlos verfolgt. Dieser berechtigte Standpunkt darf von niemand verletzt werden.

Der Volksrat hat am 22. Juni wohl seinen Beschluß vom 18. November 1922 „streng gewahrt", aber ein Gefühl für die rechtliche Unhaltbarkeit seiner Haltung ergibt sich aus den „praktischen" Zugeständnissen. Er äußert dies selbst, indem er davon spricht, *den erhobenen Wünschen durch die Vorverlegung der Neuwahlen „entsprechend Rechnung getragen zu haben"*. Indessen ist seine Erklärung für die Vorverlegung nicht stichhältig, denn in „richtiger

Weise" müßte, wenn die formal unhaltbare Mandatsdauer überhaupt Geltung hätte, die Neukonstituierung des Volksrates nicht im November d. J., sondern im Januar 1932 stattfinden, da der heute sich noch im Amte betätigende Volksrat sein Mandat im Januar 1929 auszuüben begann. Die Vorverlegung der Neuwahlen stellt also tatsächlich eine grundsätzliche — hier ist dies Wort am Platze — eine grundsätzliche Anerkennung unserer Forderungen in vollem Umfange dar, wenn man auch den Wahltermin, den wir für Juni verlangten, aus menschlich begreiflichen Gründen nicht erfüllen wollte. Damit aber gestand uns der Volksrat zu, daß er seine Mandatsdauer überschritten hat.

Das Recht ist auf der Seite der denkwürdigen Tagung vom 7. Juni und ihrer vielen Freunde im Schoße des Volkes, die nicht bloß aus rechtlichen Gründen eine Auffrischung der Körperschaften wünschen, sondern um einen neuen Geist zu neuen Taten wirksam werden zu lassen. Über die weitere Entwicklung dieser Auseinandersetzung wird noch zu berichten sein.

Rundschau

Einigkeit der Deutschen Parlamentspartei. Die Rede des Vorsitzenden der Deutschen Parlamentspartei Abg. Dr. H. O. Roth zur Thronrede am 26. Juni und eine kurz vorher erlassene Erklärung der Partei sind wichtige Ereignisse. Wie unsere Leser aus dem Februarheft wissen („Der Fall Rudolf Brandsch"), sind gegen Brandsch im Anschluß an einen von ihm verfaßten, höchst unglücklichen Aufsatz viele diesen Anlaß weit übertreibende Angriffe gerichtet worden, wobei sogar von ungarischer Seite geführte unsachliche Anwürfe benützt wurden, um den Streit zu schüren. Die Aktion bewirkte so ziemlich das Gegenteil dessen, was mit ihr erstrebt wurde: sie stärkte nämlich in den Massen des Volkes an vielen Orten die Sympathien für Brandsch.

Als Brandsch dann Unterstaatssekretär für Minderheiten wurde, verlagerten sich die Gewichte noch mehr. Obgleich die ersten offiziellen Stimmen zur Errichtung des wichtigen Amtes matt klangen — die Stimmung des Volkes verlangte eine Klärung und den Frieden innerhalb der Führerschaft. In eindeutigen Entschließungen bei den Parlamentswahlen ist dies manchem Abgeordnetenkandidaten durch seine Wähler klar gemacht worden.

Die Erklärung der Deutschen Parlamentspartei zieht nun die Folgerung aus dieser Lage und stellt offiziell die Eintracht her. Sie spricht Brandsch in seinem neuen Amte einstimmig Vertrauen aus und sagt ihm entschiedenste Unterstützung zu. Gleichzeitig wird mit Bedauern festgestellt, daß der Unterstaatssekretär von verschiedenen Seiten, besonders aber durch einige Presseorgane vielfachen Angriffen ausgesetzt ist.

Diese Angriffe weist die Partei entschieden zurück und betont, daß sie geschlossen hinter Brandsch steht. Sie erwartet, daß auch die Presse den Unterstaatssekretär im Hinblick auf die Wichtigkeit seines Amtes unterstütze.

Die Punkte dieser Erklärung finden sich auch in der Antwort auf die Thronrede. Damit ist der auch in der Versammlung vom 7. Juni zum Ausdruck gelangte Wunsch erfüllt worden, unsere Führer — bei weitester kritischer Freiheit ihren Handlungen gegenüber — vor hetzerischen und unbegründeten Angriffen fremder Nationen unbedingt zu schützen. Durch die lang geforderte Einigung in der Parlamentspartei wird besonders nach der noch bevorstehenden Auffrischung der Körperschaften der Weg frei gemacht worden sein, die Aufgaben anzupacken, die einer Lösung harren. Es ist erfreulich, daß Roth unter den Aufgaben, die wir als Forderungen an den Staat richten, auch solche nennt, die in den offiziellen Kundgebungen der letzten Zeit fehlten, von anderen Kräften unseres Volkes aber vertreten wurden, so z. B. die Wiedergutmachung der Ungerechtigkeit der Agrarreform und die Überprüfung der Enteignung der Sächsischen Nationsuniversität.* Heinrich Zillich

Kuncz Aladár gestorben. Die erste Verbindung zwischen dem sächsischen und dem ungarischen Schrifttum Siebenbürgens wurde durch Vermittlung von Áprily Lajos und Otto Folberth vor mehreren Jahren in einer Zusammenkunft in Nagyenyed aufgenommen. Damals lagen wir in der Sommersonne auf dem Bauch in den Wiesen des reformierten Kirchengrundes hoch über dem Flachland und verstanden uns in kurzer Zeit in Rede und Gegenrede, in Lachen, Wort und Frage. Seither festigten sich die Beziehungen, die im wesentlichen durch die beiden Zeitschriften „Erdélyi Helikon" und „Klingsor" gepflegt wurden. Es kam zu dem Vortragsabend der Sachsen in Klausenburg, zu dem der Ungarn in Kronstadt. Es kam zu den unvergeßlichen Begegnungen in Schloß Marosvécs. Es kam zu literarischer Zusammenarbeit und vielfältigem geistigen Austausch. Damals aber wie auch später bei allen Zusammenkünften war einer dabei, ein heiterer, jugendlicher Mensch, der dann später der Hauptschriftleiter des „Erdélyi Helikon" wurde, mit dem man gut lachen konnte, von dem aber andere immer wieder erzählten, daß er in französischen Kasematten während des Krieges als Zivilgefangener Furchtbares erlitten hat. Dieser Kuncz Aladár, der als junges Bürschchen schon zum Redaktionsstab des „Nyugad" gehörte und den die Franzosen 1914 nach Noirmoutier, dann auf irgend eine Insel verschleppt hatten, konnte dieses Kriegserlebnis niemals loswerden. In diesem Winter versuchte er den tragischen Einbruch des Schicksals in sein Leben in einem Roman — „Das schwarze Kloster" (Fekete Kolostor) — zu gestalten. Die Arbeit wuchs ihm unter der Hand zu seinem Meisterwerk. Knapp vor dessen Abschluß spürte Kuncz, daß seine Kräfte unbegreiflich und geheimnisvoll nachzulassen begannen, obgleich er erst 45 Jahre zählte. Mit wahrer Verzweiflung brachte er es fertig, den Roman abzuschließen und schon am nächsten Tag, dem 15. März 1931 erfaßte ihn ein Fieber, das kein Arzt erklären konnte und daß ihn in den letzten Junitagen in Budapest dahinraffte. Wie Kacsó Sándor in einem ungarischen Blatte erzählt, ist dieser Tod nur zu verstehen als letztes Opfer der französischen Kasematten. Wenig Tage vor seinem Ende erfuhr Kuncz, daß sein Roman ins Deutsche und Englische übersetzt sei.

* Siehe: „Entschließung" auf Seite 270 dieser Nummer und den Aufsatz von Erwin Wittstock im Mai-Juniheft.

Was die ungarische Literatur mit diesem Mann verliert, werden Berufenere feststellen. Sein letztes Werk wird auch im deutschen Schrifttum seinen gültigen Platz erhalten. Wir Sachsen verlieren in Kuncz Aladár einen guten und bewährten Freund.

Volksdisziplin. Mit keinem Worte wird im siebenbürgisch-sächsischen Volksleben die Angst vor der offenen Verantwortung, vor der freien Vertretung der eigenen Meinung und die Scheu vor der Auseinandersetzung so gerne zugedeckt wie mit der Forderung der Volksdisziplin. Daß wir Disziplin zu wahren haben, wo nur der gemeinsame Einsatz des ganzen Volkes einen politischen Erfolg verbürgt, ist eine Selbstverständlichkeit, die uns in Blut und Knochen geimpft ist seit Jahrhunderten. Daß wir aber auch dort Disziplin verlangen, wo bloß eine unbequeme Gegenmeinung, die vielleicht das Rechte vertritt, sich äußert, ist ein Zeichen für die Starrheit und Unfrische unserer Verhältnisse. Dem ganzen Volke ist die Angst vor dem Vorwurf der Disziplinlosigkeit so stark in die Glieder gefahren, daß es heute die Disziplin lieber heimlich als offen bricht. Längst gewohnt, über sein eigenes Geschick nur selten befragt zu werden, in dem Bewußtsein der Unzufriedenheit bleibt es dennoch so stark sächsisch, nach außen lieber kein Zeichen seiner Unzufriedenheit zu geben, sie aber in aller Heimlichkeit zu beweisen. Die letzten Parlamentswahlen haben uns eine peinliche Lehre darüber erteilt. In Hermannstadt wählten mehr als 2000 Männer sozialistisch. Darunter waren mehrere Hundert Sachsen. In Kronstadt stellten die Nachbarschaften fest, daß die Wahlbeteiligung der sächsischen Jugend geringer war als die der älteren Jahrgänge. Und in Schäßburg wählte eine Anzahl von Bauern („Groß-Kokler Bote" Nr. 2738) eine rumänische Liste, die ihnen Befreiung von der Zinsknechtschaft versprach.

Disziplinsbruch? Gewiß! Aber warum?

Wir haben in dieser Zeitschrift mehrmals ausgeführt, daß die Jugend politisch nicht geschult, zu spät in den Volksdienst gestellt, in die Vertretungskörper eingereiht wird. Sie ist deshalb teilnahmslos geworden. Und es ist die Jugend, die Zukunft! Wir haben es hier ausgesprochen, daß sich unsere Bauern verlassen fühlen. Wir wiesen darauf hin, daß die soziale Frage bei uns eine Beachtung finden muß, daß wir Arbeitnehmerverbände, eine sächsische Gewerkschaft brauchen.

Jugend, Bauern und Arbeiter — der Schoß, der Boden des Volkes. Heimlich und hinterrücks entweichen sie unserem Volksverband. Will man auch dieses Anzeichen nicht verstehen!

Heinrich Zillich

„Zum Problem des Weltfriedens." Eine ausführliche Erwiderung auf Dr. W. Seiwerths Ausführungen unter obigem Titel im Mai-Juniheft dieser Zeitschrift ist mir wegen „Raummangel" leider verwehrt und so muß ich mich kurz fassen.

Wenn wir Menschen lediglich Tiere wären, würden die „ewigen Gesetze geschichtlichen Werdens" im wesentlichen durch den Selbsterhaltungs- und den Fortpflanzungstrieb bestimmt sein. Aber auch dann entspräche diesen Gesetzen nicht nur der Drang zu herrschen und auszubeuten, sondern ebenso das Streben, sich der Auswirkung solchen Dranges aus allen Kräften zu widersetzen. — Nun hat uns aber der Schöpfer — abgesehen vom „göttlichen" Funken — auch mit der Anlage zur Bildung und Entfaltung der Vernunft bedacht. Daher wird mit fortschreitender Entwicklung der Anteil der Vernunft am geschichtlichen Werden immer größer und gerade das, was wir „Fortschritt" heißen, besteht darin, daß neben jenen beiden Grundtrieben auch die Vernunft

immer mehr zur Geltung kommt. — Wenn also z. B. erkannt wird, daß Vorherrschaftskriege — zumal in Europa! — Irrsinn sind, da sie niemals dauernden Erfolg bringen, sondern im Grunde nur Not, Zerstörung und Auflösung bedeuten (siehe Aprilheft dieser Zeitschrift: „Der Weg", Seite 140, erster Absatz) und wenn daher zwischenvölkische Einrichtungen angestrebt werden, die solche Kriege ausschließen, so entbehrt dieses Streben nicht „der Beziehung zu den ewigen Gesetzen geschichtlichen Werdens", sondern steht höchstens im Widerspruch zu den materiellen oder geistigen Interessen (verrannte Ideologie) einer kurzsichtigen oder skrupellosen Minderheit jedes Volkes. Gerade Kapitalismus und moderne Kriegsmaschinen haben die Wahrscheinlichkeit, daß durch den Krieg der Wertvollste obenauf bleibe, sehr gering gemacht. (Siehe auch letzten Weltkrieg.) — Und warum gehen denn die Kanonen z. B. der Schweiz nicht so leicht los als sonstwo?

*

Es genügt nicht festzustellen, daß uns „die Blickeinstellung auf die höhere Wirklichkeit" fehlt und daß es uns erst dann besser gehen wird, wenn wir „gewillt" sind. unsere „geistigen und seelischen Lebensgrundlagen fundamental zu ändern." Diese Botschaft ist alt und wir hören sie schon lange von unsern Kanzeln, aber leider hängt solch fundamentale Änderung nicht einfach von unserm Willen ab. Es ist hier nicht der Platz, diese ganze Frage aufzurollen und so sei nur auf eines hingewiesen:

Die unumschränkte Geldherrschaft, welche durch die geltende Währung ermöglicht ist und die Tatsache, daß Grund und Boden sich in Privatbesitz befinden, haben zur furchtbaren Folge, daß alle Arbeitenden nicht nur fast um die Hälfte ihres Arbeitsertrages gebracht werden, sondern — in sogenannten Krisenzeiten — oft genug ihr Brot überhaupt verlieren. Die Arbeit hat den Geld- und den Bodenzins (Grundrente) aufzubringen, welches die Hauptformen des arbeitslosen Einkommens sind. Kann sie das nicht leisten, so ziehen sich Geld und Boden von ihr zurück (Krisen), gleichgültig, ob sie hiedurch verhungert. (Märchen von der Überproduktion). Die falsche Währung ermöglicht auch die oft ungeheuren Schiebergewinne. Nun können zwar die Massen der Arbeitenden diese Zusammenhänge nicht klar übersehen, doch fühlen sie es genau, daß sie das Opfer verbrecherischer Raubzüge und Ausbeutung sind. Und sie müssen erfahren, daß ihnen niemand hilft. Nicht die politische Führung und nicht das „organisierte Christentum"! (Almosen sind keine Hilfe). Und wahrhaftig, daß geistliche und weltliche Führer solch schamloser Ausbeutung Jahrzehnt um Jahrzehnt schweigend zusehen, ist Schande und Schmach — oder Unwissenheit?!

Wer mutig und ehrlich für eine Wirtschaftsform kämpft, die Geld- und Bodenzins- sowie Wuchergewinne ausschließt, tut auch für die „geistige Überwindung des modernen Individualismus, Rationalismus und Materialismus" mehr, als wenn er wiederholt ausruft: Besinnet Euch auf Euch selbst! (siehe Freiwirtschaftslehre).

*

Es ist sonderbar, daß jemand, der zur „tiefsten Selbstbesinnung der Völker" auf die „wahren übersinnlichen Kräfte und zur rücksichtslosen Revision unserer Maschinenzivilisation" aufruft, eben diesen Völkern einen irdischen Weg vorzeichnet, der nur bei geradezu wahnwitziger Steigerung der Maschinenzivilisation gegangen werden kann und durch Ströme von Blut, über Berge von Leichen, durch Trümmer und Verwüstung führen muß, ohne daß dabei die Erreichung des Zieles auch nur einiger-

maßen gesichert wäre. (Abgesehn von Frankreich, will, wie sich letzthin gezeigt, z. B. auch Italien — dem so idyllisch die Mittelmeermacht zugedacht ist — von einem deutschen Mitteleuropa nichts wissen.)

Auch das inbrünstigste Sehnen, der „göttliche Funke" möge sich nicht nur in vereinzelten, religiösen Naturen, sondern im Herzen ganzer Völker zu läuternder, heiligerer Glut entfachen, bleibt vergeblich, solange wir unser irdisches Dasein nicht von den größten Fehlern und Mängeln ehrlich und mutig befreien. — Dazu gehört aber vor allem, daß Gewalt nicht mehr vor Recht gehe.

In der Geschichte waren schon des öftern „Utopien" von gestern, Tatsachen von heute und Selbstverständlichkeiten von morgen. Heinrich Gottschling

Sprachbesinnung.

[redacted]

Carl H. Csallner

Neue Bücher und Schriften

Kin Ping Meh oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Meh und seinen sechs Frauen. Im Insel-Verlag, Leipzig, 1930. — Dieses Buch ist unzweifelhaft eine Bereicherung der Weltliteratur. Es ist einer der bedeutendsten chinesischen Romane, um 1100 verfaßt, und tritt in dieser dankenswerten Ausgabe, von Franz Kuhn meisterlich übersetzt, zum erstenmal aus dem chinesischen Kulturkreis heraus. Ein Roman, ganz groß angelegt, der auf eine Hauschronik zurückgeführt wird, ohne daß der Dichter bekannt wäre, der über fast 1000 Seiten ein breites, fesselndes Gemälde des alten China malt, wie es bunter, überzeugender und reicher kaum gedacht werden kann. Eine seltsame Welt ist es nun allerdings, die man da erlebt. Für unser sittliches Empfinden sind diese Männer und Frauen wenig imponierend, kindlich einfach konstruiert und kindisch grausam und oberflächlich. Der Stoff behandelt Glanzzeit und Verfall eines reichen Herrenhauses, dessen Besitzer ein Don Juan und Trinker mit vielen üblen und einigen komischen Zügen ist, ein Schieber seiner Zeit. Der Kranz der Frauen um ihn ist recht vielfältig, jede einzelne prägnant und scharf charakterisiert. Die Handlung führt durch die ganze chinesische Gesellschaft, vom Kanzlerpalast angefangen bis ins Obdachlosenasyl, sie schildert ein oder zwei Dutzend verschiedener Menschenschicksale. Daß in dieser Fülle nicht bloß eine Epoche lebendig wird, sondern sich auch das ewig Menschliche, oder sagen wir das ewig Menschliche chinesischer Prägung oft erschütternd verdichtet, macht das Buch so kostbar. Es ist stellenweise von einer erotischen und sexuellen Unbedenklichkeit in Wort und Handlung, die es für Backfische nicht eben geeignet macht, aber auch hierin äußert sich die unbestechliche Wahrheitsliebe des Autors, den wir unbekanntermeise zu den Großen rechnen müssen. Heinrich Zillich

Josef Hofbauer. Der Marsch ins Chaos. Verlag Dr. Hans Epstein, Wien. 1930. Ein Kriegsbuch der österreichischen Armee. Wer in dieser Armee diente, wird die Lektüre mit besonderer Anteilnahme beginnen, aber — die Enttäuschung ist groß. Hofbauer hat mit einer bewundernswerten Emsigkeit tausend kleine Episoden zusammengetragen und webt aus diesen in einer farblosen Sprache ein Elendsbild der österreichischen Armee zusammen, das falsch ist, weil die Blickeinstellung des Verfassers falsch ist. Er sieht mit den Augen des Wiener Spießbürgers, aus einer kleinen Lebensauffassung in die Katastrophe hinein: Der Krieg, aus dem Hinterhaus gesehen. Wer wollte leugnen, daß er auch so erlebt wurde und daß jedes Schicksal von vielen so erlebt wird — was sagt das aber gegen den Sinn des Schicksals aus? Es gibt sicherlich kein Buch, das die Minderwertigkeit eines bestimmten österreichischen Menschenschlages deutlicher charakterisierte. Heinrich Zillich

Vicki Baum, stud. chem. Helene Willfüer. Verlag Ullstein, Berlin. Dieser Roman einer deutschen Studentin kann als Gegenstück zu Fabians College-Girls genommen werden, wenn man davon absieht, daß die literarische Qualität Vicki Baums an das Niveau Fabians nicht heranreicht. Als Schilderung gibt dieses Buch ohne Zweifel viel Elemente aus dem Leben einer bestimmten deutschen Frauenschicht der Gegenwart, wenn auch das Schicksal und das Wesen der Helene Willfüer nicht in dem Maße als typisch für die deutsche Studentin gelten darf wie Fabians Gestalten. Immerhin wird man einen außerordentlichen Unterschied in der geistigen Gerichtetheit der studierenden Jugend Deutschlands und Amerikas im Vergleich beider Romane leicht feststellen können, wobei

das Plus auf deutscher Seite zentnerschwer liegt. Schade bloß, daß die Gestaltungskraft Vicki Baums nicht ausreicht, um den menschlich großen Vorwurf ihres Romanes auszuschöpfen. Der Schluß des Buches ist übrigens in manchen Teilen, besonders in der kindischen Entdeckungsgeschichte des Verjüngungsmittels, ein banales Zugeständnis an aktuelle Masseninteressen. Heinrich Zillich

Leo Greiner. Altdeutsche Novellen. Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig.

Unter den Arbeiten unseres zu früh verstorbenen Landsmanns stellen die zwei kleinen Bändchen, die jetzt in einer Neuauflage vorliegen, eine bleibende Bereicherung dar. Mit außerordentlicher Kunst erzählt, enthält die Sammlung eine Reihe der schönsten deutschen Novellen aus dem Mittelalter, eine Welt, die ihr Recht behauptet neben den italienischen Novellen der gleichen Epoche. Heinrich Zillich

Tabéry Géza. Emlékkönyv. Erdélyi Szépmives céh. Klausenburg, 1930.

Der bekannte ungarische Epiker hat hier ein sehr persönliches Erinnerungsbuch an die ersten zehn Jahre der neuerstarkenden ungarischen Literatur in Siebenbürgen nach 1919 geschrieben, einen Hochgesang auf die vitalen Kräfte, die das ungarische Volk nach dem Zusammenbruch zu regen wußte. Zugleich ist hier auch eine kleine Geschichte der Entwicklung des „Erdélyi Helikon" geboten. Besonderer Dank sei Tabéry für die freundlichen Bruderworte gezollt, die er der Annäherung sächsischer Schriftsteller und dieser Zeitschrift an seinen Arbeitskreis widmet. Heinrich Zillich

8. Band des „Großen Brockhaus. (H—Hz) 796 Seiten mit vielen Abbildungen; in Ganzleinen M. 26.— Warum ist der Himmel im Gebirge blauer als in der Ebene? Warum über der freien Natur blauer als über den großen Städten? Der soeben erschienene 8. Band des „Großen Brockhaus" gibt uns unter dem Stichwort „Himmelsfarbe" Auskunft darüber, knapp und klar. Der neue Band umfaßt alle Stichwörter, die mit dem Buchstaben H beginnen. Wir finden eine große Anzahl von Artikeln, die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Das erste Hochhaus in Amerika wurde bereits im Jahre 1983 erbaut, gegenwärtig haben wir in USA. über 4788 Gebäude mit mehr als 10 Stockwerken, davon 377 mit über 20 Stockwerken. Die zu diesem Artikel gehörende Tafel zeigt uns die berühmtesten Hochhäuser der Welt und gibt gleichzeitig einen Einblick in die Technik des Hochhausbaues. Wenige Seiten weiter stoßen wir auf den Artikel „Hochstationen" mit einer Übersicht über die bekanntesten meteorologischen Hochstationen, aus der wir ersehen, daß die höchste Wetterwarte der Welt in Bolivien liegt (4920 m), während sich die höchste Wetterwarte in Europa auf dem Monte Rosa in 4560 m Höhe befindet. Tierfreunde werden an Bildtafeln „Hunde" (55 Abbildungen) ihre helle Freude haben, der dazu übersichtliche Artikel (10 Spalten Text) gibt uns nicht nur eine ausführliche Klasseneinteilung, sondern auch Angaben über Hundezucht, Hundedressur oder Hundekrankheiten, ein neuer Beweis, daß der „Große Brockhaus" kein trockenes wissenschaftliches Werk ist, sondern in enger Verbundenheit mit der Praxis für das tägliche Leben geschaffen worden ist. In welch hohem Maße dieses Ziel erreicht wurde, das zeigen die vorliegenden acht Bände, und der selbständig denkende Mensch, der gewöhnt ist, Anschauungen und Meinungen nicht unbesehen zu übernehmen, sondern sich selbst sein Urteil zu bilden, kann mit Genugtuung feststellen, daß es eine Stelle gibt, die ihm in vorurteilsfreier und objektiver Weise die Unterlagen hierzu vermittelt.

Misch Orend, Siebenbürgisch-sächsische Webmuster Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt. Freudig nimmt man Kenntnis vom ersten Anfang zu einem sieben-

bürgisch-sächsischen „Weber-Bild-Buch", wie sie in andern deutschen Ländern schon aus dem 18. Jahrhundert bekannt sind, bei uns aber von den webenden Frauen eigentlich nicht verlangt waren, sodaß auch die jetzt gedruckten Webmuster mehr aus dem mitschwingenden Sinn des Volkskunstforschers gehoben erscheinen. Sie kommen der Erneuerungsbewegung entgegen. Es ist gut, die nicht in alter Überlieferung gebundenen Weberinnen zu den bodenständigen Mustern hinzuführen. Es bedeutet auch eine geschmackliche Stärkung für die von den Eltern her gewöhnten Weberinnen, die ererbten Muster den von der Stadt aus verbreiteten Schmuckformen verschiedenster Herkunft gegenüber nicht preiszugeben.

Die Vorlagen sind von einer glücklichen Hand gewählt. Man kann an ihnen ablesen, was die sächsische Volksseele zu ganz bestimmten Formen gearbeitet hat. Man weiß freilich nicht, wer sie erdacht, woher sie gekommen. Aber man sollte doch auch die vielfach verschlungenen stilkundlichen Kreuzungsfäden zwischen unserer Webkunst und der anderer Kulturkreise zu entwirren suchen. Dem volkskundlichen Beobachter wäre es überhaupt eine Festfreude gewesen, eine nach allen Richtungen hin abgerundete Einführung zu lesen. Wir hoffen darauf bei der nächsten Folge (es soll doch dieser erste Anlauf wohl nicht auch schon Abschluß sein?). Die Weberinnen erwarten doch vielleicht auch ausführliche Hinweise für die Ausführung. Bei der Mustersammlung der Fadenstickereien von Sigerus war das nicht nötig, bei Webmustern wäre es doch eine Erleichterung.

Man kann dieser geschmacklich durchaus fein abgestimmten Mustersammlung die weiteste Verbreitung im Dorf und in der Stadt wünschen. Erhard Antoni

Archiv des deutschen Kulturvereines in der Bukowina, Czernowitz. Diese einzige deutsche wissenschaftliche Zeitschrift des Buchenlandes, führt das von Prof. A. Nibio-Radautz im Vorjahr begonnene, über den Anfang aber nicht hinausgekommene „Archiv für Landeskunde der Bukowina" in freier Folge fort. Schon das erstbegründete Archiv ist trotz des landeskundlich engen Rahmens eine Leistung wissenschaftlicher Vollreife. Es sind Beiträge darin, die auch den Landfremden das Buchenland als vielvölkischen alten Kulturboden erkennen lassen, so von E. Herzog „Landeskunde und Mundartenforschung" und N. Zimmer „Siedlungsaufbau der buchenländischen deutschen Siedlungen". Ein mundkundlicher Aufsatz und eine in vielen Einzelheiten überraschende Arbeit von A. Klug „Rumänen als deutsche Dichter" finden im neuesten Archiv ihre Fortsetzung, in dem außerdem R. F. Kaindl gewürdigt und eine Handschrift des Buchenlander Dichters Josef Kunz veröffentlicht werden. Den Abschluß bieten einige Buchbesprechungen. Im Vorwort wird die Errichtung eines buchenländischen Heimatmuseums angekündigt, Zeugnis für die verantwortungsbewußte Arbeit eines Kulturvereins. Möge sich die Zeitschrift des Vereins behaupten auch in den aufgewühlten Wellen unserer Zeit. Erhard Antoni

Mitteilungen der Schriftleitung

Der im letzten Heft veröffentlichte und von Otto Folberth verfaßte Rundschauartikel „Nikolaus Jorga rumänischer Ministerpräsident" wurde von der Zeitung „Neamul Românesc" am 27. Mai in rumänischer Übertragung nachgedruckt.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Fritz Kimm, Zeichnung

Foto-Reprod.: Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR AUGUST 1931 HEFT 8

Der Zigeuner

Novelle von Heinrich Zillich

(Fortsetzung)

Er wachte erst auf, als die Sonnenstrahlen ihren gelben Staub zum letztenmal durch die Wandritzen drängten und vor der grauen Kühle erloschen, die sich allmählich in die Hütte füllte, manchmal lichter wurde und sich wieder verdichtete, weil draußen große Wolken vorüberzogen. Der Zigeuner hörte die Rufe der Arbeiter, das rauhe Scheuern der Mörtelmischer, dazwischen Autolärm und Straßengetöse der Stadt — und alles summte wie ein ungeheuerer Bienenschwarm. Nach einiger Zeit erhob er sich, suchte seinen Sack und aß alles was er noch vorfand. Sein Hunger war nicht gestillt. Er trat, etwas schwankend und von ziehenden Schmerzen durchschreckt, langsam vor die Türe, blickte hinauf zum hohen Bau, wo die letzten Arbeitsminuten abliefen. Die Binden um die nackte Brust hinderten ihn. Er löste sie ängstlich mit erregten Lauten ab, sah kindisch durchgraust die verschwollenen Striemen; in die Hütte zurückgekehrt, streifte er das Hemd über den Leib und kleidete sich an. Als er den Kopfverband abwickelte, fing ein Riß zu bluten an. Er rollte das Tuch hastig auf die Stelle zurück und zitterte. Einsamkeit überfiel ihn. Er gähnte und ächzte. Nach gedankenlosen Minuten hörte er die Bauleute vom Gerüst steigen. Er reckte sich sofort auf. Bitter empfand er den Mangel an Tabak. Wie herrlich wäre es gewesen, nun auf der Bank zu sitzen vor dem kleinen Tisch und eine Zigarette zu rauchen, während ihn alle begafften.

Als erster aber nahte der Maurerpolier. Er spähte von der Schwelle aus in den Raum, erblickte den Burschen und winkte ihn mit der Hand heran. Der Zigeuner spürte ein schlechtes Gewissen. Noch ehe er vor dem Manne stand, deutete er erklärend auf seinen Kopfverband und streckte die Hand ungeschickt zur Seite.

„Du hast heute nicht gearbeitet."

Der Zigeuner deutete wieder stumm auf den Verband. Inzwischen waren die Arbeiter herangetreten und standen im Kreise.

„Was fehlt dir?"

„Ein Ziegel ist ihm auf den Kopf gefallen", sagte die alte Babe und rang die Hände etwas ohne sich sonderlich zu erregen.

„Ja, ein Ziegel", stotterte der Zigeuner und sprach auf einmal fließend: „Ich wollte gerade die Schaufel nehmen, da fällt er mir auf den Kopf."

Der Maurerpolier drehte sich um, schätzte die Entfernung des Mörtelmischbrettes von der Bauwand, dann faßte er rasch zu und riß den Verband des Zigeuners ab. „Prügel hast du gekriegt."

„Ej, Herr!" lachte die Babe, „Das ist ein billiges Brot!" Die Umstehenden nickten bestätigend und strahlend. Da sagte ein älterer Zigeuner, der schweigend im Hintergrunde gestanden hatte und eine altmodische Pfeife rauchte, auf die Kupferplatten gehämmert waren, von denen Fransen fielen auf eine schon greisenhaft schmale Hand, er sagte: „Wozu fragen Sie, Herr? Sie brauchen doch Arbeiter." Die Zigeuner wurden ernst. Der Alte setzte sich dabei gleichmütig in Bewegung, sein Kopf deutete kurz auf den Burschen. „Den hat der Wind hergeweht wie alle Zigeuner."

Der Maurerpolier brauchte Arbeiter. Seine Neugierde ebbte ab, er setzte den Burschen davon in Kenntnis, daß er ihm den Tag nicht lohne und drehte sich ab zum Weggehen. Eine kleine Welle von Unbehaglichkeit durchfuhr ihn. Er blickte nochmals zurück, sah dabei in lauter verschmitzte Gesichter, die hinter ihm herschmunzelten und sich nun sehr unbeteiligt kreuz und quer bewegten, als sie seinen Blick merkten. Endres hatte das Empfinden, daß hier etwas nicht stimme. Er meinte aber, schon leicht verhüllt von der Tagesmüdigkeit, bei Zigeunern stimme immer etwas nicht. Er fragte, während er beinahe auf der Straße stand, laut über den Platz zurück: „Wie heißt der Neue?"

„Popa Bela!" rief der Zigeuner und richtete sich dabei stramm auf wie beim Militär. Der Maurerpolier nickte und schritt davon. Hinter ihm salutierte der Bursche.

Seine Grimassen erloschen schnell, als ihn ein Arbeiter in die Seite stieß und fragte, mit wem er gestern auf der Landstraße gewesen sei. Er ballte die Fäuste. Vor seinem Blick, in dem Schmerz, Angst und Frechheit seit gestern fiebrig gemengt waren, fing es rot zu flimmern an. Er suchte die Babe. Er hätte sie am liebsten um die Kehle gefaßt.

Er ging in die Hütte hinein und setzte sich auf seinen Liegeplatz. Essen zu verlangen schämte er sich. Die zitternden Saiten des Schmerzes spürte er bis in die Adern. Er erschien sich selbst klein und hilflos. Er starrte zu Boden ohne etwas zu sehen. Seine Hand strich über die Augen, die

wie abgelöst vom Haupte in den Lidern brannten. Er dachte an die Lehmhütte seiner Mutter und seufzte.

„Komm her, du mit der Magd!" rief die Babe. Sie löffelte warme Brühe aus einem Topf. Popa erhob sich. Er hätte sie gerne geprügelt. Da saß sie klein und verkrümmt. Er schob die Schulter vor und blieb vor ihr stehen. „Du Sau redest zu viel", sagte er und blickte in den Topf.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Sau — Sau — Sieh an! Du bist selber ein Schwein, du junger Schmutzfink, du Dummer —". Ihre Schimpfworte waren unerschöpflich. Sie sprach sie vor sich hin, eine gewohnte Litanei. Dabei hob sie ihm den Topf bis an den Leib und lockte ihn heiser lachend: „Da — dies möchtest du doch haben?"

Er griff zu, riß ihr das Gefäß aus der Hand, trat damit vor die Türe und trank es leer. Dann warf er es der Alten im Bogen mit einem Fluch zu. Aber kein Beifall folgte. Die Zigeuner lachten zweideutig. Einer rief: „Laß die Babe in Frieden!"

Popa blickte erschreckt in den Raum. Sein Herz klopfte. Wie fremd war er doch hier. Alle zeigten ihm deutlich, daß er sich zu viel herausgenommen hatte. Der Sippenvater an der Wand, der ein erhöhtes Lager hatte, betrachtete ihn von oben bis unten und klopfte dann seine Pfeife so nachdenklich aus, als wollte er etwas sagen. Er sprach nichts. Er legte sich zurück und schloß die Augen.

Popa stand da und hätte am liebsten allen das Gefäß gereckt. Er fürchtete sich; der dunkle Druck wich nicht von ihm, der seit gestern abend in ihm lastete wie die Ankündigung einer Gefahr, die er nicht kannte. Als nun von ferne herrollend ein Donner langsam mächtiger wurde und mit großer Gewalt über der Stadt austönte, während die ersten Regentropfen hinter dem Burschen auf den Gartenhof schlugen, erfaßte ihn erschreckend das Bewußtsein, daß er das Kommen des Gewitters gar nicht gespürt hatte, daß er krank sein müsse. Am frühen Vormittag hatte er diesen Regen, den er damals in den Gliedern fühlte, stürmisch herbeigesehnt. Nun verrückte er ihm beinahe den Verstand. Der Donner hörte kaum auf, schon brach ein neues Rollen hervor, das in der Hütte widerhallte und die Laute der ängstlich gewordenen Weiber überherrschte, das Kindergeschrei und die Rufe der Männer, die alle zur Türe blickten. Das Wetter ging nieder. Wind schlug durch die Peitschenstriche des Wassers, die sich im Fallen ausbuchteten bis in den Raum, der in der Frische weit wurde.

Popa ging einige Schritte tief in die Hütte hinein. Er sah dem näch-

sten Mädchen, das ihm angstvolle Augen zukehrte, starr in den Blick und flüsterte verzerrten Mundes: „Gestern habe ich es gut gehabt. So werde ich es bei dir nicht haben". Er fing laut zu lachen an und stolperte zur Seite. Da spielte er gleich auch den Betrunkenen. O das war ein herrlicher Spaß so hinzutaumeln. Es lachten schon welche über ihn. Er spürte aus seiner Angst und Verwirrung ein Quäntchen Lust steigen. Das wurde schnell zu Stolz. Er tanzte plötzlich. Seine Schritte waren wüst, verzerrt durch die Schmerzen, die in seine Auflösung einstimmten.

Die zusammengepreßte Angst löste sich durch sein Gebaren, faßte auch die Zuschauer an. Er war der Punkt, wo die erregten Gefühle aller sich fanden, knoteten und verebbten. Während er die Beine hob und stampfend aufschlug, die zerprügelten Hände in den Nacken zu legen versuchte, brannten seine Striemen immer wilder. Er mußte schreien um sie nicht zu empfinden. Er mußte wüster stampfen um ihnen vorauszueilen. Er mußte sich rasender drehen um ihnen zu entfliehen, die er doch mit jeder Bewegung zu größerer Wucht aufstachelte. Als dann der Atem seines zerschundenen Körpers enger wurde und er mitten im Schwung abbrach, eine zerissene Saite, kam das Gewitter von draußen vertausendfacht in den Schmerzen über ihn. Er hörte sie dröhnend in ihren Stellen bohren. Sie fielen wie ein gnadenloser Herr über ihn. Zugleich sah er wie die Lacher und Beobachter durch sein Verstummen jäh gestört auf ihn starrten. Er spürte, daß hinter diesen vom Gewitter aufgewühlten Gesichtern die Verachtung stieg, daß er absiel, hilflos ins Nichts, wenn er nicht etwas tat.

Er schrie und merkte in einem dunklen Entzücken, daß die Schmerzen dadurch geringer wurden, er redete hastig darauflos und die Schmerzen warteten wirklich noch immer, griffen nicht mehr zu. Es war ihm, als ob sie gar nicht in seinem Körper gesessen hätten, sondern im Leeren der Brust und nun mit jedem Luftstoß seiner Worte entwichen. Berauscht fühlte er den Augenblick nahen, wo mit dem letzten Satz auch die letzte Pein absank. Er begann zu singen: „Gestern — ei die Babe hat ein böses Maul — da hat eine nichts zu lachen gehabt, aber zwei noch weniger —".

Die Burschen, denen er zu viel Aufmerksamkeit auf sich zog, riefen und klatschten sich auf die Schenkel vor Schadenfreude: „Das sieht man dir am Gesicht an —".

Popa brauste darüber hinweg: „Wer redet von mir! Ich hätte tausendmal mehr Schmerzen auf mich genommen, um das zu bekommen, was ihr nicht hattet."

Der Ton war neu, war ein Heldenton. Der alte Sippenvater, der Dade, der selbst noch Wanderzigeuner gewesen war, ehe sein Stamm an einer Seuche zu Grunde ging, er setzte sich auf, der Abtrünnige des freien Lebens, der bei den verkommenen Arbeitszigeunern seßhaft werden mußte. Ihn wehte der Wind der Heldengesänge, der Straßen, der Wälder an. Er blinzelte scharf als blickte er in Reisigrauch. In der Brust begann das Herz zu klopfen.

Popa sprach, wie das Blut aus ihm rief, ein fremdes rotes Blut, in dem Jahrtausende erwachten. Er rief: „Ihr sagt, ich hätte Prügel bekommen. Ej, was heißt Prügel, wenn man kämpft. Was wißt ihr, wie der andere heute aussieht, der das Mädchen beschützen wollte, weil es seine Geliebte ist. Und der große sächsische Bauer mit der Mistgabel und die rote Laterne über der Stalltüre —". Er schauerte, von diesem Bild ernüchtert. Seine Lügen rasselten gleichsam drohend auf. Dann aber trieb ihn das Fieber weiter: „Und die Landstraße und die ungarische Magd. Die schrie!"

„Die schrie!" lachten einige auf.

Popa stand stumm und während ein rasender Hochmut in sein Gesicht schoß, sagte er laut und bewußt lügend in die Hütte hinein: „Fragt mich nicht, was mit denen ist, die mit mir angebunden haben!" Damit setzte er sich.

Der kühle Wind, der aus dem versinkenden Gewitter zurückgeblieben war, strich allen in den Rücken. Sie fröstelten. Sie blickten scheu und stolz auf den Burschen. Es war plötzlich so still geworden, daß man die letzten Tropfen einzeln aufschlagen hörte und gleich darauf das Plärren der Kinder, die lange niemand beachtet hatte. Alle schienen etwas wichtiges zu tun zu haben. Sie wandten sich dem Abendbrot zu. Popas Worte herrschten verhallend im Raume. Der Dade murmelte vor sich hin: „Luft und Gerede", dann sah er sich den Burschen noch einmal genau an, lachte verächtlich und enttäuscht auf. Mit geschlossenen Augen warf er sich auf den Rücken.

Der Junge stand da und fühlte die Wirkung seiner Rede. Er war bis in die letzte Blutwelle frei und voll Kühle. Ein Dunkles wartete in ihm noch schwach. Er atmete laut, um es los zu werden. Schmerz fühlte er kaum. Er wußte, daß es am besten sei, jetzt in die Stadt zu gehen.

Er erhob sich und schritt zur Türe hinaus. Alle blickten ihm nach, ja einige folgten. Popa drehte sich um, sah ihnen entgegen wie ein Herr

und rief, noch bevor sie an seiner Seite waren: „Ich will mit der Babe sprechen!" Sie kam wirklich. „Kleiner Mistkäfer", sagte sie, „Wie du lügst!"

„Wer lügt!" antwortete er zornig.

„Ich weiß, was du mir erzählt hast —" lachte die Alte, daß ihre Schultern schütterten. „O du Schmutziger!" Es schien als hätte sie es eilig wegzukommen, sie wandte sich ab. Da bat Popa sie rasch um etwas Geld „bis morgen zur Löhnung".

„Willst du mir Holz zum Feuer spalten?" fragte sie im Augenblick beruhigt und lachte offen über ihn. Er seufzte zustimmend. Da holte sie aus dem Hemd ein Säckchen und zählte ihm das Geld einzeln in die Hand. Bei jeder Münze gab sie ihm eine gute Lehre. Wie er den kleinen Betrag hatte, ging er wortlos davon.

Auf der Straße blickten ihn die Leute an. Das machte ihn unsicher. Als ein großer Bauer an ihm vorüberschritt und ihn mit dem Blick streifte, fing er zu zittern an. Mein Gott, stöhnte er, war das eine Prügel! Angst schwoll in ihm auf. Er blieb gebannt stehen und dachte erschreckt: warum habe ich alles erzählt? Wenn der Knecht das hört, kommt er wieder mit der Peitsche — Doch dann antwortete es süß und überwindend: wie soll er es hören? Und er lachte, denn ein Knecht auf einem Bauernhof ist ein großer Posten, der führt keine Gespräche mit Zigeunern. Er kam sich in seinem beruhigten Nachsinnen als kleines Wesen vor, das tun und lassen konnte, was es will, niemand beachtete es. Im Hintergrund seiner Beruhigung lag immer noch ein Warten, ein Ahnen, das er nicht auszulöschen vermochte.

In der ersten Kneipe am Wege kehrte er ein und bestellte Schnaps. Er vertrank das Geld und wenn er auch keinen Rausch davon bekam, ein leises Behagen entbreitete sich gleichmäßig in ihm und blieb. Als die Nacht herabgesunken war, ging er zum Bauplatz zurück und sang halblaut vor sich hin. Die Zigeuner schliefen schon zum größten Teil. Einige Mädchenstimmen hörte er aus dem Dunkel des Neubaues summen. In der Hütte war es stockfinster. Er tastete sich vor bis zu seinem Platz und spürte daneben ein Weib. Ohne Überlegung griff er nach ihr. Sie fragte leise: „Popa?" Sie fühlte sein Nicken und öffnete sich ihm schweigend.

* * *

Der Maurerpolier Endres stand vormittag auf dem Hofe und trank Wasser. Während er den Becher ausspritzte, rückte sein Blick auf die

vier Mörtelmischer vor, die ihm zunächst arbeiteten. Es kam ihm beim Anblick ihrer faulen Bewegungen seine alte Weisheit in den Sinn, daß Zigeunerarbeit billig und schlecht sei. Was man am Lohne spare, verliere man an Zeit. Die Arbeiter fühlten seine Augen und schafften etwas schneller. Einer von ihnen, der eine Binde um den Kopf trug, kam nicht nach. „Wieder der verfluchte Neue."

Endres betrachtete sich den Burschen näher. Auf den Armen, von denen die Hemdärmel hochgerollt waren, zogen sich Striemen, auf der offenen Brust sah man viele blutunterlaufene Stellen und das Gesicht war voll Flecken. Das muß eine sehenswürdige Dresche gewesen sein! Popa blickte vorsichtig auf Endres. Der Blick gefiel dem Maurerpolier nicht. Er spürte das gleiche Unbehagen wie gestern. Beinahe böse fragte er: „Du mußt doch sehr schwach sein, wenn man dich so mächtig verhauen kann?"

Popa wollte etwas entgegnen, etwas Dummes und Prahlerisches. Er schluckte es nieder und schwieg. Endres bereitete es Vergnügen weiter zu sticheln: „Du ließest dich einfach schlagen und hast Danke gesagt?" Da meinte Popa: „Herr, darüber rede ich nicht gerne."

„Das glaube ich." Endres lachte und schritt weiter, die enge Trägerstiege hinauf zum ersten Gerüstumlauf. Er fragte einen Zigeuner, von wem Popa Prügel gefaßt habe. Der Mann hob beschwörend die Arme und schmunzelte: „Von Weibern beim Läusesuchen". Endres ging um die Ecke herum und hielt ein Mädchen an. Sie sah furchtsam zu ihm auf. Ihre Zehen bewegten sich wie winzige Ballen im Treppenstaub. Endres stellte wieder seine Frage. „Der Popa", lachte sie und wiegte sich in den Hüften, wobei die gehäuften Ziegeln auf ihrer Rückenkraxe aneinanderschlugen, „der hat ein Dienstmädchen —." Sie schlug sich auf den Mund und machte ein freches Gesicht.

„Da hat er Prügel bekommen —" sagte Endres gelangweilt, „und nicht zu knapp!" Er ärgerte sich, daß er seiner Neugierde nachgegeben hatte. „Geh an die Arbeit!"

Das Mädchen blickte ihn böse an. „O nein, Herr, die zwei haben ihr Teil bekommen. Da soll man nicht fragen, was mit denen geworden ist!" Endres wandte sich unbeherrscht dem Mädchen zu: „Was ist mit den zweien?"

Das Mädchen wurde fahl. Auf dem braunen Antlitz schien der Staub auf einmal dicker zu liegen. Sie sah ängstlich in den Hof hinunter. Sie

fürchtete sich vor den Zigeunern. Aber der Stolz auf den Burschen, dem sie nachts gelegen war, schwang eine Glutwelle in ihr Gesicht zurück. Sie schrie fast: „Was mit den zweien geworden ist, soll man nicht fragen". Zugleich gewann ein geheimnisvoll Weibliches in ihr Oberhand; sie flüsterte: „Es ist eine große Sache". Dann lief sie, irr erschreckt durch ihr Gerede, klatschend die Treppe weiter.

Mehr als ihr Schwatzen beunruhigte Endres dies Weglaufen, das den ungefähren Worten des Mädchens einen gefährlichen Sinn unterschob. Er ging in den Hof hinunter und sah sich den Burschen nochmals an, die verkrusteten Blutstellen, die Beulen. Popa arbeitete träge und hatte wohl Schmerzen. Einen scheuen Blick wandte er wieder dem Polier zu, mißtrauisch, unsicher. Endres faßte einen Entschluß.

Nach dem Mittagessen kam er mit einem Mann von der Polizei zurück. Es war der Leutnant Tompa. Sie gingen langsam über den Baugarten und als sie an Popa vorüberschritten, tippte ihm der Polier an die Schulter: „Komm".

Der Bursche schrie: „Ich habe nichts angestellt!"

Der Schrei war tierisch laut und hoch. Auf allen Gerüsten stockte die Arbeit. Man hörte in der Stille, wie die Bretter unter dem Rückprall der jähen Bewegung der Arbeiter ausschwangen. Die Leute liefen nicht zusammen. Die Uniform bannte sie an Ort und Fleck. Sie fühlten noch nichts, weder Furcht noch Haß: es erfüllte sie alle ein überwaches Lauern, wie es Wesen erfaßt, die des Todfeindes ansichtig werden und ihre Entschlüsse nach seiner ersten Regung fassen. Die Luft des weiten Hofes war mit einer Schwingung erfüllt, gleichsam verstopft. Sie fand ihre Schwere auf dem kleinen, schwarzhaarigen Kommissar, aus dessen Rocktasche eine Zeitung herausragte, dessen Lackhalbschuhe unter der zu hoch hinaufgezogenen schwarzen Hose sichtbar waren und der Popa am Arme gefaßt hatte. Zwei Polizisten kamen durch den Hof nachgeeilt und nahmen nun den Zigeuner in die Mitte. Das ging alles vor sich mit erschreckender Eindeutigkeit und war doch unwahrscheinlich, es war wie ein Schlag in der Nacht.

Von den Gerüsten sahen die Arbeiter den kleinen Zug nicht mehr, der in der Hütte verschwunden war. Die Maurer ergriffen ihre Kellen wieder. Die Handlanger aber stockten, sie fühlten ihre Erregung in laute Rufe und Worte rauschen, die rings um den Bau auftönten.

Der Kommissar setzte sich an den kleinen Tisch in der Hütte und sah ernst und müde auf die Platte. Es war in ihm, wie alle merkten, ein

Gedanke, der nichts mit der Gegenwart zu tun hatte. Er tauchte daraus, aus dem weiten Raum seines Innern auf, um verwundert in die Zeit zu blicken und zu gähnen. Mit ringgeschmückten Fingern zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und legte es vor sich hin, dann rieb er sein unrasiertes Kinn und fragte seufzend: „Woher bist du?"

Popa war so erschreckt, daß er den Wohnort seiner Mutter nur stockend zu sagen wußte. Der Leutnant blickte ihm auf den Mund. In seinem Dämmern erschien das hilflose Zittern der Zigeunerlippen schon wie ein Schuldbekennenis. Er sagte, noch etwas entfernt der Wirklichkeit: „Du lügst". Dies riß ihn völlig in die Gegenwart zurück. Sie stürzte erfrischend auf ihn ein. Wie alle Träumer und Faulenzer empfand er sie zugleich als Last. Er suchte sie zu vergewaltigen. Er erforschte sie nicht; er hatte sofort ein Bild über sie. „Du stammst aus einer anderen Gegend", sagte er und hob den Säbel näher an sich heran.

„Herr —" winselte der Zigeuner und die Worte sprangen wie kleine Steine, über die der Wildbach rollt, „Herr, ich schwöre es bei meiner Mutter, die noch dort wohnt —".

„Das werden wir alles feststellen", knurrte Tompa und hinter seinen Augen sammelte sich die Wut.

„Ja", rief Popa, der das Gespräch möglichst schnell beendet sehen wollte, „Lassen Sie meine Mutter kommen. Sie wird alles bestätigen. Weh mir, ich habe nichts angestellt!"

Endres musterte den Kommissar. In seinen Mundwinkeln stand allerlei zu lesen. Tompa fühlte die Mißachtung, die ihn von der Seite anwehte. Es kam ein verschlafenes System der Inquisition über ihn, ein kleines Polizeiwissen. Aber dann winkte er sich selbst davon frei, gähnte, sah erschreckt aus der wohligen Anspannung in den schwülen Raum und fand sich erstaunt wieder vor der Aufgabe, den Zigeuner zu verhören und sagte schließlich, indem aus seiner schlaffen Faust ein Finger auf die Stirne des Burschen zeigte: „Woher hast du die Beulen?"

„Eine Prüglerei, ej, eine kleine Prüglerei."

Da fiel aber nun Endres ein, dem das Verhör völlig zu entschlafen drohte: „Du bist gestern vom Land gekommen?"

„Ja, Herr."

„Wo war die Prügelei?"

„Auf dem Lande, Herr —" antwortete Popa, dann setzte er hinzu: „Auf einer Wiese."

„Wo?" schrie Tompa, der wieder erwacht war und in allen Gliedern schrecklich entschlossen, Klarheit zu schaffen.

„Auf einer Wiese vor der Stadt."

„So — und mit wem hast du dich geprügelt?"

„Mit Zigeunern, Herr. Es war eine Zigeunersache. Was kümmern sich große Herren darum?"

Tompa lachte und wiegte den Kopf hin und her. Dann ergriff er seinen Säbel und schlug dem Burschen ein Freundschaftliches auf den Schenkel.

„Ich sage die Wahrheit!" rief der und starrte ins Ungewisse, wobei er den Kopf in den Hals zog.

Endres ließ sich vernehmen: „Gestern hat ein Mädchen erzählt, daß du zwei ermordet hast."

In Popas Kopf sank ein Stein, wurde größer und furchtbarer. Er zerpreßte ihm die Brust, den Leib, er lastete entsetzlich auf seinen Beinen. Der Zigeuner schrie aus dieser Not voll Wut der Selbstbehauptung: „Wo ist das Mädchen, daß ich es umbringe, das Schwein, — wo ist die Lügnerin, der ich den Schädel einschlage!" Dann sank er zusammen und sagte seltsam klar: „Es ist Lüge, Herr. Ich habe es selbst gelogen. Es ist alles gelogen, was ich gesagt habe."

Nach diesem Ausbruch kam Leben in den Kommissar. Seine Neugierde war geweckt. Er knirschte mit den Zähnen, trat an den Zigeuner heran, ballte die Faust und blickte ihm, Auge nah an Auge, in die schwarze Verstörtheit des Blicks. Mit einigen raschen Fragen, die ein fester Griff auf eine verschwollene Beule begleitete, hatte er mehr erfahren als in den versummten zehn Minuten.

Popa erzählte, daß er Prügel einer Magd wegen bekommen habe, zu der er sich ungehörig benommen hatte. Auch das Gehöft bezeichnete er genau, den sächsischen Bauer und den ungarischen Knecht. Nun schien dieser Vorfall nicht eben aufregend. Endres ließ die Zigeunerin holen, die so verschwommen antwortete, daß Tompa ihr ungeduldig erzählte, was der Bursche gestanden hatte. Sie lächelte plötzlich — während Endres sich ärgerte — sie sagte wie erwachend: „Das hat er auch mir gesagt". Sie blinzelte listig zu den Polizisten: „Er ist frech gewesen auch zu mir, aber dort hat er Prügel bekommen. Was weiß ich denn, was ich da zusammengeredet habe! Er hat ja das Mädchen nur auf die Landstraße gelegt. O die hat geschrien, doch geholfen hat es ihr nichts!"

Tompa horchte auf. Er stellte wieder Fragen an den Zigeuner, schnelle.

Dieser Tatbestand erregte ihn. Er rückte dem Burschen nahe an die Augen und der gestand ein, daß er das Mädchen mit Gewalt genommen habe. Sein Blick glitt hinaus aus der Schwüle der Hütte in den zerstörten Garten. Was fragte man ihn da unsinniges Zeug? Das war doch kein Mord, das war kaum ein Diebstahl. Er lächelte, soweit es seine Angst zuließ, mit verwirrtem Stolz: „Ja Herr, sie wollte nicht, aber —". Den Satz beendete er nicht. Tompa schrie ihn an: „Du Schwein, das wirst du bitter absitzen!" Er setzte sich, um das Protokoll zu schreiben.

Er las es langsam Wort für Wort vor. Der Maurerpolier unterschrieb, Popa und das Mädchen setzten ein Kreuz darunter. Zuletzt ließ der Kommissar alle Zigeuner antreten und fragte sie aus. Sie wußten nichts. O nein, der Herr möge ihnen glauben, woher hätten sie auch etwas wissen sollen. Der Bursche sei doch erst gestern gekommen. Der alte Dade zog umständlich die Pfeife aus dem Munde, bevor er zu sprechen anhob: „Ein junger Schwätzer. Wer hört auf das Gewieher der Füllen!"

Als man Popa abgeführt hatte, kroch die Babe aus dem Hintergrund der Hütte hervor und drängte sich durch die erregte Ansammlung bis ans Mädchen heran, das zuerst ausgesagt hatte. Sie schlug ihm ins Gesicht, riß ihm die Haare, die schwarz auseinandersanken. In kurzem wußten alle, wer geschwätzt hatte. Von Fußtritten getroffen fiel die junge Zigeunerin in die Ecke. Die Frauen spuckten sie an. Die Arbeitsglocke rief alle auf das Gerüst zurück.

(Schluß folgt)

Mein Entweder-Oder bedeutet zunächst nicht die Wahl zwischen Gut und Böse; es bedeutet die Wahl, wodurch man Gut und Böse wählt oder verwirft. Die Frage ist hier, unter welchen Bestimmungen man das ganze Dasein betrachten und selbst leben will.

Sören Kierkegaard

Chronik einer siebenbürgischen Stadt

Von Ernst Jekelius

Städte sind viele im Land, umstarrt von ragenden Mauern
Hermannstadt leuchtet voran, das Haupt des Landes, von Hermann
Leitet der Namen sich her und vom Fluß, der die Wälle umspület
Christian Schesäus

Seiner Vaterstadt Hermannstadt, dieser Stadt auf dem Berge, die sich im Angesichte der gewaltigen Karpathen von einem lieblichen Hügelkranz umgeben herrschaftlich in der weiten Ebene ausbreitet, widmet der subtile Kenner Emil Sigerus die reiche Frucht jahrzehntelanger mühsamer Arbeit, seine „Chronik der Stadt Hermannstadt". Viel bewundert und viel geschmäht war dieser Mittelpunkt deutschen Lebens acht Jahrhunderte hindurch wahrhaft die Stadt auf dem Berge, zu der das Volk der siebenbürger Sachsen als zu seinem Vorbilde aufsah. Aufsah, weil sie — die Haupt-Hermann-Stadt — das Haupt war, das den Geist barg, der für das Volk in seiner Gesamtheit von Broos bis Draas dachte und sorgte. Und wenn heute das, was das Volk an Mangel an Opferwillen, Tatkraft und Geistesweite in dieser Stadt erblickt, allgemeine Unzufriedenheit und leidenschaftliche Empörung hervorruft, so ist diese Unzufriedenheit um so allgemeiner und diese Empörung um so leidenschaftlicher, als solcher Mangel ein Verrat an dem Geiste dieser Stadt ist, von dem eine glorreiche Vergangenheit so viel zu berichten weiß, daß man diesen Verrat von dieser Stätte nie erwartet hätte.

Acht Jahrhunderte, angefüllt bis an den Rand mit Krieg und Raub, Seuche und Elend, Hunger und Not, aber auch voll von Mut und Frömmigkeit, Geist und Gesittung steigen aus den Seiten der kleinen Chronik. Atemraubend sind Macht und Schrecken der Feinde, der Türken und Tartaren, Kuruzen und anderer, die die Stadt ständig bedrohen. Noch atemraubender aber ist die Kraft und Würde, mit denen der Geist der Stadt, der die Aufgabe der Gemeinschaft im Dienste des Höchsten erkannt hat, alle Geschicke trägt und zum Guten wendet.

Von Anfang an stehen die Bewohner der Stadt unter dem Zeichen des Kreuzes, unter dem sie als Vorkämpfer des abendländischen Christentums in den wilden Osten gekommen sind. Im Kampfe mit Urwald und Elementen, mit wilden Tieren und Menschen

wandeln sie die Einöde zu einem Paradiesgarten der Kultur, die Wüste in eine Stätte der Arbeit und des Gebets, des Rechts und der Sitte.

Schon im zwölften Jahrhundert gründet sich hier die christliche Kirche eine erhobene Stelle geistigen Lebens, die Probstei des heiligen Ladislaus.

Das dreizehnte Jahrhundert sieht die Erschaffung des sächsischen Volkes. Die Provincia Cibiniensis, eine Verbindung aller sächsischen Gaue bis auf das Nösner- und Burzenland ,wird zur politischen Einheit. Der Gemeinschaft steht gebietend und behütend der Hermannstädter Graf (Comes) vor. Die Tartaren zerstören Hermannsdorf und erschlagen seine Bewohner alle, bis auf hundert.

Das vierzehnte Jahrhundert aber findet die Stadt bei der Erbauung neuer, stärkerer Befestigungen, der Neuordnung des Magistrates und der aufstrebenden Zünfte. Das Jahrhundert steht im Zeichen katholischer Frömmigkeit und Bildung. Die Brüderschaft der Dominikaner im Kloster „zum heiligen Kreuz", die Brüderschaft vom heiligen Geist und die neu begründete Brüderschaft vom heiligen Leichnam wirken, von vielvermögenden Gönnern gefördert. Kirchen, Schulen und Spitäler werden als Mittelpunkte des Lebens gegründet.

Das fünfzehnte Jahrhundert bringt der Stadt eine rasche Blüte des edlen Gewerbes und des Handels nach dem fernen Westen und Osten. Die freie Wahl des Königsrichters, des obersten Beamten der Sachsen, und eigene Gerichtsbarkeit werden von der Stadt errungen. König Ludwig hält in der Stadt Hof und Landtag. Der Bau der himmelwärts strebenden Stadtpfarrkirche wird vollendet, ihr Inneres von Künstlern reich geschmückt. Als Bollwerk der Christenheit schlägt die gefürchtete, rote Stadt die Türken, eine das ganze Abendland bedrohende Gefahr, zurück. Bürgermeister Georg Hecht bereitet den Türken im Rotenturmpaß eine große Niederlage. König Mathias entdeckt eine Verschwörung des hochstrebenden Königsrichters Peter gegen sich und läßt die Verschwörer zur Abschreckung von Übermut auf dem Marktplatz enthaupten.

Das sechzehnte Jahrhundert steht im Lichte der Reformation. Trotz des Verbotes des Königs ketzerische Schriften zu lesen, zieht die Reformation, von unserem Reformator Johannes Honterus vorbereitet und von Luther, Melanchton und Bugen-

hagen selbst gefördert, in unüberwindlichem Siegeszuge in die Stadt ein. Die Stadt, die eine eigene Druckerei zur Drucklegung der Schriften hält, schafft sich ein eigenes Stadtrecht und hält strenge Zucht. So verbietet sie, Geld gegen Zinsen auszuleihen, weil das gegen die Gebote Gottes ist. Kirche, Schulen und Büchereien, die aus den Reihen der Bürgerschaft ständige Unterstützungen erhalten, werden machtvoll erneuert. Im Kampfe zwischen Kaisertum und den siebenbürgischen Fürsten hält die Stadt in schweren Kämpfen dem Kaiser die Treue. Unter den Kaisertreuen ragt die markige Gestalt des Königrichters Markus Pempflinger als Vorbild deutscher Mannhaftigkeit hervor. Der Königsrichter Johann Roth wird als mutmaßlicher Anstifter eines furchtbaren Brandes, der die halbe Stadt einäschert, von den Bürgern erschlagen.

In den Kämpfen zwischen Kaiser und Fürst im siebzehnten Jahrhundert hausen bald die wüsten Heere des Kaisers, dem die Bürger unter ungeheuren Opfern die Treue halten, in der Stadt, bald ziehen die Türken heran und halten schrecklich Strafgericht. Dem Renaissancekondottiere Fürst Gabriel Báthori, der durch List mit zwanzigtausend Mann in die Stadt kommt, sie des Hochverrates beschuldigt, den Bürgern die Waffen abnehmen läßt, das Rathaus plündert, die Patrizier in Gefängnisse werfen läßt und die Bürger verbannt, widersteht doch die Patrizierin Johanna Balk, die sich ersticht, um nicht ein Opfer seiner Leidenschaft zu werden. Die Türken, der rumänische Woiwode Radul Scherban, die ungarischen Fürsten belagern die Stadt vergeblich. Schreckenerregend wüten Pest, Hungersnot und Erdbeben. Die Stadt prägt Münzen mit der Umschrift „Gott sei uns endlich gnädig." Sie hält strenges Gericht: Hexen werden verbrannt, Unzucht, Mord und Diebstahl mit dem Tode bestraft und Scheren an den Kirchtürmen angebracht, um den Weibern und Mägden die Hoffahrt zu kürzen. Trotz der schweren Zeiten erfahren Kirche, Schule und Stadt andauernd reiche Förderung durch die Bürger. Die Goldschmiedekunst blüht und Sebastian Hann schafft seine kunstreichen Meisterwerke.

Das achtzehnte Jahrhundert, das Hermannstadt als Landeshauptstadt des Fürstentums Siebenbürgen und Sitz des Guberniums sieht, bringt den Kampf der Sachsen gegen den österreichischen Absolutismus und die von den Jesuiten geleitete Gegenreformation. Es sieht die plündernden Kurutzen vor der

Stadt und die plündernden Generäle des Kaisers in der Stadt. Es sieht den tragischen Fall des Komes Sachs von Harteneck, der im Kampf für Recht und Ordnung gegen eine verrottete Führerschicht unterliegt. Aber es sieht auch den glanzvollen Aufstieg eines der Söhne der Stadt, des Staatsmannes Samuel von Brukenthal, eines Lieblings Maria Theresias, der als Gubernator sein Volk vor den Übergriffen des kaiserlichen Hofes zu schützen weiß. Durch mannhaftes Auftreten vermag er es, mit seiner Brust den Sturm des mit Gewaltsamkeit und Perfidie gegen die sächsische Demokratie vordringenden Absolutismus, den mit allen Mitteln geführten Kampf der Jesuiten gegen die evangelische Kirche aufzufangen. Als Bauherr, Gärtner und Sammler fördert er das Schöne und schafft seinem Volke durch Vererbung seiner reichen Bücherei eine Sammelstätte der Wissenschaften und durch Hinterlassung seiner Kunstsammlungen einen Maßstab der Künste. Eine Buchhandlung, Zeitungen und ein Theater dienen, von dem tatkräftigen und kunstfreudigen Martin Hochmeister begründet, dem Wissens- und Bildungstrieb der Zeit.

Das neunzehnte Jahrhundert zieht mit Eisenbahnzügen und Telegraphendrähten in die Stadt ein. Die Mauern fallen und Hermannstadt wird eine moderne Stadt mit elektrischer Beleuchtung, Trinkwasserleitung und Tageszeitungen. Zwar bestürmen die ungarischen Insurgenten die Stadt vergeblich; die Sachsen erliegen nach zeitweiligem Siege im Kampfe um ein selbständiges Siebenbürgen gegen die Vereinigung mit Ungarn doch. Der Sprachkampf gegen die Magyarisierungsbestrebungen wird von den Führern unter allgemeiner, lebendiger Teilnahme des Volkes und von den Schriften des Volkshelden Stefan Ludwig Roth in geistige Regionen erhoben, mutig und kraftvoll geführt. Fabriken und Banken wachsen aus dem Boden. Unser Wirtschaftsführer Dr. Karl Wolff versteht es aber auch den Kapitalismus der Gemeinschaft dienstbar zu machen, indem er die Reingewinne der Banken gemeinnützigen Aufgaben zuführt. Den von ihm für den Wirtschaftskampf gegründeten und ausgebauten bäuerlichen Genossenschaften weiß er den rechten Gemeinschaftsgeist zu geben. Der Sachsenbischof G. D. Teutsch versammelt sein Volk in einer starken Kirche, dessen Gliedern er auf seinen unermüdlichen Bereisungen das rechte Vertrauen in den evangelischen Glauben gibt. Die Landeshauptstadt erlebt eine schöne Blüte

edeln Theaters und klassischer Musikpflege. Ein neu erwachendes Naturgefühl läßt Parkanlagen, Freibäder, Villenviertel und Bergsteigervereine entstehen.

Zu allen Zeiten hat sich der Geist Hermannstadts Geltung zu schaffen gewußt. Der Geist, der stets die Gemeinschaft im Dienste des Höchsten meint und nie sich. Zu Zeiten, da das Volk im Elend war, haben die Führer die Aufgabe erkannt und die Massen mit sich gerissen. Zu Zeiten, da die Führer im Übermut ihrer Pflicht untreu wurden, hat die Gemeinschaft der Schwachen, eine Macht durch die Einigkeit der Vielen, sich um die Wahrheit geschart, die Schuldigen gezüchtigt und den rechten Weg gewiesen.

Auch im zwanzigsten Jahrhundert, dem Jahrhundert der technischen Errungenschaften mit Kanalisierung, elektrischer Straßenbahn und Hochquellwasserleitung, Autoverkehr, Radio und Flugzeug — der Zeppelin kreist über der Stadt und bringt Grüße aus der Urheimat Deutschland, die sich ihrer Söhne wieder erinnert — toben noch Kämpfe um die Stadt. Das zwanzigste Jahrhundert, das Jahrhundert der Wirtschaftsfragen mit Generalstreik und Arbeitslosenfürsorge, mit Finanzkrise und Volksbüchereien, mit Gründerperiode und Kinderkrippe sieht noch eine Schlacht bei Hermannstadt. Der Weltkrieg bringt die Vereinigung Siebenbürgens mit Rumänien und unser Volk dem Osten näher. Aber noch lebt, trotz unheimlicher Überwucherung durch politischen Liberalismus, Kapitalismus, geistigen und sittlichen Verfall, der Geist von Hermannstadt. Er lebt in den Bemühungen um religiöse Erneuerung und helfende Einigkeit in der Kirche, er lebt in der Hinwendung zu dem besiegten Deutschland, in den Bestrebungen um wahre Gestaltung des Staates, in dem wir leben, und um die große Vereinigung der Auslanddeutschen, die diesen Staat bewohnen, in der Politik, er lebt in der gemeinnützigen Selbsthilfe und in dem Kampf um die Genossenschaften in der Wirtschaft; er lebt in der geistigen Arbeit der Jugend und in dem Gehorsam der Wandervögel in der Zukunft. In allen seinen Manifestationen ist sein geheimes Erkennungszeichen dies, daß er nicht sich, sondern die Gemeinschaft im Dienste des Höchsten meint.

Die Frage ist nun die, ob dieser Geist noch die Kraft besitzt, sein

Siegel dem Volke gegen innere und äußere Feinde und vor allem gegen den Ungeist, gegen die Lauen im Lande, aufzudrücken. Von der Antwort auf diese Frage hängt die Zukunft unseres Volkes ab. Von ihr hängt es aber auch ab, ob die Hermannstadt, diese Stadt auf dem Berge, die immer eine Geschichte gehabt hat, weil sie selbst Geschichte machte, auch in der Zukunft eine Geschichte haben wird oder ob sie ruhmlos versinken wird im Dunkel der geschichtslosen Provinzen, denn der Geist macht die Geschichte.

Junifrühe

Von Michael Wolf-Windau

Der Vater dengelt die Sense am Zaun,
es ist noch früh vor dem Morgentaun,
Die Gräser zittern im Winde mit,
und ahnen schaudernd des Mähers Schritt.

Die erste Schwade legt sich sacht.
Das ist ein Glück zwischen Dämmer und Nacht!
Die Junifrühe atmet kühl
treibt die Blumen aus weichem Pfühl.

Über dem Berg geht die Sonne auf;
findet der Tag drei Menschen zuhauf
beut er ihnen schweigend die Hand,
schreitet weiter über das Land.

Wie der Tau an den Gräsern blinkt!
hie und da eine Sense singt,
und des Wetzsteines heller Klang
verklingt werkfroh überm Hang.

Blumen sinken. Leise, ganz leise
steigt aus den Schwaden eine süße Weise,
halb Weinen, halb Singen und wunschloses Sein
geht durch die Gärten im Sonnenschein. —

Ich werfe schweigend die Schwaden um,
höre der Mücken tiefes Gesumm,
Käfervolk krabbelt durch Blumen und Duft
aus der lichtlosen Gräsergruft.

Tropfenweis' rinnt mir der Schweiß von der Stirn,
Werken ist schwerer als mit dem Gehirn
reimen zwei Verse im Mittagstraum
unter dem schattenden Apfelbaum.

Gedanken über deutsches Wesen und Werden

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

In dem deutschen Menschen hat zu allen Zeiten eine abgrundtiefe, unermeßliche Sehnsucht nach dem Erlebnis der Weite der Welt und nach der Ausschöpfung der letzten Gründe menschlichen Seins gelebt. Dieser starke Drang nach dem Unendlichen hat auch im Laufe der Jahrhunderte die vielen Millionen von Deutschen aus der Heimat nach allen Himmelsstrichen der Erde hinausgetrieben. Wahrlich ein einzigartiges Symbol des unbegrenzten, weitschweifenden, sich fast im Ungewissen verlierenden deutschen Geistes! Wie ganz anderes das angelsächsische Volk, das ebenfalls in der Vergangenheit ein lebendiger Wandertrieb erfüllt hat. Seine Scharen fluten auch in die großen Räume der übrigen vier Kontinente hinein, aber nicht so plan- und regellos, von einem unfaßbaren und unbestimmbaren Gefühlsdrange getrieben, wie die Deutschen. England treibt vielmehr eine ganz bewußte, zielklare Expansionspolitik mit dem sicheren Instinkte einer in sich geschlossenen und gereiften Volks- und Staatspersönlichkeit. Auf Grund einer großen weltpolitischen Konzeption wird mit einer ungeheuren Überlegenheit Schritt für Schritt auf dem Wege der Eroberung der Welt getan. Die britische Geschichte der letzten Jahrhunderte stellt einen einzigartigen Siegeszug dieses politisch ungewöhnlich begabten Volkes dar.

Die Deutschen dagegen, die ebenfalls in den großen Raum der Erde hereindrängen, entbehren in ihrer ungestillten Sehnsucht nach dem letzten Grund der Dinge einer festgeprägten Volkspersönlichkeit. So ist es kein Wunder, daß ihrer Ausbreitung die nationalpolitische Zielklarheit fehlt. Sie stoßen vielfach auf Völker, die geistig und kulturell bedeutend tiefer stehen als sie, aber dafür in ihrer Wesensart härter und gefestigter sind. In der sich ergebenden Auseinandersetzung um die politische Herrschaft erweisen sich daher die Deutschen gewöhnlich als schwächer und gehen sehr oft im fremden Volkstum allmählich unter. Zwei rühmliche Ausnahmen gibt es: Die Balten und die Siebenbürger Sachsen, die in ununterbrochenem harten Kampfe gegen die stets aufs neue gegen ihr Volkstum anstürmenden wilden und kulturlosen Völker im Laufe der Jahrhunderte zu ausgeprägten starken Volksindividualitäten gereift sind.

Dem in geistige und räumliche Ferne schweifenden Sinne des Deutschen entspricht als entgegengesetzter Pol seines Wesens das Eigenbrödlertum, die stille Freude an der in engem Rahmen begrenzten Sonderart, die aber mit oft eigensinnig anmutender Beharrlichkeit gegen die von größeren Gedanken geleiteten Zusammenfassungsbestrebungen verteidigt wird. Darin kommt die Polarität der deutschen Seele zum Ausdruck. Und es macht den Anschein, als ob die partikularistische Einstellung aus einem instinktiven Selbsterhaltungstriebe gegen einen etwas ungezügelten, allzu phantasievollen, sich in ungewissen Fernen ergehenden Geist nun durch um so festere Verwurzelung im Boden der allernächsten Umgebung Schutz suchen möchte. So schwankt der deutsche Geist in der Geschichte zwischen großzügigen, gewaltige Räume umspannenden Konzeptionen (römisches Kaiserreich deutscher Nation, Kampf mit Papsttum), die aber der inneren, folgerichtigen Durchformung ermangeln, und den kleinräumigen, von engem, eigenbrödlerischen Wesen erfüllten Schöpfungen eines partikularistischen und patriarchalischen Sinnes hin und her. Andere Völker, von geringerer Begabung, reifen unter Beachtung der ihrem Wesen innewohnenden Eigengesetzlichkeit mit einer ganz erstaunlichen Zielsicherheit, wenn auch über schwere Kämpfe hinweg, durch die starken Erlebnisse ihrer Geschichte zu Nationen mit einheitlichem politischem Charakter heran. Dem deutschen Volke als Ganzes fällt es so schwer zu dem vollen Bewußtsein seiner selbst zu gelangen. Seine Geschichte ist wohl im höchsten Maße bewegt und erfüllt von großen, wundervollen Taten, aber immer wieder erfolgt dann der jähe Sturz von ragender Höhe in tiefe nationale und staatliche Zerrissenheit. So sehen wir ein ewiges, ruheloses Suchen nach Darstellung und Verkörperung des ureigensten Wesens. Die deutsche Tragik liegt darin beschlossen, daß der mit innerer Logik und unerbittlicher Notwendigkeit zur Höhe strebende, monumentale Bau eines einheitlichen, für die Dauer geschaffenen mächtigen Reiches bis jetzt nicht vollständig gelungen ist. Es hat dem deutschen Volke wohl nicht an genialen Staatsbaumeistern gefehlt, aber das Verhängnis lag fast immer darin, daß der deutsche Mensch so leicht fremden Einflüssen erlag und damit von seinem tiefsten Wesenskerne gerade in Zeiten großer Entscheidungen abirrte.

So ist das Bismarckreich im Jahre 1918 darum zusammengebrochen, weil die Nachfolger des großen Staatsmannes das Gesetz der

deutschen Entwicklung nach der äußeren Zusammenfassung aller Stämme und Länder nicht richtig erkannten. Die große Aufgabe nach der Erkämpfung der Reichseinheit wäre zweifellos die innere geistige und politische Verschmelzung der mannigfaltigen kleinstaatlichen Individualitäten zu einem einheitlichen, starken Staatsganzen gewesen. Dieser Vorgang hätte keine öde Nivellierung bedeutet, sondern einen organischen Wachstumsprozeß, der die wundervolle kulturelle Mannigfaltigkeit der verschiedenen Stämme im Wesentlichen erhalten hätte. Nur ein gesamtdeutsches politisches Bewußtsein galt es zu schaffen, das mit sicherem Instinkte die deutschem Wesen gemäßen Aufgaben zu erkennen und zu erfüllen imstande gewesen wäre. Die Leistung dieser gewaltigen Volksarbeit erforderte zweifellos eine intensive Sammlung auf innere geistige und seelische Tätigkeit. Leider ist gerade das Gegenteil geschehen. In diese Zeit fällt der ungeheure Aufschwung von Wirtschaft und Technik. Die Menschheit ist geradezu besessen von dem ungestümen Drange die materiellen Dinge der Welt restlos zu ergründen und zu erobern. Die Geheimnisse des Lebens bis in die letzten Gründe kennen zu lernen und dann durch souveräne Beherrschung der Naturgesetze den Kosmos zu höchsteigenem Nutzen handhaben zu können, das ist das Ideal der Menschen des 19. Jahrhunderts. Die Deutschen haben sich in diesen Taumel menschlicher Überheblichkeit, oberflächlicher Wissensbegierde und rein wirtschaftlichen Erobertums, der die ganze zivilisierte Menschheit beherrschte, mit vollen Segeln hineingestürzt, eben zu einer Zeit, wo sie noch der festen Prägung ihres Volkstums und ihrer Staatspersönlichkeit entbehrten. Sie übersahen, daß sie erst diese innere seelisch-geistige Festigung gebraucht hätten, bevor sie in weltweiten Räumen sich in Auseinandersetzungen mit anderen fester gefügten Nationen einlassen konnten. So ist der Prozeß der deutschen Volkswerdung vor der Vollendung durch fremde und äußere Einflüsterungen westlicher Art, die im Amerikanismus kulminieren, von seiner auf Verinnerlichung und Vertiefung der Wesensart gerichteten Entwicklungslinie abgelenkt worden. Die katastrophalen Folgen dieses Irrtums ergaben sich dann in der Einkreisung Deutschlands und im Weltkrieg, als die dem deutschen Reich durch seine ausgebreitete planetarische Wirtschaftspolitik erwachsenen mannigfaltigen Widersacher, dessen Schwäche in seiner nationalpolitischen Konstitution bemerkten und sich nun zur Vernichtung des für eine spätere Zukunft doch immerhin gefürchteten

Gegners zusammenschlossen. Das tragische Verhängnis deutschen Schicksals liegt also darin, daß die so spät und in einer Zeit rein expansiver Zivilisation erfolgte Einigung Deutschlands, dies mit elementarer Gewalt in den Strudel der hastenden, rein mechanistischen und technischen Betriebsamkeit der Welt hineinriß, weil keine überlegene geistige Führung da war, die das Volk erst zu tieferer Besinnung und innerer Sammlung mit starker Hand angehalten hätte. Der in dieser unfertigen und unausgereiften seelisch-politischen Verfassung des deutschen Volkes aufgenommene Weltkrieg mußte daher verloren gehen.

Durch den Zusammenbruch im Jahre 1918 fällt nun die Leitung der deutschen Geschicke in die Hand der Parteien und Schichten, die durchaus ein Produkt einer flachen, nationalistischen und materialistischen Lebensanschauung sind. Sie fühlen sich wohl als Vertreter einer dem Vorkriegsregime entgegengesetzten Ideenwelt, sind aber im Grunde genommen nur eine Potenzierung des schon im 19. Jahrhundert allmählich vordringenden hohlen, stoffbeherrschten Individualismus, der damals allerdings noch mit einer gewissen Gegenwirkung idealistischer Lebenskräfte rechnen mußte. Diese waren freilich nur in der Verteidigung begriffen und verloren immer mehr an Boden.

Die Ereignisse des Jahres 1918 machen Deutschland nicht nur äußerlich wehrlos, sondern die Bahn wird nun auch frei für den ungehemmten Einbruch der westlichen Ideenwelt in deutsche Lande. Es ist geradezu erschütternd zu erleben, wie die Novemberrevolutionsleute und andere mit ihnen paktierende Parteien mit einer traurigen Beflissenheit sich der rein verstandesbeherrschten, individualistischen westlichen Weltanschauung mit Haut und Haaren verschrieben haben, im Wahne, daß die Rettung des deutschen Volkes nur durch die restlose Aufnahme dieser „fortschrittlichen Errungenschaften" zu bewerkstelligen sei. Dabei sehen sie nicht, daß das Verhängnis der wilhelminischen Ära ja gerade auch darin zu suchen ist, daß schon damals deutsche Wesensart durch die zu innige Verbindung mit dem ganz seichten Zivilisationsrummel allmählich innerlich unterhöhlt worden ist. Die Schicksalslenker der Nachkriegszeit tun nun freilich ganze Arbeit, sie kopieren hundertprozentig westliche Einrichtungen und werden damit auch innerlich Hörige ihrer Unterjocher. So tief traurig diese geistige Unterwürfigkeit ist, so bildet sie doch nur ein geschichtlich notwendiges Stadium auf dem Wege zur vollen äußeren und inneren Befreiung des deutschen Volkes. Denn die maßlose Erniedrigung, gerade auch

in geistigen Dingen, löst nun die gesunde Gegenwirkung aus. Der von furchtbaren Fieberschauern geschüttelte deutsche Volkskörper verfügt doch noch über eine im Tiefsten gesunde Wesensart, die durch den modernen Zivilisationsflitter nur verdeckt war. Nun, in der höchsten Not begehrt sie auf und setzt, durch elementare Leidenschaft aufgewühlt, der ihr vollständig fremden Ideenwelt des Westens echt deutsche Wertungen und Gedanken entgegen. Die deutsche Seele fordert ihr Recht, sie will wieder dem Leben Inhalt und Richtung geben. Sie bäumt sich auf gegen die Vergewaltigung durch technische und materielle Kräfte, die sie vielmehr selbst beherrschen will auf Grund ihrer übersinnlichen Verbundenheit. Das Leben muß wieder im Metaphysischen verwurzelt werden, seine letzten Entscheidungen können nur jenseits der auf Nützlichkeit und Genuß eingestellten Welt erfolgen.

Damit ist freilich ein Problem berührt, das nicht nur das deutsche Volk betrifft. Der Sinn der gegenwärtigen, furchtbaren Weltkrise liegt ja letzten Endes gerade darin, daß eine maßlos aufgeblähte, hohle und rein diesseitige Zivilisation an den ihr angeborenen Unzulänglichkeiten zusammenzubrechen droht. Und die Rettung der Kulturmenschheit wird gewiß nur dann möglich sein, wenn es einer neuen, stark religiös betonten Weltanschauung gelingt sich durchzusetzen und so das Leben auf geistig-seelischen Grundlagen neuaufzubauen. Es ist kein Zufall, daß dies gewaltige Problem gerade in dem abgrundtief erschütterten deutschen Volk zuerst erkannt worden ist. Verschiedene bedeutsame geistige Bewegungen ringen heute in unserem Mutterlande um letzte Erkenntnisse und um den wahren Sinn des Lebens. So wirrevoll und trostlos das äußere Bild Deutschlands manchmal erscheinen mag, die Tatsache, daß bei der Neugestaltung der europäischen Lebensform das deutsche Volk, trotz aller Belastungen seines versklavten Daseins die geistige Führung innehat, ist doch eine starke Gewähr dafür, daß es sich seine Freiheit erkämpfen wird. Es wird aber auch der heute schier aus den Fugen gehenden Welt einen neuen starken Halt und neue geistige Ziele geben. Das ist seine hohe Sendung, zu deren Erfüllung es erst durch unerhörtes Leid und furchtbarste Prüfungen tauglich werden muß. Und wenn wir nun den Blick noch einmal zurückwerfen auf das oben kurz angedeutete Auf- und Abwogen deutscher Geltung in der tausendjährigen Geschichte, dann erhält die bisher tragisch empfundene Unzulänglichkeit auch einen bestimmten Sinn. Alles deutsche Ringen und Kämpfen bisher war nur Vor-

bereitung auf die letztgültige Prägung deutscher Wesensart. So wie im Leben der Einzelnen ganz große Begabungen oft sehr verschlungene Wege ihrer, von schwersten, schier vernichtenden Erschütterungen und Prüfungen erfüllten Entwicklung gehen müssen, um die stahlharte Formung der außergewöhnlichen Persönlichkeit zu empfangen, so führt auch der Werdegang des deutschen Volkes durch eine ganze Reihe von Phasen des Auslebens seiner unerschöpflichen seelisch-geistigen Möglichkeiten. Erst mußte es alle Weiten seines Wesens durchmessen und die ganze Tragik seines nach letzten Wahrheiten strebenden Geistes erleben, bevor die deutsche Volkheit gerade durch so schweres Erleben ihre vollendete Ausprägung erfahren kann und damit die zukunftverheißende Gestalt der deutschen Volkspersönlichkeit lebendige Wirklichkeit wird. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erkennen wir die tieferen Gründe der Gegenwartsentwicklung und unser Leben und Kämpfen erhält Richtung und Inhalt.

Dunkle Zeit

Von Carl Lange

Von Wolken ist die Welt bedroht,
die Erde bebt, die Fugen zittern.
Das Leben steigt aus tiefer Not
wie Sonne folgt nach Ungewittern.
Der Glaube wächst, das Volk erhebt
sich über seine engen Schranken.
Solang der Wille aufwärts strebt,
versinkt das sorgenvolle Schwanken.
Solang ein Ziel vor Augen nah,
wird eine Zeit von Blut und Wunden,
was immer auch an Leid geschah,
von starkem Wollen überwunden.

Unsere genossenschaftlichen Gegenwartsaufgaben

Von Dr. Gustav Füss

An den Anfang dieser Ausführungen möge die Frage gestellt werden: Was haben wir Sachsen auf dem genossenschaftlichen Gebiet bisher geleistet? Am Anfang der sächsischen Genossenschaftsbewegung standen Vorschußvereine und Gewerbliche Produktivgenossenschaften. Die letztern entsprangen dem Bestreben des Zusammenhalts der gewerblichen Kreise nach der Einführung der Gewerbefreiheit (1. Mai 1860). Der sächsische Handwerker konnte sich jedoch an die Beschränkung seiner Selbständigkeit nicht gewöhnen und steht auch heute noch auf dem Boden eines den Zeitverhältnissen nach zu starren Individualismus. Eine weit größere Bedeutung erlangten die ebenfalls dem Schoße des Gewerbestandes entsprungenen Vorschußvereine. Es entstanden dem Alter nach folgende Gründungen:

*1. Bistritzer Spar- und Aushilfsverein, gegr. 1852 (heute: Bistritzer Spar- und Aushilfsverein, Gen. m. b. H.);
2. Spar- und Vorschußverein in Mediasch, gegr. 1862 (heute: Herm. allg. Sparkasse, Zweiganstalt Mediasch);
3. Schäßburger Gewerbe-, Spar- und Vorschußverein, gegr. 1862 (heute: Vereinigte Gewerbe- und Hypothekenbank A. G.);
4. Agnethler Spar- u. Vorschußverein, gegr. 1864 (heute: Agnethler Bank A. G.);
5. Hermannstädter Vorschußverein, gegr. 1864 (heute: Hermannstädter Gewerbe- und Handelsbank A. G.);
6. Bistritzer Credit- und Vorschußverein, gegr. 1864 (heute: Hermannstädter allg. Sparkasse, Zweiganstalt Bistritz);
7. Groß-Schenker Spar- u. Vorschußverein, gegr. 1865 (heute: Prätorialbank A. G.);
8. Sächsisch-Reener Vorschuß- und Sparkassaverein, gegr. 1865 (heute: Sächsisch-Regener Sparkasse A. G.);
9. Kronstädter Vorschußverein, gegr. 1866 (heute: aufgelöst, 1893);
10. Brooser Vorschußverein, gegr. 1866 (heute: Vorschußverein Aktiengef. Broos);
11. Spar- und Vorschußverein in Großpold, gegr. 1867 (heute: Großpolder Spar- und Vorschußverein A. G.);
12. Vorschuß- und Sparverein in Mühlbach, gegr. 1869 (heute: im Fusionswege von der Mühlbacher Sparkasse A. G. aufgenommen, 1926);
13. Schäßburger Spar- und Hypotheken-Kreditverein, gegr. 1870 (heute: Vereinigte Gewerbe- und Hypothekenbank A. G.);
14. Repser Stuhls-Vorschußverein, gegr. 1870 (heute: Spar- und Kreditbank A. G.);
*15. Vorschuß- und Sparverein in Heltau, gegr. 1870 (heute: Vorschuß- und Sparverein als Genossenschaft in Heltau);

*16. Windauer Spar- und Aushilfsverein, gegr. 1870 (heute: Windauer Spar- und Aushilfsgenossenschaft);
17. Fogarascher Vorschußverein, gegr. 1871 (heute: Kronstädter allg. Sparkasse, Filiale Fogarasch);
18. Zeidner Vorschußverein, gegr. 1872 (heute: Burzenl. Bürger- u. Bauernbank A. G.);
*19. Vorschußverein in Schellenberg, gegr. 1872 (heute: Raiffeisenscher Spar- und Vorschußverein);
20. Heldsdörfer Vorschußverein, gegr. 1874 (heute: Heldsdörfer Vorschußverein A. G.);
21. Brenndörfer Vorschußverein, gegr. 1880 (heute: Brennd. Vorschußverein A. G.);
22. Tartlauer Vorschußverein, gegr. 1880 (heute: Tartlauer Vorschußverein A. G.);
23. Honigberger Vorschußverein, gegr. 1881 (heute: Honigb. Vorschußverein A. G.);
*24. Großauer Spar- und Vorschußverein, gegr. 1882 (heute: Raiffeisenscher Spar- und Vorschußverein);
25. Marienburg-Rothbächer Vorschußverein, gegr. 1882 (heute: a) Marienburger Vorschußverein A. G. u. b) Raiffeisenscher Spar- u. Vorschußv., Rothbach);
26. Petersberger Spar- und Vorschußverein, gegr. 1883 (heute: Petersberger Vorschußverein A. G.);
*27. Leschkircher Spar- und Vorschußverein, gegr. 1885 (heute: Raiffeisenscher Spar- und Vorschußverein);
28. Rosenauer Spar- und Vorschußverein, gegr. 1891 (heute: Burzenländer Bürger- und Bauernbank A. G., Filiale Rosenau);
29. Spar- und Kreditgenossenschaft in Mediasch, gegr. 1893 (heute: Spar- und Kreditbank A. G.);
30. Genossenschaftsbank in Elisabethstadt, gegr. 1900 (heute: Hermannstädter allg. Sparkasse, Zweiganstalt Elisabethstadt);
31. Bürger- und Gewerbevereinskasse als Genossenschaft in Agnetheln, gegr. 1901 (heute: Gewerbebank A. G.);
32. Neustädter Vorschußverein, gegr. 1903 (heute: Burzenländer Bürger- und Bauernbank A. G., Filiale Neustadt).

Von diesen zweiunddreißig Schulze-Delitzschischen Kreditgenossenschaften haben nur noch sechs die genossenschaftliche Form bewahrt (*), zwei bestehen nicht mehr und die übrigen sind, der kapitalistischen Welle folgend, Aktiengesellschaften geworden. Bei den städtischen Vorschußvereinen spielte in Hinsicht auf diese Entwicklung auch der Umstand eine Rolle, daß die Mitglieder sich aus allen Bevölkerungsschichten (Gewerbetreibende, Gelehrte, Kaufleute) zusammensetzten und daß die Leitung in den überwiegenden Fällen in die Hände der kapitalbesitzenden Kreise gelangte. Es fehlte somit der ständische Aufbau und damit ein gemeinsames Berufsideal, Imponderabilien, die sich als notwendig für die Solidität einer Genossenschaftsbewegung erwiesen haben.

Auf das kleinbäuerliche Gebiet beginnt die genossenschaftliche Idee sich im Jahre 1885 auszubreiten. Dr. Karl Wolff führt in

den Landgemeinden den Raiffeisenschen Spar- und Vorschußverein ein, der allerdings von seinem Originale dadurch abweicht, daß Darlehen auch an Nichtmitglieder ausgegeben werden und daß das Warengeschäft nicht in den Aufgabenkreis aufgenommen worden ist. Problematischer Natur ist die Ausgabe von Darlehen an Nichtmitglieder, da hierdurch der Genossenschaftscharakter getrübt wird und das Gewinnstreben mehr in den Vordergrund tritt. Andererseits erklärt sich dieser Verstoß gegen die Raiffeisengrundsätze dadurch, daß die sieb.-sächs. Spar- und Vorschußvereine kein eigenes Zentralgeldinstitut haben, mithin in ihrer Geldunterbringung größerer Freiheit bedürftig sind. Die Raiffeisensche Genossenschaftsbewegung beginnt vom Jahre 1885 an ihren Siegeslauf durch die sächsisch sprechenden Gebiete Siebenbürgens. Der bereits 1886 gegründete Verband Raiffeisenscher Genossenschaften umfaßt in den Jahren:

	Spar- und Vorschußvereine	Konsumvereine
1890	16	—
1895	51	—
1900	80	—
1905	114	—
1910	156	40
1915	183	57
1920	182	71
1925	182	81
1929	187	69

Kann man demnach hinsichtlich der Spar- und Vorschußvereine von einem absoluten Erfolg, hinsichtlich der Konsumvereine von einem guten Anfang sprechen, so läßt sich in Bezug auf die Versuche Dr. Karl Wolffs, landwirtschaftliche Bezugs- und Absatzgenossenschaften zu errichten, ein vollkommener Mißerfolg feststellen. Im Burzenland war es Dr. Karl Lurtz, der sich für den Gedanken von Verwertungsgenossenschaften einsetzte. Unter seinem Einflusse wurde im Jahre 1897 der Verband der Burzenländer sächsischen Handelsgesellschaften gegründet. Neben diesem sogenannten „Fruchtverband" bestanden noch Rübenbaugenossenschaften. Sowohl die Zentralstelle des erstern in Kronstadt als auch die letztern sind dem Landwirtschaftlichen Verein einverleibt worden. Auch was die Kronstädter Molkereigenossenschaft (gegr. 1901) anbetrifft, ist die Auflösung als Genossenschaft und die Einbeziehung in den Landwirtschaftlichen Verein eine Frage, die, wie uns Dr. Stephani sagte, ins Auge gefaßt wird.

Das wäre in kurzen Strichen die Bewegung der genossenschaftlichen Welle bei uns Siebenbürger Sachsen. Fest verankert in unserm Volke ist nur der Spar- und Vorschußverein.

Übergehend auf die Gegenwartsaufgaben unseres Genossenschaftswesens vertreten wir hinsichtlich des Gewerbewesens die Ansicht, daß der Gedanke gemeinsamer Bezugsgenossenschaften in erster Linie für eine Verwirklichung reif ist. Abweichend von dem westeuropäischen Muster könnte in jeder unserer Städte eine Bezugsgenossenschaft für alle Gewerbe errichtet werden, die in verschiedene Abteilungen zerfiele. Die Propagierung von Produktivgenossenschaften, bei denen der einzelne Meister seine Selbständigkeit aufgibt, halten wir für wenig erfolgversprechend, wie auch die Mißerfolge der Vergangenheit beweisen. Wichtiger wäre die Prüfung der Gründungsfrage gewerblicher Absatzgenossenschaften, die von Bedeutung sind bei größeren Aufträgen (Staat) und bei einem Absatz über den lokalen Markt hinaus. Es ist nicht zu verkennen, daß sich das genossenschaftliche Problem für das Gewerbewesen weit schwieriger gestaltet als für die Landwirtschaft. Die Qualitätsunterschiede der Erzeugnisse sind bei weitem größer und erschweren dadurch eine Zusammenfassung.

Auf die Landwirtschaft übergehend müssen wir uns kurz mit der Frage auseinandersetzen, ob der genossenschaftliche oder der kapitalistische Weg bei dem Ausbau der Absatzorganisation der geeignetere ist. Zur Erläuterung dessen, was wir unter kapitalistischem Weg meinen, verweisen wir auf das Burzenland. Das Burzenland hat seine Kreditgenossenschaften in Aktiengesellschaften umgewandelt, es hat die genossenschaftlichen Handelsgesellschaften aufgelöst, die Zuckerrübenbaugenossenschaften ihrer genossenschaftlichen Form entkleidet usw. Es mag mit gutem Recht behauptet werden, daß hierbei verschiedene Motive mitgespielt haben, der Hauptgrund wird jedoch in der kapitalistischen Denkweise der Bevölkerung zu suchen sein. Was in Dänemark, Deutschland und anderen Ländern durch Genossenschaften erstrebt wird: Standardisierung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Verbesserung der Qualität, Ausschaltung des Zwischenhandels, Erziehung des Bauern zu wirtschaftlich-rationellem Denken usw. sucht der Landwirtschaftliche Verein im Burzenlande und in den übrigen Gebieten auf der Grundlage syndikalistischer Zusammenschlüsse der Bauern zu erreichen. Rechtlich unterliegen solche Zusammenschlüsse dem Bürgerlichen Gesetzbuch und sind demnach auf Veredlungsbetriebe

(Molkereien, Stärke-, Salamifabriken 2c.) nicht anwendbar. Ein weiterer Nachteil liegt darin, daß ein höheres Niveau wirtschaftlichen Denkens dafür erforderlich ist, eine Voraussetzung, die nur auf einen geringen Prozentsatz unserer Bauernschaft zutrifft. Was uns aber vor allem den genossenschaftlichen Weg für den richtigeren halten läßt, ist die Erkenntnis, daß er unser Volk nicht allein wirtschaftlich vorwärts bringen wird, sondern auch von der zersetzenden materialistisch-egoistischen Lebensauffassung befreien kann. Wir müssen zurück zu Raiffeisen, der in den ersten Tagen des neuen Deutschen Reiches schrieb: „Was die Pflege von Selbstsucht gebracht hat, haben wir erfahren. Es ist hoch an der Zeit, ein anderes Ziel aufzustecken und anstatt der Selbstsucht den Gemeinsinn oder, wie wir das Ziel nennen wollen, die christliche Solidarität zu predigen".

Die wichtige genossenschaftliche Aufgabe der Gegenwart besteht demnach in der erneuten, verstärkten Entfaltung der genossenschaftlichen Flagge. Die Raiffeisenkassen müssen den Mahnruf Raiffeisens beherzigen: „Lassen sie uns stets bedenken, daß ohne eingedenk zu sein unserer Christenpflichten, ohne das ernste Streben diesen gerecht zu werden, niemals die den Darlehenskassen gestellte Aufgabe erfaßt werden kann, und daß ohne beides unsere Vereine zu reinen Geldgeschäften herabsinken und auf die Dauer wenig nützen" (beide Zitate sind Band 29 der Raiffeisenbücherei entnommen). Die Konsumvereine, gegenwärtig in schwerer Krise, müssen dort, wo es die Verhältnisse ermöglichen, neu gestützt werden.

Die Hauptsache ist bei allem der Mensch! Es liegt uns hierbei fern, einen weltfremden, utopistisch-idealistischen Menschen zu meinen. Wir verstehen unter dem Menschen, den die sieb.-sächs. Genossenschaftssache braucht, ein realistisch-altruistisch eingestelltes Wirtschaftssubjekt, das sich wohl des Vorteils kapitalistischer Wirtschaftsweise bedienen kann, jedoch niemals soweit geht, seinen eigenen Vorteil auch dann zu suchen, wenn es zum Schaden der Gemeinschaft, des Volkes, ist. Gemeinnutz über Eigennutz! Wer sich diesen Grundsatz zu eigen gemacht hat, der ist Genossenschaftsmensch. Wir Siebenbürger Sachsen haben noch nicht genügend erkannt, daß mit der absoluten Vergenossenschaftlichung unseres Volkes die festeste Stütze für seinen Bestand gegeben sein würde. Man kann sogar die These aufstellen, daß die

Zukunft unserer Gemeinschaft allein von der Umgestaltung des siebenbürgischen Menschen zum Genossenschaftsmenschen abhängt.

Auf einem derart vorbereiteten Boden lassen sich folgende wirtschaftliche Gemeinschaftsziele verwirklichen:

1. Organisation der Milchverwertung.

Als Vorbild ist die dänische Meiereiorganisation anzusehen. Molkereien mit einer Verarbeitungskapazität von 5—10000 Liter täglich — der Aktionsradius müßte sich auf eine entsprechende Anzahl von Gemeinden erstrecken — sind zu einer einzigen Verkaufszentrale für Butter zusammengefaßt. Zwecks Einheitlichkeit dieses Hauptprodukts ist die Erzeugung einer Standartware sämtlicher Molkereien unerläßlich. Deshalb strenge Prüfung der Butter bei der Übernahme durch die Verkaufszentrale, Zurückweisung einer den Mindestansprüchen nicht entsprechenden Qualität, Bezahlung nach der Güte — Prinzipien, die die Molkereien bei der Übernahme der Milch ebenfalls anzuwenden haben. Die Hauptprobleme bei der Inangriffnahme des Ausbaues der genossenschaftlichen Milchverwertung liegen auf dem finanziellen und dem Absatzgebiet. Beide sind zu lösen, wenn der Gemeinschaftswille des Volkes auf wirtschaftlichem Gebiete genügend groß ist und nicht davor zurückschreckt, in den Anfangsjahren vielleicht erforderliche Opfer (Geringere Milchpreise) auf sich zu nehmen. Unser Bauer muß auf weitere Sicht als bisher denken lernen!

2. Parallel mit der Errichtung von Molkereien ist die Organisierung des Eierabsatzes ins Auge zu fassen. Zu diesem Zwecke sind die im Ausland ebenfalls schon bestehenden Vorbilder verwendbar. Das ganze Gebiet ist in Bezirke (A, B . .), die Bezirke in Gemeinden (I, II . .), die Mitglieder in den Gemeinden nach Nummern (1, 2 . .) einzuteilen. Jedes Mitglied besitzt einen Stempel, der etwa folgendermaßen aussieht (die Buchstaben J, F, usw. bedeuten die Monate. Sie sind mit dem Hauptstempel nicht vereint):

EGE = Eiergenossenschaft.

F
EGE
Frischei
A. II.
•15•

Der Stempel wird auf jedes Ei aufgedrückt und ermöglicht die schärfste Kontrolle.

Die Organisation wäre dergestalt aufgebaut: es besteht eine einzige Zentralgenossenschaft, die verschiedene Bezirksstellen unterhält. In den Gemeinden befinden sich Eiersammelstellen, die bei den Mitgliedern etwa wöchentliche Sammlungen vornehmen. Den Verkauf besorgt, mit

Ausnahme lokaler Abgaben der Bezirksstellen, ausschließlich die Zentrale. Die Vergütung erfolgt nach Gewicht. Zwecks Verwertung der unverkäuflichen Frischeier errichtet die Zentrale eine Konservierungsanlage und ist im Zwangsfalle berechtigt, konservierte Eier an die Mitglieder dem Ablieferungsschlüssel nach und zum Einstandspreise zurückzugeben.

3. Eine weitere genossenschaftliche Aufgabe liegt in der Schaffung vermehrter Obstanlagen und der gemeinschaftlichen Verwertung des Obstes. Die Sorten, die angebaut werden sollen, sind in Hinsicht auf die Nachfrage und im Rahmen derselben nach der Eignung der verschiedenen Gegenden für bestimmte Arten festzusetzen. Sind Anbau- und Absatzfrage überprüft, so ist die Beschaffung der Bäumchen zu regeln. Die billigste Art wird auf die Weise zu erreichen sein, daß die Spar- und Vorschußvereine gemeinsam mit dem Landwirtschaftlichen Verein und der Schule Baumschulen anlegen, gleichwie im Jahre 1902 Winzereien von den Spar- und Vorschußvereinen zwecks Wiederbepflanzung der Weinhalden in Betrieb genommen wurden. An der Spitze der auf Bezirksgenossenschaften sich aufbauenden Organisation steht die Hauptgenossenschaft, die den überlokalen Verkauf allein besorgt. Sobald die Organisation entsprechende Reserven angesammelt hat, ist an die Fabrikation von Konserven und Fruchtsäften zu denken.

Detailbestimmungen über die einzelnen Genossenschaftsarten zu geben, ist nicht die Aufgabe dieser Abhandlung. Wir wollen nur auf zwei wichtige Punkte hinweisen: auf die Haftpflicht und die Beschränkung der genossenschaftlichen Arbeit auf die Mitglieder. Nach unsern Erkenntnissen und Erfahrungen ist die unbeschränkte Haftpflicht nur für die Spar- und Vorschußvereine erforderlich, für alle übrigen Genossenschaftsarten ist die beschränkte nützlicher und ausreichend. Die Beschränkung der Arbeit auf die Mitglieder ist bei den Bezugs- und Absatzgenossenschaften etwas Selbstverständliches. Sie sind gegründet worden, um den Mitgliedern, die die Verantwortung tragen, eine bessere Verwertung ihrer Erzeugnisse zu gewährleisten und nicht, um ihnen aus Geschäften mit Nichtmitgliedern Gewinne oder Verluste einzubringen.

Von dem in unsern obigen Ausführungen beleuchteten Programm:

a) Spar- und Vorschußvereine,
b) Konsumvereine,
c) Molkereien,

d) Eiergenossenschaften,
e) Obstgenossenschaften.

ist nur Punkt a) beinahe vollständig, Punkt b) zum Teil durchgeführt worden. Versuche der Konsumvereinszentrale, die Eierverwertung über die Konsumvereinsorganisation zu leiten, schlugen infolge ungenügender Kontrolle fehl. Molkereien zu gründen beabsichtigte der Verband Raiffeisenscher Genossenschaften schon im Jahre 1899. Revisor Julius Teutsch studierte die dänische Organisation zu diesem Zwecke an Ort und Stelle. Eine Durchführung des Planes blieb aus, „... weil die Vorbedingungen einer entwickelten Landwirtschaft in dem Raiffeisengebiet noch fehlten, zum Teil aber, weil die Verwirklichung von andern Punkten (Landwirtschaftlicher Verein) versucht wurde und man ein Kreuzen der Bestrebungen vermeiden wollte" (Festschrift des Verbandes Raiffeisenscher Genossenschaften 1885—1910, Seite 20). Daß sich die Verhältnisse seit 1899 zu Gunsten des Molkereigedankens gewandelt haben, ist an den vielen Privatmolkereien zu ersehen. Der in obigem Zitat angedeutete Kompetenzstreit zwischen Raiffeisenverband und Landwirtschaftlichem Verein ist latent stehen geblieben. Man kann darüber geteilter Meinung sein, ob z. B.

Vieh- und Schweineabsatz,
Weinabsatz,
Kunstdünger- und Saatgutbezug,
Absatz von Getreide, Kartoffeln 2c.

in das Tätigkeitsgebiet des einen oder des andern hineingehören. (Um Irrtümer zu vermeiden, sei darauf hingewiesen, daß wir unter „Raiffeisenverband" die Sammelstelle aller genossenschaftlichen Bestrebungen verstehen.) Die wegen ihrer Wichtigkeit angeschnittene Frage: *Wem gehört der wirtschaftliche Primat bei uns, dem Genossenschaftsverband oder dem Landwirtschaftlichen Verein* (heute etwas zurückgetreten, weil der Raiffeisenverband in seiner Tätigkeit wegen gesetzlicher und anderer Ursachen stark behindert ist), ist noch nicht entschieden. Soll der Landwirtschaftliche Verein sich zumeist nur auf die ideelle Förderung der Landwirtschaft (Schulen, Versuchsanstalten, Zeitschriften, Beratung u. dgl.) beschränken oder soll er auch Geschäftsunternehmungen gründen, sich Absatzorganisationen angliedern usw.? Welche Aufgaben werden einem zukünftig auszubauenden Genossenschaftswesen überwiesen? Die Fragen würden ihre beste Klärung in einem *Wirtschaftsplan* finden, der von einer in naher Zukunft einzuberufenden *Wirtschaftkonferenz* der Siebenbürger Sachsen aufgestellt werden könnte.

Rundschau

Politische Chronik. Die Errichtung des Staatssekretariates für Minderheiten und die Ernennung eines Sachsen zu dessen Leiter ist im In- und Ausland als ein Beweis für die Absicht der Iorga-Regierung genommen worden, nach zwölf Jahren endlich die Minderheitenfrage zu regeln. Iorga hat bei seinem, auch von uns begrüßten Regierungsantritt und später vielfach verkündet, er vertrete eine „neue Ära", was durchaus so aufgefaßt werden mußte, daß er bereit sei, seine Grundsätze nötigenfalls auch gegen den Widerstand des Parlamentes zu verfechten, das von jeher in Fragen, die das Wohl und Wehe der Minderheiten berühren, zu einem engherzigen Standpunkt neigte, was sich auch bei der neuen Kammer nicht geändert hat. Umso unbegreiflicher war es, daß Iorga die vernünftigen Bestimmungen seines Novellierungsentwurfes zum Bakkalaureatsgesetz, die uns eine wirkliche Erleichterung gebracht hätten, beim ersten Widerstand der Parteien fallen ließ und sich sogar mit einer Verschärfung der für uns ungünstigen Punkte einverstanden erklärte. Er, der für die Minderheitenkandidaten die Ablegung der Prüfung in der Muttersprache einführen wollte, erklärte sich bereit, nicht nur wie bisher drei, sondern alle Fächer zwangsmäßig in rumänischer Sprache prüfen zu lassen. Der Zusatz, daß die Kandidaten mit Erlaubnis des Prüfungsleiters einzelne Ausdrücke auch in ihrer Muttersprache vorbringen dürfen, bedeutet keine Erleichterung, sondern setzt die Schüler der Willkür der Kommissionen aus. Durch die Annahme dieser Novelle sind unsere Schulen gezwungen, die Schüler in allen Fächern fortan so vorzubereiten, daß sie den Stoff in rumänischer Sprache wiedergeben können. Wir müssen also in allen Gegenständen, die der Prüfung unterstehen, schon Jahre vorher die rumänische Sprache wenigstens teilweise in den Unterricht einbeziehen. Wir müssen um des Schicksals unserer Kinder willen unseren Unterricht selbst rumanisieren! Über die furchtbare Bedeutung dieser Tatsache ist kein Wort zu verlieren. Wir werden mit größter Entschiedenheit schon im Herbst gegen dieses Gesetz ankämpfen müssen. Ehe es fällt, gibt es keine Linderung der Spannung zwischen Regierung und Minderheiten.

Wir verstehen Iorga nicht. Es ist uns rätselhaft, daß er, der seinerzeit, als er noch in der Opposition war, das Bakkalaureat bekämpfte, diesmal dessen Schöpfer, diesen Anghelescu, den selbst die Chirurgen nicht für einen Pädagogen halten, nicht bloß zur Beratung des Entwurfes zuzog, sondern sogar als Schulmann lobte; es ist rätselhaft, daß Iorga jetzt nicht dieses zerstörende Gesetz überhaupt beseitigte. Andere Schulgesetze, die Iorga annehmen ließ, weisen begrüßenswerte Einzelheiten auf — was nützt es, wo diese pädagogische Mißgeburt noch giftiger weiter lebt.

Auf Grund des neuen Verwaltungsgesetzes können in allen Orten des Landes die Stadt- und Gemeinderäte aufgelöst und durch staatlich ernannte Interimskommissionen ersetzt werden, die das volle Budgetrecht haben. Außerdem darf der Minister nach freiem Ermessen alle komunalen Budgets abändern. Wir haben damit das Recht verloren, über unser eigenes Vermögen zu bestimmen, wir haben das Recht verloren, das den mittelalterlichen Ständen in den absolutistischen Staaten zustand. Es mag für die Orte des Altreichs erträglich sein. In Siebenbürgen ist es

ein verheerender Schlag gegen eine alte Verwaltungskultur, die bis 1918 sauber bewahrt wurde und ihre ersten Sprünge erst aufwies, als man ihre Grundlagen von Bukarest aus beeinträchtigte. Es ist auch hierüber kein Wort zu verlieren, daß wir Siebenbürger uns die doch in uns selbst wurzelnde Kultur der Selbstverwaltung dauernd nicht nehmen lassen.

Unsere Abgeordneten sind, anscheinend mit Rücksicht auf das Minderheitenamt gegen die verhängnisvollen Schläge nicht mit der Schärfe aufgetreten, die notwendig gewesen wäre. Das Minderheitenamt vermochte Milderungen nicht durchzusetzen. Unsere Bevölkerung schon empört, weil uns die Regierung nicht die zugesicherten 13, sondern bloß 11 Abgeordnetenmandate zusprach, wandte sich gegen die Beeinträchtigung unserer Rechte in zahlreichen Entschließungen, die besonders in Kronstadt alle Kreise und Körperschaften vereinigten. Sie verlangte Aufklärung von unseren Führern, sie verlangte schärfsten Protest bei der Regierung. Sie versteht es nicht, daß wir ein Minderheitenamt haben und daß unsere tatsächliche Lage doch schlechter werden konnte.

Wir verweisen hier nicht darauf, daß besonders in der Frage der Mandate unserer Führung Fehler unterliefen, daß sie das uns zugefügte Unrecht ohne entsprechenden Protest ertrug — diese inneren sächsischen Fragen können erst nach den Neuwahlen unserer Körperschaften wirklich gelöst werden — aber wir müssen uns jetzt schon rüsten, mit größter Entschiedenheit und ohne Rücksicht auf das unzuverlässige Wohlwollen der Regierung nicht bloß gegen weitere Angriffe aufzutreten, sondern auch die jetzige Rechtslage zu ändern. Die Bedeutung des Minderheitenamtes steht und fällt mit dem Erfolg dieses Kampfes, der wahrhaft ein Kampf des ganzen Volkes sein muß. Und deshalb ist es nötig, schon jetzt in die Massen den Widerstandsgeist zu tragen, den wir zu wecken in den letzten Jahren versäumt haben. Die Front der Abgeordneten in Bukarest ist zu schwach. Der gleiche Willen des ganzen Volkes muß sie stärken und bestimmen.

Betrachtet man aber nun die Geschehnisse in der Hermannstädter sächsischen Lokalpolitik, so wird man etwas pessimistisch gestimmt. Es bildete sich dort eine neue Partei unter Führung von Dr. Ernst, ein Gegengewicht gegen den in Hermannstadt ausschlaggebenden „Bürgerabend." Der Bürgerabend wieder hat als Gegengewicht gegen das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt", dessen Leiter der neuen Partei nahesteht, eine Zeitung, den „Siebenbürgischen Boten" ins Leben gerufen. Mit der „Neuen Zeitung", die sich politisch dem Tageblatt angeschmiegt hat, erscheinen nun drei Blätter in Hermannstadt. Daß dieser Zustand auf die Dauer untragbar ist, weiß man wohl auch dort.

Die Einzelheiten der lokalen Gegensätze interessieren uns hier nicht. Mögen sie sich befehden. Es ist gut, daß es nun in offener Weise geschieht und so vielleicht zu einer Klärung führt. Wir müssen aber zwei Fälle erwähnen, weil der eine beweist, welches Niveau des politischen Kampfes bei uns möglich ist, und der andere eine arge Inkompatibilität darstellt. Der Direktor des „Sieb.-D. Tageblattes" Hermann Plattner bewarb sich um die Kandidierung zum zweiten sächsischen Abgeordnetenmandat in Hermannstadt. Um ihm möglichst viele Stimmen zu sichern, wurden durch seine Anhänger Mitglieder des Hermannstädter Kreisausschusses, wie öffentlich ausgesprochen wurde, mit Krenwürsteln und anderen leiblichen Genüssen traktiert.

Zweitens: Dr Ernst, Chef der neuen Partei, ist Vizeobmann des Volksrates, als der er über den Parteien stehen müßte. Er hat damit seinen Posten in unserer politischen Zentrale verwirkt. Es mag die sächsische Lokalpolitik immer eine Krenwürstelpolitik gewesen sein, aber der Volksrat hat die Pflicht, die völlige Unabhängigkeit seiner Leitung zwingend zu fordern. Heinrich Zillich

Zur Versammlung vom 7. Juni. Wir haben in der letzten Nummer die Antwort des Volksrates auf die von der Versammlung Sächsischer Männer am 7. Juni in Hermannstadt erhobenen Forderungen veröffentlicht. Nun sind wir in der Lage, auch die Erwiderung zu bringen, die das Aktionskomitee der Versammlung dem Volksrat übersandte:

Hermannstadt, 1. Juli 1931.

An den Deutsch-sächsischen Volksrat für Siebenbürgen.

Der unterzeichnete, in der Versammlung vom 7. Juni eingesetzte Ausschuß erlaubt sich, auf die Zuschrift No. 143/1931 des Deutsch-sächsischen Volksrates für Siebenbürgen folgendes zu antworten:

Wir anerkennen zunächst, daß der Volksrat unserer Forderung nach rascher Bekanntgabe des Wahltermines nachgekommen ist, indem er in seiner Entschließung vom 22. Juni die bis zum 20. Juni erwartete Antwort erteilt hat.

Wir erkennen auch hinsichtlich des grundsätzlichen Teiles der Volksratsentschließung an, daß der Volksrat von der letzthin geübten Gepflogenheit, die Wahlen für die politischen Körperschaften erst nach Erfüllung einer dreijährigen Mandatsdauer auszuschreiben, zu Gunsten unserer Forderung abgewichen ist und seine aus dieser Gepflogenheit sich ergebende ursprüngliche Absicht, die Wahl erst im Dezember oder gar Januar abzuhalten, fallen gelassen hat. Wir erblicken also in der Festsetzung des Wahltermines für September und Oktober ein Entgegenkommen.

Trotzdem müssen wir es lebhaft bedauern, daß unsere Forderung nach Festsetzung des Wahltermines schon für Juni nicht erfüllt worden ist, da doch diese Forderung nicht bloß einem vielerorts geäußerten Wunsche der Wählerschaft entsprang, sondern auch sachlich und rechtlich vollkommen begründet war.

Wir stellen nochmals fest, daß der Volksrat die Artikel 21 und 26 des Volksprogrammes verletzt hat.

Wir stellen fest, daß der Volksrat dieses gerade in seiner Entschließung vom 22. Juni zugibt. Wir geben unserer Verwunderung darüber Ausdruck, daß er die Verletzung des Volksprogrammes mit dem Hinweis auf den seinerzeitigen Wunsch breitester Volkskreise zu entschuldigen versucht. Der breiteste Kreis, der einzig und allein zur Abänderung des Volksprogrammes berufen ist, ist der Sachsentag. Jede Verletzung des Volksprogrammes bildet einen gefährlichen Präzedenzfall, auf den man sich bei der Verletzung auch anderer Punkte des Volksprogrammes berufen kann.

Zusammenfassend müssen wir deshalb bemerken:

Die Verantwortung dafür, daß klare und eindeutige Bestimmungen des Volksprogrammes durch den Beschluß des Volksrates vom 18. November 1922 verletzt wurden und die auf Grund des Volksprogrammes erhobene Forderung nach Neuwahlen unserer politischen Vertretungskörper noch im Juni dieses Jahres durch den

Beschluß des Volksrates vom 22. Juni l. J., abgelehnt wurde, belastet einzig und allein die Männer, die diese Beschlüsse gefaßt haben.

Hochachtungsvoll

Alfred Pomarius, Karl Römer, Waldemar Gust, Heinrich Zillich, Fritz Buertmes, Fritz Fabritius, Otto Fritz Fickeli, Erwin Wittstock.

In der „Kölnischen Zeitung" wurde ein Bericht über die Versammlung vom 7. Juni veröffentlicht, der in einiger Hinsicht ein falsches Bild unserer Bestrebungen gab. Daher sah sich der Vorsitzende der Versammlung Alfred Pomarius genötigt, der „Kölnischen Zeitung" folgende Berichtigung einzusenden:

Sehr geehrte Schriftleitung!

In der Nr. 28 vom 8. Juli Ihres Blattes veröffentlichten Sie unter der Überschrift „Eine Volksbewegung unter den Siebenbürger Sachsen" einen Bericht von Dr. Walter Schreiber aus Hermannstadt, der von einer Tagung sächsischer Volksgenossen in Hermannstadt und einer in den Beschlüssen dieser Tagung an die Oberfläche tretenden Volksbewegung handelt. Als Vorsitzender jener Versammlung sehe ich mich genötigt, dem Berichte Dr. Schreibers einige aufklärende Bemerkungen hinzuzufügen, da er in der gebrachten Form geeignet ist, ein falsches Bild von der inneren Lage des Siebenbürger Sachsentums zu entwerfen.

Der Darstellung Ihres Berichterstatters nach muß man annehmen, daß die „Verfallserscheinungen in der Volksführung" den Anstoß zu jener Volksbewegung gegeben hätten, die damit als eine Reaktion und Auflehnung gegen diese Verfallserscheinungen, als eine Reinigungsaktion anzusehen sei.

Erstens ist in dieser Darstellung ein negatives Urteil über den Zustand der jetzigen Volksführung bei den Siebenbürger Sachsen enthalten, das in seiner summarischen Verallgemeinerung durchaus unzutreffend ist, indem es statt an einzelnen Männern an einen moralischen Verfall großen Stiles denken läßt. Zweitens verfehlt die Darstellung das Wesen der in Rede stehenden Bewegung, wenn sie sie bloß reaktiv auffaßt. Diese Bewegung ist nicht entstanden, um eine verrottete Führung aus dem Sattel zu werfen! Ihre Beweggründe sind viel tieferer Art! Sie liegen in einer neuen Geistigkeit der jüngeren Generation, die die Dinge des alltäglichen und des völkischen Lebens in vielen und vielleicht entscheidenden Punkten anders ansieht, als sie bisher angesehen wurden. Um die Geltungmachung dieses neuen Geistes und eine Umorientierung des inneren völkischen Lebens bei Führer und Volk in seinem Sinne, handelt es sich dieser Bewegung in erster Linie. Daß damit eine Kritik des Bestehenden, besonders wo dies Schwächen zeigt, verbunden ist, ist eine selbstverständliche, aber an sich zweitrangige Erscheinung. Schon hieraus wird ersichtlich, daß auch die Mitteilung Ihres Berichterstatters, man sei entschlossen, wenn nötig, mit Gewalt die jetzige Führung zu beseitigen, ebenfalls auf einem grundsätzlichen Mißverstehen der Ereignisse beruht. Es hat im Gegenteil die Hermannstädter Tagung beschlossen, auf „legalem" Wege, nämlich durch Ausschreibung von Neuwahlen eine Auffrischung mancher Volksvertretungskörper zu erstreben. Und über den Zeitpunkt dieser Wahlen ist es inzwischen auf dem Wege beiderseitigen Entgegenkommens auch zu einer Einigung mit dem deutsch-sächsischen Volksrat für Siebenbürgen als der politischen Spitzenorganisation gekommen.

Indem ich Ihnen für die Aufnahme obiger Bemerkungen bestens danke zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung Alfred Pomarius, Schäßburg

Ein Schlußwort. Ich habe nicht die Absicht, mit Heinrich Gottschling zu polemisieren und jede einzelne seiner Behauptungen in der Erwiderung auf meinen Artikel „Zum Problem des Weltfriedens" zu widerlegen. (Siehe Mai-Juni und Juliheft.) Das hätte nicht viel Zweck, denn den Meinungsgegner in diesem Falle überzeugen zu wollen wäre ein hoffnungsloses Beginnen. Dazu ist der weltanschauliche Gegensatz, der den in den beiden Aufsätzen vertretenen Standpunkten zu Grunde liegt, viel zu tiefgehend. Es ist schließlich und endlich Glaubenssache, zu welcher von den Auffassungen man sich bekennt. Es erübrigt sich nun nur noch festzustellen, welches die grundlegenden weltanschaulichen Einstellungen sind, aus denen die verschiedenen Meinungen in dieser besonderen Frage entspringen.

Aus Gottschlings Ausführungen geht ganz klar hervor, daß er in der liberalen Fortschrittsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts befangen ist. Für ihn ist die Geschichte von der sich immer herrlicher entfaltenden menschlichen Vernunft beherrscht. Alles Geschehen wird einzig und allein von der Souveränität des Willens und der rein verstandesmäßigen Erkenntnis bestimmt. Der Mensch braucht nur zu erkennen, daß in den Beziehungen der Völker und Menschen zueinander irgend etwas *nicht* so beschaffen ist, wie es die hohe Vernunft gebietet und dann kurz entschlossen Maßregeln dagegen zu treffen, die das Übel abstellen, und schon ist damit der Entwicklung die neue gewünschte Richtung gewiesen. Das ist die typisch rationalistische Denkungsart, für die das ideale Werden letzten Endes nur eine Reihe von durch das menschliche Hirn erkannter Zweckmäßigkeiten darstellt.

Die Antithese des Liberalismus und Rationalismus bildet die religiös gebundene konservative (*nicht* reaktionäre) Weltanschauung. Sie verkennt gewiß nicht die Bedeutung der Vernunft, aber sie ist sich anderseits auch dessen bewußt, daß nur die Synthese von *Glauben und Vernunft* eine kosmische Einheit ergibt, die es dem Menschen ermöglicht, das tiefere Wesen der Dinge zu ahnen. Die scharfe Abgrenzung des Wirkungsbereiches dieser beiden Komponenten menschlichen Geistes ist unerläßlich, wenn nicht eine heillose Verwirrung der Begriffe eintreten soll. Der großen Mehrheit der Gegenwartsmenschen fehlt allerdings diese grundlegende Erkenntnis über die Grenzen der menschlichen Vernunft, sie ist noch immer in dem Irrwahn der französischen Revolution befangen, die die Vernunft zur Göttlichkeit erhoben hatte. Die ganze Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts über den Weltkrieg hinweg bis zur jetzigen katastrophalen Kultur- und Wirtschaftskrise der Menschheit ist eine furchtbare Illustration dessen, wohin die Vermessenheit reiner Verstandesgläubigkeit führen kann. Natürlich wollen die Vernunftsanbeter (Rationalisten) von diesem tiefsten Kern der heutigen verzweifelten Lage nichts wissen, denn sie müßten ja damit ihre eigene geistige Grundlage zertrümmern. So sind sie von den *Symptomen* des viel tiefer sitzenden Übels geradezu hypnotisiert und verschreiben allerlei Mittelchen, um die das Auge störenden *äußeren* Erscheinungen zu beseitigen. Daß diese Methode schon seit vielen Jahrzehnten stets Schiffbruch erlitten hat, stört die in hartnäckigen Vorurteilen Befangenen nicht im Geringsten.

Der konservative Mensch macht diesen Hexentanz der Illusionen nicht mit. Er kennt die Wirklichkeit und die Macht ewiger unverbrüchlicher Gesetze und wartet daher ruhig ab, bis auch die großen Massen der vom Irrglauben erfüllten Menschen durch die Logik der Tatsachen belehrt werden. Das ist beileibe weder eine fatalistische,

noch eine reaktionäre Haltung. Der konservativ Gesinnte weiß, daß sich Geschichte nicht rückgängig machen läßt, er weiß auch, daß der Mensch die ihm von Gott gegebenen geistigen Kräfte darum erhalten hat, um sie tüchtig zu gebrauchen. Aber anderseits ist er sich dessen bewußt, daß das Dasein einer ganzen Generation nur ein Augenblick ist im Vergleiche zu der bereits Jahrtausende umfassenden Geschichte und der in die Ewigkeit schreitenden Zukunft. Dies Gefühl der verschwindenden Geringfügigkeit gegenüber den gewaltigen Kräften eines in der Unendlichkeit waltenden Schicksals, gibt dem konservativen Menschen den Abstand zu den irdischen Dingen und läßt ihn gerade dadurch ihr wahres Wesen besser erkennen. So ordnet er sich bewußt nur an den Platz des kosmischen Ganzen ein, der ihm zusteht und den er auch wirklich ausfüllen kann. Er lehnt es als phantastisch ab, mit einem einzigen kühnen Griff vermeintliche Übelstände des Weltenlaufes aus der Souveränität menschlichen Willens heraus abstellen zu wollen. Er überläßt derartige Vermessenheiten den fortschrittsbeflissenen Nur-Gegenwartsmenschen, die von heute auf morgen die reine menschliche Glückseligkeit auf Erden einrichten möchten.

Aus so grundverschiedener weltanschaulicher Einstellung ergeben sich natürlich auch besondere Auffassungen über die von Gottschling in seinem Artikel angeschnittene Frage, die sich nicht überbrücken lassen. Ganz kurz sei noch vermerkt, daß die echte konservative Gesinnung viel mehr dazu beiträgt, die Kulturmenschheit einem Zustand gewisser Befriedigung der Völker entgegenzuführen, als der nur in irdischen Dingen und Gegenwartsfragen befangene liberale Rationalismus. Dessen reine Diesseitigkeit schafft erst die Voraussetzungen für die Betätigung des brutalsten Ichtriebes der Menschen und Völker.

Dr. Wilhelm Seiwerth

Neue Bücher und Schriften

Kuncz Aladár: Fekete Kolostor, Feljegyzések a francia internáltságból, Erdélyi Szépmives Céh. Das bedeutungsvollste und hoffnungsreichste Denkmal, das unserem früh verstorbenen Freunde Kuncz Aladár gesetzt werden konnte, steht schon vor uns in seiner ganzen Fülle da. Er hat es sich mit voller Hingabe an sein letztes Werk in dem Buche „Das schwarze Kloster, Aufzeichnungen aus der französischen Internierung", das zu Ostern zweibändig im Verlage der siebenbürgischen Künstlerzunft in Klausenburg erschienen ist, selbst erbaut. Diese warmblütigen, seelenvollen und tiefgründigen Aufzeichnungen sind die Früchte eines feinen Geistes und die Bekenntnisse eines reichen Herzens.

Sie geben uns zunächst die größte Wandlung, die das Leben des Dichters umgestaltete. Der Kriegsausbruch findet ihn als reinen Ästheten, Bewunderer der französischen Kultur, Anbeter Rimbauds und Verlaines in einem französischen Fischerdorf bei der Veranstaltung bretonischer Trachtenfeste und Fackelzüge. Als dann mit dem Krieg auch ein Sturm chauvinistischen Hasses gegen die unschuldigen Fremden im Lande ausbricht, der sie zum Spielball böswilliger Behörden und verhetzter Massen macht, trifft ihn, den Jünger französischer Humanität, dieser Schlag doppelt schwer. In menschenunwürdige Lager gebracht, müssen diese beim Kriegsausbruch in Frankreich sich befindenden gegnerischen Fremden fünf Jahre hindurch über den Waffenstillstand hinaus, in unterirdischen Kasematten und unbewohnbaren alten

Klöstern bei elendster Verpflegung und unter ständiger Verfolgung durch ihre engstirnigen Kerkermeister leben. Hier wächst der ästhetische Individualist Kuncz Aladár über sich hinaus und wird ein Glied, ein geistig führendes Glied der Gemeinschaft der Gefangenen, einer Gemeinschaft aller Klassen und Stände, mancher Völker und vieler Arten von Menschen, aber einer Gemeinschaft, der er mit ganzer Hingabe dient: so kam es auch hier bei den Ausgeschlossenen zu der großen Schöpfung des Weltkrieges: zu der Wiedergeburt der Gemeinschaft in der Vernichtung. Hier bei den Elendsten vielleicht zu der erschütterndsten Gestaltung.

Das Schicksal dieser Gemeinschaft nun und all der Einzelnen, die ihr angehören, ist das große Thema des Buches. Der Gemeinschaft, in der sie aufgehen: der noble, weltläufige Aviatiker Dudás ebenso, wie der geizige Kleinbürger Vantur, der rohe Matrose Buchholtz, der lebensmutige Bildhauer Zádory, der Dorfprophet Bistrán, der sensationssüchtige, jüdische Uhrmacher Rosenberg aus Genf, wie die gemütvollen tiroler Bauernburschen Stocker und der eigenartige Professor Dr. Herz, der herbe Revolutionsmaler Jenkovits und der tadellose Kellner Schrutka, der Zigeuner Horváth, der frömmlerische Arbeiter Tutsek, wie der ausgelaugte Großstadtlump Eduard und der stille rumänische Bauernbursch Iuon aus Siebenbürgen, um nur einige der Hunderte von Gestalten zu nennen, deren Geschick, Treiben und kleinen Freuden, Leiden und Tod alle mit der gleichen, rührenden Sorgfalt und herzlichen Teilnahme der Vergessenheit entrissen werden. Denn das Leben selbst ist hier der Schöpfer großer Komödien und Tragödien, der Dichter hat all das nur nachgezeichnet, aber nachgezeichnet mit Liebe und mit Verstehen. Über diesen kleinen und doch so wesentlichen Leben der Einzelnen aber steht das Leben der Gemeinschaft, die sie Alle in ihren Dienst genommen hat. Der großen, leidenden Gemeinschaft, die ihre Schicksale und Freuden, Erniedrigungen und Revolutionen, Feste und Strafen ja auch ihre Sünden und Gebreste hat. Über der aber, allen bewußt, wie ein unauslöschliches Licht die Gerechtigkeit und Liebe schweben.

Wesentlich ist diesem Buche eben dieser führende Geist, der hinter der Gemeinschaft steht: wie sie wahrhaft Alle für Einen einstehen bis zu dem letzten Mann, wie sie ihre Toten beerdigen, wie sie ihre Kranken mit Selbstaufopferung pflegen, wie sie Hilflose und Niedergedrückte stützen und trösten, wie sie einen ausgestoßenen Hund beschützen, wie sie der durch den Krieg zur Witwe gewordenen Kantineursfrau und ihrem Kinde eine Weihnachtsfreude bereiten, wie sie bei der Geburt eines Kälbchens Hilfe leisten. Wie wird doch hier das christliche Wort von der Läuterung durch Leiden Leben. Wie viel Licht fällt auf diese ins Dunkel Gestoßenen und wie viel Schatten auf ihre allmächtigen Kerkermeister, obwohl Kuncz Aladár jedes freundliche Wort, jede hilfreiche Geste auch dieser Bedrücker freudig in das rechte Licht rückt. Das ist Samen, der, wie der närrische Prophet Bistrán in der apostolischen Stunde des Abschiedes, da die Gemeinschaft in alle Winde verstreut wird, um Kunde zu geben von diesem Erleben, mit Recht sagt, ganz Europa und halb Asien erobern wird. Dieser Samen ist bei Kuncz Aladár nicht auf steinigen Boden gefallen, er hat mit seinem Pfunde reichlich gewuchert. Ihm und seinem Werke gehört die Zukunft, denn von den Seiten dieses Buches fällt aus dem Dunkel der Gefängnisse in die Finsternis unserer Zeit, trotz all den unheimlichen Gewalten, die da der Menschen Herr werden, das ewige Licht christlicher Menschenliebe, das sein wird, wenn wir nicht mehr sind.

Dr. Ernst Jekelius

Die Brücke. Wochenschrift für rumänische Belange. Bukarest. Seit dem 1. Juli erscheint diese politische Wochenschrift unter der Leitung von Victor A. Beldiman. Sie erstrebt die Verständigung aller Bewohner Rumäniens und tritt infolgedessen für eine gerechte Lösung der Minderheitenfrage ein. Vortrefflich! Aber die vorliegenden Hefte erwecken den Anschein, daß die Zeitschrift mit Haut und Haaren der Regierung Iorga verschrieben ist und in ihr wirklich eine Art politischer Offenbarung für unser Land sieht — und dies in dem Augenblick, wo die gleiche Regierung ein minderheitenschädlicheres Gesetz schafft als die Liberalen. Ein gewisser Saxonus, der mit seinem Latein fertig ist, beschäftigt sich mit sächsischen Fragen in einer höchst einseitigen Art und nicht ohne Verbeugungen vor der Regierung. Eine weitere Beachtung der „Brücke" und ihrer Ziele wird notwendig sein. Heinrich Zillich

Diotima. Schule der Liebe. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1930. — Diesem Buche möchte man Goethes Wort vorsetzen: Sagt es niemand nur den Weisen. Aber denen muß man es wohl nicht mehr sagen, was die anonyme Verfasserin hier mit ganz einzigartiger Kenntnis und Klugheit, aber auch -- echt weiblich — mit allzu vielen Wiederholungen vorträgt. Das Buch richtet sich an ernste Leser, die in der Liebe — wo es nie ein Ende gibt — auch zu lernen wissen. Es richtet sich nicht an die Prüden, Bürgerlichen und Pharisäer. Den Reiz und den Wert des Buches macht die Natürlichkeit aus, mit der alles Menschliche betrachtet und aus innerem Erlebnis erfaßt wird, ohne dabei in einem freien und höheren als dem alltäglichen Bezirk nicht auch zur Ethik zu finden. Einiges von dem, was in diesem weitaus reicheren Werke behandelt wird, hat Van de Velde in seiner „Vollkommenen Ehe" bloß als eine Begattungstechnik und -anweisung zu erfassen vermocht. Entsprechend dieser banal-medizinischen Haltung erntete er großen Erfolg. Auch Diotima findet bei der Schilderung dieser Fragen nicht einen ganz befriedigenden Ton, sie gelangt zu einem etwas geschwätzigen Witz, aber der ist mitunter amüsant und doch hundertmal erträglicher als Van de Veldes Unterweisung zur Herbeiführung des optimalen Genusses. Diotima hat wie ihre große Namensgeberin vom Baum der Erkenntnis gegessen und nicht nur die süßen Früchte des Augenblicks und der Lust, sondern den ganzen runden Apfel. Sie führt in das seelische Labyrint hinein, sie kennt das körperliche Wunder und weiß von der Sprache der Leiber und der Gefühle, was aber mehr ist: sie ahnt viel vom Schicksalhaften in der Liebe. Deshalb wollen wir dieses Buch fortan jenen in die Hand geben, die blind und gewöhnlich im Liebesgarten herumtappen, aber guten Willens sind — denn nur solchen kann geholfen werden. Sie mögen zu Diotima in die Schule gehen und es sich nicht verdrießen lassen, daß sie jedweges Ding dreimal sagt. Umso besser sitzt die Lehre. Heinrich Zillich

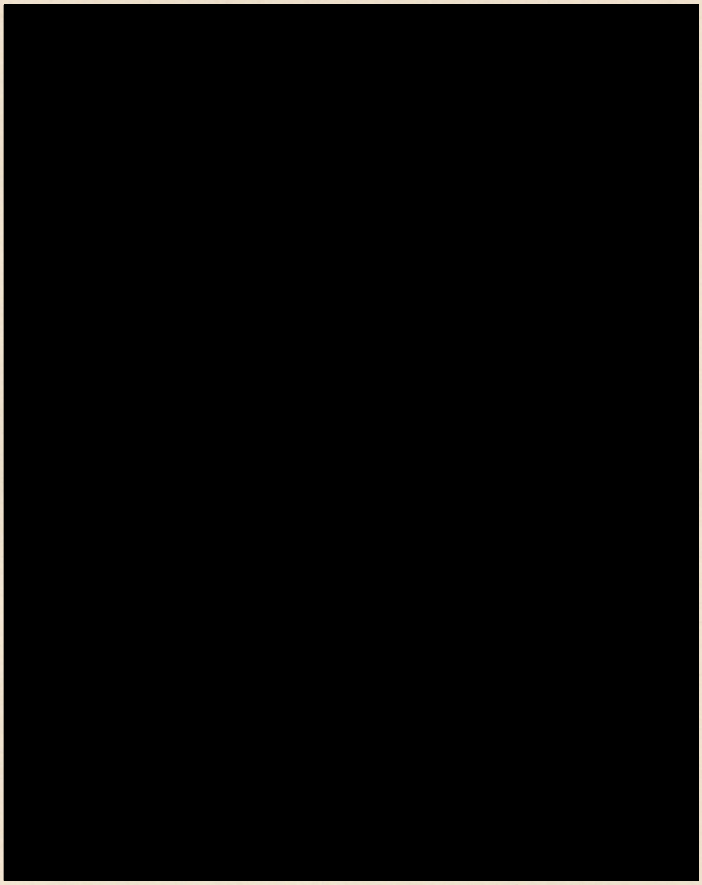
Politische Werke. Der Georg Stalling-Verlag in Oldenburg hat sich ein großes Verdienst dadurch errungen, daß er unter dem Schlagwort „Das aktuelle Stallingbuch" den Deutschen die wichtigsten Grundlagen der politischen Gegenwart in sehr ernsten und zugleich populär geschriebenen Werken zum Bewußtsein zu bringen sucht. Die Wirkung, die von dieser Ausgabenreihe schon heute weit über die Reichsgrenzen ausgeht, ist an einem, allerdings dem besten Beispiel, an dem auch hier begrüßten Werke Werner Beumelburgs „Sperrfeuer um Deutschland" abzumessen. Nun hat derselbe Verfasser unter dem Titel „Deutschland in Ketten" die Fortsetzung seiner Kriegsgeschichte geschrieben, Deutschlands Geschichte von Versailles bis zum

Regierungsantritt Brünings, wo mit Recht eine Cäsur gesehen wird. Die Vorzüge des unvergeßlichen ersten Bandes wiederholen sich auch hier in der Darstellung des viel trockeneren Stoffes, dessen tragische Bedeutung darum nicht weniger wiegt. Ich kenne kein besseres Werk, das diesen 12jährigen Abschnitt spannender, klarer und zugleich übersichtlicher darstellt. Ein anderes Stallingbuch: F. W. von Oertzen. „Das ist die Abrüstung" ist unzweifelhaft durch Beumelburgs Schilderungskunst beeinflußt. Mit kongenialer fesselnder Kraft wird hier das Problem der Abrüstung, „der Hohn der Abrüstungsartikel von Versailles" in seinen Wandlungen und heimtückischen Winkelzügen durch alle Konferenzen der Nachkriegszeit verfolgt — ein wahrhaft satanischer Stoff. Und nun das dritte vorliegende Werk derselben Reihe: Dr. Hjalmar Schacht, „Das Ende der Reparationen." Der frühere Reichsbankpräsident, dessen mutige Haltung im Haag unvergessen ist, gibt hier ein Bild des ganzen Reparationsproblems, das zugleich mit dem der Abrüstung zu den Kernfragen der politischen Gegenwart gehört. Dawes- und Youngplan, ihre Geschichte, die Schwierigkeiten der Reparationsaufbringung und des Transfers erfahren eine rücksichtlos offene Beleuchtung. Daneben enthüllen sich aber auch bisher unbekannte politische Hintergründe. Sehr interessant sind die Schlußfolgerungen: Schacht beweist, daß jede gewaltpolitische Einmischung in das Reparationsproblem das Ende der Reparationen bedeutet, die wirtschaftliche Behandlung der Frage aber automatisch zu einer befriedigenden Synthese führen muß. Heinrich Zillich

Sächsische Beiträge im Erdélyi Helikon. Unser ungarisches Schwesterblatt hat wieder einmal — in der Mainummer — eine Reihe sächsischer Beiträge veröffentlicht. An der Spitze des Heftes steht ein Aufsatz von Ernst Jekelius über die junge sächsische Literatur, dann folgen Novellen von Heinrich Zillich und Erwin Wittstock, Gedichte von Heinrich Zillich und ein Aufsatz von Otto Folberth über das Wesen Siebenbürgens („Die drei Durchbrüche" — erste Veröffentlichung im Klingsor Jg. 1929, Seite 321) und von Misch Orend über die sieb.-sächs. Volkskunst. Zur Illustration dieser Arbeit werden zahlreiche volkskundliche Abbildungen aus dem Brukenthalmuseum und anderen sächs. Sammlungen gebracht. In einigen Einleitungszeilen wird auf den zum Teil sächsischen Inhalt der Nummer ausdrücklich hingewiesen.

Otto Wirz. Gewalten eines Toren. 2. Bde. Roman. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart. In die Reihe der deutschen Gottsucher gehört Otto Wirz. Überall in dem zweibändigen Roman quillt das Dämonische, Überirdische empor durch die Geschehnisse des Alltags. Wenn man will — ist dies das Buch einer tragischen Entwicklung, des Scheiterns eines Menschen an der Zeit, das Buch eines hoffnungslosen Suchens, das oft in die Narrheit, ins Unlogische abschweift. Aber mit unserer Zeit ist dem Helden die völlige Verworrenheit gemeinsam, das Dunkle und häufig Unverständliche seines Wesens, wobei dem Dichter der Vorwurf nicht erspart bleiben darf, daß er in seiner Gestaltung von solchen Mängeln auch nicht frei geblieben ist. Deshalb hinterläßt das Buch ein Gefühl der Ratlosigkeit. In seiner Breite vermißt man den zusammenfassenden Griff des Autors, dessen Phantasie ebenso über die Ufer tritt wie sein Thema. Heinrich Zillich

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



O. G. Netoliczka, Portraitplastik eines Kindes

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR SEPTEMBER 1931 HEFT 9

Der Zigeuner

Novelle von Heinrich Zillich

(Schluß)

Am selben Tag in der Abenddämmerung hielt ein Radfahrer der Polizei vor dem Gehöft des sächsischen Bauers Hans Kisch und beschied ihn, seine Magd und den Knecht für den nächsten Vormittag zur Polizei. Der Bauer sah sich den Vorladungsschein an, verstand, daß er und seine zwei Gesindeleute als Zeugen gegen Popa Bela bestellt seien. Der Polizist meinte, bevor er sich auf sein Rad schwang, Popa sei wahrscheinlich der Zigeuner, den man heute eingeführt habe.

Der Bauer stand in der Mitte des Hofes und dachte nach. Er überlegte, was diese Sache ihn kosten könnte. Der Zigeuner hatte die Prügel von Janosch bekommen — das stand einmal fest. Damit mußte man ihn selbst im Frieden lassen. Die Prügel war im übrigen nichts als recht und billig gewesen und Popa war auch ein Zigeuner. Er, Hans Kisch, hatte also im Grunde gar nichts mit der Angelegenheit zu schaffen. Verflucht, daß er da bei der Polizei und wahrscheinlich auch noch bei Gericht viele Stunden werde zubringen müssen. Er räusperte sich wütend: „Ich habe nichts damit zu schaffen!"

Den Knecht fand er im Stall. „Herr," sagte der, als er von der Vorladung erfahren hatte, „Der Lauterbach wäre besser gewesen." Er hob die Faust wie damals am Brunnen und biß in aufzüngelnder Wut hinein. Dann starrte er vor sich hin und murrte auswegslos: „Jetzt kriegt sie keinen Mann mehr."

Das Mädchen erfuhr von der Angelegenheit erst in der Frühe, als der Bauer sie anwies, sich für die Fahrt zur Stadt zurechtzumachen. Nach der Abfahrt hinten im Wagenstroh, hinter dem Bauer und ihrem Bruder, der starr an den Zügeln saß, wartete sie lange vergeblich auf eine Erklärung. Erst als die gute Hälfte des Weges vorbei war, wandte sich der Knecht um und sagte: „Ich und der Herr haben gestern davon gesprochen, daß es am besten ist, wenn niemand von deiner Schande mit dem Zigeuner erfährt." Sie fuhr auf: „Was redest du da!" Der Bruder sagte hart und verschlossen: „Das Gericht hat ihn erwischt. Weiß der

Teufel, wie es auf die Sache gekommen ist! Wir fahren jetzt zur Polizei. Also — du brauchst nichts zu reden."

Das Mädchen war zu Tode erschrocken. Es senkte langsam den Kopf in die Hände und ließ ihr kleines Schluchzen durch die Finger fallen.

Der Bauer sagte vor der Stadt: „Nun wische dir das Gesicht ab und — kein Wort mehr. Du wirst doch nicht wollen, daß jeder Mensch von deiner Schande hört."

Sie rief verzweifelt: „Was soll ich denn aussagen?"

„Das doch nicht!" erwiderte der Knecht geärgert und aus der Tiefe. Der Bauer schüttelte den Kopf mürrisch: „Du Gans — er hat dich also gezwickt und da haben wir ihn gehauen — das ist das Ganze." Er lachte kurz auf und sagte dann, als besänne er sich: „Der Janosch hat ihn gehauen!"

Tompa kratzte sich den Kopf, als sie vor seinem Tisch standen. Mit lässiger Bewegung reichte er dem Bauer die Hand und lächelte gnädig. Dann betrachtete er das Mädchen. Es stand in rotem Mieder und kurzem Rock vor ihm, die blauen Augen verwischt von Unruhe. Die Arme hingen steif herab. Tompa spürte eine kleine Lust, als er fragte: „Du bist das Opfer des Zigeuners?"

Das Mädchen schrie entrüstet: „Opfer! — Ich und ein Zigeuner?" Sie stieß die Worte über den Tisch, als wollte sie etwas fortfegen, und knitterte die Finger tief in den Rock. Ein blasses böses Rot schoß in ihre Wangen. Der Bauer lachte zufrieden: die wehrte sich gut! Aber das Mädchen sank jäh in sich zusammen; es schob den Kopf zur Seite und fragte erstaunt: „Was meint der Herr?"

Tompa meinte nichts mehr. Er lächelte nur. Ein kleiner Gedanke durchfuhr ihn, eine süße Befriedigung, o ihn täuschte niemand. Er kehrte sich dem Knecht zu: „Deine Geliebte da hat der Zigeuner vergewaltigt — wann war das?"

Der Knecht antwortete: „Dies ist meine Schwester."

Der Kommissar saß verdutzt. Der kleine Gedanke war weg.

Janosch aber hatte noch nicht geendet. Er sprach gleichmäßig: „Und wenn der Zigeuner, von dem Sie zu sprechen belieben, meine Schwester vergewaltigt hätte, so wäre er längst tot." — Er hob sein Gesicht, in dem eine erschütterte Haltung zerfloß, eine noch halbgebändigte Qual zu spielen begann und flüsterte überwältigt, doch nur dem Bauer verständlich: „Beim Lauterbach —"

Das gefiel Tompa. „Braver Bursche!" sagte er. Plötzlich brach er ab. Es wehte ihn ein Erstaunen an, wozu denn bei solchem Sachverhalt die

Untersuchung nütze sei. Er blickte auf die Uhr. Gleichsam ungewollt fragte er aus dieser Beschäftigung heraus: „Weshalb habt ihr dann den Zigeuner geprügelt?"

Das Mädchen antwortete. Es sagte klar und rasch den Satz, den der Bauer vor der Stadt zu ihr gesprochen hatte. Hans Kisch knurrte ausgiebig dazu. Es klang ungefähr: es stimme, was die Magd erzähle, er für seinen Teil aber wisse nicht viel von der Angelegenheit und schließlich sei alles sehr wenig wichtig, weil es sich um einen Zigeuner handle.

Dies Wort war wie ein Knoten, der geöffnet wird. Sie sahen sich alle an, als ob da jede Rede vertan sei. Der Bauer wollte schon fragen, ob er nun gehen könne — da führten sie den Verhafteten ins Zimmer.

Popa sah niemand an. Den Hut ohne Band hielt er in den schmutzigen Händen. Der blutbefleckte Leinenanzug war falsch zugeknöpft. Er erkannte den Bauer an den Stiefeln. Sein Blick glitt am Boden weiter zu den Schuhen des Knechtes und zuckte einigemal darüber hin, bis er die weißen Strümpfe des Mädchens faßte. Da kletterte er empor, aus dumpfer Angst leicht befreit, über den Rock, das Mieder, den Hals und wischte über das basse Gesicht, das ihn entsetzt anstarrte. Ein unbekanntes Gefühl ergriff ihn. Er hätte schreien mögen. Es war wie ein Jubel, der keinen Ausweg fand und gleichzeitig hätte er über all dies lachen mögen. Ej, eines Mädchens wegen die Polizei rufen! Wen hatte er da zu fürchten! Ja, wenn er auf freiem Fuße diesem Knechte im Felde begegnet wäre.

Er blickte untertänig in das Gesicht des Kommissars und sagte aus alter Gewohnheit: „Herr, nichts, gar nichts habe ich angestellt!"

Tompa hieß ihn das Maul halten und fragte, ob dies das Mädchen sei, das er vergewaltigt habe. Da spürte der Zigeuner nochmals die bedrohliche Lust. „Herr, es war dunkel —" sagte er überlegend. „Ich muß sie mir erst genau ansehen." Und dann meinte er, als er die Augen wieder auf das Mädchen heftete; „Ja, die habe ich —." Er sagte das Wort langweilig hin.

Das Mädchen schrie auf und rang die Hände. Es sei eine Lüge. Sie möge an Ort und Stelle tot niederfallen, wenn sie jemals mit dem Zigeuner etwas gehabt habe.

Popa blickte den Offizier an, zuckte die Achsel, deutete vertraulich mit dem Kopf auf die Magd, als sagte er, na höre dir den Unsinn an. Laut äußerte er: „Sie wollte wirklich nicht, ich aber —" Und er machte grinsend und in die Knie sinkend eine Bewegung. Doch in dem gleichen Augenblick spürte er, daß er sich entwaffnete. Irgendwoher rührte ihn eine Drohung

an. Er fühlte sie, wie er im Wind schon das Gewitter oder den Sonnenschein empfand. Er beschloß, nichts mehr zu reden.

Der Bauer schob sich vor und erzählte, der Zigeuner scheine ein Großsprecher zu sein; er wolle sich wohl an der Ehre des Mädchens für die Prügel rächen, die er ausgiebig empfangen habe. So! das sei seine, des Hans Kischs Meinung über die Angelegenheit und da möge der Welthund ihn holen, er sage, was ist und dies sei so, Punktum! Und nun habe man nur noch eines zu tun: diesem Zigeunerbankert die Hosen herunterzulassen. — Während der Bauer es sagte, wurde er rot, seine Schläfenadern sprangen dick hervor, seine Stimme dröhnte. Ja, dies waren Worte vom Acker, hatten Gewicht ohne Polizeifuchtel und Kotter. Der Zigeuner zitterte am ganzen Leib.

Als der Kommissär nach einigem unschlüssigen Hin und Her das Protokoll vorlas, das er gestern nach der Aussage des Zigeuners und seiner Geliebten verfaßt hatte, lachte der Bauer an der Stelle, wo von der Vergewaltigung des Mädchens die Rede war. Die Magd schrie auf mit den kleinen Schluchzlauten, doch die Schreie klangen böse und gewollt. Die Männer sahen sie ärgerlich an, es schmerzten ihnen die Ohren von dem Gekreisch, das die Magd nun wie eine Wilde um sich warf. Sie lasse sich von einem Zigeunermaul die Ehre nicht zerschwatzen — rief sie immer wieder, bis sie Tompa laut zur Ruhe wies. Sie verstummte und stand wieder ruhig und lauernd da.

Popa zuckte die Achseln dazu. Er ließ keinen Laut vernehmen. Er verstand den Unsinn nicht mehr. Seine Blicke hoben sich über den tintenbeklexten Tisch, wanderten über die Uniform des Kommissars, dann rasch über dessen Gesicht. Als er die Augen sah, knickte er etwas ein und blickte auf die Wand, die in grellweißer Grundfarbe lange Bandstreifen rumänischer Ornamente trug. Plötzlich glitt sein Blick ab und fiel hilflos in die Augen des Knechtes. Blau waren sie wie klares stehendes Wasser an einem wolkenfreien Tage. Keine Empfindung lief über sie hinweg. Sie richteten sich auf den Zigeuner mit einer wortlosen Entschlossenheit und der hing entwehrt an diesem Blau, das allmählich in Bewegung zu geraten schien, sich langsam wandelte in ein grünliches Feuer. Es füllte so völlig das Zimmer, daß der Zigeuner es dröhnen hörte, es als zerreißenden Laut spürte bis in den Hals hinein. Sich vor diesem Andrängenden zu schützen, hob er den Arm und legte ihn vor die Augen. Die zitternden Finger bebten so stark in ihren Gelenken, daß der Arm zu schwingen begann und krampfig niedersank.

Popas Blick klebte verstört am Boden. Er reckte den Fuß zur Seite, um breitbeiniger zu stehen. Er erwachte nicht eher aus seiner Erstarrung, als bis er aus den gleichmäßig hingesprochenen Worten des Protokolls den Ort der Protokollaufnahme hörte, der wohl schon zu Beginn des Schriftstückes einmal genannt worden war: Neubau Brunnengasse Nr. so und soviel. Und wie aus einer Erwartung her wiederholte befriedigt der Knecht: Neubau Brunnengasse Nr. so und soviel. Popa traf es wie ein Stich.

Als der Kommissar geendet hatte, lachte der Bauer auf. Was! man hatte geglaubt, dieser Zigeuner hätte sie ermorden können! Also — da habe man den Beweis für den zusammengeschwatzten Unsinn, dem die Polizei, nichts für ungut, aufgesessen sei! Das sei von A bis Z ein Hirngespinst und er wolle nur das eine wiederholen, daß es Zeit sei, dem Zigeuner seine Tracht Hiebe aufzupacken, aber in gehörigem Maß! Also — so etwas, ihn und gleich mitsamt dem Knecht ermorden! Aus dem Bauer quoll das Lachen wie Wein aus einem eingedrückten Faß. Der Knecht lachte wenige kalte Stöße und selbst das Mädchen quälte einen Ton hervor, der Lachen oder Zischen sein konnte.

Dann war es sinnlos still in dem Zimmer. Sie sahen sich wieder an, als wüßten sie alle nicht, wozu noch ein Wort zu verlieren sei. Tompa stand auf, von innen gedrängt, träumend vom Vorlesen und überwunden vom Gelächter, schrie einigemal den Zigeuner an: „Du schwarzes Schwein, was lügst du uns da vor. Was treibst du da für einen Spott mit uns. Na, warte, dir werde ich schon das Fett heiß machen. Schindluder mit der Polizei! Das ist eine Amts-". Der Ausdruck fiel ihm nicht ein und damit war auch eine verhalten wartende und nicht unangenehme Stimmung über ihn gekommen. Er merkte, daß er nichts mehr zu tun hatte und sagte sanft zu den Zeugen: „Sie können gehen —" und im selben Atemzuge bestrafte er den Zigeuner mit drei Tagen Arrest für „Amts-". Das Wort fiel ihm wieder nicht ein.

* * *

Popa scheuerte die Treppen des Polizeiarrestes. Nach dem trüben Licht der Zelle, wo er mit anderem Gesindel gelegen, wo seine Läuse sich vermehrt hatten, fiel der Sonnenschein beglückend auf den gekrümmten Rücken. Der nasse Sand spritzte unter der Bürste hervor. Er wandte mit jedem Schwung den Kopf hin und her, sah den kleinen Hof schwingend wie ein Farbenband von braunen Latten, weißen Wänden und gelber Sonne.

Die Luft kam, ein Strom der Freiheit. Er sang mit brummigen leisen Lauten, um den Polizisten, der unweit auf der Torbank saß, nicht zu ärgern. Es war wirklich warm geworden, als wenn schon der Juni im Lande herrschte. Wie damals, als er vor kaum einer Woche auf der Straße schritt, ehe ihn das Durcheinander der letzten Tage gewirbelt hatte, sagte er strahlend: „Sommer!" und rieb die Stufe aus einem wütenden Glücksgefühl, das nicht lange darauf in eine behagliche Schlafsucht umschlug. Der Polizist saß leider noch immer auf der Bank und bohrte mit ernstem Gesicht in der Nase. Popa wurde mißmutig. Wer hatte auch die Arbeit erfunden! Er reckte sich empor und dehnte laut gähnend die Glieder.

„Vorwärts!" knurrte der Polizist und drehte sich ihm zu, ließ sich aber in seiner Beschäftigung nicht stören.

„Herr," meinte Popa voll Vertrauen in der Stimme, „es ist doch schon der vierte Tag. Wann darf ich gehen?"

„Wenn du die Treppe gescheuert hast."

Popa erschien die Arbeit plötzlich eine sinnvolle Einrichtung. Der nasse Sand unter der Bürste stob durch den kleinen Hof. Nach einer halben Stunde war er fertig und schritt, den Sack unter dem Arme, den bandlosen Hut auf dem Kopfe, den Leinenanzug noch schmutziger, die Schuhe noch ungewichster und im dunklen Gesicht einige braune Flecke, auf die Straße hinaus.

Er lief mit dem raschen Schritt, wie nach der Heimkehr vom Betteln, an den Häusern entlang, durch die belebte Straße und war wieder in anderer Stimmung, in einem unerklärlichen Argwöhnen und Fürchten. Da stand kein Polizist hinter ihm mit Püffen, aber auch keiner mit dem Eßnapf — es war die sonnige Gasse, Autolärm und Menschen, die ihn sorgfältig umkrümmten, es war das Leben selbst. Ein ernstes Gefühl packte ihn. Er dachte an seine Mutter und hätte beinahe geseufzt. Und dann kam ihm, ohne Überlegung, der Knecht in den Sinn. Er warf die Beine lang über das harte Pflaster, von dem die Sohlen schmerzten. Eilig schwang er die Straße hinunter und dachte nur daran, ins Land zu fliehen, weit fort von hier. Er schlug sich stöhnend an die Brust, er sang in dem verschlafen greinenden Ton alter Zigeunerinnen: Was mußte ich auch mit dem Mädchen anfangen, ein Zigeuner mit einer ungarischen Magd? Das Jammern war wie ein Rauschen in seinem Ohr und das Rauschen war Angst. Gewiß, er mußte ins Land hinausfliehen. Zum Bauplatz durfte er nicht mehr zurückkehren.

Im Laufe hob er die Arme mit dem Sack übertrieben hoch und diese Bewegung war gleich einem Treiben von Wind im Rücken, sie stieß ihn vor und gab ihm ein von fernher, aus früherem Erleben auftauchendes Gefühl der Sicherheit: daß er fliehe und glücklich fliehe, daß der Verfolger ihm nicht mehr im Nacken säße. Ja, als er damals von den Soldaten weglief, hatte der Wind so geblasen und kein Häscher fand ihn jemals, auch als die Gendarmen öfter in der Hütte seiner Mutter nach ihm fahndeten, hatte er immer kurz vorher das Stoßen des Windes gespürt und war in den Wald gelaufen, bis die Gefahr vorbei war.

Er war in solchem Taumel in die Brunnengasse geraten, ohne es zu merken, nur weil er die Straße gerade entlang rannte und diese in die Gasse einmündete. Bevor er sich des Ortes besann, sah er auch schon den Bauplatz, den Bau aufragen, höher und anders als er ihn verlassen hatte. Im freien, zertretenen Hofgarten lagen die weißen riesigen Balken des Dachstuhls schon zum Teil gebunden. Das Hämmern der Schreiner klang durch den Straßentrubel wie rasche frohe Rufe. Traumwandlerisch schritt er auf das Geräusch zu; daß jählings Lärm und Geschrei bei seinem Eintritt in den Bauhof die Belegschaft aufrührte, hatte er nicht erwartet. Die braunen Gesellen riefen von den Gerüsten herunter, die Mädchen an den Mörtelkisten zeigten ihm die weißen Zähne.

Er stand glücklich still. Ein fröhliches Zuhause öffnete sich ihm und verwirrt vermochte er nichts als den Kopf zu schütteln. Der Sack fing wie von selbst zu schwingen an, schwenkte ihm um die Achsel. Dabei stieß er Rufe aus, schlug sich auf den Schenkel und lachte empor zu den Zigeunern im zweiten Stock, die jetzt mit Mörtelklumpen nach ihm warfen. Ein wildes Rufen scholl um den Bau. „Nichts?“ fragten sie mit Zeichen und Schrei von oben. „Nichts!“ deutete er großartig zurück und öffnete das Hemd, ja er zeigte selig sein Gesäß zur Höhe und machte darüber eine verneinende Gebärde. Dann faßte er den Sack mit den Zähnen, warf sich kerzengerade seitwärts auf die Hände, von da wieder in großem Schwung auf die Füße und schlug so das Zigeunerrad den kurzen Weg bis zur Bauhütte.

Die Babe begrüßte ihn, betrachtete ihn spöttisch und schlug schließlich die Hände erstaunt zusammen. „Keine Prügel!“ rief sie aus. Er lachte mit, legte den Sack nieder und trabte wieder ins Freie.

Der Polier fragte erst die Polizei telefonisch, ob er zurecht da sei, ehe er ihn wieder in den Dienst stellte. „Daß du mir das Lügen vergißt!“ sagte er. Popa zuckte die Achsel.

Der Tag verging lustig. Da wollte jeder seine Erlebnisse wissen. Der Bursche hatte wenig zu erzählen. „Ich habe doch nichts angestellt!" meinte er.

„Aber der Bauer und der Knecht, die du verprügelt hast, daß sie noch heute nicht kriechen können!"

Popa zuckte die Achsel. Es war eine gute Abwehr, die Achsel zu zucken. Er lernte es jetzt.

* * *

Am Abend saß er an einem kleinen Feuer vor der Hütte. Das Holz war Abfall vom Bau, trocken und glatt. Die Flamme sprang munter um den Kessel. Einige Weiber lausten sich, zerstreut im Hofe. Andere wuschen sich den bloßen Oberkörper, von dem die Brüste matt herunterhingen, dann zogen sie den Kamm langsam durch das fette Haar, während der Schatten des Baues mit der Sonne rundum im gleichmäßigen Blau der Luft verlosch. Die Kühle kam mit muffigem Geruch aus den leeren Ziegelfenstern und rauschte auch in den Gartenbäumen auf. Die Burschen waren zum Teil in die Stadt gegangen. Die Kinder greinten. Ihre nackten Körperchen bewegten sich um das Feuer oder lagen dicht gedrängt um eine der Frauen. Und über all diesem war Ruhe ausgegossen. Popa zunächst saß das Mädchen, deren Geschwätz ihn der Polizei ausgeliefert hatte. Es war tüchtig geprügelt worden — das sah Popa, aber er war nicht in der Stimmung, sich damit zu beschäftigen. Diese Sache war erledigt. Er zuckte die Achsel und rauchte seinen Tabak ruhig in die Flamme hinein. Da — wenn der Abend sank, war es gleichgültig, wo man saß, im Kukuruzfeld, im Dorf, am Bauplatz, hatte man bloß ein Feuer vor den Zehen und ums Haupt den Rauchgeschmack. Er blickte verschlafen hinein in dies vielfältige Summen. Er fühlte, während die Viertelstunden verstrichen, allmählich das Dunkel dicht werden, Müdigkeit steigen durch alle Glieder, herauf bis ins Gähnen, und legte seinen Kopf, langsam sinkend, dem Mädchen in den Schoß.

Sie lachte derb und schlug ihn auf die Schulter. Dann sah sie still auf die Straße hinaus. Er griff ihr liegend um die Hüfte und stöhnte beglückt.

Plötzlich kniete Popa. Er fühlte das rauschhafte Drängen im ganzen Körper. In den Füßen war ein schweres Gewicht. Es drückte ihn, daß ihm übel zu werden drohte. Vor seinen großgeöffneten Augen sah er den Knecht rasch in den Hof einbiegen und geradewegs und witternd und

schwarz im Dunkel auf ihn zukommen. Er spürte ihn früher als er ihn sehen konnte, denn die Sicht war längst verhüllt bis zum Tor, nur von der Straße röteten sich einige undeutliche Laternen mit Lichtstreifen in den Hof. Popa sah aber den Knecht schon deutlich am Tore sich auf ihn zuwenden, er sah ihn nur noch wenige Schritte von sich entfernt, er sah ihn plötzlich witternd und undeutlich, aber erschütternd körperhaft stehen.

Popa taumelte empor. Er lief ihm entgegen, sprang plötzlich vor ihm zur Seite und versuchte zur Straße zu entfliehen. Janosch bäumte sich auf, verstellte ihm den Weg mit einem wilden Satz, hob die Faust. Aber Popa war dem Gerüste schon nahe.

Seine Hände faßten ins Brett, als er über die Fußleiste stolperte und dann stürzend und schweigend vor Entsetzen emporrannte.

Die Dämmerung war schon in die Nacht vermündet. Im Hofe unten schrie das Mädchen, das von dem Geschehnis nichts begriff, nichts sah und nur in unheimlicher Deutlichkeit die schwingenden Umlaufbretter des Gerüstes poltern hörte. Dann war es still. Sie streckte die Hände aus und sank zusammen. „Der Teufel!" rief sie mit gebrochener Stimme.

Popa stand in der Höhe des ersten Stockes. Um ihn wehte der Abendwind schärfer und verwischte die nahen Laute. Es war ein Schleichen in der Luft und auf den Balken. Aus den leeren Zimmern ging ein Wetzen her. Von jedem Fenster, an dem er vorüberglitt, strich es kühl. Es rauschte in den Baumkronen, die um den Bau standen wie große Ballen aus Finsternis.

Popa tastete sich vorwärts. Er hörte zehnfach. Er sah wie einen Schleier immer neben sich die vielen Lichter der Stadt. Er blieb nicht still, er tappte weiter, manchmal im tiefen Schatten der Baumkronen ertrinkend, dann wieder für einen Augenblick frei dem Wind auf den schwebenden Brettern. Er hörte es schleichen, er hörte keinen Schritt, er spürte Luft in den Lungen, aber der Atem war wie abgebunden. Es war zu dunkel, um weit zu spähen. Im Vortappen hielt er sich die Hand vor die Augen: kaum konnte er die Finger erkennen. Aber nun knarrte ein Brett wie von eisernen Nägeln angerissen. Jetzt schwang es leer. Ein anderes bebte und seufzte sich frei. Der Zigeuner duckte sich, um den Himmel zu sehen, den ihm eine Baumkrone, die ins Gerüst griff, verdeckte. Und wieder wuchs der Knecht vor ihm auf, gegen den matten Himmel dunkel und massig, witternd wie unten am Hofplatz, mit fahlen Rändern am Umriß der Gestalt. Er wuchs sehr schnell. Der Zigeuner sprang auf, aber der andere war schon atemnah. Da warf Popa sich nieder und der

andere sank daneben stoßend hinaus. Wie ein Scheuern glitt es an Popas Hemd entlang und ließ in der Schulter ein bleibendes Feuer, aber der Schatten war fort und die Welt frei und unsäglich groß. Popa lief davon.

Im gleichen Augenblick schnitt ein Schrei langgezogen nieder. Die erschreckten Zigeuner eilten heran. Es hing einer im Geäst. Sie sahen ihn nicht, hörten nur ein Greifen und Rauschen, dann schlug es vor ihnen auf. Sie bückten sich. Es war ein ungarischer Knecht. Er saß und steckte etwas mühsam in die Hosentasche. Die Arme breitete er nachher prüfend aus, hob sich langsam in voller Größe aus dem Dunkel gegen den Straßenschein und streckte die Arme wieder, unwahrscheinlich langsam und lang, legte sie auf die Brust und erbrach sich auf ein Mörtelbrett. Es war schwarz, was auf die weiße Fläche spritzte.

Keiner von den Zigeunern sprach ein Wort. Der Knecht wandte sich und schritt erbärmlich gekrümmt auf die Straße. Einige wollten mit ihm sprechen. Er sah sie, indem er sich umdrehte, so böse an, daß sie ihm bloß von ferne nachzulaufen wagten. Er tastete sich in die nächste Querstraße hinein und stieg auf einen Leiterwagen, der dort auf ihn herrenlos wartete. Die Zigeuner sahen, wie er die Zügel in die Hand nahm, das Pferd sich in Gang setzte und dann, während es schon trabte, fiel sein Kopf auf die Schulter und auch die Schulter senkte sich, bis sie an die Seitenlehne des Wagensitzes stieß.

Mehr sahen die Zigeuner nicht. Mehr sah auch kein anderer von diesem Ereignis.

Am anderen Morgen war der Knecht Janosch wie alltags im Stalle. Er spuckte Blut, aber sorgsam in die Jaucherinne, damit es niemand merke. Der Bauer Hans Kisch hielt ihn nur bis zum Neuen Jahr im Dienst. Ein kranker Knecht tauge nicht auf einen Großhof, sagte er, weiß Gott, woher er es plötzlich so süchtig habe! Der Knecht ging nicht eben schwer weg, weil er seiner Schwester nachzog, die sich ein ungarischer Kleinwirt im Herbst zur Seite geholt hatte.

Der Knecht ging leicht. Er war in jener Nacht, da er mühsam im Wagen saß, auf dem Lauterbachweg nach Hause gefahren. Trotz seiner Schmerzen hatte er am Wasser angehalten, ein Messer aus der Hosentasche gezogen, es in den Bach geworfen und gebetet: daß der Zigeuner gut getroffen sein möge, der so jäh unter seinem Stoß weggesackt war, als er selbst in den Baum hinausfiel. Gott möge die Schande vergessen! Das betete er inbrünstig und heiß und setzte hinzu: Gott möge ihm die Polizei vom Halse halten.

Zur gleichen Zeit aber — es ging dem Morgen zu — lief der Zigeuner ins Land hinein, schwang seinen Sack und der Wind stürzte ihm in die Brust, ein ebbendes und flutendes Befreien. Als er im ersten Licht das frühe Getreide wie grünen Staub verstreut sah, schlug er sich die Arme wie Flügel um den Leib, kreischte auf, weil die kleine Wunde in der Schulter brannte und freute sich, so weglos allein zu sein, daß er alles verstand, was um ihn war. Er saß nieder, blickte in den langsam sich aufhellenden Tag, die Ebene voll Grün, Bäumen und Höfen, die Gebirge, auf denen das Morgenlicht flackerte, legte sich, rücklings fallend, den Arm unter den Kopf und sank in einen Schlaf, der hinwallte wie der Kukuruz im Sommer.

Dichtung und Glaube

Von Ernst Wiechert (Berlin)

Ich glaube, daß, wie ein Baum seine Wurzeln im Dunkeln haben muß, um blühen zu können, der Dichter seine Wurzeln in Gott haben muß, um blühen zu können. Literatur kann auf der Oberfläche der Erde wachsen, wie die Moose und die Flechten wachsen, und gleich diesen kann sie eine Speise für Anspruchslose und ein Haus für die Kleinen sein. Gleich diesen kann sie ganze Länder bedecken, eine einheitliche Schicht des Geistes, aber die Augen dessen, der durch die Länder wandert, hängen nicht an ihnen, sondern an dem dunklen Bild des Baumes, der von Meile zu Meile aus ihnen aufsteigt und als ein Zeichen des Weges fern vor dem Horizonte steht.

Gleichviel, welchen Namen Gott bei den Dichtern führt. Gott hat viele Kleider, gleichwie viele Wohnungen in seinem Reich sind, und es ist nur nötig, daß er der „Verhüllte“ ist und sie ihre Hand ausstrecken können, um seinen dunklen Mantelsaum zu berühren. Für den Dichter der Psalmen war er der Bekannte und für Nietzsche war er der Unbekannte. Goethe wollte ihn nicht nennen, für Dostojewskij war er der „weiße Heiland“, und für Rilke war er der „Dunkle“. Für die Dichter des Krieges hieß er Vaterland, und für die Dichter der Revolutionen hieß er Freiheit. Aber für alle war er die dunkle, kühle Erde, in die sie ihre Wurzeln tauchten. Sturm war um das Leben ihrer Alltage, Frost und Hitze, Hunger und das Beil des Nächsten. Aber ihr Blut stieg aus dem Dunklen, aus dem Behüteten und Un-

zerstörbaren, wo ihre Mütter wohnten, immer bereit für den Heimkehrenden, mit Speise und Trank, mit Balsam für die Wunden, mit einem neuen Lied für die Ausgeschöpften.

Denn sie glaubten, und der Glaube machte sie selig. Sie glaubten an Jehova oder an die „Harmonie". An die sittliche Weltordnung oder an das Sternengesetz, an die Natur oder an die Notwendigkeit. Aber sie alle glaubten an etwas Unsichtbares, das im Dunklen war und daß sie heller zu machen hatten. Wenn sie dichteten, so gruben sie Gott aus dem Verschütteten der menschlichen Schächte. Sie beteten nicht an, sie knieten nicht, sie erzeugten nicht. Sondern sie gebaren ihn. Mit jedem Vers enthüllten sie das Verhüllte. Sie deuteten nicht das Sichtbare der Welt, die Zahl, das Bild, den Schein. Sie wußten, daß hinter der Ebene des Lebens die zweite Ebene steht, die unsichtbare, und daß es ihres Lebens Werk war, das Unsichtbare sichtbar zu machen. Sie wurden nicht fertig, selbst Goethe nicht, und das Beste, was sie gaben, war ein Sammeln vom Unsichtbaren, wie ein Kind von einem Wunder stammelt. Aber die Ernte unserer 100000 Jahre liegt in dieser gebrochenen Gottsprache. Nicht in unseren Automobilen, Flugzeugen, Untergrundbahnen und Raketen. In diesen liegt die größte Klarheit menschlicher Sprache, die Vollendung eines Virtuosen, die Herrschaft über drei Dimensionen. In jenem aber liegt das dunkle Zeugnis einer vierten Dimension. Für dieses Graben in den Schächten Gottes war es nicht immer gut, daß Christus geboren wurde, und noch weniger gut, daß aus seiner Saat das Christentum entstand. Eine Sohle im Bergwerk war da, und die Müden sagten: „Hier ist es, und tiefer geht es nicht." Eine Offenbarung war da und der Grund war erreicht. Sie bedachten nicht, daß Vorhöfe vor dem Allerheiligsten liegen und daß Herolde vor den Königen gehen. Ihre Hände bluteten und ihre Kniee konnten sich nicht tiefer beugen. „Wir haben Gott geschaut", riefen sie nach oben, „und wer weiter gräbt, leugnet Gott". Aber sie vergaßen, daß es ein „Spiegel war in einem dunklen Wort". Christus wußte nicht von den Tieren, aber Gott weiß von ihnen. Christus wußte nicht von den Wäldern, aber Gott weiß von ihnen. Christus wußte von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber nur Gott weiß von den Erniedrigten und den Beleidigten in der Obrigkeit Namen und dem Recht des Ungehorsams gegen sie. Christus wußte von den Samaritern und dem Nächsten, von Magdalena und den Kindern. Aber der Wanderer in uns kann nicht bei den Kindern bleiben. Es ist schön,

zu ihnen zu sprechen, daß sie lächeln und träumen, aber einmal muß der Wanderer aufstehen und weiter gehen, hinter die Kinder in eine dunkle Welt.

Es waren nicht die Schlechtesten unter den Dichtern, die zu Christi Füßen blieben. Matthias Claudius blieb bei ihm und empfing das schönste deutsche Lied aus seiner Hand. Aber die Unruhigen und Unerschrockenen blieben nicht. Sie standen auf in der Herberge, um die Abendzeit, und gingen hinaus in die weglose Nacht. Das Licht leuchtete hinter ihnen in der Finsternis, aber sie wollten Gottes Flamme und nicht Gottes Licht. Sie wollten nicht den Stamm des Kreuzes, sondern seine Wurzel. Sie waren Gottes treueste und ärmste Knechte, denn sie wollten den Vater und nicht den Sohn. Sie wollten die Tränen des Diesseits trocknen und nicht die des Jenseits weinen. Sie wußten, daß Gott hinter dem Menschen steht, aber daß man durch ihn hindurchgehen muß, um zum Bruder im Menschen zu kommen.

Aber die zurückblieben, begannen sich einzurichten im neuen Reich. Sie kleideten Gottes Sohn und bauten ein Haus um ihn. Sie schrieben eine Verfassung für sein Reich und stellten ein Heer mit Schwertern vor seines Thrones Füße. „Wir haben Gott gefunden", riefen sie, „und wer nicht für ihn ist, ist wider ihn". Und sie bauten Häuser für die Heere und gaben ihnen Fahnen in die Hand und machten ein Pergament aus Gottes Wort und ein Dogma aus dem Atem seines Mundes. Und immer ferner gingen die Dichter von diesem Haus. Denn man hatte das Wasser des Lebens auf Flaschen gezogen und mit Etiketten versehen, und vor dem Flaschenhaus stritten die Ärzte und beschimpften einander und hielten ihre Ware hoch „Nur echt mit dem Firmenzeichen Dr. X!"

Und dann wurden die Kirchen gebaut, mit Gestühl für die Reichen und den Bänken für die Armen. Und wer die Glocken über seinen letzten Weg haben will, muß sie bezahlen. Und wer in der Erde der großen Mutter ruhen will, muß sie bezahlen. Es ist wahr, daß Joh. Seb. Bach an der Orgel saß, aber wenn seine Töne aufstiegen, so brachen sie durch das Dach des Hauses, und mit ihm brach seine Seele auf und suchte Gott im Unendlichen. Und wenn Beethoven die Missa solemnis schrieb, so schrieb er sie für die dunkle Gemeinde in der Seele der Gläubigen. Und die Kirche war, was die Bühne für Shakespeare war: ein Gerüst, von dem sie die Hand hoben in die Ewigkeit. Eine Wand, auf die sie schrieben, wie Gefangene auf die

Wand eines Kerkers schreiben; aber wovon sie schreiben, ist hinter der Wand: die Freiheit.

Ich glaube, daß Gott der Baum ist, an dessen Wurzeln die Dichter wohnen müssen. Ich glaube nicht, daß es ihnen gut ist, beim Sohn auszuruhen und zu sagen: „Niemand kann zum Vater kommen". Und ich glaube, daß sie aufhören, die Künder der letzten Dinge zu sein, wenn sie zu den Dienern der Kirche gehen, um zu fragen, wie es Gott gehe. Denn ein Dichter, der zu einem Pfarrer geht, um Gottes Wort zu hören, ist gleich einem Astronomen, der in ein Planetarium geht, um die Sterne zu sehen. Wir sind ein Volk, das kein Brot hat, und dem man Papier statt des Brotes reicht. Wir setzen unsere Kronen nicht immer auf die gesalbten Stirnen, und wir bauen Tempel für viele, die nicht Gottes Ebenbild sind. Und dann klagen wir, daß Gott sich von uns gewendet hat und wissen nicht, daß die Mißachteten und Verlachten des Volkes, seine Dichter, vielleicht die Treuesten sind, die seine dunkle Krone noch bewahren und zu denen er kommt, in den Nächten seiner Einsamkeit, wie der alte Lear zu Cordelia kam.

Kastanienbaum

Von Heinrich Zillich

Kastanienbäume mit dem dunklen Laub,
daraus die jungen grünen Kugeln blitzen,
ich möchte wieder in den Ästen sitzen
mit Augen, die wie Panther glühn nach Raub.

Die Weizenfelder flammten dicht am Garten.
Die Straßen staubten weit hinaus.
Im Osten trug ein Bergfuß Haus an Haus
wie ein bemooster Söller lichte Scharten.

Ich warf die Falken meines Traums ins Land.
Ich ließ den Feind vom Berge näherschweifen,
durchs Weizenmeer in schwertdurchblitzten Streifen
und hielt den Bogen in der Knabenhand.

Ich zielte gut ins sommerheiße Gaukeln.
Hell flog der Pfeil, die Sehne surrte frei.
Noch heller klang im Blätterhaus mein Schrei,
und voller Lob begann der Ast zu schaukeln.

Er sauste fort, ein Flugzeug, übers Feld,
als ich das Höhensteuer eingeschaltet.
Der Doppeldecker wäre heut veraltet.
Ein Farman wars und trug doch in die Welt.

Sie stürzte durch die Blätter tausendlichtig.
Und ward ich oft in solcher Fülle klein
und sah mich ängstlich in dem Baum allein,
dann rauschte er, und ich war wieder wichtig.

Kastanienbaum, du welterhobner Bau
darin aus Träumen wahrhaft schoß das Leben,
in deinen Zweigen möcht ich wieder schweben
und blindlings treffen in das Wunderblau.

Die Kulturphilosophie Paul Ligetis

Von Alfred Pomarius

Paul Ligeti, ein ungarischer Architekt, hat vor einigen Jahren auch in siebenbürgischen Städten Vorträge über ein von ihm entdecktes Gesetz der Kulturentwicklung gehalten. Er ist also vielen von uns kein Unbekannter. Nunmehr liegen seine Anschauungen auch in Buchform vor und zwar trägt die deutsche Ausgabe seines Werkes den Titel „Der Weg aus dem Chaos, eine Deutung des Weltgeschehens aus dem Rhythmus der Kunstentwickelung.“* Der Titel unterstreicht einseitig eine Aktualität, die allerdings in dem Werke steckt, aber nicht sein Wesentlichstes ausmacht. Es weist tatsächlich einen „Weg aus dem Chaos“, nämlich dem heute chaotischen Zustand der abendländischen Kultur; aber diese Zukunftsprognose ist doch schließlich nur ein Nebenerfolg der kulturphilosophischen Grundkonzeption, die den Kern des Buches ausmacht und die naturgemäß

* Callwey Verlag München, Preis geh. 19.50 M., geb. 22 M.

ihre Bewährung aus der Anwendung auf die Geschehnisse der Vergangenheit holen muß und sich daher auch diesen vor allen Dingen widmet.

Diese Grundkonzeption Ligetis ist von einer verblüffenden Einfachheit und Fruchtbarkeit und bildet sicher einen beachtenswerten Fortschritt in dem von Spengler zu einer öffentlichen Angelegenheit der Gegenwartsgeistigkeit gemachten Bestreben, zu einer Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit des Kulturgeschehens zu gelangen.

Man wird Ligeti als einen Empiristen ansprechen müssen. Sein ganzes Werk trägt den Stempel der empiristischen Haltung, einer Haltung, die nicht mit einem intuitiv erschauten System an die Tatsachen herangeht, um sie diesem System zu unterwerfen, sondern deren Blick primär auf die Tatsachen gerichtet ist. Aber es ist die empiristische Haltung eines nichtempiristischen Zeitalters, wie es das Heute zweifellos ist; eines Zeitalters, dem sich mehr oder weniger bewußt, sofort alle Tatsache als Symbol eines sich in ihr manifestierenden höheren Gesetzeskreises darstellen. Ein solcher „synthetischer" Empiriker ist Ligeti. Aus der Betrachtung der Tatsachen der Kunstgeschichte erwächst ihm eine das ganze Kulturgeschehen beherrschende Gesetzmäßigkeit. So strebt sein Denken überall nach der Totalität kulturphilosophischer Gesamtbetrachtung, obwohl man es seinem Buche auf Schritt und Tritt anmerkt, daß hier nicht ein zünftiger Philosoph philosophiert. Unbeschwert von jeder philosophischen Fachsprache, von dialektischen logischen Untersuchungen und von metaphysischer Spekulation, in natürlicher, oft fast zu einfacher Sprache schreitet seine Darstellung fort und schlägt in kühnen und eleganten Bogen die Brücke einer bestechenden Theorie zwischen Punkten der Kulturlandschaft, die noch vor Spengler durch unüberbrückbare Abgründe voneinander getrennt schienen.

Ligeti sagt zwar Spengler in manchen Dingen Fehde an, aber andererseits fußt er wieder in vielem gerade auf Spengler und den von ihm geschaffenen kulturgeschichtlichen Begriffen, und gerade in philosophisch entscheidenden Punkten läßt sich die unbezweifelbare Zusammengehörigkeit beider Denker feststellen. Beide sind sie Naturalisten, d. h. die die Kultur beherrschenden Gesetze erscheinen ihnen vom Range und Wesen der Naturgesetze, genauer biologischer Naturgesetze, von denen der Mensch schicksalsmäßig getragen wird, wie ein Atom von den Gesetzen der Physik und Chemie. Spengler, der die

Kulturen ausdrücklich mit Pflanzen vergleicht, ist hierin der konsequentere. Bei Ligeti ist dieser Biologismus nicht so stark ausgesprochen, worin aber gerade der Fortschritt besteht. Wie Spengler findet auch Ligeti ein Schema, dem formal alles Kulturgeschehen gehorcht und das immer wiederholt wird. Deshalb ist für seine kulturgeschichtliche Darstellung, genau wie für die Spenglers auch, unentbehrlich der Begriff der „Gleichzeitigkeit", genauer der morphologischen Gleichwertigkeit von Geschehnissen, die in verschiedenen Epochen an derselben Stelle des formalen Schemas liegen.

Worin besteht nun aber Ligetis eigenste Lehre und der voraussichtlich bleibende Ertrag seines Buches. Er liegt zweifellos in dem von Ligeti entdeckten Wellengesetz des Kulturgeschehens. Es ist, wie schon erwähnt, ein Gesetz über den formalen Verlauf der Kulturereignisse und sagt logisch abstrakt gefaßt aus, daß die Kultur wellenförmig verläuft und zwar in Wellen, die einen meist breit auslandenden ansteigenden Kurvenast, eine verhältnismäßig schmale Kulminationszone und einen wieder nicht steil absteigenden Kurvenast aufweisen.

Entdeckt hat Ligeti dieses Gesetz an den Tatsachen der Kunstgeschichte, wo es ihm als eine rhythmische Aufeinanderfolge von architektonischen, plastischen und malerischen Zeiten entgegentrat. Architektonisch bestimmt ist das Kunstgefühl und Kunstschaffen beim Beginn jeder neuen kunstgeschichtlichen Kulturepoche (aufsteigender Ast) plastisch bestimmt in ihrer Mitte (Kulminationspunkt) malerisch bestimmt in ihrem Verebben (absteigender Ast der Welle). Das klassische Beispiel für diese Aufeinanderfolge ist die künstlerische Kultur des Abendlandes, die mit dem architektonischen Mittelalter beginnt, in der plastischen Renaissance einen Höhepunkt erreichte und in der malerischen Neuzeit zu verklingen scheint. Wie schon aus diesem Beispiel hervorgeht, sind die Begriffe Architektur, Plastik und Malerei hier nicht wörtlich zu nehmen, sondern — ganz im Sinne des „synthetischen" Empiristen — symbolisch, genauer charakterologisch. D. h. eine architektonische Kunstepoche ist nicht eine solche, in der nur Architektur hervorgebracht wird, sondern eine, in der Architektur nur dominiert, neben ihr aber auch Plastik und Malerei zu finden sind, die aber „architektonischen" Charakter haben. Für jeden auch nur oberflächlichen Kenner der Kunstgeschichte, etwa des architektonischen Mittelalters, ist es ohne weiteres klar wie dies aufzufassen ist.

Es kann heute wohl als zweifellos gelten, daß Ligeti sich mit dem Rhythmus Architektur, Plastik, Malerei kulturphilosophisch auf der richtigen Fährte befindet. Denn es ist auffallend, wie nicht nur eine stark wesensverwandte Natur, wie Spengler, eigentlich denselben Rhythmus anerkennt, sondern daß er sich auch aus dem Denken eines Philosophen wie Erwin Reisner, ergibt, der doch der Kulturgeschichte von einem dem naturalistischen gerade entgegengesetzten metaphysischen Standpunkt gegenübertritt. Es ist ein besonderer Verdienst Ligetis, daß er nicht nur zeitlich so große Epochen, wie die abendländische Kunstgeschichte als Ganzes der Prüfung auf die Gültigkeit seines Wellengesetzes hin unterwirft, sondern auch seine Wirksamkeit in möglichst kleinen Zeitspannen des künstlerischen Geschehens verfolgt. So gelangt er zum Begriff kleinster Zeiträume, für die das kunstgeschichtliche Wellengesetz noch nachweisbar ist, die also eine Art elementarer Zeitquanten der Kunstgeschichte darstellen; er nennt sie Pulsschläge der Kultur. Eine solche Elementarwelle umfaßt nach Ligeti etwa vier Künstlergenerationen also ungefähr 120—140 Jahre. Von hier aus gesehen stellen sich die großen 1000jährigen Kulturfolgen die Spengler entdeckte, als übergeordnete Wellen dar, die aus etwa sieben solcher Elementarwellen sich aufbauen. Ein gutes Beispiel einer kunstgeschichtlichen Elementarwelle und ihres Verhältnisses zur übergeordneten Kulturwelle bietet die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Sachlich wird sie durchaus von der Malerei beherrscht, denn sie liegt ja auf dem malerischen Ast der abendländischen Kulturwelle, aber es ist charakteristisch, wie diese Malerei im Anfang des Jahrhunderts „architektonisch“ ist (Klassizismus) gegen die Mitte derselben „plastisch“ wird (Renaissancismus), um dann ins extrem Malerische umzubiegen (Impressionismus). Fesselnd ist es, Ligeti an der Hand dieses Gesetzes in die Einzelheiten nicht bloß der abendländischen, sondern auch der antiken, ägyptischen und asiatischen Kunstgeschichte zu folgen.

Bis hierher ist Ligetis Versuch Theorie der Kunstgeschichte, genauer der Geschichte der bildenden Kunst. Die eigentlichen kulturphilosophischen Möglichkeiten seiner Lehre beginnen dort, wo nun auch die Kunst als solche symbolisch gefaßt wird, d. h. sich darstellt als symbolischer Ausdruck des geistig-seelischen und weltanschaulichen Innern der die Kunstschöpfungen hervorbringenden Gesellschaft. Denn dann weist jeder gesetzmäßige Rhythmus der Kunstschöpfungen auf einen Rhythmus der geistigen Struktur der menschlichen Natur als auf seinen tieferen Grund

hin. Und dieser Rhythmus ist dann wie für die künstlerischen Ausdrucksschöpfungen, so auch für alle anderen Kulturäußerungen letzten Grundes verantwortlich, da auch Wissenschafts-, Rechts-, Wirtschafts- oder Staatsformen genau so wie die Kunstformen Ausdruck des geistigen Wesens der sie gestaltenden Gesellschaft sind. So ergibt sich die Idee einer zentralen geistigen Rhythmik, die von innen das Ganze der kulturellen Erscheinungen zusammenhält; es ist ganz offensichtlich daß diese Idee nahe verwandt ist mit Spenglers Begriff der Kulturseele. Während nun Spengler sich stark um die metaphysische Verankerung seines Begriffs der Kulturseele bemüht, ohne dabei allerdings zu einer Klarheit zu kommen, macht Ligeti vor allen metaphysischen Spekulationen Halt. Er wagt sich nur bis in das Gebiet der Psychologie und unterbaut sein Wellengesetz mit einer geistig-seelischen Dynamik, die im Leben der Einzelmenschen ebenso bekannt ist als ihre Anwendung auf große Kulturzusammenhänge bisher kaum erfolgreich gewagt werden konnte. Ligeti findet, daß nur eine solche Gesellschaft architektonische Kunst schafft, die durch eine große Idee zu einer straffen, von gemeinsamem Willen beseelten Gemeinschaft zusammengeschlossen ist, es ist eine Gesellschaft von Idealisten, deren Blick ins Überempirische Transzendente gerichtet ist. Einer plastischen Kunst dagegen entspricht eine Gesellschaft, für die Idee und Wirklichkeit zu einer harmonischen Einheit zusammenfließen: es ist die Gesellschaft der Ausgeglichenen, weder zu stark am Jenseits noch zu stark am Diesseits orientiert. Endlich die malerische Kunst hat als Trägerin eine Gesellschaft, der ein übergreifendes gemeinsames Ideal fehlt, wo also jeder auf sich selbst gestellt ist und keine eigenen Interessen verfolgt; es ist die Gesellschaft der individualistisch zersplitterten, im Diesseitigen verankerten Materialisten.

Aus solchen vergleichend-psychologischen Erwägungen erwächst nun Ligeti als tieferer Unterbau für seine kunstgeschichtliche Rhythmik: architektonisch — plastisch — malerisch, eine analoge der geistig-seelischen Struktur der sie tragenden Gesellschaft, die er in die Dynamik faßt: strebendes, ideales Wollen — machtvolles Haben — auflösendes, zersetzendes Genießen. (Hier wird wieder eine Parallele zu Erwin Reisners Lehre von der Klassizität und relativen Vollkommenheit der plastischen Zeiten erkennbar.)

Die wichtige Frage, die sich an diesem Punkte aufdrängt, ist die nach dem Was, das die Menschen dieser verschiedenen Zeiten erstre-

ben — haben — genießen. Es ist außerordentlich wichtig, daß Ligeti auf diese Frage eine positive und offenbar richtige Antwort gibt. Sie lautet: für die großen Kulturwellen ist dieses Was ein Idealzustand der menschlichen Gesellschaft, wie er in der Weltanschauung der am Beginn jeder Kulturwelle stehenden Religion enthalten ist. Ihn zu realisieren ist das unbewußte Ziel des strebenden, idealen Wollens, das in architektonischen Zeiten die Menschen zu einer straffen hierarchischen Einheit zusammenschweißt (kollektivistische, auf das Transzendente gerichtete Gesellschaft des christlichen Mittelalters). Die plastische Zeit erreicht teilweise dies Ideal (Reformation, Renaissance), das die malerische Phase, da doch Ideal und Wirklichkeit immer wieder auseinanderstreben, in skeptischem Individualismus wieder verliert (individualistische, atomisierte gottabgewandte Gesellschaft der Neuzeit). Das aber, was in den großen Kulturwellen sich innerhalb einer umfassenden Gesellschaft abspielt, das ergreift in den kleineren Pulsschlagwellen meist eine Nation, ein Reich. (Aufstieg, Höhe und Fall Deutschlands in der letzten Pulsschlagwelle der abendländischen Kultur.)

Obwohl es in diesen Feststellungen noch vieles zu klären gibt, ist doch der Grundgedanke deutlich erkennbar der, daß das eigentlich Bewegende der Kulturentwicklung das Soziologische ist, die Struktur und der Bau der menschlichen Gesellschaft; hier werden die seelisch-geistigen Grundtöne angeschlagen. Die sich dann als charakterbestimmend auf die verschiedenen Ausdrucksformen der in kultureller Bewegung befindlichen Gesellschaftsgruppe, wie Kunst, Wissenschaft usw. übertragen. Die ganze Kulturbewegung erscheint von hier gesehen als eine Auseinandersetzung der menschlichen Gesellschaft, als biologischem Wesen, mit sich als geistigem Wesen: als Realisationsversuch gesellschaftlicher Ideale.

Es erscheint schon rein logisch notwendig anzunehmen, daß dem Beginn dieser Realisation eine Zeit der Konzeption, des Reifens jener Ideale vorausgeht, die dann später Energiequellen einer Kulturbewegung werden. Und tatsächlich schaltet auch Ligeti — dem anschaulichen Bild der Welle folgend — zwischen je zwei Wellen eine Verbindungsstrecke in Form eines Wellentales ein, die er die abstrakte Periode der Konzeption nennt und ihr — wieder an der Hand von viel Beweismaterial — als künstlerischen Ausdruck die Musik zuordnet. So gewinnt er auch die Möglichkeit über Spenglers Lehre von der Abgeschlossenheit aller Einzelkulturen in sich, hinauszugehen

und sie durch die Auffassung vom durchgängigen Zusammenhang aller dieser Kulturen zu ersetzen. Besonders die mittelländischen Kulturen, die ägyptische, antike und abendländische, schließen sich ihm zu einer riesigen, einheitlichen Welle zusammen, in der die architektonische Phase auf Ägypten, die plastische auf die Antike und die malerische auf das Abendland entfällt. In sinnvoller Weise versucht er auch alle orientalischen Kulturen der geschichtlichen Vergangenheit und Gegenwart als Abzweigungen und Parallelwellen jener mittelländischen Hauptwelle zu erfassen, so daß sich ihm das ganze Kulturgeschehen der Geschichte in einen Gattungsbegriff zusammenschließt: Die Bauernkulturen. Er nennt sie so, weil das Fundament ihrer gesellschaftlichen Struktur der Bauer ist. Ihnen sollen in der vorgeschichtlichen Vergangenheit der Steinzeiten, die Jägerkulturen voraufgegangen sein, während sie in der Zukunft durch eine neue Kulturenfolge, die Maschinenkulturen, abgelöst werden sollen. Von letzteren allerdings entwirft Ligeti nur ein sehr mageres, vages Bild. Für die heutige Zeit aber, die Ligeti ausführlich und zutreffend analysiert, ergibt sich daraus als charakteristisch, daß sie das Ende der Bauernkulturen bildet. Dabei ist sie in einem größeren Ausmaß, als manche vorausgegangene Periode des malerischen Abschlusses, chaotisch, aber es ist ein schöpferisches Chaos, denn es ist eine Zeit der Konzeption von außerordentlichen Ausmaßen, die Zeit der geistigen Vorbereitung und teilweisen Vorwegnahme des Programmes der kommenden Maschinenkulturen. Und in dieser Erkenntnis eines doch bestehenden Sinnes und Zieles liegt für Ligeti „der Weg aus dem Chaos".

Aus dem Gesagten, das nur einige Hauptpunkte des von Ligeti behandelten Problemkreises herausgreift, erhellt, daß seine Gedankenarbeit mehr auf das kulturhistorische, d. h. die Gesetzmäßigkeit des historischen Ablaufes der Kultur, als auf das eigentlich kulturphilosophische, nämlich den systematischen Zusammenhang der Kulturgebiete, gerichtet ist. Und doch drängt eine Arbeit wie seine, hierauf hin. Es genügt nicht, wenn er sich im Problem über den Grund der Rhythmik Wollen — Haben — Genießen, der eine so grundlegende Rolle zukommt, dabei beruhigt, es seien ewige Naturgesetze, die im Menschen diesen Rhythmus hervorriefen. Welches sind diese Gesetze, was ist ihr Wesen, ihre Natur? Hätte Ligeti dieser Frage nachgeforscht, er hätte bemerken müssen, daß er mit der Wendung ins Psychologische unvermerkt aus dem Naturalismus schon herauszugleiten begann und

er hätte durch metaphysische Stellungnahme der neuen Position Rechnung tragen müssen. Und dann, wie hängen Kunst, Wissenschaft, Religion usw. als solche mit dem Soziologischen, Politischen, Wirtschaftlichen der menschlichen Gesellschaftsentwicklung zusammen?

Das sind einige der Fragen, auf die der Philosoph von Ligeti gerne eine eingehendere Antwort gehabt hätte, als sie sein Buch enthält. Vielleicht wäre allerdings dadurch dies Buch zu sehr belastet worden, das in seiner Beschränkung auf die Problematik der geschichtlichen Gesetzmäßigkeit einen leicht übersehbaren und wertvollen Beitrag zu dem allgemeinen, heute so viel behandelten Problem der Kultur liefert.

Der Idealist Bernhard Shaw

Von Dr. Kamilla Kaul

Ein Beitrag zur heutigen Krise des Idealismus

Als Bernhard Shaw vor einigen Jahren eines der heute so beliebten Jubiläen feierte, gratulierte ihm der Reichskanzler im Namen des deutschen Volkes. Der englische Kollege Stresemanns war weit entfernt, an einen solchen Schritt auch nur zu denken; im Gegenteil, die Haltung des offiziellen England war offen feindselig und selbst das Radio weigerte sich, eine Rede des berühmten Geburtstagskindes zu verbreiten. Diese Haltung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Bernhard Shaw der schärfste und unbarmherzigste Kritiker der Briten ist, der nichts Englisches verschont, von den Äußerlichkeiten der Kleidung und gesellschaftlicher Konvention bis zum innersten Kern des Nationalcharakters. Er geht von gelegentlichen Nadelstichen (Jeder Engländer scheint mir ein Witz* und „Wir machen uns nicht viel aus Kleidern und Manieren, weil wir als Volk weder gut gekleidet sind, noch Manieren haben“ *) bis zur vernichtenden Kritik englischer Heuchelei in Ethik und Politik (z. B. „Der Mann des Schicksals“).

Eine so rücksichtslose Selbstgeißelung wird kaum in andern Literaturen ihre Parallele finden, vielleicht Heine ausgenommen; in beiden Fällen ist des Rätsels Lösung die, daß es sich um Autoren handelt, die in der Sprache einer andern, ihnen fremden Nation dichten und denken. Shaw erklärt auch freimütig, er habe als Ire für den Staat, welcher

* In „Man kann nie wissen.“

Irland ruiniert, nie Patriotismus aufbringen können. Und da dieser Ruin auf zweifachem Wege, durch politische Gewalt und wirtschaftliche Ausbeutung, bewerkstelligt wurde, wendete der Ire natürlicherweise seine Aufmerksamkeit den politischen und sozialen Erscheinungen des englischen Lebens zu.

Da machte er nun eine ganz merkwürdige Feststellung. All' das, was dem unparteiischen Beobachter, geschweige dem Opfer, als Gewalt und Eigennutz erscheinen müßte, stellte und stellt der Engländer als Ausfluß reinsten Idealismus hin; und dies tut er — Verwirrung menschlichen Denkens — nicht etwa, als bewußter Heuchler, sondern im besten Glauben. Er bringt es also fertig, zuerst sich selbst und dann, mit dem Brustton der Überzeugung, auch die Menschheit zu betrügen.

„Jeder Brite kommt mit einem wunderbaren Talisman zur Welt, der ihn zum Herrn der Erde macht. Wenn der Engländer etwas will, gesteht er sich nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm Gott weiß wie — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine moralische und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will.* Dann wird er unwiderstehlich .... er verfolgt seinen Zweck mit dem Fleiß und der Beharrlichkeit, die von starker, religiöser Überzeugung und dem tiefen Sinn für moralische Verantwortlichkeit herrühren. Er ist nie in Verlegenheit um eine wirksame, moralische Pose. Als großer Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit erobert er die halbe Welt .... Wenn er einen neuen Markt für seine schlechten Manchesterwaren braucht, schickt er Missionäre aus, die den Wilden das Evangelium des Friedens verkünden müssen. Die Wilden töten den Missionar; nun eilt er zu den Waffen, zur Verteidigung des Christentums ..., und nimmt als göttliche Belohnung den Markt in Besitz.... Er prahlt damit, daß jeder Sklave frei werde, sobald sein Fuß britischen Boden betritt; dabei verkauft er die Kinder seiner Armen, kaum, daß sie sechs Jahre alt sind, an Fabrikherren.... Er macht zwei Revolutionen und erklärt dann im Namen des Gesetzes der französischen den Krieg..... Sie werden einem Engländer niemals beweisen können, daß er im Unrecht ist..... Seine Losung ist immer nur seine „Pflicht". Und er vergißt nie, daß die Nation verloren ist, die ihre Pflicht dort sucht, wo nicht ihr Vorteil zu finden ist." (Napoleon in „Der Mann des Schicksals".)

* Der Burenkrieg!

Angesichts dieser Sorte aufrichtigen Pharisäertums und eines so gearteten Idealismus, wurde B. Shaw der Idealismus selbst verdächtig. Wenn nationales, soziales und individuelles Unrecht durch schöne Worte verdeckt oder gerechtfertigt und dadurch erst ermöglicht wird, dann weg mit der Phrase überhaupt! Jeder sei und sage, was er ist und wie es ist; was not tut, ist nicht Schönheit, sondern Wahrheit und Bekenntnis zur Wirklichkeit, die nie gebessert werden kann, solange man sie sich und andern durch eine romantische Scheinwelt verbirgt. Die Gemeinheit, welche man begeht und lebt, weil man sie nicht eingesteht, noch auszusprechen wagt, kann wie viele gefährliche Bazillen nur durch die frische Luft und Sonne der Aufrichtigkeit — selbst wenn diese Brutalität und Zynismus schiene — kuriert werden. So wird der Ire, aus Liebe zur Wahrheit und Achtung vor der Wirklichkeit, zum ausgesprochenen Feind jeder Romantik, welche durch die schönere Lüge über die Realität hinwegzutäuschen sucht. „Der Idealismus, der nur ein schmeichlerischer Name für die Romantik in Politik und Moral ist, ist mir ebenso verhaßt, wie es die Romantik in Ethik und Religion ist.“ (Vorrede zum 2. Band der dramatischen Werke.) Daher ist der Teufel und die Hölle („Mensch und Übermensch“) die Verkörperung der ästhetischen Lüge, welche das Leben mit seinen Häßlichkeiten zu verleugnen sucht und dadurch die eigentliche Todsünde gegen das Seiende begeht.

Jenen ängstlichen Pessimisten gegenüber, welche von der Aufrichtigkeit im Sprechen und Handeln ein moralisches Chaos befürchten, ist Shaw Optimist. Er glaubt ehrlich, daß selbst moralische Mißgeburten, die aber den Mut haben, zu scheinen, was sie sind, wie der Waffenfabrikant in „Major Barbara“ und Frau Warren weniger Unheil im Weltplan anrichten, als die feigen und unaufrichtigen Duckmäuser. Es ist da im Grunde dieselbe freundliche Weltauffassung wie die des alten Sokrates, der da die Menschen aufforderte, nur das zu tun, was ihnen in Wahrheit nützlich sei, und überzeugt war, der Kosmos sei schon so eingerichtet, daß dann alle wohl fahren würden in dieser besten aller Welten. Der scheinbare Zweifler Shaw ist im Grunde ein sehr überzeugter Bejaher.

Daher geht er zunächst der sozialen Lüge zu Leibe. Man predigt dem Armen, daß Armut keine Schande sei und umgibt die Not mit der Ehrlichkeit; B. Shaw erklärt im Gegenteil die Armut für ein nationales Verbrechen, weil sie Krankheit, Laster, Entwürdigung mit sich bringe;

und er scheut sich nicht diese Wahrheit in „Frau Warrens Gewerbe“ und „Major Barbara“ bis zu den letzten Konsequenzen zu verfechten.

Dr. French, der gutgläubige Pharisäer in „Häuser des Herrn Sartorius“, muß erkennen, daß sein Vermögen aus derselben Quelle stammt, wie das des verachteten „Zöllners“, des Häuserspekulanten Sartorius. Major Barbara von der Heilsarmee dünkt sich sehr den Weltkindern überlegen, bis sie einsieht, daß auch die Heilsarmee von des Teufels Sold lebt, den Spenden des mißachteten Schnapsbrenners und seinesgleichen. Die Brüchigkeit des romantischen Gerechtigkeitsidols zeigt „Kapitän Brasbounds Bekehrung.“

Eine andere Form der Heuchelei ist die religiöse: Die Scheinheiligkeit. Von den öffentlichen Sündenbekenntnissen der Heilsarmee — wodurch die Renommiersucht mit erlogenem Laster gefördert wird („Major Barbara“) — bis zum amerikanischen Puritanismus („Teufel“) und bis zum modernen christlichen Sozialismus von „Candida“ zieht sich wie ein roter Faden die Gefahr des Idealismus, Pharisäertum zu werden. „Candida“ setzt einen extremen Fall, Pastor Jakob Morell hat den ehrlichsten Willen zum Guten und scheut in seiner mutigen Uneigennützigkeit nicht vor Opfern zurück; aber die „schöne Phrase“ droht bei ihm Selbstzweck zu werden, er täuscht sich durch die Scheinwelt seiner Rethorik über den Mißerfolg seines Wirkens hinweg und nur die geniale Nüchternheit seiner Gattin Candida (eine von Shaws Lieblingsheldinnen) bringt ihn zum Bewußtsein der Wirklichkeit.

Ein besonders angenehmes Terrain für die romantische Lüge ist die Liebe, die Beziehung zwischen den Geschlechtern. Shaw ist da Zeitgenosse von Strindberg und Wedekind, wenn er die romantische Vorstellung von der Frau, die, selbst völlig passiv, nur der umworbene Teil wäre, entschieden verneint.

(Diese Auffassung taucht mit der „Dame“ zum erstenmal im französischen höfischen Epos des 12. Jahrhunderts auf und wird dann in Italien — Petrarka — weiter fortgebildet. Noch die älteren französischen Balladen, deren Helden germanische Namen und germanische Denkungsart haben, sind da viel aufrichtiger; so bittet Schön Fremborg, ihre Mutter, den geliebten Mann zu beschicken, ob er sie wohl zum Weibe möchte ꝛc. Der antiken Literatur ist diese Auffassung ganz fremd, in der modernen Welt erscheint sie erst mit der Romantik, dieser Renaissance des Mittelalters, wieder.)

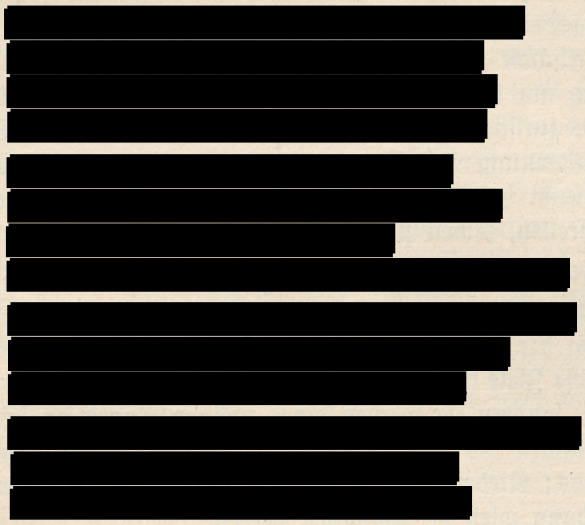
Dies erklärt wohl auch die Tatsache, daß weite Kreise der Jugend sich darin gefallen, was man Shawschen Skeptizismus und Negativismus nennt. Es ist ein Paradoxon für die Generation von gestern, wie kalt, begeisterungslos und unideal die von heute sich gegenüber dem Leben und seinen höhern Zielen einstellt. Die ewig Gestrigen wollen aber nicht sehen, wie sie selbst die Ideale bloßstellten und zu Schande lobten, an welche sie zu glauben vorgeben. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" und die Früchte ihrer schönen Worte sind nichts weniger als erfreuliche. Daher die Abneigung der Jugend gegen die Phrase, ihre Kühle vor der offiziellen Begeisterung, ihr verächtliches Mißtrauen gegen den lauten Idealismus; im Innern aber ein verzweifelter Drang nach dem Wirklichen an sich, dem absolut Wahren, das noch nicht durch Heuchler und Schwätzer entweiht worden. Dies, und nicht wie eine französische Zeitschrift unlängst meinte, den Esprit und das alles zersetzende Paradoxon sucht man bei dem Iren. Die Gottessucher sind stets zuerst Gotteskämpfer gewesen; daher bekämpft die Jugend den Idealismus, bis sie ihr Ideal gefunden haben wird.

In „Mensch und Übermensch", wo der Held eine englische Inkarnation Don Juans ist, sind daher die Rollen aufs ergötzlichste umgekehrt: John Tanner (= Don Juan) sucht auf allen möglichen Wegen Ann (= Donna Ana) und seiner eigenen Neigung zu ihr zu entfliehn. Aber ebenso wie die romantischen Täuschungen, greift Shaw die von der „Frau von heute" an („Der Liebhaber"). Julia, Mitglied des „Ibsenklubs", verkörpert ebenso ausschließlich die „Naturkraft" wie das „naive" Haustöchterchen Ann („Mensch und Übermensch").

Alles in allem genommen, ergehts dem Antiromantiker Shaw wie seinem Kapitän Bluntschli („Helden"): nachdem dieser gegenüber dem naiven Balkan-Heldentum seiner Umgebung als Vertreter der trockensten Nüchternheit erschienen, entpuppt er sich am Ende als reinster Romantiker (schweizer Nationalität, allerdings). So ist auch Shaws Antiidealismus im Grunde nichts anderes als der sehr idealistische Drang nach absoluter Wahrheit und Wirklichkeit.

Marionette

Von Otto Roth



Kultur und Wirtschaft

Von Josef Haltrich

Der Wirtschaftstheoretiker pflegt in seinen Betrachtungen keineswegs kulturelle Erscheinungen zu ignorieren. Auf dem Boden realer Tatsachen stehend, verfolgt er genau den Ablauf der Ereignisse nicht nur der Wirtschaft selbst, sondern auch des hinter der Wirtschaft als Impuls wirkenden Menschengeistes in seinen vielfältigen Erscheinungsformen in Kultur, Kunst, Wissenschaft und Technik.

Der Wirtschaft fällt die Aufgabe zu, für die Lebensbedürfnisse der Menschheit Sorge zu tragen und die Mittel für deren Befriedigung bereitzustellen. Ihre vornehmste Aufgabe jedoch besteht darin, den materiellen Unterbau, oder besser, das Gefäß zu bieten, welches Kultur, Religion, Kunst und überhaupt alles, was Menschengeist schafft, in sich aufnimmt und zu Gestalt werden läßt.

Daraus geht die Dienstbereitschaft der Wirtschaft hervor; die Wirtschaft hat einen Zweck, denn — sub aspectu aeternitatis — dient sie Gott.

Wenn Orend in seinem letzten Aufsatze (im Juliheft des Klingsor) die Ursache der Wirtschaftskrise letzten Endes darauf zurückführt, daß das vom Wissen bestimmte Handeln heute maßgebend sei, so muß ihm Recht gegeben werden. Die Herrschaft des Verstandes hat die menschliche Gesellschaft zerstört und das Gemeinschaftsgefühl ertötet. Wenn wir jedoch auf diese Zeit der Verstandesherrschaft oder des Individualismus zurückblicken, dann müssen wir doch auch voll Dankbarkeit und Anerkennung der Errungenschaften gedenken, welche uns diese Zeit geschenkt hat. Es gilt diese Errungenschaften in eine neue Zeit hinüberzuretten, soweit sie der Rettung wert sind.

Wir erleben heute eine Kulturerschütterung und nur eine solche. Die Wirtschaftserschütterung ist Begleiterscheinung. Sie ist zu betrachten als Umstellung der Wirtschaftsformen auf neue, noch nicht klar erkannte Ziele. Diese Ziele hat nicht die Wirtschaft noch der Wirtschaftspolitiker zu zeigen, sondern sie werden eines schönen Tages da sein, um vom Kulturmenschen als solche erkannt zu werden. Heute stehen wir vor dem Chaos; Niederreißen ist Losung; wenn neue Ziele erkannt sein werden, dann wird es Aufbauen heißen.

Den „Hexentanz ums goldene Kalb", wie Orend die heutige Wirtschaftsweise nennt, haben wir gewiß alle mitgemacht, zumindest ist auch uns dieser Hexentanz in die Beine gefahren und hat uns mitgerissen ohne Unterschied, Bürger und Bauern, Pfarrer und Lehrer. Wenn an die Haltung auch unserer Bauern während des Krieges und in der Nachkriegszeit gedacht wird, dann erhellt, daß auch sie keine Ausnahme machen. Heute macht der Landwirt schwere Zeiten mit und strengt sich an, Mittel und Wege zu finden, die aus dem Chaos herausführen, doch das ist noch kein Beweis dafür, daß unser Bauer sich gegen den Hexentanz auflehnt. Im Gegenteil, die Methoden, die er dabei anwendet, sind rein individualistische. Während die Stadt sich vom Individualismus, von der Herrschaft des Verstandes, zu befreien beginnt, scheint das Land den Höhepunkt individualistischen Denkens noch nicht überschritten zu haben.

Eingangs wurde die Dienstbereitschaft der Wirtschaft hervorgehoben. Es ist nun selbstverständlich, daß diese Dienstbereitschaft auch auf den Wirtschaftsmenschen übergeht. Es ist nicht richtig, daß „man mittels der Wirtschaft nicht höhere Dinge hinstellen *will*, die über die eigene Zeit hinausragen und lebendige Zeugen bleiben für künftige Geschlechter",

wahr ist vielmehr, daß die Gegenwart „höhere Dinge" nicht fordert und deshalb von der Wirtschaft auch nicht empfangen kann.

Die Gemeinschaft leidet nicht am kulturlosen Wirtschaftspolitiker, sondern an der Kulturlosigkeit überhaupt. Diese wurde nicht von der Wirtschaft herbeigeführt, sondern sie ist einfach da und zwingt auch die Wirtschaft in ihren Bann, genau so, wie eine neue Zeit auch neue Wirtschaftsformen hervorbringen wird.

Eine Erkenntnis und ein Lichtblick für die Zukunft beginnt zu dämmern. Wenn aus den Ereignissen der letzten Wochen, den vielen Verhandlungen und Ministerreisen ein Schluß gezogen werden darf, dann wird es der sein, daß Ehre und Recht auch in Politik und Wirtschaft ihre Geltung haben. Ein stolzes Gebäude, aufgebaut auf Verrat, Lüge und der schrankenlosesten Selbstsucht beginnt zu wanken. Wehe den Erbauern! Ein Reinigungsprozeß hat eingesetzt, der letzten Endes nicht nur die Beziehungen von Staat zu Staat, sondern auch von Mensch zu Mensch auf neue bessere Grundlagen stellen wird.

Intelligenzen

Es gibt leider auch Intelligenzen, deren spielende Beweglichkeit ihrem Besitzer soviel Freude und Stolz beschert, daß er alle andern, auch die Klugen, für dumm hält. Die Windungen, in denen sich seine Intelligenz bewegt, werden mit der Zeit so spielerisch, ja endlich naiv in der Unterschätzung aller Umgebung, daß der Beobachter lächeln muß. Schlimmer ist, daß der krankhafte Spieltrieb solcher Intelligenzen sich endlich auch jenseits erlaubter Grenzen tummelt, auf Gebieten, die allein dem Herzen vorbehalten sind. Der überglückliche Besitzer glaubt dann intelligent sein zu müssen, wo das Herz sprechen sollte, weil ihm der Sinn für die Grenzen abhanden gekommen ist. Weil er mit seinem Phosphor in Herzkammern leuchtet, glaubt er auch hier besser als alle Anderen zu Hause zu sein und verirrt sich hoffnungslos, ohne es zu ahnen.

Friedrich Kaißler

Rundschau

Vor den Wahlen zu den sächsischen Körperschaften. Im September und Oktober finden die Neuwahlen der Kreisausschüsse statt. Es ist nicht mehr nötig, vor unseren Lesern auf ihre Bedeutung hinzuweisen. Wir wollen nur eines hoffen, daß durch ihren Ausgang die Gegensätze innerhalb unseres Volkes gemildert werden, daß zahlreiche Kreise, die bisher beiseitestehen mußten, den gebührenden Wirkungsrahmen finden und daß die mannhafte Haltung, die in der reichsdeutschen kriegsgewandelten Jugend nach langer Gärungszeit reif wurde und ein neues Geschlecht in den Vordergrund schob, auch bei uns stärker bestimme. Die Aufgaben der Zukunft sind schwer — schwerer noch im inneren und geistigen Leben des Volkes als in der äußeren Abwehr — wir wissen, daß sie nur gelöst werden können, wenn die Führung tiefer mit dem Volke verwächst, wenn jede diplomatische Schlaubergerei dem eigenen Volke gegenüber verschwindet, die ranzig gewordene Vorkriegstaktik abstirbt, verschwindet auch der bürgerliche Geist, der sich in der Panik des August 1916 äußerte, wo zur selben Zeit die jungen Männer unseres Volkes ohne Flucht vor dem Ungewissen ihr Opfer zu bringen vermochten und schon das Ethos sich unbewußt bewährte, dem wir den Sieg wünschen. Möge nun, wo sich auch bei uns die Wandlung geistig in Vielen vollzieht, das äußere Bild durch die Wahlen dem angepaßt werden, damit ohne Mißtrauen und Unsicherheit die neuen Körperschaften das organisch gewachsene Haupt unseres Volkes bedeuten, verbunden mit jedem Zweig der Gesamtheit. Wir wissen, welchen Zufällen, welcher Beiläufigkeit, welcher traditionsverklebten Gedankenlosigkeit und Gewohnheitsgebundenheit manche Wahlen ihren Ausgang verdanken. Es schnürt uns das Herz ab, wenn wir solche Einflüsse befürchten und damit die Erneuerung unseres Volkes, der die Wahlen dienen sollen, weiter hinausgeschoben sehen. Siegen wird einmal der Geist, der heute sich regte, weil er der stärkere ist. Möge er, um unseres Volkes willen, jetzt schon aufsteigen, damit die innere Spannung der geschlossenen Tat weiche. Tue jeder seine Pflicht. Heinrich Zillich

Zwei Tote. Im August verloren wir zwei Männer, die im Leben unseres Volkes eine führende Rolle gespielt haben: den Sachsenkomes und Landeskirchenkurator D. Friedrich Walbaum und den geistigen Wegweiser Oskar Wittstock sen. Mit der letzten Entwicklung unserer Kirche und mit dem halb verborgenen Dahinleben der Nationsuniversität, deren Zukunft in keiner Weise vorauszusehen ist, bleibt Walbaums Name verknüpft als der eines Mannes, dessen Bedeutung in den Tugenden eines hervorragenden Verwaltungsbeamten und Juristen lag. Mit seinem Ableben rückt die schwere und gefährliche Frage der Nationsuniversität in den Vordergrund auch ohne unser Wollen, das bisher in dieses Wespennest hineinzugreifen nicht bereit war und durch schweigendes Beiseitestellen des ganzen Problems vielleicht zu lange einer Lösung aus dem Wege ging. Heute nun, wo das Haupt abtrat, wird der ungeklärte Zustand unerträglich. Es ist unsere Pflicht, rasch und aus eigener Initiative eine Lösung zu suchen. Wir dürfen die Dinge nicht mehr hingehen lassen. Je länger dieser Zustand andauert, umso mehr rinnt uns das Erbe aus den Händen. — Vor grundlegende Entschließungen stellt Walbaums Tod auch die Kirche. Ob sie aus ihrer zweifachen Not, der wirtschaftlichen und der geistigen, herausfindet, hängt wesentlich von dem Manne ab, der Walbaums Stelle einnehmen wird. Es wäre ein nicht zu

entschuldigender Fehler, wenn wir nicht eine jüngere Kraft betrauten, die gleicherweise für die praktische und die ideelle Seite des Amtes geeignet ist, sondern einen alten Mann, mögen unter seiner Mitführung auch die zwölf letzten Jahre abgelaufen sein. Die Gegenwart erträgt keinen Menschen an solcher Stelle, den mit den Fragen der Zeit geistige Ahnungslosigkeit und höchstens gutes Wollen, diplomatische Fertigkei und ein Dutzend Würden verbinden. Ein schöpferischer Mensch muß gefunden werden. Es muß angesichts der unerhörten Aufgaben, angesichts der Möglichkeit, daß diese Kirche wirtschaftlich und ideell zusammenbricht, rücksichtlos gewogen und verworfen werden, wer bloß durch den Vorsprung der Karriere in Betracht kommt. Ein ganzer Mann ist zu wählen, einer, der auch die religiöse Sendung der Kirche erfassen kann.

Ein Mann ist zu wählen, der wie weiland Oskar Wittstock sen. den unbestechlichen Blick besitzt, durch das Äußerliche zu schauen, der mit reinem Wollen die Wahrheit nicht bloß erkennt, sondern auch kündet, der vor dem letzten Mann im Volke innerste Verantwortung empfindet. Denn dieser Oskar Wittstock, der gewiß nicht die Gabe besaß, ein wirtschaftliches Gebilde von der Größe unserer Kirche zu leiten, hatte das Zeug zu dem anderen Teile dieser Aufgabe in höchstem Maße. In einem Volke, wo die wahren Tatsachen nur herumgeflüstert werden, wo im Rausch der Worte mehr gelogen wird als drei Diplomaten verantworten, war Wittstock ein Prophet, ein eifernder, ein zürnender, ein liebender, der über den Pharisäern die Peitsche schwang, obgleich diese wie eh und je ihrer Schuld nicht bewußt sind, und einer, dessen ethische Größe doch vom unverdorbenen Volke immer empfunden wurde. Alles, was er sagte und schrieb, sprang aus der Verpflichtung, für die Wahrheit zu fechten, alles drang aus der qualvollen Einsicht in die verschlammten Grundlagen unserer geistigen Existenz. Selbst seine Dichtung diente diesem Zwecke. Nicht die Einzelheiten der Konfession Wittstock erscheinen uns wesentlich — denn er wurde zu mancher Absonderlichkeit aus heißem Herzen hingerissen — wohl aber sein Geist, die Entschiedenheit seiner ethischen Forderung, die er an sich und uns zu richten berufen war und die kaum gehört wurden — denn das Geprunke der Größen, die keine sind, war lauter bis auf den heutigen Tag. Heinrich Zillich

Sächsische Parteipolitik und Parteipresse. Man vernimmt vielfach mit Verwunderung und Bedauern, daß sich gegenwärtig, in einer Zeit, in der es nach dem oft gebrauchten Schlagwort „alle Kräfte zusammenzufassen gilt", immer neue politische Spaltungen unter uns Sachsen vollziehen, obwohl bloß ein einziges gemeinsames „Volksprogramm" besteht! Die Verwunderung ist gerechtfertigt, solange man der Meinung ist, daß sich aktiv und praktisch gerichtete Kräfte völkischer Art auf der Basis einer platonischen Erkenntnis vom absoluten Wert völkischer „Belange" entwickelten, wie sie etwa Festreden und Leitartikel verkünden. Wenn man aber erkennt, daß auch das völkisch-politische Leben nur eine Funktion des komplizierten egoistischen Interessenkampfes der einzelnen Glieder einer Volksgemeinschaft ist, wird man politische Parteiungen nur dann bedauern, wenn sie zu Auswüchsen führen, d. h. das Maß überschreiten, in dem Parteiinteressen auch gleichzeitig dem Wohl der Gesamtheit dienen.

Nehmen wir z. B. die jüngsten Hermannstädter Vorgänge. Die Gründung des „Bürgerabends" seinerzeit hatte zweifellos den Erfolg, daß völkische Kräfte über-

haupt erst ausgelöst wurden. Der einzelne „muß sich können fühlen", wie es im alten Scherzwort vom Soldaten heißt, wenn er sich für eine Bewegung von verhältnismäßig abstrakter Natur, wie es die „völkische" ist, begeistern soll. Dies tut er, indem er sich entweder über einen kleinen Kreis Gleichgesinnter erhebt, oder gegen einen Kreis von „Gegnern" mit Erfolg ankämpft. Sofern dieser Gegner nicht in brutaler Form von außen angreift, sucht man sich Gegnerschaft im Innern. Fehlt diese, so kann des Menschen Tätigkeit „nur allzu leicht erschlaffen." Unter dem Druck des Krieges und der Umsturzzeit gab der Bürgerabend seinen Parteicharakter auf. Die Folge war eine weitgehende Interesselosigkeit seiner Mitglieder „völkischen" Fragen gegenüber. Im vorigen Jahr wurde dieser Charakter offiziell wieder angenommen. Die Folge war Gründung einer Gegenpartei, der „Deutschen Volkspartei" mit dem ausgesprochenen Zweck, nur so lange zu bestehen, bis die andere Partei sich als solche aufgelöst und ihre Nachbarschaften vollkommen und ausschließlich in den Dienst der Volksgesamtheit gestellt haben werde.

Wir sehen also: Partei ist um der Partei willen — die eine um ihrer selbst willen, die andere um der anderen willen — entstanden. Ist dies nun an und für sich schädlich? Ja — und nein. Wer mitten im Kampfe drin steht, wird natürlich die eigene Partei für nützlich, die andere für schädlich erklären. Wir meinen es nicht so, sondern wir betrachten jede von beiden einerseits als nützlich, andererseits als schädlich. Nützlich insofern, als es wie schon gesagt, ein rein „völkisches" Fühlen und Wollen ohne einen konkreten Gegenstand, an dem sich der Affekt entzündet, nicht gibt. Sofern jede der Parteien in ihren Anhängern die Überzeugung wachhält, daß sie für das „Wohl des sächsischen Volkes" nötig sei, behält dieser Begriff einen lebendigen Inhalt und man bleibt gewöhnt, sich für ihn einzusetzen. Schädlich freilich wirkt ein solcher Parteigegensatz dann, wenn er die Tätigkeit einzelner und der Gesamtheit von den gemeinsamen großen Aufgaben ablenkt, Zeit, Geld, Energie auf innere Streitigkeiten verschwenden läßt, persönlichen Haß und Streit entzündet usw. Ob und in wie weit das im konkreten Fall jedesmal zutrifft, ist schwer zu sagen. Bezeichnend ist jedenfalls das Urteil eines Banater Blattes, das die sächsischen Parteigründungen gegenüber den Verhältnissen im eigenen Stamm als vorbildlich darstellt.

Eine Parteibewegung kann natürlich auch entstehen, wenn man die herrschenden Zustände als unerträglich ansieht und durch einen Wechsel der Personen, die an führender Stelle sind, die Rettung erhofft. Eine solche Parteibildung trägt den Stempel des momentanen Zweckes an sich und hat ihre Berechtigung, so lange dieser nicht erreicht ist. In diesem Sinne kann man wohl die Versammlung sächsischer Männer vom 7. Juni d. J. auch eine „Partei" nennen. Auch hier werden dem Beobachter positive und negative Werte entgegentreten. Zu ersteren gehört das Erwecken von Kräften, eben von solchen, die man zunächst auslösen muß, um sie nachher zusammenfassen zu können, zu letzteren der gewiß nicht zu verneinende Umstand, daß bei einzelnen eben die genannten egoistischen Interessen stärker sein können als die gemeinsamen Ziele. Wie weit das z. B. bei der „jungschwäbischen" Bewegung der Fall ist, wird heute schwer feststellbar sein. Kennzeichnend aber ist für jede solche „jugendliche" Revolution der Glaube an die eigene Fähigkeit zum Bessermachen.

Parallel mit den Parteigründungen geht das Entstehen einer Parteipresse. Auch

hier wird der, der glaubt, eine Zeitung werde ihrer objektiven Berichterstattung wegen geschätzt, erstaunt sein, wenn er sieht, daß gerade subjektiver Kampfwille zum Element gehört, in dem eine Zeitung am besten gedeiht. Man will in der Zeitung entweder seine Meinung sagen, oder eine Meinungsäußerung lesen, die der eigenen Anschauung entspricht. Während daher in der Zeit des Parteifriedens in Hermannstadt die zweite Tageszeitung ihr Erscheinen einstellte, ist heute — in einer Zeit großer Wirtschaftsnot — als Antwort auf die Gründung der „Volkspartei" ein neues Kampforgan des Bürgerabends, allerdings nur in einer wöchentlich zweimal erscheinenden Ausgabe, entstanden. Als es vor einiger Zeit galt, in der Hauptstadt ein gemeinsames großes Organ zu schaffen, da war dafür kein Interesse und Geld vorhanden, heute aber erscheinen in Hermannstadt, zusammen mit der „Selbsthilfe" vier periodische politische Organe — von denen jedes bis zu einem gewissen Grade gegen die andern ist. Ein Kenner der Verhältnisse hatte also ganz richtig prophezeit, man könne viel leichter ein Blatt mit nur einem unserer politischen Führer ins Leben rufen als mit beiden zusammen. Am Widerspruch entzündet sich das Denken — und das Interesse des Zeitungsabonnenten.

Die sächsischen Parteibildungen und das Aufblühen der Parteipresse sind sicher keine erfreulichen Tatsachen. Sie sind aber nicht Ursache, sondern Symptome der schweren wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen, denen unser Volksleben gegenwärtig ausgesetzt ist. Ihre Rolle ist auch keineswegs nur die, daß sie die Schwierigkeiten vermehren, sondern sie können auch zum Gesundungsprozeß beitragen. Solange sich noch Menschen finden, die nicht einfach alles Kommende über sich ergehen lassen, sondern in denen sich ein Widerstandswille erhebt und, wenn auch oft an falschem Orte und mit falschen Mitteln, zu kämpfen bereit ist, so lange kann man dem völkischen Organismus auch noch Lebenskraft zusprechen. Freilich ist der Widerstand nicht unerschöpflich, und vor allem ist politische Betätigung nicht der Wert an sich, sondern nur Lebensäußerung, der eine innere Kraft erst Bestand und Berechtigung verleiht, und deren Pflege immer an erster Stelle stehen muß.

Bernhard Capesius

Aufruf und Verpflichtung zu einem sächsischen Notopfer.

Die wirtschaftliche und geistige Not der siebenbürgischen Landeskirche bewog einige führende Veranstalter der Hermannstädter Versammlung vom 7. Juni, einen positiven Schritt zu unternehmen, um der Kirche zu Hilfe zu eilen. Auf Vorschlag von Pfarrer Wilhelm Staedel riefen sie am 31. August in Kronstadt zahlreiche Männer, die den Beschlüssen von Hermannstadt nahestehen, zu einer Versammlung, die sich einmütig bereit erklärte, nicht nur durch geldliche Zuwendungen unserer Kirche und in Not geratenen Volksgenossen eine Hand entgegenzustrecken, sondern sich überdies verpflichtete, überall dafür zu wirken, daß die schlafenden Geister endlich aufgeweckt, die Interesselosigkeit beseitigt und das Verantwortlichkeitsgefühl des ganzen Volkes wirksam werde. Die Versammlung nahm folgende Entschließung an:

„Was Wissende seit Jahren schon haben kommen sehen, beginnt in unerbittlicher Klarheit sich zu enthüllen: Die wirtschaftliche Not weitester sächsischer

Volkskreise und besonders auch unserer Landeskirche ist ins Bedrohliche gestiegen und wir stehen mitten drin im äußeren und inneren Zusammenbruch. Unverantwortlichkeit oder Leichtsinn wäre es, diese Tatsache zu verschleiern oder zu beschönigen, erst recht aber wäre es Fahrlässigkeit oder Feigheit, sie als ein unentrinnbares Verhängnis zu nehmen und nicht mit tapferem Herzen, ernstem Willen und trotzigem Glauben dagegen aufzustehen. Die Zeit der Entscheidung ist da! Sie muß alle wehleidige Klage und Verzagtheit zum Verstummen bringen und fordert gebieterisch eine entscheidende Tat. Diese soll darin zum Ausdruck kommen, daß vermögende Volksgenossen und solche, die trotz der Beschränktheit ihrer eigenen Mittel und nicht geringer Belastung in bewußter Entsagung ein Weiteres zu tun bereit sind, sich freiwillig Opfergaben für Volk und Kirche auferlegen. In diesem Sinne nehmen wir Unterzeichneten daher die Verpflichtung auf uns, von heuer angefangen fünf Jahre hindurch nach eigener gewissenhafter Einschätzung eine regelmäßige jährliche Volksspende in Bargeld oder Naturalien zu leisten. Der Zweck dieses Notopfers soll sein: 1. Mithilfe zur Deckung des Ausfalles im landeskirchlichen Kostenvoranschlag. 2. Linderung der augenblicklichen Not bedrängter Volksgenossen und Lösung dringendster wirtschaftlicher Gegenwartsaufgaben (Arbeitslosenhilfe, ländliche und städtische Siedlung, Boden- und Hausschutz usw.). 3. Schaffung eines nationalen Notfondes für die nächste Zukunft.

Die Verwaltung der oben erwähnten freiwilligen Volksspende erfolgt durch einen von den Spendern bezirksweise eingesetzten Ausschuß und durch einen zu gründenden, übergreifenden Hauptausschuß in engster Zusammenarbeit mit der „Selbsthilfe“ und mit dem Fürsorgeausschuß der Landeskirche. Der Hauptausschuß verfügt über die Geldmittel, welche den in Punkt 1. und 3. genannten Zielen dienen, sowie über 50% der freiwilligen Beiträge, die den in Punkt 2. angeführten Zweck verwirklichen sollen. Über die verbleibenden 50% der letzterwähnten Beiträge haben die Bezirksausschüsse zu entscheiden.

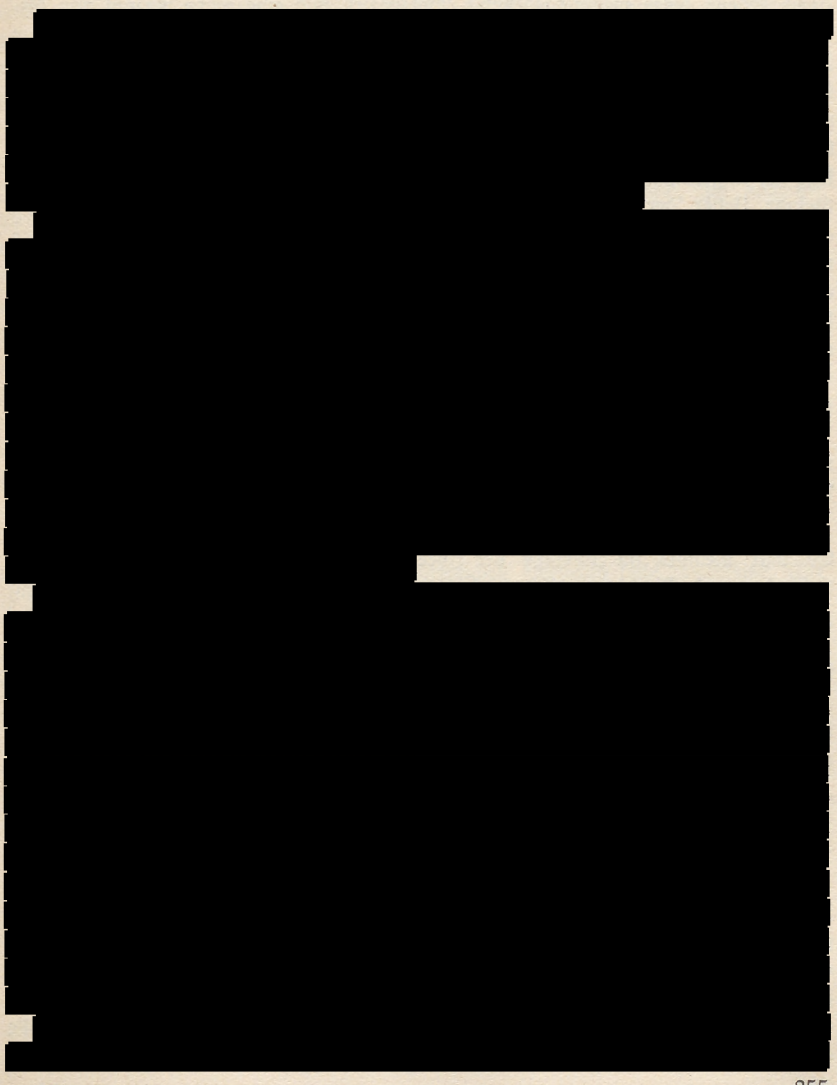
Mit aller Bestimmtheit aber müssen wir erklären, daß wir die Zuwendungen an kirchliche und völkische Einrichtungen unserer Volksgemeinschaft nur unter der Bedingung zu geben bereit sind, wenn uns auf eigenen Einblick hin streng sachgemäße Wirtschaftsführung innerhalb dieser Körperschaften gewährleistet erscheint!“

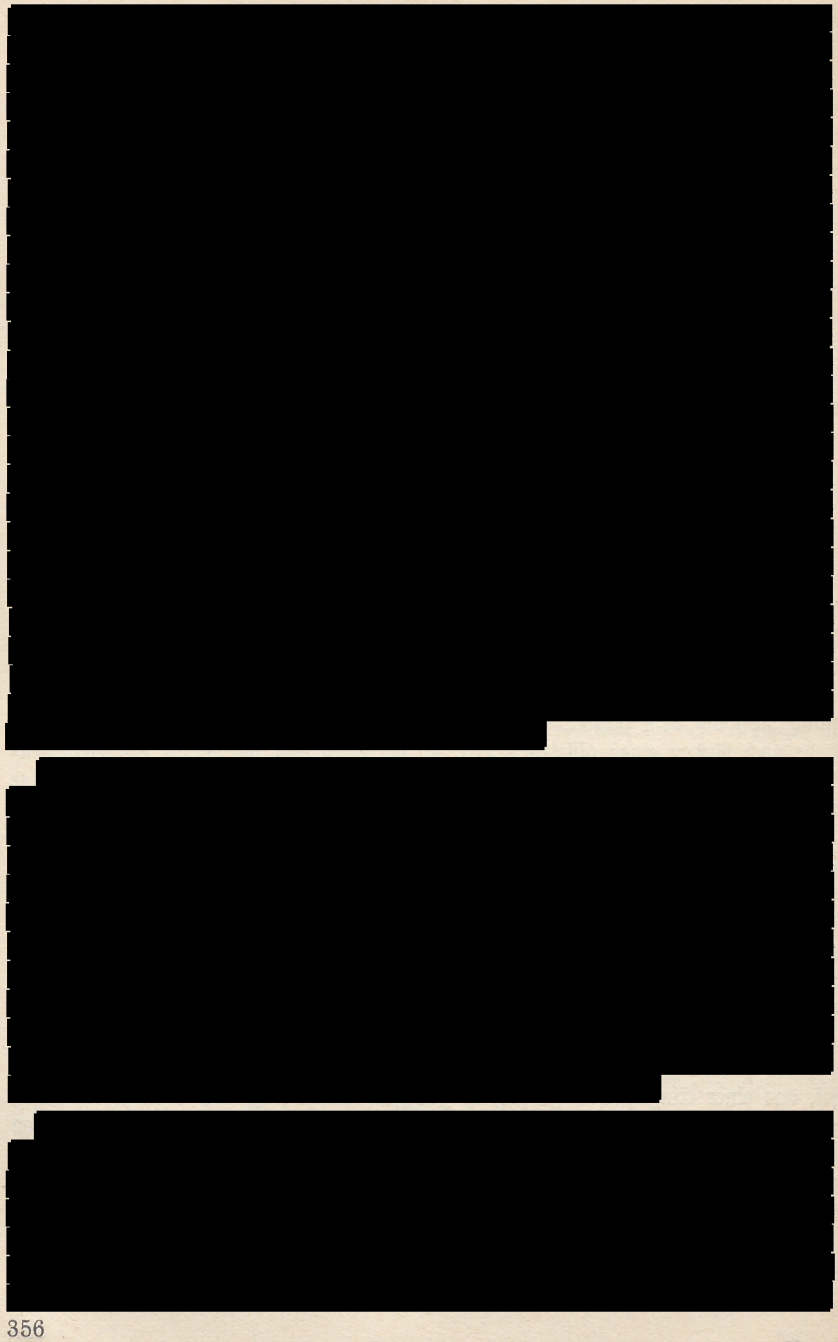
Zu diesem Beschlusse ist nun noch die Hoffnung auszudrücken, daß er den Anlaß bieten möge zur raschen Ausdehnung dieses freiwilligen Notwerkes auf alle Teile unseres Volkes zugleich mit dem Sieg der Gesinnung, die ein Gelingen dieses Schrittes erst ermöglicht. Wir wollen auch hoffen, daß die Bewegung Einfluß nehme auf eine möglichst zweckentsprechende Organisation des kirchlichen Wirtschaftsdienstes und auf eine innigere Verbindung zwischen Kirchenleben und Volksleben. Falsch, wertlos und nicht im Sinne des Geistes vom 7. Juni wäre es, wenn wir nicht mit aller Kraft versuchten, die Teilnehmerzahl an dieser Opferverpflichtung möglichst groß werden zu lassen. Der Impuls von Kronstadt muß eine Sache des ganzen Volkes werden. Hier dürfen sich nicht mehr Jung und Alt, Anschauung und Lebenseinstellung scheiden, hier darf eine Scheidung höchstens eintreten zwischen lauen, geizigen, toten Seelen und dem lebendigen, erweckten Gewissen der

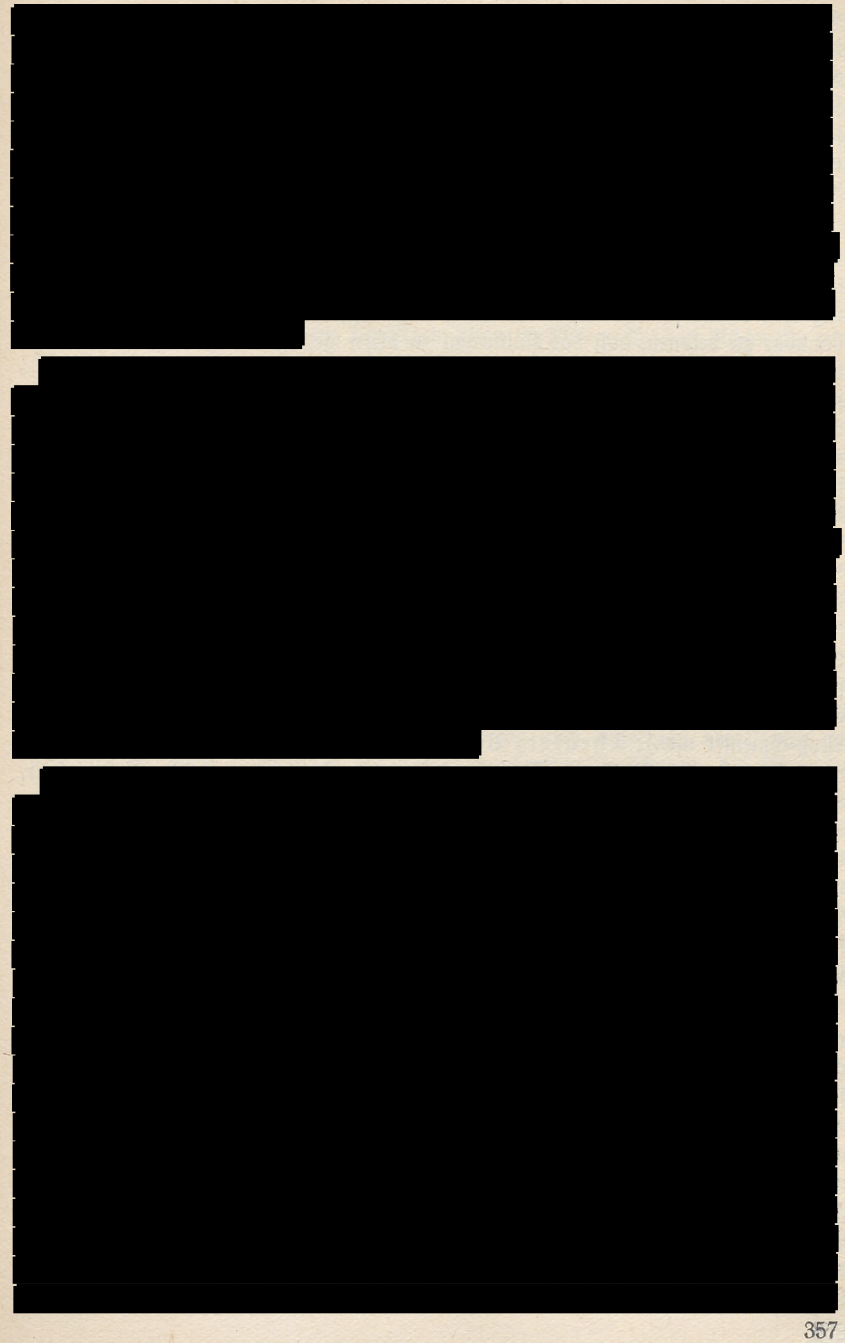
Nation. In wenig Wochen schon wird die Bewegung auf alle Gebiete unseres Volkes vorgetragen werden. Jeder schätze sich und sein Opfer selbst ein! Jeder wisse, daß es auf sein Opfer ankommt! Es gibt kaum einen, der wirklich nichts zu geben hätte!

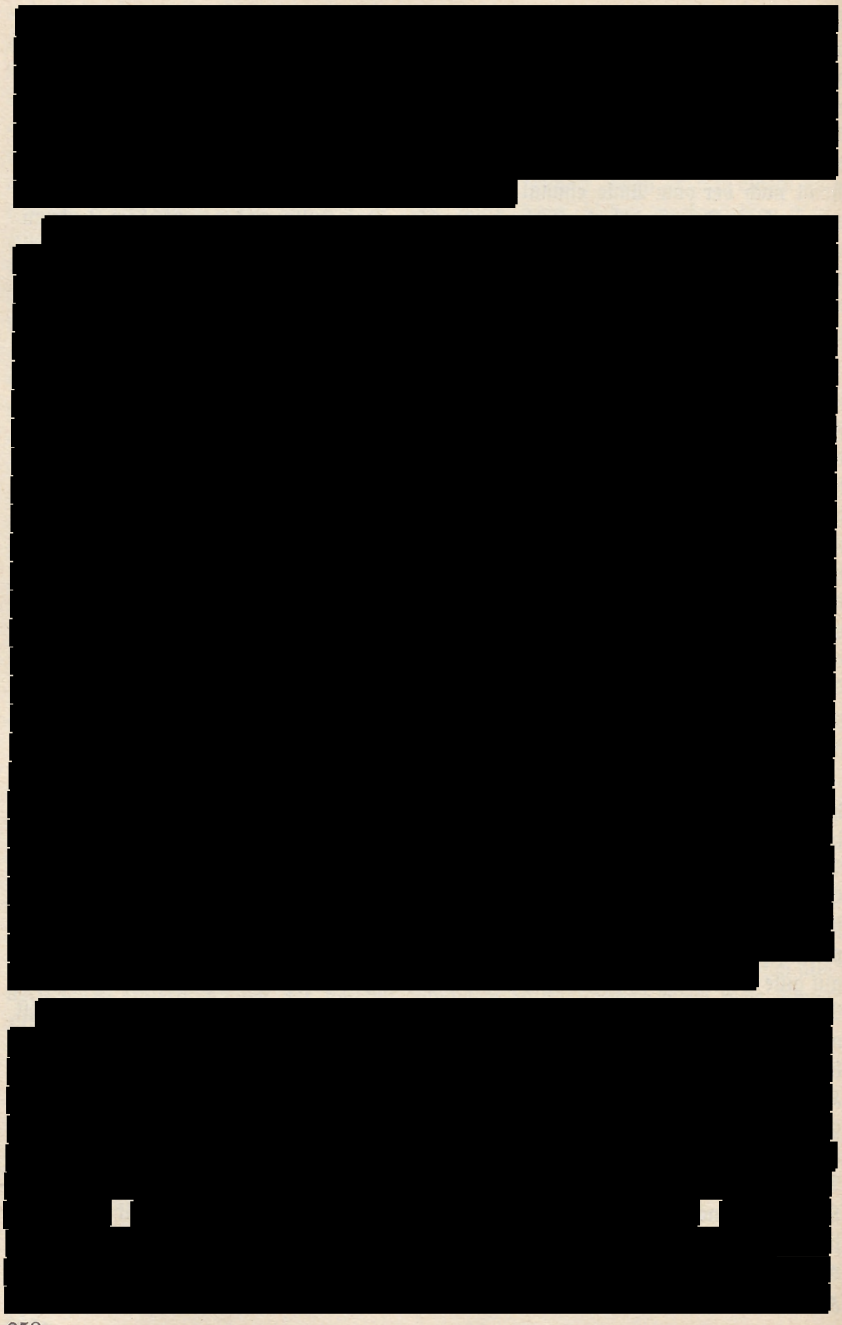
Heinrich Zillich

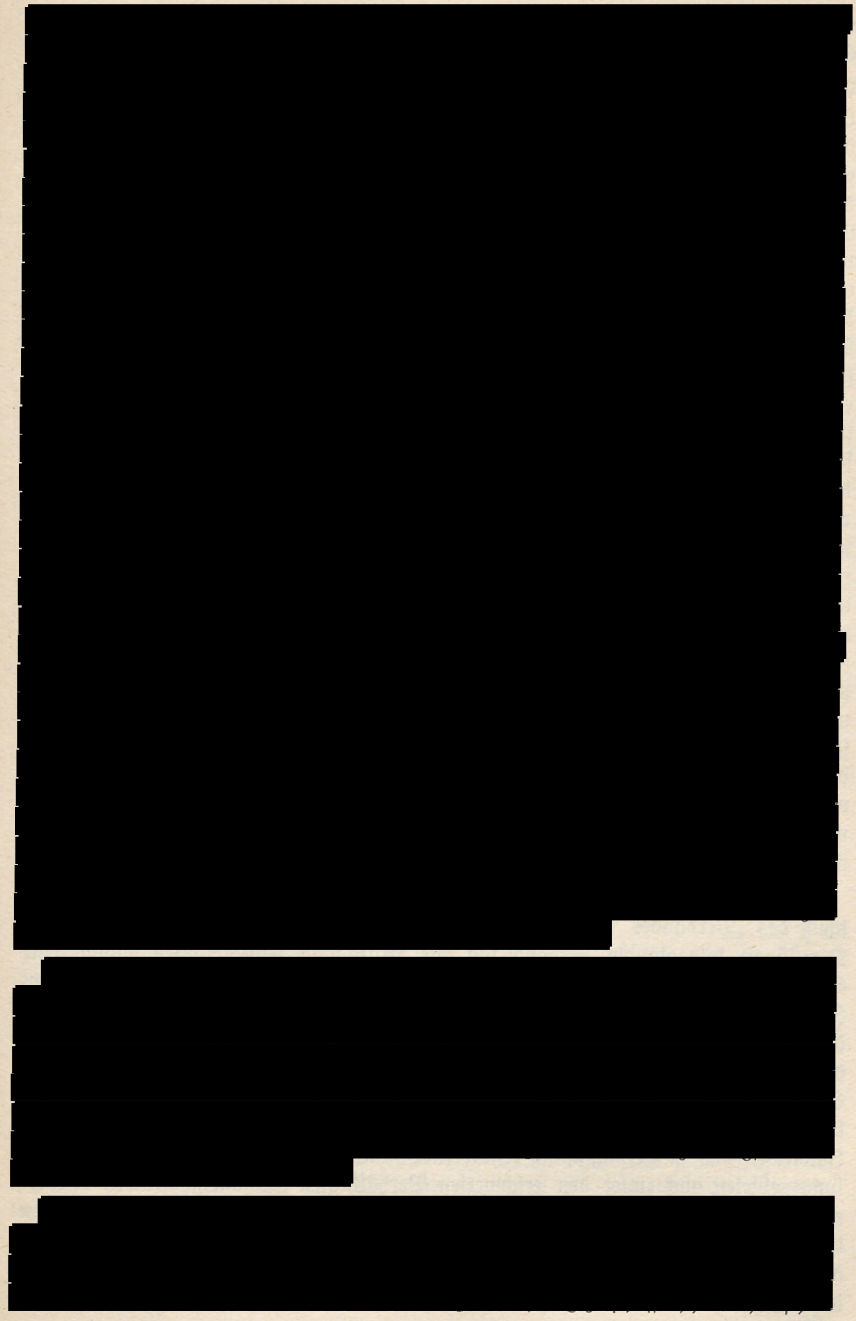
Zur bevorstehenden Auflösung des Kulturamtes.

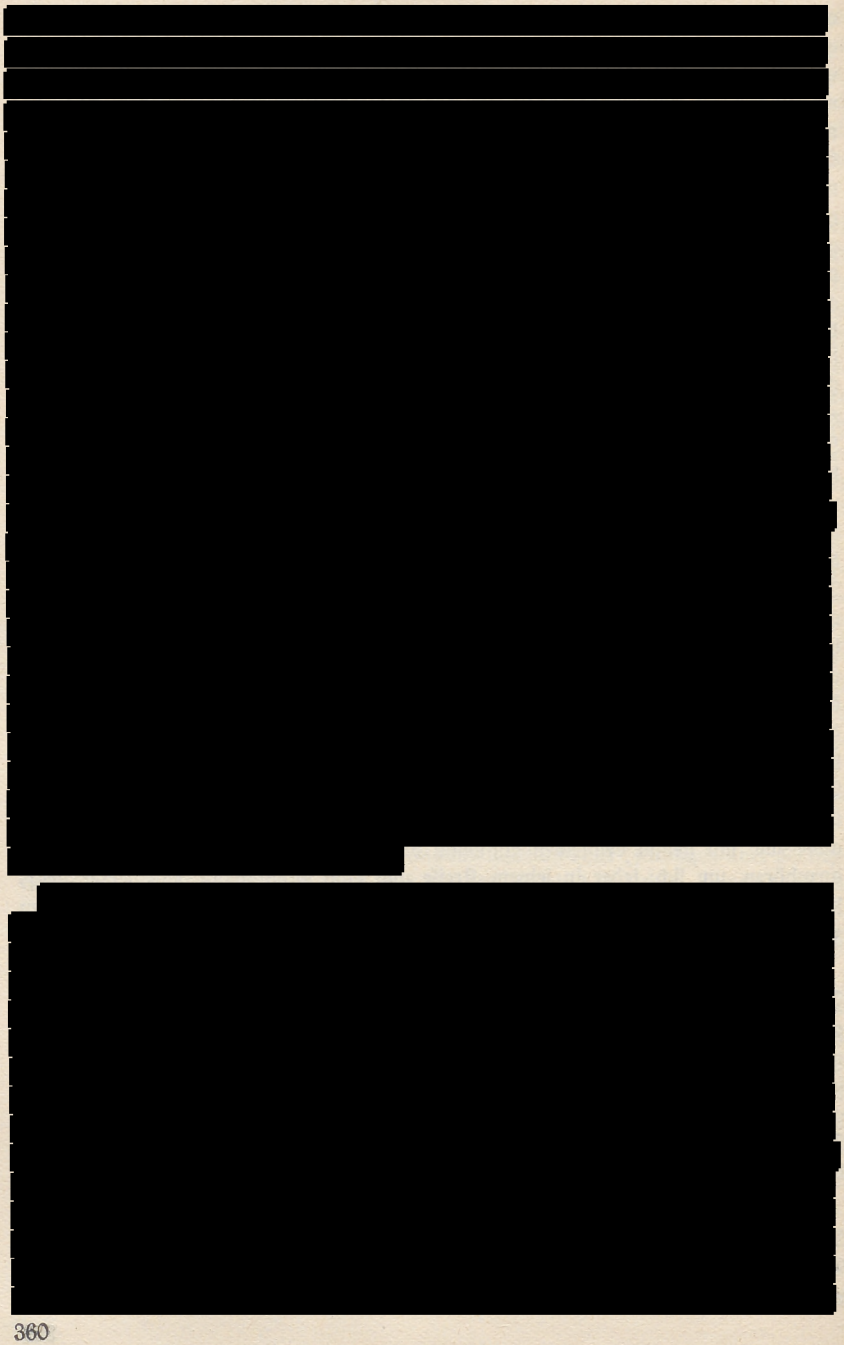


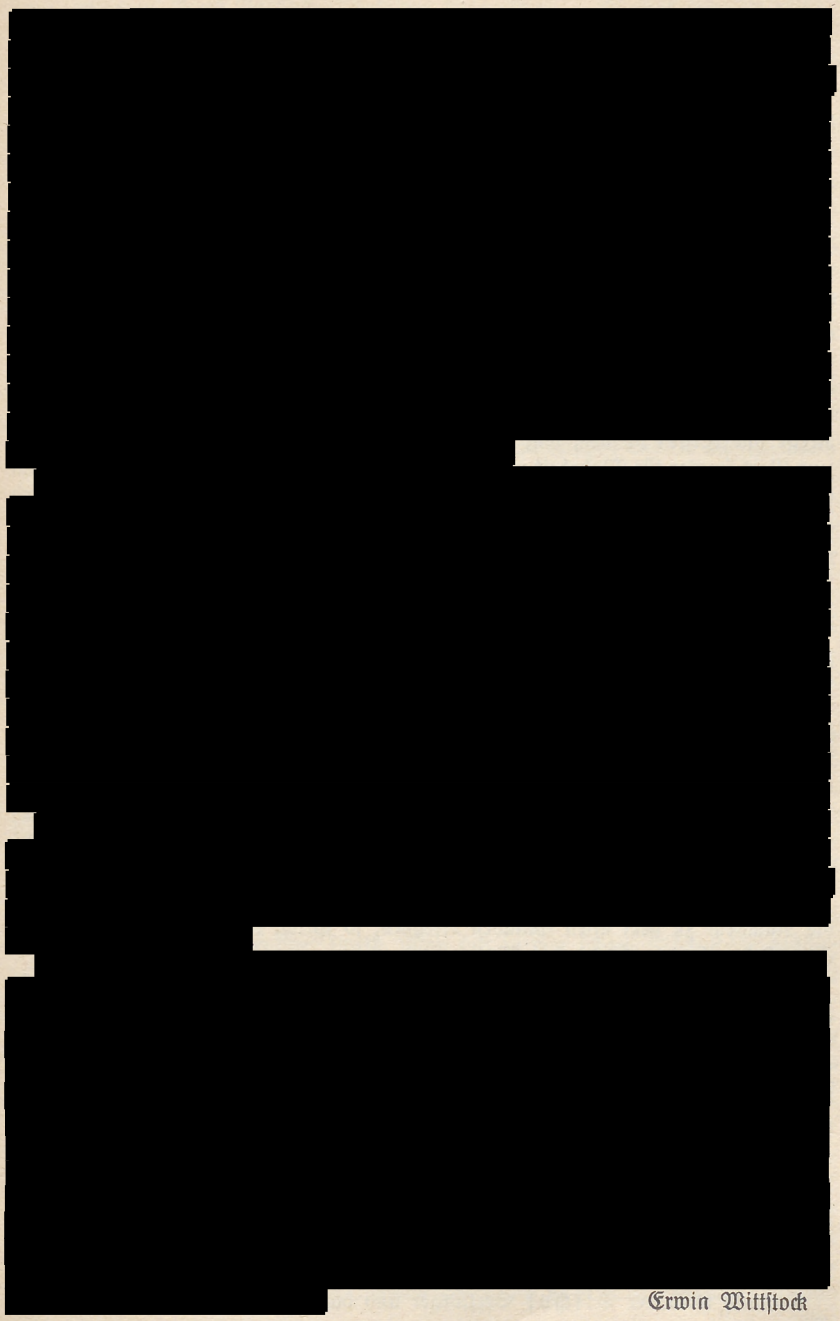












Erwin Wittstock

Neue Bücher und Schriften

Oskar Wittstocks letzte Schrift. Mit Oskar Wittstock dem Älteren ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der alten Generation aus dem Leben geschieden. Ein wegweisender Maßstab für Gut und Böse in unserem Volke in einer Zeit der allgemeinen Verwirrung ist nicht mehr. Seine Mission als Deuter des Geschehens in unserer Mitte, die wegen ihrer unerbittlichen Wahrhaftigkeit, die wir ihm danken, viel Kampf und Leid in sein Leben trug, geht auf uns über. Die Kraft, wider einen Strom des Eigennutzes und der Leichtfertigkeit in dem Dunkel unserer Zeit mit vorleuchtender Leidenschaft den Kampf geführt zu haben, gaben ihm die bittere Liebe zu seinem Volke und den unerschütterlichen Glauben an Gottes Willen.

Seinem letzten Wunsche gemäß, den er mir gegenüber in vertrauter Stunde äußerte, lege ich hier die Grundlagen seines letzten Werkes dar. An dieser Stelle, von der der Verstorbene in dieser Schrift sagt: „Es soll dem Klingsorblatt und seinem Kreise unvergessen bleiben, daß es in der weitgehenden Unwahrhaftigkeit der Zeit zum Vorkämpfer für Wahrheit und gegen jede Unwahrheit wurde. Es lag darin ein Stück Religiosität und zwar jene Religiosität, die wir derzeit vornehmlich brauchen. Und es liegt darin Berechtigung zu geistiger Führung und zwar die Berechtigung, die wir sonst schmerzlich vermissen." Wir wollen dies sein Vermächtnis aus seinem im Lobe sonst so kargen Munde nicht als stolze Errungenschaft nehmen, sondern als schwere Verpflichtung, die unserer noch harrt.

In dieser kleinen Schrift „Vor der Wahl", die hoffnungsfreudig dem ersten sächsischen Minister, Staatssekretär Rudolf Brandsch gewidmet ist und die zu Ostern bei Georg Haiser in Hermannstadt erschien, tritt Oskar Wittstock zunächst gegen die in unserem Volke sich ausbreitende Verzagtheit, Spekulationssucht und Kritiklosigkeit für Tatkraft, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit ein, die aus dem Glauben an unsere gottgewollte Mission erwachsen müssen.

Der zweite, wesentlichere Teil der Schrift beschäftigt sich mit der Umgestaltung unserer Kirche. Der Rückkehr in die Kirche, die weite Kreise unserer Jugend mit ganzer Hingabe vollziehen, kommt die fruchtbare Gedankenreihe, die Oskar Wittstock in diesem Zusammenhang entwickelt, außerordentlich entgegen. Wie wir die Rückkehr zu dem alten Glauben ersehnen, so spricht er der Rückkehr zu dem alten Leben in der Kirche das Wort.

Das Schwergewicht des kirchlichen Lebens muß nach Wittstocks Plan wieder in der Gemeinde liegen. Dadurch sollen nicht die gemeinsamen Bindungen und Liebeswerke verloren gehen. Aber wir haben es ja in diesem Staate gesehen, wie jede die Freiheit der Einzelgemeinden unterbindende Zentralisation einerseits zu der Schematisierung in der Zentrale führt, der das lebendige Wesen bei der bürokratischen Art ihrer Erledigungen naturgemäß ferner liegt, andererseits die in der Gemeinde vorhandenen Kräfte von der Mitarbeit weitab hält, weil ihnen die Entscheidung in ihren eigenen Fragen genommen wird. Gerade die lebendige Kirche, für die jeder Einzelfall wichtig ist, erträgt das nicht. Die Entscheidung liegt nach diesem Vorschlag in den Händen des Bezirks, der die Dinge nicht nur aus eigener Anschauung kennt, sondern auch mit eigener und herzhafter Teilnahme sieht.

Dadurch wird der Bischof Seelsorger und dazu der so notwendige Seelsorger

der Seelsorger. Durch Unabhängigkeit des Bischofsitzes — Stadtpfarrer soll gleichzeitig unser Bischof sein — gewinnt er an Freiheit, durch beschränkte Dauer seiner Amtszeit (Wittstock schlägt zehn Jahre vor) an Arbeitskraft, durch Loslösung vom Staate bei Verzicht auf den Staatsgehalt an Unabhängigkeit. Trotzdem viel für diesen Gedanken spricht, kann ich mich nicht restlos zu ihm bekennen, weil ich bei seiner Durchführung eine Verminderung der Autorität des Bischofs befürchte und uns Ehrfurcht vor echter Autorität wahrhaft am meisten not tut.

Mit Wittstock aber verlangen wir die Wiederschaffung der Synode, die die Geistlichkeit unserer Kirche Jahrhunderte hindurch zu einem wesentlichen Faktor unseres geistigen und religiösen Lebens machte. Diese Synode hätte die Kraft und Macht der politisch-publizistischen und wirtschaftlich-kommerziellen Veräußerlichung des Lebens unseres Volkes durch Verinnerlichung in Geist und Religion das nötige Gegengewicht zu geben. Sie wäre berufen, in Fragen sittlicher und geistiger Art die unvoreingenommene, wahre Autorität zu sein, die uns so sehr fehlt. Diese Vereinigung aller unserer ringenden geistigen Kräfte könnte uns das sein, was uns ein Amt — auch das der Landeskirche — mit seinem bürokratischen Betrieb nie sein kann.

Daß der Erziehung unserer Jugend, unserer Schule ihre besten Kräfte von der Kirche her zufließen sollen, daß sie, aus der lebendigen Kraft unseres protestantischen Glaubens gespeist, unabhängig gemacht werden soll von der Experimentiersucht der Moderne, hinter der — das haben wir doch erkannt — nur die Unsicherheit und nicht ein unerschöpflicher Strom wahrer Lebensweisheit steht, wie hinter der Kirche, ist wohl fraglos nötig. Denn hier sind die Quellen, die sowohl von den Herzen unseres Volkes, als auch aus der Tiefe deutschen Geistes sich herleiten und die uns in der Ewigkeit das entscheidende Übergewicht über die vielseitige, klare und treffsichere romanische Intelligenz geben. Dr. Ernst Jekelius

Nationalsozialismus und sein Widerspiel. Vom Nationalsozialismus her kommt eine „Sammlung neuer Dichtungen“: Volkheit und Blut, die Ernst Kiefer im Adolf Klein-Verlag, Leipzig, herausgibt (Auslieferung Teut-Verlag, Hamburg 5, Böckmannstr. 5). Inhaltlich zielen die Gedichte auf die Begriffe Volk, Vaterland, Führertum, Freiheit, die als sittliche Forderungen gestellt und bejaht werden. Man möchte dem zustimmen. Aber Gesinnung allein macht noch keinen Dichter, und ihrem poetischen und gedanklichen Gehalt nach sind die Verse dieser Sammlung meist tief unter dem Durchschnitt heutiger Lyrik. Man sah in den letzten Jahren die geistige und z. T. auch literarische Führung auf Deutschlands Rechte übergehen. „Volkheit und Blut“, in denen die Gesinnung den Geist ersetzt, ist ein Rückschritt auf diesem Wege. Der einzige Mitarbeiter an der Sammlung, der — Ernst Leibl vielleicht noch mitgerechnet — auf Grund der vorgelegten Proben auf den Namen eines Dichters Anspruch erheben kann, ist — Saul unter den Juden! — Heinrich Zillich. Er hat ein paar schöne Naturbilder beigesteuert.

Widerspiel ist ein Heft des „Nebelhorns“ (5. Jahr, Nr. 109/10. Eigentümer, Herausgeber und Verleger und verantwortlicher Redakteur Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Klosterneuburg bei Wien), das irgendeine Tücke des Schicksals zugleich mit „Volkheit und Blut“ auf den Redaktionstisch des Klingsor geweht hat. Der Name ist Sinnbild. Mit der Stimme seines Hornes will Müller-Guttenbrunn, ein Sohn des schwäbischen Heimatdichters, die Dummheit, Schlechtigkeit und

Unwissenheit durchdringen, darin die Menschheit von der Profitgier eingenebelt wird. Also Programm der „Fakel"; nicht nur in Titel und Programm begegnet man Karl Kraus als älterem Bruder im Geiste. Herbert Müller-Guttenbrunn nennt die Dinge bei ihrem Namen und kämpft nicht ohne Geschick und satirische Begabung für das, was er für Wahrheit hält. Hier trennen sich unsere Wege allerdings. Denn die liberalistisch-soziale Kulturkampfgesinnung, die das „Nebelhorn" propagiert, scheint uns eine Wahrheit von gestern. Die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Gedanken, für die das „Nebelhorn" sich einsetzt, Schrittmacher eines terroristischen Pseudobolschewismus sind. Daß die Kirche (der „geistliche Schweinestall") und die „Hitlerbuben" dem geschliffenen Witz des 20. Jahrhunderts genügend Angriffsflächen bieten, ist nicht zu bestreiten. Aber es ist schwer zu glauben, daß dies ungleiche Paar von Brüdern bis in den innersten Kern hinein so schal und faul sei, wie das „Nebelhorn" mit erheblichem Stimmaufwand versichert. Herbert Müller-Guttenbrunn wohnt zwar in Klosterneuburg; die geistige Heimat seiner Nebelhorn-Betätigung ist indessen die Großstadt. Unsere patriarchalischen Verhältnisse sind dafür nicht der rechte Boden.

Karl Kurt Klein

S. H. Franck: Vater, Mutter, Sohn — Volk! Bild aus dem Erwachen der Deutschen im Banate. Komissionslager der Deutschen Buchhandlung, Temesvar 1931.

Die Verleugnung durch den ins madjarische Lager übergegangenen Sohn bricht der Mutter das Herz. Der zu Volkstum und Vaterhaus reuig Zurückkehrende, dem das Erlebnis des Krieges die Augen geöffnet hat, findet die Mutter auf der Bahre. Der Vater verzeiht. Typisch schwäbische Problematik des Banates. Ein dramatisches Bild, in dessen äußeren Formen Franck das Geschehen darstellt, ist die vorgeführte Szenenfolge freilich nicht. Sie ist durchaus episch-novellistisch empfunden. Der Wurf ist klein. Wenn aber Dichtung aus innerer Reinheit quillt, kann er vielleicht als Versprechen für die Zukunft genommen werden.

Karl Kurt Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

Unsere Mitarbeiter. Auf Verlangen unserer Leser werden wir fortan neue Mitarbeiter unserer Zeitschrift mit einigen Worten vorstellen. In diesem Hefte ist es Dr. Kamilla Kaul, eine Deutsche aus Czernowitz, die zum erstenmal in unseren Kreis tritt. Der Verfasser des schönen Aufsatzes „Dichtung und Glaube" Ernst Wiechert sei besonders eindringlich erwähnt. Wiechert gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der jungen deutschen Dichtung. Sein Aufsatz erschien auch in der Stuttgarter Zeitschrift „Die Literatur", Deutsche Verlags-Anstalt. Otto Roth lebt in Hermannstadt, Josef Haltrich in Kronstadt. Die übrigen Autoren des Heftes sind alte Mitarbeiter.

Druckfehlerberichtigung. Im Mai-Juniheft soll es auf Seite 174 in dem Gedicht von Alfred Margul-Sperber in der 7. Zeile anstatt „in schwellendem Scheine" heißen „in schwelendem Scheine".

Die Anschrift unserer Zeitschrift ändert sich am 1. Oktober Von diesem Tage angefangen befindet sich Redaktion, Verwaltung und die Wohnung des Herausgebers in Kronstadt, Ratiu-Straße 6.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



R. Wellmann, Porträt Generaldirektor Bergleiter

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR OKTOBER 1931 HEFT 10

Das Gitter des Meisters Domingo

Von Karl Hans Strobl

Da Ihr mich, Ihr Herren, fragt, ob ich aus den Jahren meines Aufenthaltes in Spanien nichts zu erzählen wüßte, aus dem man mit großer Klarheit entnehmen könnte, wie beschaffen das Gemüt und das Herz dieser Nation wären, die sich so schwer zu erkennen gibt, so will ich Euch die Geschichte des Meisters Domingo und seines Gitters erzählen.

Ich weiß, es sind einige unter Euch, die haben erwartet, daß ich auf Eure Einladung hin ein Abenteuer mit Frauen zum Besten geben würde, ein Stück mit Kappe und Degen, wie es auf dem spanischen Theater beliebt ist und wie es immer wieder erzählt wird, so daß es scheint, das Leben des Spaniers bestände zur Hälfte im Nachsinnen darüber, wie ein Weib zu erobern sei, und zur andern Hälfte im Bemühen, seinen Besitz mit aller Macht zu verteidigen.

Aber mögen auch Liebesgeschichten der seltsamsten Art sich ereignen und Galanterie und Eifersucht im Leben des Spaniers ihre wichtige Rolle spielen, so sind sie doch nur ein Teil des Ausdruckes seiner hochmütigen und unbezähmbaren Seele, deren Kräfte sich mit eben derselben Stärke auch ganz anderen zuwenden können: der Frömmigkeit oder der Grausamkeit.

Es gibt Gedanken und Entschließungen in der Brust des Spaniers, die wie Fackeln brennen vom Herzen zum Hirn, die sein Antlitz durchleuchten, als wäre es Pergament, und die alles andere zu verzehren scheinen, so daß alle Besonnenheit und die gewöhnlichen Erwägungen des Alltags nichts als ihre Nahrung, Brennstoff ihrer Flamme zu sein scheinen. Seine dem Sinnlichen so lebendig zugewandte Natur verkehrt sich, wie wir an den Bildern mancher seiner Meister sehen können, oft mit derselben Leidenschaft, mit der sie erst der Welt gedient hat, ins Unsinnliche.

Und so will mir keine der Geschichten, die ich am Hofe Karls und und seines Sohnes, des jetzt regierenden Philipp, erlebt habe, so ganz

und in jedem Belang spanisch erscheinen, wie die des Meisters Domingo de Cespedes und seines Gitters.

Ich lernte den Meister als einen reichen und angesehenen Mann zu Toledo kennen, in dessen Werkstatt die Leute mit entblößtem Haupt kamen, wenn sie etwas bestellen wollten. Denn dieser Mann, dessen Ruhm als einer der kunstfertigsten Zierschmiede halb Spanien erfüllte, hatte so viel Aufträge von geistlichen und weltlichen Herren, daß er niemand nachzulaufen brauchte. Seine Zustimmung zu einer Bestellung war eine Gnade, die er nicht an jeden Beliebigen vergab, und dieses mußte auch ich erfahren, obwohl ich im Namen des Königs kam, um ihm einen Auftrag für eines der Jagdschlösser zu überbringen. Er meinte, er fühle sich von der Auszeichnung, die ihm dadurch widerfahren, sehr geehrt und sage Ihrer Majestät schuldigen Dank, aber zugleich müsse er in aller Ergebenheit bitten, daß sich der König nach einem anderen Meister umsehe, da er außerstande sei, diese Arbeit zu übernehmen. Der König sei um einige Tage zu spät gekommen, da er eben einen ungeheuren Auftrag angenommen habe, der alle seine Kräfte auf Jahre binde: das Gitter vor dem Chor in der Kathedrale seiner Stadt habe er sich für sechstausendzweihundert Dukaten zu fertigen verpflichtet.

Während er dies sprach, betrachtete ich den Meister und ich sah, daß er, obwohl nach Möglichkeit in Mienen und Stimme beherrscht, dennoch den unbändigen Stolz kaum verhehlen konnte, den ihm die Berufung zu diesem Werk verlieh. Und ich bemerkte bei mir, daß es in diesem Spanien Männer gab, die keineswegs vermeinten aller Glanz und Ruhm sei nur durch den Hof zu gewinnen und die in ihrem engeren Bezirk mit tüchtigem Wirken ebensoviel Ehre glaubten einlegen zu können.

Diesem Meister von großem Ruhm war Toledo alles, er zog die Ehre, ein Werk für die Kathedrale seiner Stadt zu schaffen, allem anderen vor, und ich begann den König um seine Spanier zu beneiden, wünschend, es möchten sich auch unsere Deutschen zu gleichem Bewußtsein ihrer selbst ermannen.

Meister Domingo mußte wohl die Achtung, mit der ich seiner Weigerung begegnete, und die innere Billigung, die ich seinen Gründen gewährte, angenehm empfinden, denn er betrachtete mich sehr freundlich und lud mich zu einem Verweilen in sein Haus. Da besah ich mir denn seine Werkstatt, in der die köstlichsten Schmiedearbeiten um-

herlagen, stand ein wenig bei den Gesellen, die eben glühende Eisenstäbe zu feinen Blumenranken zurechtbogen, und empfing aus allem den Eindruck, daß das Handwerk Meister Domingos mehr noch als ein anderes güldenen Boden hätte und daß sein darauf erbautes Haus dauernden Bestand haben müßte.

Als ich ihm seine Arbeiten belobte, da ließ er meine guten Worte gar nicht nahe heran und wehrte ab, mit dem Bedeuten, daß das alles nichts sei, verglichen mit dem Werk, das er im Sinn habe und das die Krönung seines Lebens und Schaffens sein müßte. Wir schieden als Freunde, und ich nahm die Freude mit nach Hause, diesen Mann kennengelernt zu haben, der aus dem Felsen gemacht zu sein schien, auf dem sich seine Stadt Toledo über dem Tajo erhebt.

Die Angelegenheiten des Hofes nahmen mich die nächste Zeit in Anspruch. Ihr wißt, daß unser Herr damals mit den Ketzern im Kampfe lag und daß trotz seiner Siege die ersten Anzeichen der Müdigkeit und des Überdrusses an den Regierungsgeschäften sich zeigten, die ihn später veranlaßten, der Krone zu entsagen. Ich war als einziger Deutscher unter den Spaniern des Hofes in Valladolid zurückgeblieben und hatte zu tun mich gegen meine Feinde zu behaupten, zumal eben jenes Gerücht die Müdigkeit des Königs so sehr übertrieb, daß man Veränderungen schon in naher Zukunft erwarten zu können glaubte.

So traf es sich, daß ich etwa nach zwei Jahren erst wieder nach Toledo kam, und es war mein erstes nach Erledigung meiner Geschäfte, den Meister Cespedes aufzusuchen. Nun werdet Ihr es sonderbar finden, daß ich, als ich die schmale Gasse zum Hause des Herrn Domingo herabschritt, etwas empfand, wie die Vorahnung eines Unheils, von dem ich nicht wußte, wem und von wo es drohe.

Von allen Seiten kam das fröhliche Gehämmer der Waffenschmiede — denn Domingos Haus war in dem Viertel gelegen, in dem die fürtrefflichen Toledaner Klingen angefertigt werden — und wenn ein arabisches Wort sagt, diese Klingen seien zu Stahl gewordener Sonnenschein, so ist es, als klänge in diesem Gehämmer, mit dem die Klinge ihre letzte Schärfe empfängt, auch wirklich Kraft und Anmut der Sonne mit.

Obwohl also rings alles aufs Heitere gestimmt war, konnte ich mich diesem Druck meines Gemütes nicht entwinden, und als ich mich dem Hause des Meisters näherte, schien es mir, als sei dieses Haus, das

in der Reihe der übrigen dastand, so daß ihm nicht anzumerken war, irgendwie in seinen Grundfesten erschüttert.

Den Meister fand ich in voller Arbeit, da ich aber nähertrat und er aufschaute, gewahrte ich an ihm, ohne daß es mir im einzelnen deutlich geworden wäre, dieselbe unheilvolle Veränderung wie an seinem Hause, so daß ich nicht wußte, ob sie von dem Haus in ihn geflossen sei, oder von ihm auch das Haus ergriffen habe.

Jenen von Euch, Ihr Herren, die noch nie in Spanien gewesen sind, muß ich bei dieser Gelegenheit sagen, daß in diesem Toledo, in dem noch bei Arabern und Juden die Überreste uralter Geheimnisse bewahrt werden, Zaubereien ihrer Weisheitsbücher, gegen die die heilige Kirche mit aller Macht zu kämpfen hat, daß dort Dinge zutage treten, die sich sonst und anderswo verbergen.

Ich begrüßte den Meister und empfing verwunderten und dann freundschaftlichen Gegengruß. Sogleich erkundigte ich mich nach seinem Werk, und er zeigte mir, wie weit es in seinen Teilen geraten war.

Das war nun freilich ein Wunder von Schmiedekunst im ganzen und im einzelnen und war nichts, was nicht mit starker und zugleich köstlicher Art zu einem gesprochen hätte mit seinem in eins gebogenen Rankenwerk, seinen Rosen und Lilien, den Figuren, die in den Schlingen und Gewinden auf- und niederstiegen, daß man zugleich hätte lachen und vor Freude weinen mögen.

Da ich aber dem Meister mit meinem ganzen Herzen Dank sagen wollte, da sah ich, wie er auf sein Werk starrte, nicht als einer, dessen Arbeit Gelingen ist, sondern etwa wie ein Ringer auf seinen Feind, der ihm Oberhand gewinnen will.

So fragte ich ihn denn, ob ihm diese Arbeit, die so leicht und fröhlich daherkomme, so hart zusetze, daß er ihr wohl eher feindlich gesinnt scheine. Er aber, ohne mich anzusehen, als ob er seinen Blick aus dem Rankenwerk nicht lösen könne, sagte, so müsse er sie wohl feindlich ansehen, da sie ihm wohl Gut und Leben kosten werde.

Das war mir nun arg befremdlich und ich setzte mich an ihn, ihm zusprechend, er möge mir doch auch sagen, was ihn so sehr verdrieße. Er holte einen schweren Seufzer tief aus der Brust und gestand, daß das, was er gesagt, im Wortverstande zu nehmen sei. Da er die Kosten seines Werkes überschlagen, habe er es arg überschätzt, und um den bedungenen Preis von sechstausendzweihundert Dukaten könne er es

nicht fertigstellen, ja, es würden sich wohl die Kosten auf das Drei- bis Vierfache belaufen.

Obzwar er nun dies alles dem Kapitel vorgestellt und auf die große Not, in die er dadurch geraten, hingewiesen, so seien die Herren doch keineswegs geneigt, seinen Bitten nach Erhöhung des Bedungenen zu willfahren, und beharrten auf dem Betrage. Ja, selbst der Erzbischof, den er darum angegangen, habe sich geweigert, auch nur einen Dukaten zuzulegen, indem er, wie es die Art der großen Herren sei, gnädig lächelnd hinzugefügt habe, er hätte eben sollen nicht so gierig sein und das Geschäft um jeden Preis machen wollen.

Da sei nun sein Gut ins Wandern gekommen, Bargeld, das ihm die Juden zur Verzinsung genommen hätten, die Felder und das Landhaus vor der Stadt, und nun stünden auch schon Schulden auf diesem Haus, daß bald kein Stein mehr sein zu nennen sei.

Ich hörte ihn mit Bestürzung an, da mir dieses so wohlbegründete Leben mit einem Male ins Wanken zu geraten schien, und wollte mich als sein rechter Freund erweisen, indem ich ihm sagte, er dürfe unter diesen Umständen eine Arbeit nicht fortsetzen, die ihn zugrunde richte. Die Herren des Kapitels dürften einen so entschuldbaren Irrtum nicht ausbeuten, und wenn sie es dennoch täten, so könne er sich mit Ehren retten, indem er die Arbeit niederlege, denn auf einen Rechtsstreit, in dem ihre Habgier öffentlich werden müßte, würden sie es wohl nicht ankommen lassen.

Aber da kam ich mit meiner guten Meinung übel an, denn Domingo Cespedes fuhr auf wie gestochen und schrie, als wollte ich ihn gleich nur mit Gewalt von seinem Werke reißen, schrie mit einer hallenden Stimme: „Und wenn mir Haus und Weib und Kinder darüber zugrunde gehen, so lasse ich von meiner Arbeit nicht. Sie ist mir zuteil geworden und ich lebe und sterbe in ihr!“

Ruhiger geworden, fuhr er fort, es lauerten andere Meister nur darauf, daß er sich seine Aufgabe entwinden lasse, und darum könnten die Herren vom Kapitel leicht auf ihrem Vertrag beharren.

Noch einmal versuchte ich es, indem ich ihm anriet, wenn er schon die Arbeit nicht aufgeben wolle, so könne er sie doch geringer machen, indem er den übergroßen Reichtum vermeide und sich mit einem Werk begnüge, das um den bedungenen Preis zu leisten sei. Aber fast noch heftiger als das erstemal stieß mir der Meister entgegen: es sei sein Plan, sein Werk so und nicht anders zu machen, in aller erdachten

Pracht und Schönheit und nicht ein gewundenes Kränzchen, kein gedrehter Zapfen solle daran fehlen.

Mit Bekümmernis glaubte ich zu sehen, daß dieser freie und stolze Mann gerade durch seine freiesten und stolzesten Gedanken zum Knecht seiner selbst geworden war, denn ich erkannte erst später, daß eben in dieser dem alltäglichen Verstande unfaßlichen Handlungsweise die Hingabe an ein Höchstes und somit wiederum eine Selbstbefreiung gelegen war. So sehr hatte der Aufenthalt am Hofe und das tägliche Rennen nach den kleinen, leicht erreichbaren Zielen persönlichen Vorteiles meinen Blick verblendet.

Ich verließ den Meister Domingo mit allen guten Wünschen für sein Werk im Munde und der Gewißheit im Herzen, daß er an ihm seinen Untergang finden werde. Als ich aus dem Hause ging, war es mir, als käme ich aus einem dunklen Dunst wieder ins Helle, und ich wußte nun, warum diese Wolke über dem Haus des Meisters zusammengezogen schien.

Wieder verstrich einige Zeit und das Getriebe des Hofes drängte den Gedanken an den Meister von Toledo in einen Winkel des Gedächtnisses, bis ich eines Tages durch einen sonst belanglosen Zufall erfuhr, daß Domingo Cespedes gestorben sei. Mein Gewährsmann, ein Franziskaner von San Juan de los Reijes, wußte oder wollte nicht mehr wissen, als daß der Mann nach Vollendung seines Werkes dahingegangen sei.

Ich fragte nach den Verhältnissen seines Todes, seiner Lage in den letzten Zeiten, aber der Mönch antwortete ausweichend: „Er ruht in Gott und sein Werk dient der Kirche zum größeren Ruhme".

Da ich mich nicht von Vorwürfen freisprechen konnte, denn es schien mir, als hätte ich Wege finden sollen, dem Manne in irgendeiner Weise Hilfe zu bringen, suchte ich nun eine Gelegenheit, bald wieder nach Toledo zu reisen, nahm eine Botschaft an seine Eminenz, den Bischof, zum Vorwand und kam so wieder in die alte Stadt über dem Tajo.

Mein erster Weg führte zum Haus des Meisters Domingo, wo ich fand, daß in der Werkstatt des kunstreichen Schmiedes nunmehr ein Wollfärber sein Handwerk betrieb. Der graue Staub, der um das Haus eine Hülle gebildet zu haben schien, war verschwunden, keine Ahnung eines Unheils machte die Seele mutlos, denn eine gute mittelmäßige, auf Verdienst gerichtete Geschäftigkeit hatte nun hier ihre Stätte aufgeschlagen.

Voll Trauer und Reue begab ich mich zum Erzbischof, brachte meine Botschaft an, und als wir nach der Mahlzeit in ein ungezwungenes Gespräch gekommen waren, erfuhr ich denn, daß der teure Meister sein Gitter genau so vollendet habe, wie er es sich vorgesetzt, nicht um einen Gedanken geringer, in all der Feinheit und Köstlichkeit, die ihm seine ehrgeizige Seele geboten. So sei denn sein Gitter in Wahrheit ein Wunderwerk geworden, das sich allen Schätzen der Kathedrale zur Seite stelle, wenn nicht sie überrage. Darüber sei freilich sein Vermögen zerronnen, seine Felder seien in Rankenwerk und eiserne Blüten umgeschmiedet, sein Landgut sei in Schilde, Wappen und Füllhörner verwandelt, Haus und Werkstatt seien zu Löwen, Greifen und spielenden Kindern geworden. So sei er bettelarm an irdischem Gut aber reich an Verdiensten für den Himmel kurz nach Vollendung seines Werkes gestorben.

Es war ein bitterer Geschmack, mit dem ich Seine Eminenz verließ, und ich gab dem runden Prior, der mich im Auftrage des Erzbischofs zur Kathedrale geleitete, nur karge Antwort.

Als wir den kleinen Platz vor der Puerta del Reloj überschritten, stieß mich der Prior in die Hüfte und flüsterte mir zu: „Sehet, Herr, das Weib dort an der Pforte, das ist die Witwe des Meisters Domingo".

In diesem Augenblick überlief es mich mit kalten Schauern, denn ich hatte im Meister, der in seinem Unglück so ganz ohne alles menschliche Schwachsein dagestanden hatte, immer nur den starken, auf sich allein gestellten Einzelnen gesehen, ohne zu bedenken, daß jeder von uns an anderen Menschen hängt oder andere an ihm, so daß des einen Sturz auch zugleich Schicksal der anderen ist. Nun gings mir flüchtig durch den Kopf, daß Domingo einmal von Weib und Kindern gesprochen hatte, und um so stärker schlug mir aus dem Vergessen der Jammer empor, da ich nun die Frau des Meisters an der Kirchentür stehen sah mit einer Handvoll armseliger Rosenkränze, die sie zum Verkauf ausbot. Zwei Kinder von etwa acht und zehn Jahren saßen neben ihr auf dem Pflaster und schauten zu uns auf, noch des Bettelns unkundig und ungewohnt, und doch, wie man sah, schon auf dem Wege, es zu lernen. Allen dreien schaute das Elend aus den Augen, aber sie trugen es so stolz und im hellen Tageslicht, daß man ihnen anmerken konnte, sie hatten darüber nichts von ihrem Selbst eingebüßt und hielten sich um nichts geringer als früher.

Ich wollte beklommen und wie einer Schuld bewußt an dem Weib

vorbei, aber der geschwätzige Prior lief mir in den Weg und machte es mir unmöglich, zu entrinnen, indem er rief: „Sehet, Frau, der Herr da hat Euren Gatten gekannt!“

Sie sah mich kalt und hell an, und es war mir, als läse ich hinter ihrer Stirn die Gedanken: Du hast ihn gekannt und ihm nicht geholfen? Aber sogleich entschwand dieses kalte Feuer aus ihrem Blick, und sie begrüßte mich, nicht als stände sie als Bettlerin an einer Kirchentür vor mir, sondern als empfänge sie mich mitten im einstigen Wohlstand ihres Hauses.

Der Prior aber, der jetzt, ungeachtet seiner dicken Haut, vielleicht etwas von dem fühlen mochte, was unausgesprochen zwischen uns in der Luft stand, hatte wohl irgendwie den Drang, sich zu rechtfertigen. „Ja, Herr,“ rief er eifrig, „wir nehmen uns ihrer an. Sie sollen nicht durch unsere Schuld verhungern. Die Frau erhält, obwohl nichts uns dazu zwingen könnte, täglich von uns einen Sueldo.“

Sie zuckte nicht einmal zusammen, nur ihr Blick wurde wieder heller und kälter, und ich beeilte mich, das Wort zu ergreifen und zu erzählen, wie ich zu ihrem Manne gekommen sei und wie sehr ich sein Werk schätze, das ich allerdings noch nicht in seiner Vollendung kenne. Da ich merkte, wie angenehm ihr meine Worte waren und wie sie weder Herablassung noch übles Wohlwollen in ihnen finden konnte, da geriet es mir fast ohne mein Zutun, daß ich sie bat, mit mir in die Kathedrale zu treten und mich zu dem Werk ihres Gatten zu führen.

Nun erst, in diesem Augenblick, sah ich ein feines Erröten auf ihren Wangen, und mit einem Neigen des Hauptes schritt sie mir voran. Sie geleitete mich zur Reja, und da staunte ich denn das herrliche Werk des Meisters Domingo an. Noch vollkommener schien es mir hier im Dämmer der Kirche mit seiner Welt von Ranken, die aus der Dunkelheit zu kommen schienen und gegen gewisse Punkte zusammenliefen, an denen vergoldete Schilde angebracht waren, wie das Wort Gottes Bindung und Lösung aller Freiheit, Ursprung und Ziel der Mannigfaltigkeit dieser Erden.

Als ich aber diese Pracht voll Bewunderung betrachtet hatte, fiel mein Blick wieder auf das armselige Bettelweib zu meiner Seite, und da überkam es mich noch einmal, ob dies nicht ein Frevel sei, das eigene Leben und das dreier anderer Menschen an ein totes Werk dahinzugeben. Und ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, wie schrecklich

es sei, daß sich in dieses eiserne Rankenwerk der Untergang ihres Gatten und Not für sie und ihre Kinder gewirrt habe.

Wißt Ihr, Ihr Herren, was mir das Weib antwortete: „Aber das Werk steht. Und um nichts geringer, als es erdacht!"

Da hob sich der Nebel noch einmal, der trübe Dunst aus den Zaubergründen Toledos, stieg sehr um mich, so daß mir bange wurde; es brannte aber ein Licht darin, daß die Dünste von ihm weggetrieben wurden wie von einem Sturm; es war ein Sturm von Licht, und die ganze Kathedrale war von ihm angefüllt. Und wenn ich es aussprechen soll, wie es war, so möchte ich sagen, es war Grauen und Glück, und ich fühlte mich in das große, unergründliche Geheimnis gezogen, wie sich Irdisches in Ewiges zu wandeln vermag.

Ich kehre an den Hof zurück.

Man verwunderte sich sehr, daß ich einige Zeit danach meinen Urlaub nahm und nach Deutschland abreiste und meine Feinde freuten sich, weil sie vermeinten, daß sie mich mürbe gemacht hätten. Es war in dieser Entschließung und dem Überdruß an dem fruchtlosen Tageskampf der Höfe vielleicht mehr als ich damals selber wußte, von dem, was ich vor dem Gitter des Meisters von Toledo gelernt hatte.

GEDICHTE

Von Kurt Scherg

Augustnacht

Die blauen Berge steh'n vor der Nacht
Mit riesigen Rücken und felsigen Händen,
Den letzten Strahl, den die Sonne noch facht,
Ins grenzenlose Vergessen zu wenden.

Vor ihnen fließen die Täler im Frost
Der Schatten, die von den Kämmen geflogen,
Des sterbenden Tages herbstlichen Rost
Mit eisigem Schauer des Schwarz überzogen.

Und alle Äcker sind ruhendes Meer,
Auf dem die Vögel im Schlafe verbleiben.
Von Erntewagen flogen sie her,
Die jetzt als Inseln ins Endlose treiben.

Da steigt die Nacht mit langsamem Schritt
Auf die Schultern der Wächter, und kalt
Zittern die Sterne des Himmels mit.
Darunter atmet der Wald.

Herbst

O großer Herbst mit deinen roten Fahnen!
Bespring die Wipfel meiner Welt,
Wenn auf das Blau von Enzianen
Des nahen Winters Rauhreif-Ahnen
Mit leuchtenden Kristallen fällt.

O schwinge deiner Fackeln Brände
Mit fester Faust ins weite Land.
Geöffnet harren meine Hände
Der wundervollen Feuerspende,
Die auf den Wäldern mir erstand.

Und meines Bechers schwere Last,
Des Leidens dunkeltrüben Schmerz,
Durchleuchte mir zu lichtem Erz
Nach dem mein Sinnen selig faßt,
Du Gott, der mit der Schönheit praßt.

Glaube und Wissen

Von Emil Neugeboren

Aus der Problemstellung „Glaube und Wissen" steigt etwas wie ein muffiger Geruch empor. Man hat darüber vor 50, 60 Jahren gestritten. Wenn ich doch diesen Titel wähle, so ist es, weil das Problem neuerdings aufgeworfen wird. Damals wollte das Wissen dem Glauben sein Recht bestreiten. Heute ist es umgekehrt, der Glaube will nicht zugeben, daß auch das Wissen, richtiger ausgedrückt *der Intellekt*, in religiösen Dingen etwas mitzureden habe. Jetzt wie damals jedoch gelangt man bei näherer Untersuchung der Frage zu dem Ergebnis, daß zwischen Glauben und Wissen keineswegs ein ausschließender Gegensatz besteht, sondern daß es nur auf eine richtige Grenzziehung ankommt.

Heute wollen diejenigen, die der Meinung sind, den richtigen Glauben zu haben, bestreiten, daß dieser Glauben irgendwie der Kritik des Intellekts unterliege. Vielmehr wird er dem letzteren schroff entgegengestellt. Man hat einfach den Glaubensinhalt auf dem Wege der Offenbarung erhalten; er ist ein unmittelbares göttliches Geschenk und menschliches Denken und Wissen hat nichts dazuzureden. Der Versuch, es zu tun, wird als Mangel an Ehrfurcht, wenn nicht gar als Vermessenheit bezeichnet. Mit einer gewissen subjektiven Geltung ist diese Abwehr berechtigt. Wenn ich mir nach schwerem Ringen einen Besitz an religiösen Vorstellungen oder gar an unmittelbar aus dem Unbewußten geschöpfter Gewißheit erworben habe, so hat mir in der Tat niemand etwas hineinzureden. Ich habe ein volles Recht, daran festzuhalten, was im tiefsten Sinne des Wortes mein ist. Wer meinen Glauben nicht teilt, mag es halten, wie er will. Auf diesem Standpunkt stehen viele Menschen, auch solche, die sich sonst auf den Höhen der Bildung und des Intellekts bewegen, denen aber das Religiöse eine besondere Provinz ihres Seelenlebens ist, an die sie selbst nicht rühren, geschweige denn andere rühren lassen. Ich erinnere mich an einen geistig hochstehenden Freund, der gläubiger Katholik war und sonntäglich zur Messe ging. Wir unterhielten uns über alles mögliche, was zu besprechen der Mühe wert ist. Als ich einmal eine religiöse Frage streifte, erklärte er mir kurzwegs, über diese Dinge spreche er nicht, ja, er denke nicht einmal darüber nach; sein Glaube sei ihm in der Kindheit anerzogen worden und stehe ihm nicht zur Diskussion. Auch mit einem Katholiken nicht, fügte er hinzu, wahrscheinlich damit ich nicht glaube, er wolle nur mit dem „Ketzer“ nicht über solche Dinge reden. Ich verstand ihn und achtete seine seelische Einstellnng. Ich würde es für eine Taktlosigkeit, ja für eine Herzlosigkeit ansehen, auch nur den Versuch zu machen, jemandem, der auf solchem Standpunkt steht, seinen Glauben zu rauben.

Ganz anders aber liegen die Dinge, wenn nicht von dem ganz eigenen Glauben des Einzelnen die Rede ist, sondern wenn es sich um Höhe und Wert eines religösen Glaubens handelt, der Anspruch auf eine über das Individuum hinausgehende, allgemeine Geltung erhebt. Insbesondere wenn dieser Glaube Werbetätigkeit entfaltet. In diesem Augenblick gelangt die Kritik zu ihrem Recht. Diese Kritik aber kann keine andere sein, als die des Intellekts. Intellekt — das heißt natürlich nicht Wissenschaft oder wenigstens nicht Wissenschaft

allein. Darüber sind wir denn doch hinaus, etwa wie es noch in der Zeit der materialistisch-naturwissenschaftlichen Aufklärung geschah, die Schöpfungsgeschichte „wissenschaftlich zu widerlegen". Auch die Gläubigen selbst wissen heute mit mehr Kritik als in vergangenen Jahrhunderten zwischen solchen Bibelstellen zu unterscheiden, die sich auf das innerste Wesen des religiösen Glaubens beziehen, und solchen, die entweder nur zum ganz äußerlichen Drum und Dran gehören oder überhaupt in keiner inneren Beziehung dazustehen. Die Kritik, die ein Recht hat, an religiöse Dinge herangebracht zu werden, wird vor allem von religiösen und sittlichen Vorstellungen ihren Ausgangspunkt nehmen. Diese haben keine andere Ausdrucksform, als eine solche des Intellekts, und ihrer muß sich auch der Gläubige, der Offenbarungsgläubige bedienen, wenn er sich überhaupt mitteilen will. Denn aufzwingen kann man doch seinen Glauben niemandem, durch äußere Gewalt natürlich nicht und auch das Mittel der Suggestion versagt in einem sehr großen Teil der Fälle. Der Gläubige steht einem andern Glauben, ob er vor ihm da war oder gleichzeitig entstanden ist, doch auch nicht anders als kritisch gegenüber. Er trachtet zum allermindesten nachzuweisen, daß die ihm verliehene unmittelbare Offenbarung Gottes eine höhere ist, als die bisherigen und eine Fortsetzung und Fortentwicklung derjenigen darstellt, die andern früher zuteil geworden ist. Es ist sogar möglich und zahllose Male vorgekommen, daß der Gläubige die Offenbarung, die der andere zu haben glaubt, für einen Irrtum ansieht und bekämpft. Auch hiezu muß er sich der Waffen des Intellekts bedienen; darum kommt er nicht herum.

Man spricht in den Kreisen der modernsten Gläubigkeit gerne mit abgrundtiefer Geringschätzung von der Aufklärungszeit, vom Rationalismus. Nur begeht man hiebei meist den geschichtlichen Fehler, die Dauer dieser Entwicklungsperiode der Kultur als bis in unsere Zeit hineinreichend anzusehen. In Wahrheit ist die geistige Entwicklung darüber schon längst hinübergegangen, dank vor allem der deutschen Philosophie des 19. Jahrhundets. Schon längst ist die Einsicht Allgemeingut geworden, daß sich religiöse Empfindungen und Gefühle nicht in einfache logische Schlüsse auflösen lassen, sondern ihren Ursprung anderswoher nehmen, als aus dem diskursiven Verstand. Man hat längst erkannt, daß dieser Verstand nur einen ganz kleinen Bezirk des Geistigen ausmacht, und daß sich der Geist in zahllosen Erscheinungen kundgibt, die mit der starren Logik nichts gemein haben, ja

zu ihr sogar im Gegensatz zu stehen scheinen. Man erlebt es ja täglich, daß die Logik nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern auch auf viel weniger innerlichen Gebieten kraftlos und ohnmächtig dasteht. Was will sie beispielsweise auf dem Gebiet der Politik? Sind dort etwa immer die klarsten Köpfe die angenehmsten und die Führer? Sind es nicht vielmehr in der Regel diejenigen, die am besten auf die Instinkte und Gefühle, die edlen und die unedlen, u. zw. nicht nur der großen Masse, sondern sogar der kleineren Kreise wirken können? (Ich lasse hiebei natürlich das in der Politik leider so ungeheuer wirksame Moment des ganz gewöhnlichen Eigennutzes außer Betracht.) Ich gehe noch weiter, indem ich sage, daß auch diese ausgesprochen alogischen Wirkungen, die in der Politik von Einzelnen ausgehen, der menschlichen Entwicklung oft besser gedient haben, als die unwiderlegliche Logik irgendeines scharfen Denkers, der aber die gestaltenden Kräfte des Zusammenlebens nicht in Bewegung zu setzen vermochte. Der Rationalismus hat heute so ziemlich überall ausgespielt, es sei denn in denjenigen Wissenschaften oder Techniken, wo es wirklich nur darauf ankommt, aus gegebenen Voraussetzungen die unumgänglich notwendigen Folgerungen nach streng logischen Gesetzen zu ziehen. Doch auch die sogenannten exakten Wissenschaften weigern sich längst nicht mehr, das Vorhandensein von irrationalen Elementen ihres Forschungsgebietes anzuerkennen. Darum ist auch die mechanistische Weltanschauung heute so gut wie erledigt.

Wenn ich diese Feststellungen mache, so kann ich doch nicht umhin, auch ein Wort der Verteidigung für Aufklärung und Rationalismus einzulegen. Ich habe selbst Jahrzehntelang geglaubt, diese Geistesrichtungen vergangener Jahrhunderte geringschätzen zu dürfen. Jetzt, wo Anschauungen, wie die meinigen von einer jüngeren Generation, der sich die geschichtliche Perspektive ein wenig verrückt hat, auch als rationalistisch und aufklärerisch abgestempelt werden, kommt mir erst zum Bewußtsein, daß jene Geistesrichtungen doch ihre großen Verdienste in der Entwicklung unserer Kultur gehabt haben. Der Begriff der Persönlichkeit, den wir schlechterdings nicht missen können, dann die Begriffe der Freiheit und der Kritik, die ebenfalls unentbehrlich sind, haben ihre Wurzeln in jenem Zeitalter, wo man dem menschlichen Verstand eine Selbstherrlichkeit zuschrieb, auf die er seither hat verzichten müssen. Und dem Gedanken der Humanität, der sich auch schon längst einigermaßen entwertet hat, kann man große Verdienste

auch nicht abstreiten. Wir dürfen doch niemals vergessen, daß Scheußlichkeiten, wie Hexenprozesse und Folter von der Kirche aller Bekenntnisse ruhig mitangesehen, ja sogar gefördert wurden und daß ihre Abschaffung erst dem Humanitätszeitalter zu danken ist!

Kehren wir zu dem Satz zurück, daß sich auch der Gläubige der Waffen des Intellekts bedienen müsse, wenn er die Notwendigkeit empfindet, den geistigen Inhalt eines andern Glaubens zu bekämpfen. Es wird so oft gesagt, unter den Einwirkungen des furchtbaren Krieges, der erst so wenige Jahre hinter uns liegt, seien die Quellen eines lebendigen religiösen Glaubens frisch aufgesprungen. Läßt sich aber nicht auch die Erscheinung beobachten, daß jetzt ganz ähnlich wie nach dem napoleonischen Zeitalter, auch Anschauungen wieder aufgetaucht sind, die man unter dem Sammelnamen des Okkultismus zusammenzufassen pflegt? Und sind nicht auch auf dem Boden der außerprotestantischen Religionen Triebkräfte wieder wach geworden, von denen wir geglaubt hatten, sie seien eben durch die Reformation grundsätzlich überwunden worden? Was sagt die neue protestantische Gläubigkeit dazu? Steht sie achtungsvoll beiseite, wenn jene andern ebenfalls behaupten, es sei ihnen besondere göttliche Offenbarungsgnade zuteil geworden? Eine solche Duldsamkeit wäre gewiß recht schön, aber dann fällt damit auch der Begriff der Kirche dahin, die doch die Aufgabe hat, das gleiche Evangelium einer immer größeren Gemeinde zu verkünden und der innerlichen Segnungen des Glaubens, den man selbst empfangen hat, teilhaftig werden zu lassen. Dann gibt es keine Gemeinschaft des Glaubens mehr, sondern nur ein nicht geeintes, nicht verbundenes Nebeneinander ungezählter, nur subjektiv giltiger Gläubigkeiten. Dann sinkt letzten Endes auch der religiöse Glaube hinab auf die Stufe der Wahnvorstellungen und fixen Ideen, über die man nicht streiten, die man nicht widerlegen, sondern nur achselzuckend gelten lassen kann. Dann erobert sich auch der krasseste Aberglauben sein unantastbares Lebensrecht, während er bisher doch gerade von den Kirchen bekämpft wurde. Was ist dann überhaupt Aberglaube, was unterscheidet ihn von dem wahren Glauben im höhern Sinn? Wie kann man ihm beikommen, wenn das subjektive „Erleben" die letzte und keine Berufung zulassende Instanz ist? Wenn aber der Gläubige daran geht, das, was ihm als Aberglauben erscheint, zu untersuchen, um es entweder ganz zu verwerfen oder einen wahren Inhalt aus der Umkleidung und Umhüllung verworrener, dunkler Vorstellungen zu be-

freien, was kann er dann anders tun, als einen objektiv giltigen Maßstab heranbringen? Und diesen giltigen Maßstab, woher gewinnt er ihn anders, als aus dem Schatz intellektueller Vorstellungen und Begriffe, die sich die Menschheit in jahrhundertelangem Ringen erworben und gesichert hat? Er muß sich doch nur wieder an die verachtete „Dirne Vernunft" wenden, vor der er das eigene Glaubensleben sonst so sorgfältig hütet. Er muß sich genau so wie die Gegner, die er abwehrt, eine grundlegende Erkenntnislehre aufbauen. Diese aber ist dann an Händen und Füßen ebenso gefesselt, wie der Scholastizismus des Mittelalters, der mit einem ungeheuern Aufwand von Scharfsinn arbeitete, um kirchliche Lehren zu beweisen, die für ihn von vorneherein feststanden, weil sie ihm von der Kirche überliefert wurden und an denen er zu rütteln nicht wagen durfte. An diesem Gebrechen der inneren Unfreiheit, der Gebundenheit an Sätze, die seinem Denken von außen her aufgezwungen worden sind, krankt der neue Scholastizismus der Gegenwart ebenso, wie sein mittelalterlicher Vorfahre.

Jeder Art des Scholastizismus steht jene Erkenntnis der neuen Zeit, sagen wir des 19. Jahrhunderts, auf das man auch schon geringschätzig herabzusehen liebt, entgegen, daß alles, das Geistige wie das äußerlich Natürliche, einer Entwicklung unterworfen ist. Das, was sich entwickelt, trägt die Bedingungen seines Wachstums und auch deren Begrenzung in sich. Hat es die Grenze erreicht, dann beginnt eine neue Entwickelung. Man kann niemals sagen: jetzt haben wir den höchsten Gipfel erklommen, auf dem wir für alle Zeit stehen bleiben können und über den hinaus es keinen Fortschritt mehr gibt. Natürlich haben alle Bekenner irgendeiner Idee die Neigung, an die Ewigkeit des Standpunktes zu glauben, den sie gerade eben erreicht haben. Und doch kann es nur ein Stadium sein, das dereinst überwunden werden wird, um weiteren Möglichkeiten Raum zu geben. Gewiß schafft nicht das Denken des Einzelnen, nicht der endliche menschliche Verstand diese Möglichkeiten, sondern sie werden — und hier tritt nun das Moment des Glaubens ein — von einer höheren, übermenschlichen, über der Erscheinungswelt stehenden Vernunft geleitet. Aber die Entwickelung vollzieht sich doch immer nur im Rahmen und mit den Mitteln der menschlichen Vernunft, durch tausend Irrtümer und Wirnisse hindurch, oft verzweifelt im Kreise herum. Eben deshalb ist es weiter nichts, als menschliche Willkür, wenn man das

Recht der Vernunft leugnet, selbst in die tiefsten seelischen Erlebnisse hineinzureden und an sie ihre angeborenen kritischen Maßstäbe heranzubringen. Jede Zeit hat ihren Schatz an wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Vorstellungen, an denen sie berechtigt ist, das Neue zu messen und zu beurteilen, das irgendwo aus einer mit dem Urgrund alles Seins tiefer und inniger verbundenen Menschenseele hervorbricht. Diejenigen, die messen und urteilen, können einseitig sein, es kann ihnen das Verständnis für jenes Neue ganz oder teilweise abgehen. Es ist ein ewiges Kämpfen und Ringen zahlloser neben- und gegeneinander gerichteten Geistesströmungen, aus dem schließlich wieder ein für kurze Frist gesicherter Besitz der Menschheit hervorgeht. Man kann sich, wenn man will, außerhalb der Kampflinie stellen, indem man behauptet, man besitze die Offenbarung, die über alle Zweifel erhaben sei. Ja, die übergroße, die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen tut dies auch schon aus dem einfachen Grunde, weil sie weder Neigung noch Kraft in sich fühlt, den unsäglich schweren Geisterkampf auch ihrerseits fortzuführen. Dieser aber sucht sich den hochmütig oder kleinmütig beiseite Stehenden zum Trotz immer wieder seine Kämpfer aus, die, ob sie wollen oder nicht, wie von einem Gott oder einem Dämon getrieben, verzweifelnd oder zuversichtlich, mit sich selbst und mit den andern ringen müssen.

Der alte Kompetenzstreit zwischen Glauben und Wissen, der von dem letzteren angefangen wurde, ist erledigt. Der neue Streit, bei dem umgekehrt der Glauben das Wissen, den Intellekt mundtot machen möchte, wird ruhiger Überlegung auch nicht lange standhalten können. Daß Religion durch Wissenschaft ersetzt werden könnte, davon spricht heute niemand mehr. Auch die „Vernunftreligion", bei der eine Anzahl von moralischen Sätzen durch einen verschwommenen Gottesbegriff notdürftig zusammengehalten wird, gehört der Vergangenheit an. Ebenso auch die Verwechselung von Religion und Metaphysik, die nahe genug liegt. Daß das Wesen der Religion Gefühl ist, dessen Tiefe und Stärke von einer eigenen Veranlagung abhängt, erkennt der Intellekt bedingungslos an. Aber so weit sie das Bedürfnis hat, zur Bildung von Vorstellungen zu schreiten, um sich mitzuteilen, und wenn sie den Übergang zum entsprechenden Handeln sucht, kann sie der Mitarbeit und der Kontrolle des Intellekts nicht entbehren. So wenig auch religiöse Vorstellungen und Begriffe das Wesen der Religion ausschöpfen können, von so entscheidender Bedeutung sind sie doch

für das gesamte religiöse Leben, insbesondere das religiöse Gemeinschaftsleben, aber auch für das gesamte sittliche und Geistesleben. Alle großen Krisen der menschlichen Entwickelung sind dadurch hervorgerufen worden, daß sich das religiöse Bedürfnis an Vorstellungsformen klammerte, die mit der Begriffswelt der Zeit nicht mehr zu vereinbaren waren; daß die Gleichnisse, durch die man das Unfaßbare und Unaussprechliche annäherungsweise versinnlichen wollte, ihre Anschaulichkeit, ihre überzeugende und zum sittlichen Handeln antreibende Kraft verloren hatten, weil sie einer veralteten, überwundenen, versunkenen Denk- und Anschauungsweise entnommen waren. Diese verhängnisvolle Auseinander-Entwickelung der religiösen Symbolik und der allgemeinen Geisteskultur kann nicht dadurch beseitigt werden, daß man die letztere verächtlich zu behandeln versucht, daß man gewaltsam die Kluft nun erst recht zu erweitern trachtet, indem man dem Intellekt Fähigkeit und Befugnis abspricht, an der Gestaltung der religiösen Denkformen mitzuarbeiten, und daß man zum Schluß den Glauben mit Tertullian für umso echter, umso tiefer, umso unüberwindlicher ansieht, je absurder er ist. Wir leben heute inmitten einer solchen religiösen Krisis und müssen die unglückseligen, krampfhaften Versuche mitansehen, die auch bei uns gemacht werden, sie zu lösen. Unglückselig heiße ich sie, weil sie unbestreitbar von edlen und idealen Beweggründen geleitet sind, sich in den Mitteln jedoch so sehr vergreifen, daß sie das Gegenteil dessen herbeiführen werden, was sie erreichen wollen. Zu diesen verfehlten Mitteln gehört es, wenn dem Intellekt die Augen verbunden und ihm verwehrt werden soll, zu der religiösen Begriffsbildung ein Wort mitzureden. Dort, wo der Intellekt über klare Begriffe verfügt und sich seiner Geltung und Befugnis bewußt ist, liegt keine weitere Gefahr vor; die Kompetenzüberschreitungen des Glaubens werden mit ruhiger Geste abgewehrt. Ganz anders aber reagieren die Durchschnittsgebildeten und Halbgebildeten unserer Zeit. Wenn man — anstatt den aus den Tiefen der Seelen quellenden religiösen Drang in neue Formen zu fassen — ihnen veraltete und unhaltbar gewordene religiöse Vorstellungen gewaltsam aufzwingen will, so drängt man sie nur dazu, das Kind mit dem Bade auszuschütten und das religiöse Gefühl in sich zu ertöten. Damit aber wäre unsere Sittlichkeit, unser ganzes Geistesleben auf das schwerste gefährdet. Daher laden diejenigen, die, wenn auch in bester Absicht, in blindem Eifer unserem Volk eine ihm wesensfremde

Vorstellungswelt aufdrängen wollen, eine ungeheuere Verantwortung auf sich, deren sie sich nicht durch pathetische Ausfälle gegen den Intellekt entledigen können.

KINDHEIT

Von Heinrich Zillich

Als ich noch niemand verachten mußte,
o wie schmeckte das Brot in der Hand!
O wie knackte beim Beißen die Kruste,
als die Menschen noch waren wie Land.

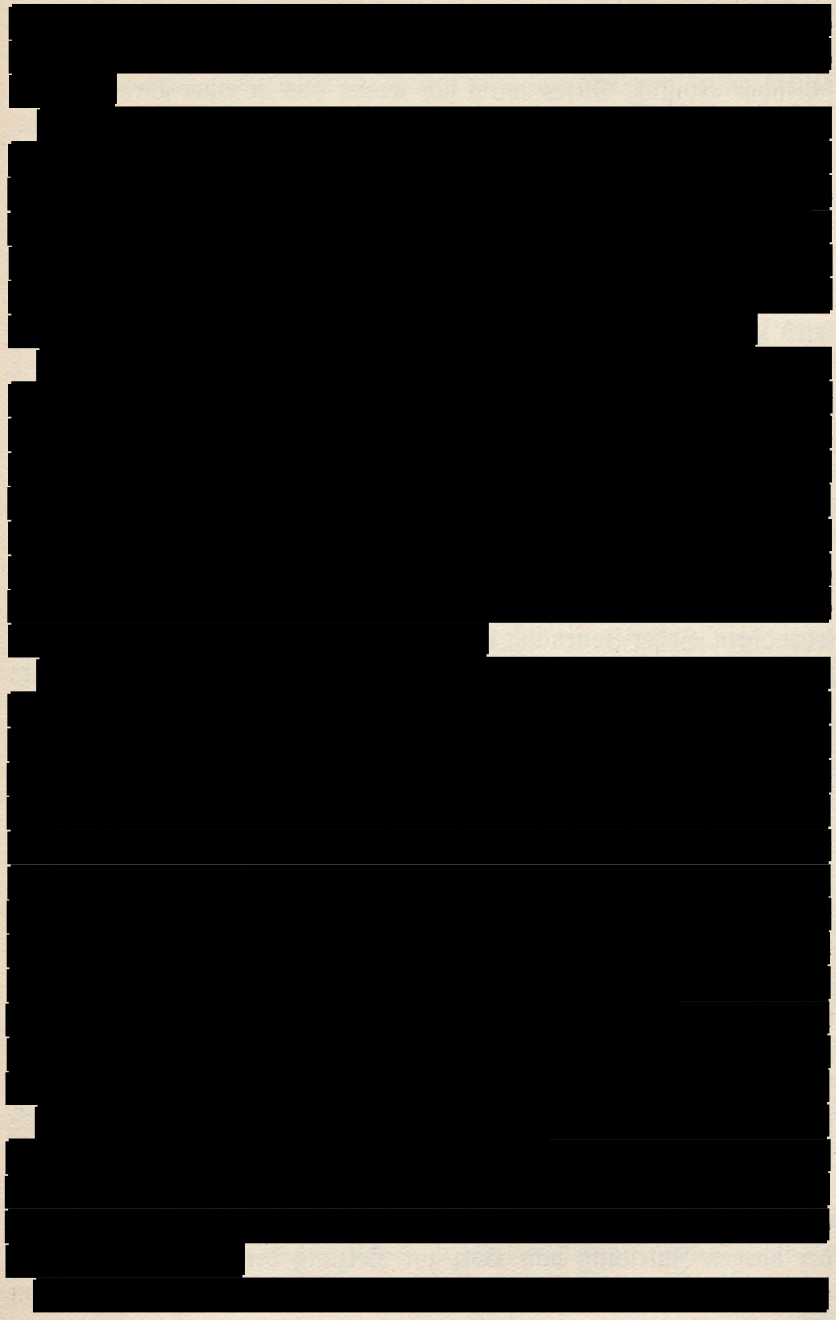
Dichtes Laub und Blau in der Ferne,
meine Kindheit war rauschend und klar.
Und der Menschen Augen wie Sterne
zogen leuchtend durch mein Haar.

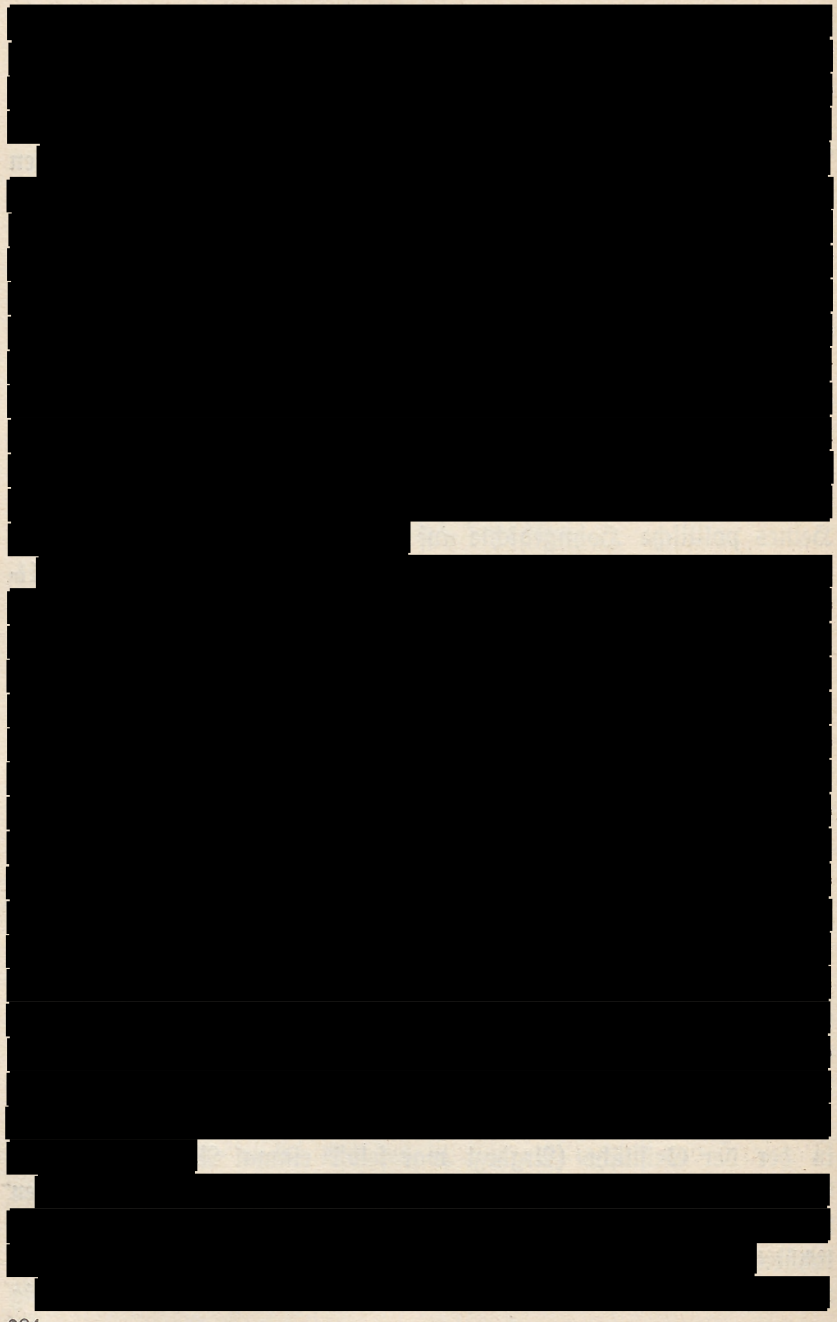
Anzeichen einer Krise der rumänischen Kirche? Tudor Arghezi, ihr Sturmvogel

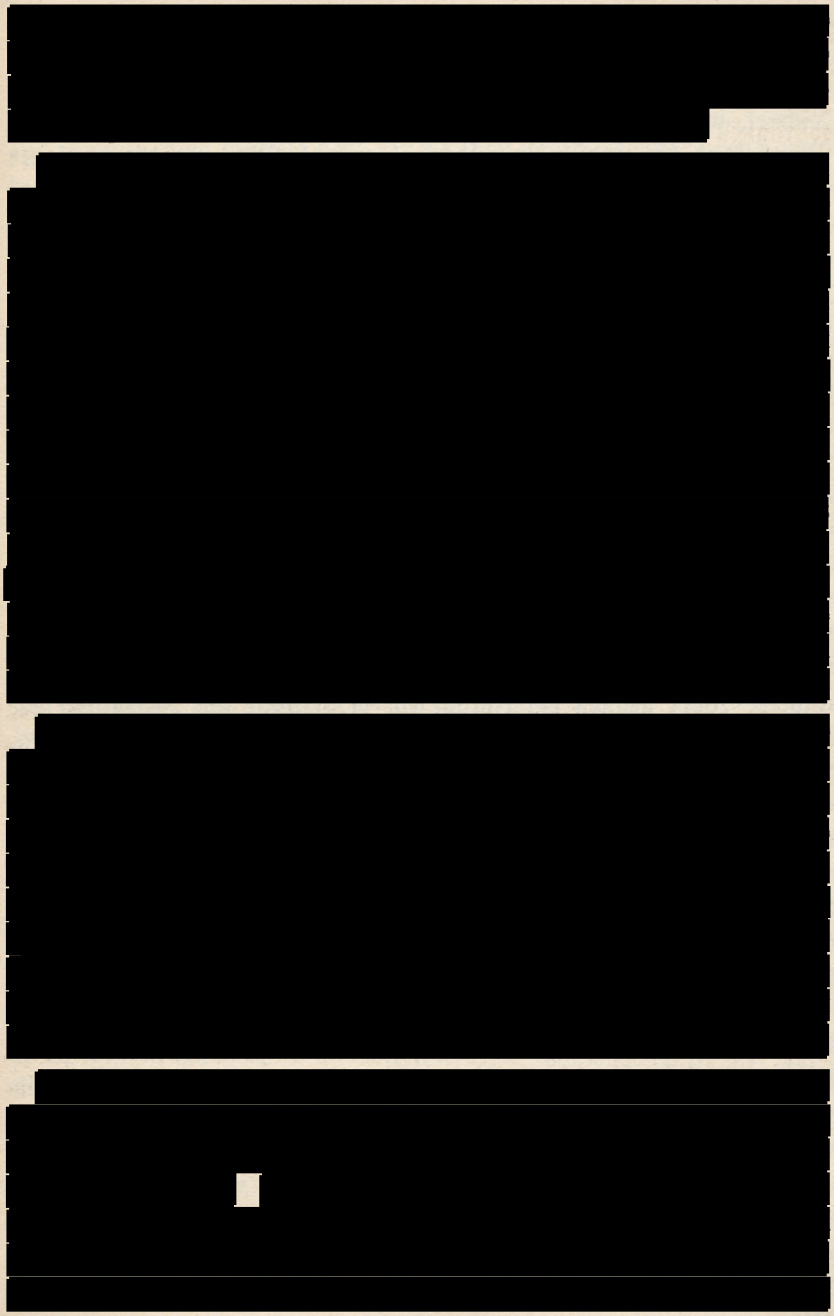
Von Adolf Heltmann

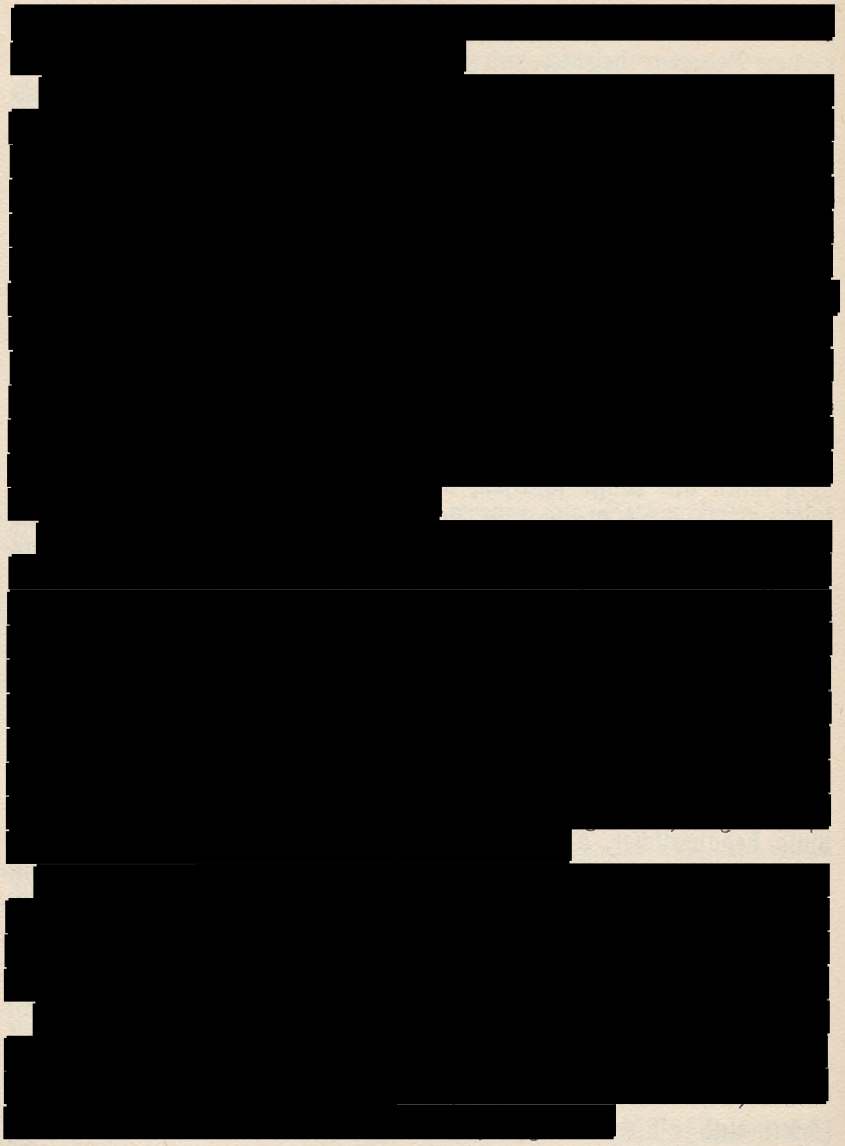
Ein Gebet Arghezis (aus dem Band: „Die schwarze Pforte"):











Kühnemanns „Goethe"

Von Hermann Konnerth

Es war im Herbst 1899 in Marburg, mein erstes Semester. Eugen Kühnemann war damals dort junger, bei uns Siebenbürgern bereits berühmter Privatdozent. Man hatte mir in der Heimat gesagt, ich müsse ihn hören, auch wenn mein Fach nicht deutsche Literatur, sondern Weltgeschichte sein sollte. Wie traf es mich da, als ich beim Studium des Vorlesungsverzeichnisses entdeckte, daß Kühnemanns Kolleg über die deutsche Literatur der Zeit Friedrichs des Großen zusammenfiel mit dem Hauptkolleg des Historikers! Am Tage der Einleitungsvorlesung trieb mich mein guter Dämon, diese erste Stunde nicht beim Historiker, sondern bei Kühnemann zu hören. Und diese Stunde wurde zu einer jener seltenen, die im Leben eines Menschen wahrhaft entscheidende Bedeutung haben. Schon bei den ersten Sätzen, die Kühnemann sprach, fiel die Entscheidung und am Ende der Stunde erklärte ich begeistert dem neben mir sitzenden Freunde, daß ich nicht Geschichte, sondern als Schüler Kühnemanns Philosophie und deutsche Literaturgeschichte studieren wolle. Dieses Kolleg Kühnemanns breitete das Erwachen und die Entwicklung des deutschen Geistes bis zu seiner lebensvollsten Höhe, bis zum Werden des jungen Goethe, vor uns aus. Und ich belegte auch gleichzeitig Kühnemanns Kolleg über Kant.

Kühnemann war Privatdozent der Philosophie, hatte aber gleichzeitig vertretungsweise den Lehrauftrag für neuere deutsche Literaturgeschichte. Für diese Kombination war er durch seine Begabung, sein philosophisches Verstehen künstlerischer Dinge wie geschaffen. Die gegenseitige Durchdringung bedeutendster Philosophie und größter Dichtung macht doch den eigentümlichsten Gehalt der großen klassischen Zeit des deutschen Geistes aus. Ein wahres Verstehen gibt es hier nur in philosophischer und künstlerischer Bildung zugleich.

Es war für den geisteshungrigen Schüler etwas Wunderbares, dem jungen Privatdozenten in seiner Erarbeitung echten Verstehens größter Menschheitsdinge zu folgen. Bald war eine persönliche Fühlung gewonnen und so wurde ich Zeuge eines schweren Ringens und Sichbehauptens. Heftige Widerstände waren am Werk. Die Fachvertreter der Germanistik bekämpften Kühnemann als einen unerwünschten Eindringling aus dem Reiche der Philosophie und die Fachvertreter der Philosophie nahmen die Gelegenheit wahr, den Wert der Philosophie

eines Mannes zu verdächtigen, der es nicht für unter seiner Würde hielt, die Philosophie eines Schiller ernst zu nehmen.

Die großen Bücher Kühnemanns, sein „Herder", sein „Kant", sein „Schiller" und nun sein „Goethe" haben seinen Weg, sein Verstehen, seine Philosophie glänzend gerechtfertigt. Reiche Anerkennung wurde ihm zu teil. Er ist Geheimrat und seit 1906 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Breslau.

Fünfmal wurde er in ehrenvollster Weise nach Amerika geschickt oder berufen. Zwei amerikanische Universitäten haben ihm den Ehrendoktor verliehen. Im Anschluß an das Jahr seiner Wirksamkeit als erster Carl Schurz-Professor an der Staatsuniversität in Wisconsin kehrte er, die Welt umsegelnd, über China und Indien in die Heimat zurück. In aller Welt hat er eine bedeutungsvolle, prophetisch rednerische Tätigkeit im Dienste des deutschen Geistes entwickelt. Was er damit dem ewigen, zeitlosen Weltreich des deutschen Geistes und den gegenwärtigen Bürgern der großen deutschen Welt geleistet hat, ist unschätzbar.

Kühnemann als wahrhafter und schöpferischer Geist fordert von seinen Schülern und Hörern keine unbedingte Gefolgschaft. Seine Philosophie ist lebendige Selbstbesinnung und seine Literaturbetrachtung künstlerisches Wachsein. In denen, denen er sie mitteilt, öffnet er neue Seiten der Seele. So trat keine Entfremdung ein, als ich ihm eines Tages meine Absicht, Maler zu werden, vortrug und seine Ansicht darüber erbat. Er bewies mir, daß er mich besser kannte, als ich mich selbst. „Weshalb darüber reden? Sie werden es ja doch!" — Und durch diesen lebendigen Beweis innersten Verstehens wurde die längst angebahnte Freundschaft befestigt.

Von allen seinen Schriften liebe ich am meisten den Bericht über seine Tätigkeit als ersten Carl Schurz-Professor in Wisconsin von 1912 („Aus dem Weltreich deutschen Geistes", Reden und Aufsätze, 2. Aufl. München, C. H. Beck, 1926). Vielleicht ist die Größe Kühnemanns in seiner Sendung für das allgemeine Deutschtum nirgends so rein, stark und persönlich zu spüren, wie gerade hier.

Die Krönung seines bisherigen Wirkens und Schaffens ist der eben im Insel-Verlag zu Leipzig 1930 in zwei Bänden erschienene „Goethe". Auf seinen „Herder", seinen „Schiller", seinen „Kant", als die Welt des deutschen Idealismus eine lebendige Einheit, mußte der „Goethe" folgen, um diese Einheit erst zu vollenden.

Herder leitet ein in das Reich der deutschen Seele. Kant ist die

sokratische Selbsterkenntnis des Menschen auf ihrer höchsten Höhe. In seinem „Schiller" analysiert Kühnemann das Werk und die große Weltanschauung des Meisters, der das Leben der Menschheit als eine erhabene, heroisch-tragische Angelegenheit durchleuchtet. Goethe erscheint nun als die letzte zusammenfassende Erfüllung alles Vorhergehenden.

Goethe, die Zusammenfassung und der Reichtum einer ungeheuren Welt, geht seinerseits auf in seinem Werke, in welchem wissenschaftliches Tun und dichterisches Schaffen gleicherweise persönlichstes Erleben sind. Und dieses Werk findet im „Faust" seine lebendigste, faßbarste Form und Gestalt. Wer „Faust" erlebt, erlebt Goethe. Dies bestimmt den Aufbau des Kühnemann'schen Werkes. Kühnemann analysiert den „Faust", indem er die vier Teile, so wie sie im Leben Goethes nacheinander in Erscheinung treten, auseinanderhält. An ihrem Werden zeigt er die Entwicklung, das Werden und Wesen Goethes. Es ist ein Experiment im schönsten, lebendigsten, fruchtbarsten Sinne, ein Experiment echtester Geisteswissenschaft. Kühnemann läßt jedem der vier Faustkapitel eine Darstellung des dazugehörigen Lebensabschnittes, einschließlich der übrigen Werke voraufgehen, in innerer Notwendigkeit der Abfolge. Das Werk wird durch das Leben und das Leben durch das Werk erfaßt.

Es gibt eine philosophische Geisteswissenschaft, die wahre Lebensphilosophie ist: sie leitet die schöpferische Persönlichkeit aus ihren letzten Bedingungen ab und läßt sie zugleich aus diesen letzten Bedingungen in der Ganzheit ihres Wesens und Wirkens vor unseren Augen erstehen. Es kristallisiert sich dabei das, was die schöpferische Persönlichkeit als ihren Beitrag zu den Ewigkeitsaufgaben der Menschheit geleistet hat. Das Schicksal hört auf, eine Macht von außen zu sein, es wird begriffen als das innere Gesetz der schöpferischen Persönlichkeit in ihrem Werke.

Eine Entdeckung: Diese Methode der Geisteswissenschaft deckt sich mit der transzendentalen Methode Kants und diese wieder mit Goethes Methode der „Urphänomene". Hier wie dort gilt es das Aufdecken der letzten Grundbestimmtheiten und durch sie die Erfassung des Ganzen.

In der Entwicklung des Jahrtausende alten Faustgedankens und in der Geschichte der Faustsage und Faustdichtung vor Goethe sieht Kühnemann das Werden des abendländischen Geistes.

Er findet seine höchste Erfüllung in Goethe, dem Dichter, in dem die Unmittelbarkeit der ewigen Urgefühle braust und sich in lauterer

Kristallklarheit des Ausdrucks offenbart. Goethe ist die deutsche Seele in ihrem höchsten Schöpferausdruck. An sich selbst, dem eigenen Schöpfertum findet er den Schlüssel zu einer lebendigen Geistesgeschichte: alles große geistige Gebilde ist Tat des Genius und Leben des Genius. Mit den Genien der Vergangenheit lebt er wie mit Brüdern. Der große Künstler erlebt tiefstes Verstehen der Kunst und erringt ein höchstes Kunstwissen. Schließlich erlebt er ein Erkennen, das das Ganze der Natur von den Urbedingungen der Erde bis zu den höchsten Schöpfungen des Genius umfaßt. In allem eine Haltung des Geistes und Stellung zum All, die so demütig wie hingegeben größte Frömmigkeit ist. Das Ganze: Religion.

Diese Züge wirken ineinander und bilden durch alle Tage des Goetheschen Seins die Einheit seines Wesens. Sie verteilen sich verschiedentlich auf seine Schöpferzeiten und treten mit erhöhter Deutlichkeit in dieser oder jener mehr hervor. Dem jungen Goethe gehört das unmittelbare Dichtertum und unmittelbare Verhältnis zu Welt und Genien.

Und so ergeben sich die vier Teile des Faust: Der Urfaust als das stärkste Gedicht der genialen Jugendzeit. Das „Faustfragment" von 1790 zeigt gerade in seiner Unfertigkeit am stärksten, was Goethes „italienische" Seele war. Der „Erste Teil" wächst aus dem Drängen Schillers zur Vollendung. Aus der Vollendung der Weisheit ergibt sich der „Zweite Teil" als dieser Weisheit höchster und letzter Schluß.

Der Weg des jungen Goethe wird von Kühnemann gezeigt als der Weg des Dichters zum Urfaust. Von jener reichen und behüteten Kindheit an. Schon früh entquillt ein unwillkürliches Dichtertum. Der eigentliche junge Goethe wird in Straßburg geboren. Wenn auch auf nun französischem Boden, die alte deutsche Stadt löst ihn von französischem Geisteswesen und schafft seine Deutschheit. Das Herdererlebnis: Dichtung ist eine Menschengabe, die allen Völkern gegeben ist. Jeder erlebt an seiner Stelle das ewige Schicksal des Menschseins. Wer es im Urgefühl erfaßt, in einfachster Natur zum Ausdruck bringt, der ist ein Dichter. Der Kunstpoesie tritt die Volkspoesie gegenüber. Jede Dichtung, die nicht Naturlaut ist, ist tot. Goethe empfängt hier den Gedanken der Natur, der Aufgabe und Inhalt seines ganzen Lebens bleibt. Natur, die ewige Wahrheit der Dinge.

Den Weg seines Schaffens geht er als ein Liebender. — Da begegnet ihm Spinoza. Die grenzenlose Uneigennützigkeit, der Mensch,

die verwandte Natur in Spinoza ziehen ihn mächtig an. Gleich Spinoza steht er den Menschen und Dingen gegenüber ohne Begehren für sich selber da, nur in dem einen einzigen Verlangen, daß sie sich verstehen lassen in dem ihnen eigenen Wesen und Leben.

Durch Spinozas Augen begreift Goethe plötzlich die Verworrenheit der Leidenschaften, die ihn umherwerfen, als einen großen Zusammenhang natürlicher Notwendigkeiten. „Ich glaubte, indem ich in mich selbst blickte, die Welt nie deutlicher gesehen zu haben." Als am verwandtesten ergreift er die „scientia intuitiva", das anschauende Erkennen, — ein überbegriffliches Erfassen, das den Gegenstand — Welt, Dinge, Leben, Seele, Gott — in seiner Gesetzlichkeit durchsichtig und offenbar macht. So zielt auch Goethes Erkennen nie auf leblos abstrakte oder gar angelernte Begriffe, sondern auf unmittelbares Schauen. Was aber bei Spinoza immerhin ein Entsagen des einsamen Menschen bleibt, wird bei Goethe das Orgelbrausen des reichsten Lebens. Das Verstehen der Wahrheit wird Freiheit, Freiheit wird Freude, wird Liebe, wird Liebe Gottes und seiner Wahrheit. Das wird zum Sinn des Goetheschen Lebens. Über Spinoza wird sich Goethe in seinem tiefsten Wesen offenbar.

Im „Werther" wird er der große Dichter vom Menschsein selber. Vom Menschsein in seiner Unendlichkeit und seiner Endlichkeit, den äußersten Gegensätzen zugleich, — in seiner himmlischen Seligkeit und seinem höllischen Verderben.

Der Urfaust. Schon aus dem „Ach!" der ersten Zeile spricht das Leiden eines großen Herzens. Nicht bloßes wissenschaftliches Bemühen endet hier in Enttäuschung und Ekel, sondern hier stockt tragisch ein Leben. Das Erkennen, das Faust verlangt, will unmittelbare Genialität sein. Ein Höchstes für ihn: jene magische Geistesmacht der Genialität, durch die er unter die schaffenden Geister des Alls tritt. Ein Höchstes, das zugleich Todesgefahr, Göttlichkeit und zugleich tragische Gebundenheit ist.

In völliger Umprägung der Faustgestalt der Sage erscheint hier statt Abfall und Verdammnis die Erhebung auf eine letzte Höhe — in tödliche Gefahren. Und so wird Faust eine wahrhaft mythische Gestalt. Es wird die Tragödie des abendländischen Geistes: die ewige Unbefriedigung des Endlichen in seinem Streben zum Unendlichen.

Von der Unendlichkeit des Alls besiegt, entdeckt Faust in Gretchen die Unendlichkeit des Herzens. Aus der ersten Versuchung geht damit

die dem Teufel unerreichbare Hoheit seiner Seele hervor. Die Liebe gibt Anteil am Ewigen. Liebe ist Gott, der Gedanke ist es nie. In Faust und Gretchen kommen die Enden der Menschheit zusammen: Die letzte Bewußtheit und die erste Unbewußtheit, um eins zu werden. Gretchen ist jene Natur, die Faust in sich vergebens strebte zu sein.

Der dichterische Gedanke dieses Faust verlangt, daß Faust durch ein All des Lebens schreite, um am Ende die Erlösung zu finden. Er verlangt die ganze weitere Folge des Goethe'schen Lebens.

Goethe in Weimar: Es beginnt ein Meistern harter Wirklichkeiten, ein beständiges Ringen um die reine Ruhe in der Seele. Er nimmt in seiner Welttätigkeit sein Wesen in die eigene Hand und gelangt zur Fülle seiner Möglichkeiten. Aus dem Studium des Landes wächst ihm neue Wissenschaft, nicht in trennenden Begriffen, sondern im Suchen nach der umfassenden Einheit. Seine Art des Schauens findet wissenschaftliche Methoden. Sich selber findet er neu in der Liebe zu Frau von Stein. Sein Leben bleibt unablenkbar die Notwendigkeit des Weges zu sich selbst. Die Reise nach Italien wird als der Höhepunkt seines Lebens verstanden. Durch das Griechentum seiner Sehnsucht erfährt er letzte Bestimmtheit. Goethe in Rom wird ein weltgeschichtliches Symbol. „In Rom hab ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden." — „Übereinstimmend mit sich selbst, vernünftig und glücklich!" — Dies ist das antike Lebensideal.

Am Ende dieser Zeit steht das „Faustfragment" von 1790. Im Urfaust war Goethe Faust selber. Jetzt steht das Faustgedicht als nordische Schöpfung in äußerster Fremdheit zu der Welt, die ihn erfüllt. Daß aber Goethe jetzt den Faust als Fragment herausgibt, beweist, daß er nunmehr eine Vollendung nicht beabsichtigt. Was fertig ist, erscheint und das Ganze gilt für Goethe damit als abgetan.

Karl August gibt dem aus Italien zurückgekehrten Goethe die völlige Freiheit von äußeren Diensten und erwirbt sich damit das Recht, das er besaß, als der Freund Goethes in der Geschichte weiterzuleben. Christiane gibt Goethe ein einfaches, unverlierbares Glück des Lebens. Sie gibt es als ein Geschöpf, das noch ganz unverfälschte Natur ist. Schiller gibt ihm die tiefste Erkenntnis des Goethe'schen Wesens und damit entscheidendes Selbstvertrauen. Mit der Einigkeit Goethes und Schillers in allen letzten Gedanken von Leben, Bildung, Kunst ergibt sich die Einheit zwischen Schiller, Goethe und Kant.

Dies innere Einssein mit der Philosophie Kants war vielleicht noch inniger als einst das mit der Lehre des Spinoza. Aus der sittlichen Höhe des deutschen Lebens in der Freundschaft von Goethe und Schiller wächst das Faustgedicht in seiner Ganzheit. Der erste Teil 1808 erweist sich als eine übergewaltige Aufgabe, in deren Bewältigung das Werk, wie es geworden, nun auch als die reichste Dichtung der Weltliteratur dasteht.

Auf dem Weg zum Zweiten Teil breitet Kühnemann, um uns richtig heimisch zu machen in der Goethischen Welt, den Gedankengehalt jener vielen kleinen und großen Arbeiten Goethes zur Wissenschaft, die meist vergessen scheinen, wie einen kostbaren Schatz, den er hebt, vor uns aus. Nicht von ungefähr wird die farbige Welt in den späteren Jahren die große Liebe und die Leidenschaft Goethes, des großen Augenmenschen. Kein Auge hat je mit gleicher Liebe auf aller Welt der Sichtbarkeit geruht wie dasjenige Goethes. Jede Zufallsberührung mit dem Wirklichen wird zu einem Glied der großen Kette von Gesichten, in denen sich ihm sein Leben in ein einziges großes Verstehen umsetzt. Eine Liebe, die sich wie keine an die Mannigfaltigkeiten der Welt dahingegeben, einfach und unendlich mannigfaltig wie die Welt selber, vollendet sich mit Goethes Tod.

Der Zweite Teil des Faust: Faust vollendet sein Leben. Als der Sinn des Lebens ergibt sich: es ist nicht Anlangen, sondern ewiges Weiterschreiten. Die Faustische Weisheit ist nun nicht mehr eine Weisheit des Grübelns um die „absolute Wahrheit", auch nicht Weisheit des Schwelgens in „absoluter Schönheit". Sie ist nunmehr Weisheit der Tat. Sich Freiheit und Leben täglich neu erobern, heißt allein wahrhaft leben und wahrhaft frei sein. Anfangs schien das unendliche Streben das Glück auszuschließen. Jetzt wird in unendlichem Streben das einzig wahre Glück entdeckt. Der Mensch wird aus dem Zwiespalt befreit und zur Einheit mit sich selbst gebracht. Faust hat das Seinige getan, der Erlösung teilhaftig zu werden.

In höchster Dichterkraft wird der Gedanken der Mystik hinzugefügt: auch das reinste Streben muß getragen werden von der Liebe Gottes. Im innersten Kern ist alles Leben Gnade.

Kühnemanns eigener Stil ist reich und vielseitig. Ob anschauliche Darstellung des Lebens, ob tiefgründige Betrachtung, ob scharfe Abwehr des Unverstandes, ob schließlich prophetische Rede aus tiefster Ergriffenheit und heiligster Liebe heraus, immer hat jedes seiner Worte

die Notwendigkeit aus dem Gegenstande, dem größten, den die Geisteswissenschaft kennt. Das bewirkt, daß wir an jedem Punkt des Werkes inmitten einer erhabenen Perspektive stehen. All diese Züge seines Stils haben ihre Wurzel zugleich in dem eigenen großen Lebensdrange Kühnemanns, der sich als Liebe zum deutschen Geiste, zur großen geistigen deutschen Welt, hier als Liebe zu Goethe offenbart. Sie ist verwandt jener Liebe des Platon zu Sokrates, jener Liebe, welche Kühnemann selbst einmal sagen läßt: „Laß mich Dein Leben bergen, das mein Leben schuf und Sinn meines Lebens wurde. Du darfst nicht sterben, denn die Menschheit stürbe in Dir."

GEDICHTE

Von Rose Ausländer

Die Spiegel

Das ist ein Widerstrahlen ohne Ende!
Dort leuchtet grenzenlos des Himmels Spiegel
und saugt in seine silberweiten Wände
die tiefe Welt und preßt auf sie sein Siegel.
Da flackern mystisch Myriaden Sterne
aus seinem ewig aufgeschlagnen Blick;
sie dringen in die abgewandste Ferne
und schleudern mächtig sie als Bild zurück.

Und über unsrem rollenden Planeten
fängt hoch ein goldnes Aug sein Bildnis auf
und zieht mit langen brennenden Magneten
an allen Wurzeln ihn zu sich hinauf.
Das wird ein Bäumekeimen, Blütenstürmen.
Verzaubert steigt ein grünes Meer empor
und will, berauscht, sich in die Sonne türmen
und drängt sich gierig an ihr Spiegeltor.

In tausend Spiegel schaut erstaunt die Erde:
Der Fluß nimmt grün den Wald mit auf die Reise.
Im stillen See schwimmt träg die Wolkenherde.
Das wilde Meer wälzt weite Himmelskreise.

Doch ungeteilt empfängt die ganze Runde
der reine linsenkleine Augenspiegel.
Ein Vogel lebt auf seinem Strahlengrunde
und Erd und Himmel trägt sein stolzer Flügel.

Dem Geliebten

Des Geliebten Nächte zu entzünden,
will ich augenspendend süß erblinden.

Des Geliebten Atem zu umkosen,
wandelt sich mein Blut zu tausend Rosen.

Des Geliebten Liebe zu erhalten,
möcht ich mich in tausend Frauen spalten,

daß er tausendfach nur mich begehre,
alle liebend nur mir angehöre!

Rose und Schmetterling

Wenn das weiße Morgenlächeln über meinem Kelche hängt
und der Frühluft leises Fächeln sich in meinem Haar verfängt,
daß mein grüner Körperstengel sehnsuchtsschwer sich überneigt,
kommt mein schöner Falterengel, der mit mir zum Himmel steigt.

Meine duftige Gewandung wandelt er zum Flügelkleid,
über Tag und Mittagsbrandung schweben selig wir selbzweit.
Und wir schaukeln und wir strahlen unsre Seelen in die Luft,
füllen alle Blütenschalen: er mit Farbe, ich mit Duft.

Rundschau

Politische Chronik. Die erste Neuwahl der sächsischen Körperschaften fand am 26. September in Kronstadt statt. Hier geben die Nachbarschaften nach alter Gepflogenheit eine Kandidationsliste heraus, wobei nach einem alten und darum nicht weniger seltsamen Grundsatz zuerst einmal die Namen aller, bisher dem Kreisausschuß Angehörigen aufgenommen werden, sofern sie die Sitzungen auch besucht haben. Auf die Liste werden dann nochmals eben so viele Namen geschrieben. Ein Kandidationsausschuß der Nachbarschaften besorgt deren Zusammenstellung, übt also ein Vorwahlrecht aus, bei dem es meistens einen richtigen Handel mit den verschiedenen Vereinen, Tischrunden und Cliquen zu bestehen gilt. Das Volk wählt also von

zwei Namen, die man ihm vorspricht, den einen. Und da es unser Volk ist, wählt es meist den alten Kreisausschuß wieder, was dadurch besonders gefördert wird, daß auf derselben Liste die Mitglieder des abgetretenen Kreisausschusses noch genau genannt werden. Wer sich diesen Wahlgang ausdachte, war ein äußerst schlauer Verteidiger des Bestehenden. Es gelang ihm dabei auch, jede politische Zielsetzung der Wähler von vornherein auszuschalten. Gewählt werden in der Stadt 86 Männer und 14 Frauen. Die Kandidationsliste der Nachbarschaften ist, da sie durch einen Ausgleich von mindestens 10 Gruppen zustandekommt, eine Sammlung von Leuten, die nach allen Seiten hinziehen. Ein gemeinsamer Willen kann auf der Nachbarschaftsliste gar nicht zum Ausdruck gelangen. Was aber noch schwerwiegender ist — auch das Volk kann einen bestimmten Willen nicht äußern, weil es erstens nur höchst selten einen hat und ihn zweitens nur dann hat, wenn man ihn weckt. Aber die auf einer solchen Liste Vereinigten können das nicht. Deshalb zerflattert die ganze Wahl zu einer Auswahl der Männer und Frauen, die am beliebtesten oder einflußreichsten sind. Diese erhalten immer die meisten Stimmen.

Wer trotzdem einen politischen Willen hat, ein neues Programm vertritt, muß, um auf die Liste aufgenommen zu werden, vorerst allerlei Verhandlungen führen, und auf die Nachbarschaften Einfluß nehmen, dann aber ist es durchaus noch nicht sicher, ob er gewählt wird, denn die Eigenschaft „beliebt" zu sein, ist sehr häufig bei denen, die genau wie die Masse nichts wollen, als nichts zu wollen. In dieser verzweifelten Lage muß eine Gruppe, die etwas durchzusetzen strebt, sich entweder auf gemeinsame Streichungen einigen oder sie muß eine Sonderliste aufstellen. Zu dieser Tat entschließt sich der Kronstädter Sachse einmal in zehn Jahren, denn solch eine Liste ist ein zweischneidiges Schwert. Bleibt sie nämlich die einzige Sonderliste, so können die Gegner, die auf der Nachbarschaftsliste ihre Streichungen vornehmen, immerhin noch einige Vertreter im Kreisausschuß gewinnen. Wird ihr aber, wie gewöhnlich, eine Gegenliste entgegengestellt, so beginnen sich in den letzten Tagen vor der Wahl die Gemüter zu erhitzen. Es gibt einigen Wahlgestank. Die alte Ordnung ist gefährdet und das allein schafft dem Angreifer schon etliche hundert Gegner, die ihre Ruhe haben wollen. Siegt nun aber die eine Sonderliste, so geht, da es eine Minderheitsvertretung wider jede Gerechtigkeit nicht gibt, der Gegner völlig leer aus, mag er auch 49 Prozent der Stimmen erhalten haben; siegt die Gegenliste, so ist es das gleiche — eine Lösung, die ebenso ungerecht ist. Eine gewisse Vertretung der Unterlegenen kann höchstens dadurch entstehen, daß die Nachbarschaftslisten in ihrer sehr individuellen Fassung einige besonders „beliebte" oder einflußreiche Personen, die vielleicht zur unterliegenden Partei gehören, noch in den Kreisausschuß hineintragen. Das hilft nun allerdings auch nicht sehr viel, denn der Gegner streicht absichtlich, wenn etwa auf seiner Liste auch Namen der Gegner stehen sollten, die wichtigsten weg. Die Farblosen bleiben.

Dieses Wahlsystem zeigte seine vollen Möglichkeiten bei den letzten Kronstädter Wahlen. Daß eine Erneuerung unserer politischen Gedanken und Ziele ein Lebenserfordernis unseres Volkes ist, damit die Einigkeit hergestellt werde, pfeifen die Spatzen vom Dache. Die Versammlung vom 7. Juni war ein Ausdruck dieser Erkenntnis. Zahlreiche andere Bestrebungen schließen sich von anderen Seiten diesem Erwachen an. Die Vorgeschichte des Wahltermines ist bekannt. Die Einzelheiten der Kronstädter Wahl mögen jetzt hier nicht näher berührt werden. Es gab eine Reform-Liste, auf

der neben den tüchtigsten Vertretern der Gegenseite die wichtigsten „jungen Führer", aber auch viele politisch Indifferente verzeichnet werden. Es gab aber auch eine Gegenliste, die keinen einzigen führenden „Jungen" enthielt und mit außergewöhnlichem wahltaktischen Können in die Masse lanziert wurde. Sie sah äußerlich genau so aus wie die Nachbarschaftsliste; sie wurde begleitet von einer ungezeichneten Flugschrift, auf der zu lesen war, daß die Reformliste national-unzuverlässige Elemente enthalte u. dgl. Am meisten aber zog die plötzlich massenhaft verbreitete Behauptung, daß unter den Jungen Kommunisten seien. Trotzdem gaben 523 Menschen die „junge" Liste ab. Gegen diese Front fand sich für die Gegenliste eine Menge von 695 Stimmen. Diese Gegenliste nannte, wie erwähnt, nicht einen einzigen führenden Jungen und da die noch abgegebenen 279 Nachbarschaftslisten sich nach allen Seiten zersplitterten, obzwar sie den wichtigsten Namen der Reformliste noch über 200 Stimmen brachten, wurde das Ergebnis nicht nennenswert verändert. In dem Kronstädter Kreisausschuß sitzt kein Wilhelm Staedel, kein Albert Hermann, kein Dr. W. Gust. Er ist farblos, mit Ausnahme einiger, die auch von den „Jungen" mitgewählt worden waren. Die Führer der neusächsischen Bewegung brachte ein Gerücht und einige eigene Fehler um den sicheren Erfolg, wenngleich etwa 20 bis 30 ihrer Anhänger gewählt wurden.

Im größeren Zusammenhang betrachtet und unabhängig vom lokalen Sturm im Wasserglas, interessiert die Wahl nur aus diesem letzterwähnten Gesichtspunkt. Die siegreiche Mehrheit ist nicht kompakt, nicht geschlossen; sie hat kein Programm. Die 523 bzw. 700—720 Stimmen der „Jungen" sind anders zu bewerten. Sie haben ein Programm. Es ist das vom 7. Juni, der Aufbauplan unseres Volkes. Diese Zahl von über 40 bis etwa 48 Prozent der Wähler ist ein starker Posten der neusächsischen Bewegung. Noch vor einem Jahre wären keine Hundert beisammen gestanden. Auch die Gegenseite bedauerte nachträglich, daß kein Führer dieser großen Minderheit, die bei üblicher Wahlbeteiligung und ohne Gegenaktion (und einiges andere) gesiegt hätte, im Kreisausschuß infolge des mangelhaften Wahlsystems vertreten ist. Aber auch dieser Zustand hat seine Vorteile. Es ist, da nun einmal die Entscheidung gefallen ist, für die neusächsische Bewegung in Kronstadt — das Wahlergebnis in den anderen Bezirken wird diese Einstellung nicht abändern — die Zeit gekommen, wo nach dem ersten stürmischen Entfalten, unabhängig von unmittelbaren Wahlzielen, die Ruhe zur Ausreifung der eigenen Ideen, des geistigen Inhaltes und der neuen Wesensart beginnt. Die Schärfe der äußeren Gegensätze wird gemildert werden, während sich die ideale Ausbreitung in Wort und Gegenwort läuternd durchsetzen wird.

Anfang September vollzog sich in Temesvar die Neugründung des Verbandes der Deutschen in Rumänien. Eine stille Angelegenheit. Der erwartete Zeitungsjubel klang matt. Was ist nun dieser Verband eigentlich, der da neugegründet wurde? Was will er eigentlich? Niemals ist etwas, was der Idee nach notwendig ist, mit solcher Resonanzlosigkeit ins Leben gesetzt worden, das ja schließlich wir sind. Weder in der Vorbereitung war ein schöpferischer und begeisternder Funke zu spüren, weder blitzte in den Berichten der Widerschein eines solchen auf. An diesen Verband, bisher das Symbol einer 12jährigen politischen Erfolglosigkeit, ist auch heute noch, solange nicht wirkliche Taten vorliegen, schwer zu glauben. Heinrich Zillich

Die „Deutsche Buchgilde in Rumänien" beginnt ihre Tätigkeit. Im Märzheft zeigten wir die Gründung der „Deutschen Buchgilde in Rumänien" an, orientierten

kurz über ihren Zweck und ihre Organisation und versprachen, nach erfolgter Auslese der erstmalig heuer ihrem Schriftleitungsausschuß eingereichten Werke, in den Herbstmonaten dieses Jahres mit der allgemeinen Werbetätigkeit für sie zu beginnen.

Der Schriftleitungsausschuß der B. G. hat inzwischen seines Amtes gewaltet und von den sechs Werken, die einheimische Autoren zur Verfügung stellten, eines angenommen. Es ist Adolf Meschendörfers Roman „Die Stadt im Osten", der somit dazu bestimmt ist, die Buchreihe der B. G. zu eröffnen.

Die Werbetätigkeit für die B. G. setzt in diesen Tagen ein. Wir bitten alle Mitarbeiter und Leser des Klingsors uns dabei nach Kräften zu unterstützen. Ihnen in erster Linie dürfte die Einsicht in die verlegerischen Mißstände unseres einheimischen Schrifttums geläufig sein. Die B. G. will diesen Mißständen ein Ende bereiten. Durch ihre Gründung hofft sie ein Verlagsforum geschaffen zu haben, wie wir es allzulange entbehren mußten, das erstens die denkbar gerechteste Beurteilung und Behandlung unserer Autoren gewährleistet, das zweitens die Wahrung berechtigter Wünsche unserer Lesergemeinde (die im Schriftleitungsausschuß vertreten ist) verbürgt.

Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen angemessen mit 240 Lei festgesetzt worden, was einer Ausgabe von monatlich 20 Lei entspricht. Die Anmeldung erfolgt am besten durch Postkarte bei der Vertriebsstelle der B. G. in Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 25. Den Mitgliedern wird Meschendörfers schön ausgestatteter Roman von ungefähr 400 Seiten im Laufe des Monats November zugestellt.

Otto Folberth

Großpolder Singwoche. Die Singbewegung ist bei uns noch verhältnismäßig wenig bekannt. Wohl singt man Lieder von Walter Hensel auch hier, aber nur wenige sind sich im klaren darüber, welch grundlegende Änderung der geistigen Einstellung zu Welt und Menschen mit dem neuen Singen verbunden ist. Etwas von diesem neuen Geist in weitere Kreise, namentlich in unsere Lehrerschaft zu tragen, war der Zweck der Singwoche, die vom 22.—30. August in Großpold stattfand. Keine Lebensäußerung des Volkes zeigt so empfindlich seinen innern Zustand wie das Singen. Es gibt freilich ein Musizieren, das sich in gleichmäßiger, akademischer Höhe hält, und für die meisten Menschen nur als zu bewundernde Leistung des Komponisten und des darstellenden Künstlers in Betracht kommt. Aber was wird im Volke gesungen? Was und wie singen unsere verschiedenen Chöre und Gesangvereinigungen? Welcher Geist geht von ihnen aus? Wie stehen wir alle zum Lied bei Festen und harmloser Geselligkeit, in der Kirche und wo uns sonst das Leben zusammenführt? — Es ist furchtbar, was man da mitunter zu hören bekommt. Ich will nicht einmal erst reden von dem Couplet oder sentimentalen Kitsch unter großer Zustimmung der Hörer, selbst der Bauern. Wieviel unechte Pose, wieviel trübe Lust, die mit Freude nichts zu tun hat, wieviel eitle Selbstbespiegelung und Seelenarmut kommt doch leider immer wieder in unserem Singen an die Oberfläche. Gediegene musikalische Schulung tut da gewiß sehr not und ist schon als solche nicht zu unterschätzen. Aber sie nützt für sich allein ebensoviel und so wenig wie die rein ästhetisch-volkskundliche Aufklärung etwa in der Trachtenfrage nützt. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über."

Singen ist ebensowenig eine Fachangelegenheit, wie alle übrigen Dinge, die wirklich an Lebendiges rühren. Aus dieser Erkenntnis ist die Singbewegung und die Ein-

richtung der Singwochen hervorgegangen. Soll unser Singen voller, edler, tiefer, bekennender werden, so müssen wir nicht bloß das Musikalisch-technische oder das rein Ästhetische im Auge haben. Es gehört dazu eine innere Erneuerung, ein Erfaßtwerden des ganzen Menschen. Darum sind Singwochen keine „musikalischen Kurse"; sie sind eher Exerzitien, seelischen Schulungswochen zu vergleichen, in denen um das große Ziel innerer Läuterung neuer, sinnerfüllter Gemeinschaft gekämpft wird. Nur wer bereit ist, sich ergreifen zu lassen, statt immer wachsam und ängstlich sich vor jeder Bindung zu hüten, die er selber nicht mit seinem lieben Ich völlig beherrscht, kann überhaupt auch nur verstehen, worum es hier eigentlich geht.

Auf diesen Voraussetzungen beruhte unsere Singwoche. Sie ging von der Behandlung einfachster Volkslieder aus, um im evangelischen Choral ihren Höhepunkt zu finden. Dabei wurden recht schwierige musikalische Aufgaben bewältigt. Der Tag war eingerahmt von kurzen Feiern, die im Morgen- und Abendlied vor der Kirche ihren Ausdruck fanden. Dazwischen war ernstes und anstrengendes Studium in Theorie und Praxis, bewußt darauf eingestellt, den zahlreichen Lehrern und Lehrerinnen Rüstzeug für ihre Musikarbeit zu geben. Trotzdem rundete sich die Woche zum harmonischen Ganzen auch für die andern Teilnehmer, die den verschiedensten Berufen angehörten. Geleitet wurde sie von Alfred Rosenthal-Heintel, der bereits zweimal vom Wandervogel veranstaltete Singwochen in Siebenbürgen geleitet hat. Ihm ist es vor allem zu verdanken, daß uns diese Woche zum Erlebnis wurde und die Teilnehmer reich beschenkt auseinandergingen. Von ihm ging nicht nur reiches musikalisches Können, sondern insbesondere der Geist aus, der alles Gebotene in das Licht tiefgläubigen Gotterlebens stellte, ohne sich dabei in Frömmelei oder unnötigen theologischen Erörterungen zu verlieren. Konrad Möckel

Klarlegung. Im September veröffentlichten wir die Entschließung der am 31. August in Kronstadt von Wilhelm Staedel geleiteten Versammlung über die Schaffung eines sächsischen Volksopfers. Der letzte Satz der Entschließung lautet: „Mit aller Bestimmtheit aber müssen wir erklären, daß wir die Zuwendungen an kirchliche und völkische Einrichtungen unserer Volksgemeinschaft nur unter der Bedingung zu geben bereit sind, wenn uns auf eigenen Einblick hin streng sachgemäße Wirtschaftsführung innerhalb dieser Körperschaften gewährleistet erscheint!" Wie diese ganze Aktion von verschiedenen Seiten mißgedeutet wurde — was schließlich dazu führte, daß die Kronstädter Anhänger des Volksopfers freiwillig jede weitere Tätigkeit bis nach den sächsischen Körperschaftswahlen einstellten, um die unrichtigen Gerüchte nicht weiter wuchern zu lassen — wurde auch dieser Satz der Entschließung falsch ausgelegt. Man meinte, hier zeige sich das Bestreben, eine Diktatur über die innere Gebarung unserer Organisationen aufzurichten. Das ist eine unsinnige Auslegung des allerdings nicht ganz entsprechend formulierten Satzes, der nur zum Ausdruck bringen soll, daß die Männer, die sich in den Dienst dieses Werkes stellen, den Zweck, für den die Spenden fließen werden, selbst „in engster Zusammenarbeit mit der Selbsthilfe und dem Fürsorgeausschuß der Landeskirche" zu bestimmen und deren streng sachgemäße Verwendung zu überprüfen wünschen. Das S.-D. Tageblatt beschäftigte sich am 3. Oktober auch mit diesem Satze und nahm daran Anstoß. Es benützte den Anlaß, um gegen die „Politik des Mißtrauens", das sich auch hierin äußere, anzukämpfen. Das Mißtrauen, das tatsächlich in unserem Volke herrscht, wird sicherlich nur dann beseitigt werden können, wenn, wie es das

Tageblatt nun vorschlägt, die Dinge offen und frei beim Namen genannt werden. Erstaunlich bloß, welche alten Wahrheiten ausgerechnet das Tageblatt plötzlich entdeckt und verkündet, als hielte es sich wirklich daran! Heinrich Zillich

Sprachbesinnung (neue Folge). [redacted]

Carl H. Csallner

Neue Bücher und Schriften

Vierteljahrs-Schrift, früher Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt 1931, Nr. 1—3. Herausgeber Karl Kurt Klein in Jassy. Es ist ein neuer Zug in den wissenschaftlichen Arbeiten der Siebenbürger Deutschen zu spüren. Nimmt man die aus dem „Korrespondenzblatt" zur „Vierteljahrsschrift" des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde umgewandelten grünen Hefte zur Hand, so hebt sich dem Leser ohne weiteres aus ihnen die zeitgerechte Form einer führenden Vereinszeitschrift heraus. Der neue Kurs hat u. a. die Honterusforschung kräftig vorwärtsgetragen und bisher vernachlässigte siedlungsge-

[redacted]

schichtliche Untersuchungen an die Oberfläche gebracht. Bestimmend wirkt, in höherem Maß als bei den meisten andern wissenschaftlichen Zeitschriften, die schriftstellerische Leistung des Herausgebers selbst. Die Gliederung der Beiträge nach Gruppen entspricht den üblichen Voraussetzungen für eine gut geleitete Fachzeitschrift. Den Hauptteil beanspruchen größere Aufsätze, es folgen kleine wissenschaftliche Mitteilungen, Forschungsberichte und Besprechungen, eine reichhaltige Bücher- und Zeitschriftenschau, schließlich Nachrichten, Anfragen.

Alle Äußerungen sind auf streng wissenschaftliche Sachlichkeit gerichtet. Es ist geradezu, als wollte der Herausgeber aus der Enge heimatlicher Befangenheit herausführen und die Mitarbeiter zu klarer Arbeit sammeln. Wenn Gründlichkeit als Haupttugend der Wissenschaft gilt, so können alle Beiträge vor diesem Wertmaße bestehen. In besonders gewinnender Art ist diese Stufe von Konrad Schünemann in einem Aufsatz „Siebenbürgen in der Geschichtsschreibung der Rumänen seit 1918" erreicht.

Es muß mit Dank gebucht werden, daß durch Buchbesprechungen die freundschaftliche Verbindung von uns zu den Luxemburgern aufrecht erhalten wird.

Nur ein Fach weist zu sparsam beschriebene Seiten auf, man könnte sie fast als unbeschrieben ansehen: Volkskunde. Stirbt bei uns, ohne daß wirs recht wissen, das Mitgefühl für die ursprungsnahen und blumigen Äußerungen unseres Bauernvolks ab und wollen wir dem Dornenschlaf verfallen? Der eine oder der andere hätte doch einiges davon zu sagen und würde die vom Herausgeber geleistete gewissenhafte Arbeit wesentlich abrunden helfen. Unsere einzige größere wissenschaftliche Zeitschrift verdient von allen Volksgenossen gelesen und unterstützt zu werden.

Erhard Antoni

Dr. Heinz Brandsch: „Unsere pädagogische Literatur der letzten 80 Jahre." 5. Buch der Bücherei des siebenb.-sächs. Lehrers, Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg, 1931, 165 S.

Es muß der große informative Wert dieses Buches unseres bekannten Pädagogen hervorgehoben werden. Dabei denke ich in erster Reihe an die Zusammenstellung der Werke selbst, die jetzt zusammenfassende, literarisch fundierte Arbeiten über die Vergangenheit unseres Erziehungswesens sehr erleichtert. Ferner liefert das Buch den Beweis, daß pädagogische Fragen hier immer interessierten: über 1200 Publikationen in 80 Jahren! Eine neue Entdeckung des Autors ist die Tatsache, daß der Philosoph Beneke vor Herbart hier viele Anhänger hatte.

Sehr lesenswert sind die — aus Gründen materieller Art — etwas kurz gefaßten Charakteristiken unserer hervorragenderen Pädagogen: St. L. Roth, Franz Obert, J. Capesius, E. Morres und K. H. Hiemesch; die Bedeutung des letzteren wird von Brandsch gebührend hervorgehoben, was er selbst in seiner bescheidenen Art nie tat. Das Werk kann auch Nichtpädagogen sehr viel Interessantes vermitteln und ist die Frucht geduldiger, sehr gewissenhafter Arbeit. A. Heltmann

Neue Reclam-Bändchen. Eine bisher unbekannte Novelle von Dostojewskij — „Eine dumme Geschichte" — ist eine große Überraschung. Dostojewskij zeigt sich hier bei aller schneidenden und rücksichtslosen Gesellschaftskritik und Menschenzerfaserung von einer neuen Seite: er hat Humor. Die Geschichte ist außerordentlich. — Ebenfalls nach Rußland, aber in das der Gegenwart führt eine Novelle von Jakob Schaffner: „Der lachende Hauptmann." Eine kleine, furchtbare Epi-

sode aus den Kämpfen zwischen den Rot- und Weißgardisten wird von dem großen Schaffner mit überwältigender Gestaltungskraft dargestellt. Die Novelle wird unvergeßlich bleiben. — Schließlich liegt noch eine kleine „Kulturkunde" von Prof. Dr. Walter Schneidt vor. Es ist eine Fortsetzung der „Rassenkunde", die im gleichen Verlage derselbe Autor herausbrachte und befaßt sich in laienverständlicher Weise mit dem Kulturbegriff auf Grundlage neuer biologischer Erkenntnisse.

Heinrich Zillich

Rudolf Borchhard. Deutsche Literatur im Kampfe um ihr Recht. Georg Müller-Verlag, München. 1931. — Bekanntlich haben vor einiger Zeit einige deutsche Verlage (Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg, Georg Müller und Albert Langen in München) mit Unterstützung des Deutschnationalen Handelsgehilfenverbandes, der größten Gewerkschaft der Welt (deutschnational ist hier nicht als Parteibezeichnung zu werten), eine Verbindung eingegangen, die sich zur Aufgabe stellt, die wahrhaft deutsche, aus dem Wesen des deutschen Volkes erwachsende Dichtung zu unterstützen und damit der großstädtischen, parteilich und oft jüdisch gebundenen Literatur ein Gegengewicht zu schaffen. Wie nun diese Absicht im Zusammenhang mit einem tragischen Vorfall, der einen Beamten des Georg Müller-Verlages betraf, von der demokratischen Presse Deutschlands maßlos verdächtigt wurde, wie die Unverantwortlichkeit großer Weltblätter sich hier in einer schmutzigen Weise betätigte, wird von Rudolf Borchard in einem glänzenden Essay dargelegt. Die Kampfschrift beleuchtet zugleich den Genesungsweg des deutschen Schrifttums und das schon in die Defensive gedrängte hysterische Hilfegeschrei einer vergänglichen Literatur und ihrer Geschäftsträger.

Heinrich Zillich

Hier spricht der Feind. Mit einer Einleitung von Ernst Jünger herausgegeben von Richard Junior. Neufeld & Henius-Verlag, Berlin, 1931. — Wir haben das von Jünger herausgegebene Werk „Das Antlitz des Weltkrieges", das in meisterhafter Weise Photo und Schilderung miteinander verknüpft, schon im Februar gewürdigt. Das vorliegende Buch ist der Schlußband. Er enthält Lichtbilder der Gegner Deutschlands, die, aus einer großen Fülle gesammelt, ein wirklich einprägsames und interessantes Material darstellen. Noch aufregender und aufschlußreicher für die Kriegsfront der Entente aber erscheinen mir die Bekenntnisse der Kriegsteilnehmer, in denen sich der deutsche Feind in vielfältiger Brechung spiegelt. Das seit einigen Jahren immer mehr bereicherte Bild des Krieges ist hier um wesentliche Züge vervollständigt worden. Besonders erfreulich ist es, daß die Auswahl Bekenntnisse aus den verschiedensten Phasen des Krieges bereitstellte und so bestimmte Ereignisse, die uns Mitteleuropäern von der einen Seite her bekannt sind, von der andern beleuchtet werden. Auch in diesem Werke steht das Menschliche und der Mensch inmitten des schicksalhaften Ereignisses durchaus im Vordergrund. Es macht den Wert beider Bände aus.

Heinrich Zillich

Paul Seelhoff, Jahrtausende reden... Eine neue Weltgeschichte. Mit über 100 Abbildungen auf Tafeln sowie historischen Karten. Neufeld & Henius-Verlag, Berlin, 1931 — Die Weltgeschichte in einem Bande, den da der sehr rührige Verlag Neufeld & Henius herausbringt, versetzt uns mächtig ins Staunen. Der Band hat beinahe 400 große Seiten, viele Bilder und Landkarten, ist in Leinen gebunden und kostet nur 6 Mark. Wenn nicht alles trügt, wird dieses Buch bald in vielen Händen zu

finden sein, denn es hat den Vorzug, den ungeheueren Stoff der ganzen bekannten Geschichte auf einige Hauptlinien zusammenzustreichen und diese in ihrer Entwicklung zu verfolgen. Daß damit eine bedeutende Oberflächlichkeit der Betrachtung verbunden ist, kann bei diesem populären Werke nicht als Mangel erachtet werden. Wer eine Ahnung des menschlichen Schicksales bis zur Gegenwart erhaschen will, greife nach diesem Buch, das auch dem Gebildeten als leicht übersichtliches Nachschlagewerk in Fällen, wo nicht das Spezielle gesucht wird, sondern der große Zusammenhang, Dienste leisten wird.

Heinrich Zillich

Nietzsches Werke. Auswahl in 4 Bänden. Mit einer Biographie von Karl Heckel, einer philosophischen Darstellung von Alfred Baeumler und Nachworten von Kurt Hildebrandt. Reclam-Verlag, Leipzig (Bd. 1—3 je 4·—, Bd. 4 4·80 Mark). Der Reclamverlag hat sich durch die Ausgabe dieser geschlossenen Auswahl, die auch ein schmuckes Äußere trägt, große Verdienste erworben. Sie umfaßt die wichtigsten Werke Nietzsches in ungekürzter Fassung mit allen Nachträgen und Vorworten. Der 4. Band ist äußerst wichtig. Er enthält eine Sammlung: „Nietzsches Philosophie in Selbstzeugnissen", systematisch ausgewählt von Alfred Baeumler. Die Ausgabe enthält außerdem einige umfassende Untersuchungen über Nietzsche, so vornehmlich Alfred Baeumlers Werk „Nietzsche der Philosoph und Politiker". Die Biographie Nietzsches, die ebenfalls Aufnahme fand, ist von Karl Heckel verfaßt und Erläuterungen zu den Einzelwerken gibt Dr. K. Hildebrandt. Der billige Preis macht seinerseits diese Ausgabe geeignet, in die breiten Kreise zu dringen. Heinrich Zillich

Die Verteidigungsrede des Sokrates (Platons Apologie). Übersetzt von Paul Mühsam. Leopold Kloß-Verlag, Gotha 1921. — Der Übersetzer Paul Mühsam hat ein schönes Werk getan. Platons Apologie ersteht in seiner unvergleichlichen Übertragung in plastischer Lebendigkeit. Man wird sich diese Übersetzung immer wieder vornehmen.

Der Lyrik eine Bresche. Vor einigen Monaten gab die Zeitschrift „Der Bücherwurm" unter diesem Titel eine sehr bemerkenswerte Sondernummer heraus (Karl Rauch-Verlag zu Berlin). Wir kennen schon seit Jahren das alte Lied der Verleger und Dichter: daß es keine Leser von Gedichten mehr gäbe, daß Gedichte zu schreiben eine höchst brotlose Kunst geworden sei. Karl Rauch, der Herausgeber des „Bücherwurms", ist diesen Gerüchten und Klagen auf den Leib gerückt in einer originellen Art. Er richtete an die verschiedensten Leute aus allen Kreisen Anfragen über ihre Einstellung zur Lyrik. Die Antworten bringt diese Nummer, die in ihrem ersten Teile eine Sammlung deutscher Gedichte von Walther von der Vogelweide bis zur Gegenwart veröffentlicht, wobei Rudolf G. Binding die Einleitung schrieb. Die Antworten geben ein ganz unerwartetes Ergebnis. Die Lyrik ist — muß man nach der Lektüre dieser Bekenntnisse sagen — durchaus nicht tot. Daß sie im Gegenteil sehr lebendig ist, daß heute eine ganz ausgezeichnete Lyrik geschrieben wird, wußte schon jeder, der sich um diesen edelsten Zweig des Schrifttums kümmert, seit langem, aber daß auch das Bedürfnis zum Lesen der Lyrik keineswegs erloschen ist, sondern nach Angaben von Buchhändlern und Bibliothekaren sogar in den letzten Jahren im Wachsen begriffen ist, so daß man von einer beginnenden „lyrischen Ära" sprechen kann, das ist durchaus neu und erfreulich. Man muß die Antworten, die Rauch veröffentlicht, der Reihe nach lesen, um zu spüren, daß bis in die letzten Wurzeln des deutschen

Volkes das Echo der Lyrik erklingt. Der Band bringt kaum ein halbes Dutzend Stimmen, die sich unter höchst eigenartigen Begründungen gegen die Lyrik erklären. Mit Ausnahme dieser erhielt der Herausgeber durchaus nur positive Antworten.

Heinrich Zillich

„Braşovul literar şi artistic". In Nachfolge der „Ritmuri" erscheint diese Kronstädter rumänische Zeitschrift seit Juni dieses Jahres unter der Leitung des bekannten Lyrikers E. Pavelescu. Der Kreis der Mitglieder ist sehr stattlich, darunter auch Berühmtheiten wie Rebreanu, Agârbiceanu, Moşoiu, Pavelescu, Gregorian usw. Die konservative Tendenz der Zeitschrift kommt zum Ausdruck im Vorwort, das scharfe Angriffe gegen die ästhetischen Neuerer um jeden Preis richtet; sie zeigt sich ferner in der Betonung und Behandlung staatserhaltender Gewalten: so ist das I. Heft beinahe ausschließlich unserem jungen, energischen König gewidmet, während das II. Heft eine schöne Würdigung Jorgas durch Prof. Bălăcescu enthält.

Die patriotische Lyrik des I. Bandes, Gedichte von Pavelescu, Bran-Lemeny, Gregorian, ist ansprechend, spezifisch lyrische Gedichte wie Pavelescus Lied „Pentru ochii verzi", dann Gregorians „Ţiganii din Budapesta", sehr interessant; auch Nedelcu, Bran-Lemeny usw. liefern wertvolle lyrische Beiträge.

Das Epigramm scheint mir zu überwiegen: ich finde nur Pavelescus Epigramme wirklich gut.

Uns Sachsen interessiert vor allem die Übersetzung unseres Nationalliedes „Siebenbürgen" von Soricu und die Besprechungen unserer Maler M. Teutsch von E. Jebeleanu und H. Morres von Focşeneanu.

Im Ganzen eine Zeitschrift, die sich mit beträchtlichen Kräften zum Ziel setzt, provinzielle Eigenart und Verständigung unter unseren Nationen zu pflegen. Das allgemeine Niveau ist respektabel.

A. Heltmann

Mitteilungen der Schriftleitung

Unsere Mitarbeiter. Karl Hans Strobl, von dem wir eine Novelle bringen können, las vor einem Jahre in mehreren siebenbürgischen Städten aus seinen Arbeiten. Er gehört zu den wichtigeren Gestalten des deutschen Schrifttums. Kurt Scherg ist ein junger Kronstädter. Rose Ausländer, von der uns mehrere Gedichte vorlagen, zeigt ein eigenartiges, noch unausgereiftes und oft beinahe wild anmutendes Talent. Sie ist Czernowitzerin. Hermann Konnerth ist unseren Lesern vornehmlich als Maler bekannt. Gegenwärtig veranstaltet er, der für gewöhnlich in Deutschland lebt, in Hermannstadt eine Ausstellung seiner Bilder, die wir demnächst auch hier besprechen werden. Die übrigen Mitarbeiter dieses Heftes sind bekannt.

Adressenänderung. Wir verweisen nochmals darauf, daß Schriftleitung, Verwaltung des Klingsor, sowie die Wohnung des Herausgebers sich nicht mehr in der Dr. C. Schnellstraße 6 befinden, sondern in Kronstadt, Ioan Ratiustraße 6.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Ioan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

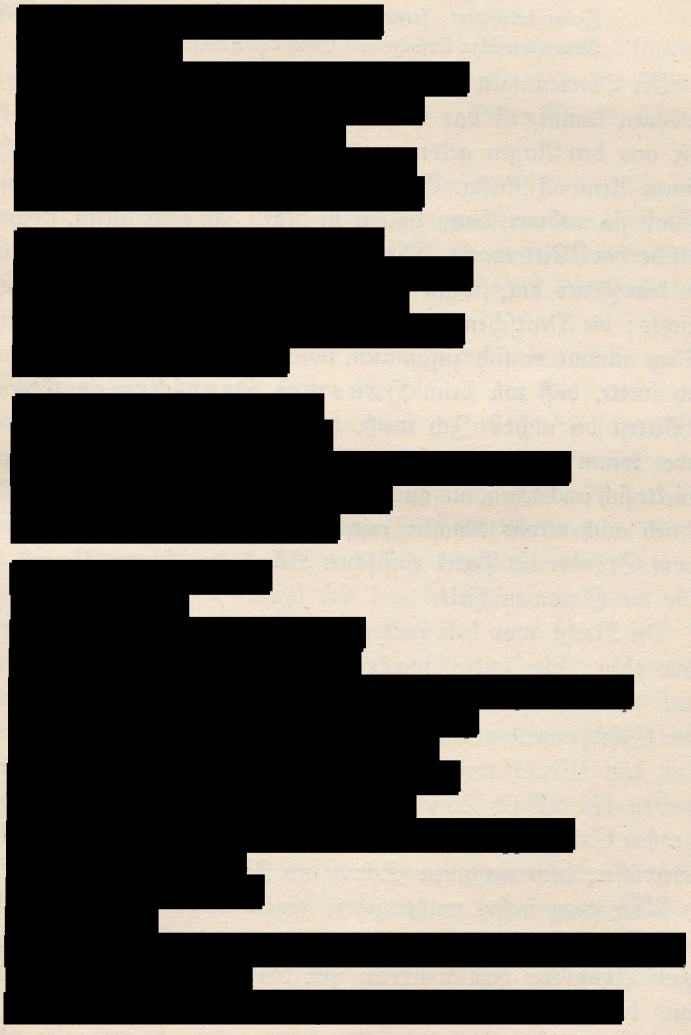


Hermann Konnerth, Wasserträger, 1929

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR NOVEMBER 1931 HEFT 11

ZUEIGNUNG

Von Nichifor Crainic



(Deutsch von Heinrich Zillich)

Verfinsterung (Intunecare)

2. Band. 1. Kap.: „Am Himmel zeigte sich ein großes Zeichen"

Von Cesar Petrescu

(In seinem monumentalen Roman hat C. Petrescu mit großer Kunst und Schärfe sein Land in der Kriegs- und Nachkriegszeit geschildert. In dem nachfolgenden Fragment wird das Verhältnis zwischen Offizier und Soldat an der Front beleuchtet; ferner lernen wir die Ansichten des sektiererischen Bauern Mucenicu über Ursache und Sinn des Krieges kennen):

Der Oberleutnant Ghenea sagte: „Was du dem Soldaten nicht abgewöhnen kannst, ist das Lagerfeuer. Wenn es dunkel wird, kaum ist er dir aus den Augen gekommen, siehst du ihn erscheinen, triumphierend, mit einem Armvoll Reisig. Er bläst in die Kohlen, bis ihm die Lungen platzen. Sind sie mehrere, dann halten sie Rat. Ist einer allein, stochert er in der Asche bis Mitternacht. Dieses Volk von Hirten und Fuhrleuten! Wenn er kein Feuer hat, scheint die Nacht ihm endlos. Strafen, Befehle helfen nichts; die Deutschen können schießen auf ihn, so viel sie wollen. Ein, zwei Tage nimmt er sich zusammen, dann fängts wieder an: Schau, Comşa, ich wette, daß wir beim Haus des Deutschen ein Feuer finden... Wettest du nicht? Ich weiß, du bist ein ernster Mensch, ohne Laster, aber komm', gehen wir hin." Oberleutnant Ghenea sprang auf ... und bückte sich im Gehen, um an der niederen Tür nicht anzustoßen. „Nehmen wir ihnen auch etwas Knaster mit, Kinder!". Comşa kehrte um und nahm vom Ständer ein Paket russischen Tabak aus seinem Vorrat, den er nur für die Soldaten hielt.

Die Nacht war hell und sternenklar, aber Licht und Sterne funkelten nur oben; hier unten warfen die Tannen undurchdringlichen Schatten auf die Erde ... Einen Augenblick blieben sie stehen und horchten nach der Schützengrabenlinie hin. Man hätte glauben können, der Wald sei leer, kein Mensch weit und breit, alle hatten die Schützengräben geräumt, hatten den Wald dagelassen mit seiner ewigen Musik, die auch zum großen Schweigen gehört: dem Rascheln der Blätter, dem Rauschen der Gewässer, dem einsamen Schrei des Wildes.

Aber ganz nahe, wußte jeder, begannen die Gräben mit Unterständen und Stacheldraht, hinausgedehnt bis an die Meere, von den Polen bis zum Äquator; dort warteten mit wachen Augen die Leute aufeinander und die Feuerschlünde waren nur verstummt, um mit frischen Kräften wieder loszugehen.

(Die Offiziere kommen zum Lagerfeuer.) Die Flamme spielte auf der weißen Mauer; Schatten hoben und senkten sich formlos. Es saßen sechs Soldaten ums Feuer herum, auf Stühlchen, improvisiert aus Steinen und Ziegeln. Nur einer redete, die andern blickten in die Kohlen.

„Bei uns war einer, ein gewisser Vasile Pohrib ..." Als die Schritte nahten, schreckten aller Augen auf und stießen in das Dunkel mit dem zornigen Ausdruck, mit dem das geblendete Auge immer die Finsternis zu durchdringen sucht.

„Wer ist dort?" Und darauf leiser: „Es sind zwei Herren Offiziere". Alle sprangen auf. „Was ist, Morar?", fragte Oberleutnant Ghenea freundlich und trat in den Lichtkreis des Feuers. „Guten Abend, Kinder! Also, was ist mit dem Onkel Vasile Pohrib?"

„Ach, das sind so unsere Geschichten, Herr Oberleutnant. Eben erzählte Mucenicu von einem Zeichen, das sich ihm gezeigt hat und auch ich sagte ihnen, daß bei uns im Dorf ein Alter, Vasile Pohrib, ein Zauberer war" ...

„Was? Auch du bist hier, Mucenicu?" — „Ja, Herr Oberleutnant", sagte mit weicher Stimme der Soldat.

„Dann, so weit ich sehe, werden wir üble Träume in der Nacht haben. Dieser Mucenicu wird uns mit seinen Geschichten den Kopf verwirren. Aber macht uns Platz, Kinder, und Mucenicu soll uns zuerst sagen, was es mit dem Zeichen auf sich hat. Dann wollen wir auch die Taten des alten Zauberers Vasile Pohrib hören. Setzt euch, Kinder." ... Der Soldat Mucenicu verfolgte mit gesenktem Blick den Knüttel des Kameraden, der die Kohlen anfachte. Er hatte ein ängstliches und trauriges Lachen, das auf dem blassen Gesicht mit den knochigen, von unten durch die gelbe Flamme beleuchteten Wangen erstarb.

„Es wird ihm schwer zu erzählen, Herr Oberleutnant!" sagte der Soldat mit dem Stock, den er, fertig mit der Arbeit, ins Feuer warf. „Aber er hat Recht ... Wer soll noch zuhören, wenn der Mensch keine Zigarette hat?"

„Du, Bocăneț, mit deiner Frechheit werden die Deutschen schon fertig werden!" weissagte Ghenea.

„Ja, Herr Oberleutnant — die Frechheit bringt einem doch manchmal ein Zigarettel ein. Der brave Mann kann warten, daß ihm die Itindanz (Intendanz) was gibt, bis er lange Ohren kriegt."

Radu Comșa nahm das Päckchen Tabak und reichte es dem Soldaten Mucenicu.

„Respekt, Herr Oberleutnant, ich rauche nicht ..."

„Er raucht nicht, Herr Oberleutnant," beeilte sich Bocăneț zu versichern, mit seinem ganzen Tatarengesicht lachend und das Päckchen erwischend. „Er raucht nicht, er trinkt nicht und flucht nicht. Er betet nur für uns Sünder, die wir rauchen, fluchen und trinken und das höllische Feuer erwartet uns auch bis zum jüngsten Tag."

Mit diesen Worten öffnete Bocăneț das Päckchen, roch am Tabak, nickte zustimmend und gab ihn von Hand zu Hand weiter. Alle drehten mit heiligem Ernst und drückten mit dem Zeigefinger, um eine dicke und dichte Zigarette zu bekommen.

„Also, Mucenic?" fragte Ghenea wieder. „Was ist mit deiner Zaubergeschichte?"

Der Soldat Mucenicu hob die schwarzen, leuchtenden, versengten Augen auf und sagte sanft:

„Herr Oberleutnant, ich erzähle keine Zaubergeschichte ... Ich habe ein großes und häßliches Zeichen gesehen und habe begriffen, daß das Ende nahe ist ... Diese hier lachen, fluchen und rauchen und kümmern sich um nichts, weil der Teufel, wenn er den Menschen verderben will, ihm vorher den Verstand nimmt. Aber ich kann sagen, daß das Ende da ist und daß wir uns vorbereiten sollen, wenn das Zeichen sich gezeigt hat, über das auch in der Bibel geschrieben ist ..."

„Gut, Mucenicu," feuerte ihn Oberleutnant Ghenea an, der mit Vergnügen an seiner Zigarette sog, als einer, der sich nicht viel um das künftige Gericht und um die Qualen der Hölle kümmert .... „Der Herrgott hat sein Gesicht von uns abgekehrt und läßt uns in unseren Sünden und unserem Verderben. Aber umsomehr hast du, Mucenicu, die Pflicht, die Verirrten auf den rechten Weg zu bringen und uns die Zeichen zu erklären, die sich uns nicht zeigen, obwohl uns Gott Augen hat gegeben zu sehen und wir sehen sie nicht."

„Herr Oberleutnant, ich weiß, daß Sie lachen. Sie sind jung und vor dem jungen Menschen steht das Leben da ohne Ende wie das Meer ... Und dann vergißt er auf seine Seele und in seine Seele dringen Unkraut und Disteln, wie in den ins Kriegsgebiet geratenen Garten dieses armen Deutschen."

Der Oberleutnant Ghenea lachte nicht, sondern blickte gedankenvoll über die Köpfe ins Dunkel des Waldes. Schließlich hob er die Hand, als wolle er einen ärgerlichen Gedanken wegjagen und sog heftiger an seiner Zigarette.

„Herr Oberleutnant Ghenea lacht nicht. Er will bloß so wie ich die Sache hören," mischte sich Comşa ein.

Der Soldat Mucenicu löschte mit der Ferse seines Stiefels eine verirrte Kohle aus und sprach in anderem Tone: „Herr Oberleutnant Ghenea und Herr Oberleutnant Comşa. Das, was ich diesen Leuten sage, kommt aus einem einfältigen Kopfe. Sie haben an hohen Schulen gelernt und können nichts lernen von einem unnützen Menschen, wie ich einer bin. Ich habe keinen anderen Unterricht gehabt als soviel, wie der Mensch braucht, um die gute, wahre Lehre in den heiligen Büchern zu finden. Aber auch die heiligen Kirchenväter haben gesagt, daß der Herrgott dann, wenn er zu den Menschen sprechen will, sich häufiger den Mund des Sündigsten unter allen aussucht, denn auch die Lehren des Herren waren nicht auf Steintafeln geschrieben, sondern auf Fleischtafeln und zwar auf Herzen. Ich weiß nicht, ob ich das Zeichen richtig verstanden habe, aber meine Augen haben es gesehen. Seit zwei Tagen und seit zwei Nächten denke ich nach, und mein Fleisch schauert an mir, weil ich sehe, daß das schreckliche Ende, welches das Buch mit den sieben Siegeln verkündet hat, nahe ist; aber meine Seele freut sich alles dessen, weil ich begriffen habe, daß das Reich Gottes und des Lammes nahe ist."

„Gut, Mucenicu," sagte ungeduldig Oberleutnant Ghenea und schob seine gerösteten Beine vom Feuer weg. „Damit wir diese Dinge besser verstehen, sag' uns doch zuerst, wie das Zeichen war."

„Herr Oberleutnant Ghenea und Herr Oberleutnant Comşa, ich will es Ihnen sagen ... Vorgestern abend, als ich zum Abschnitt kam, traf ich auf die Wache. Sie wissen, es rieselte so wie im Herbst. Ich stand da und strengte mich an, hinüberzusehen in *ihre* Gräben. Und es gingen mir alle möglichen Gedanken durch meinen einfältigen Kopf ... Daß zuhause die zweite Kukuruzernte angefangen hat ... Daß sie niemanden für die Sense haben, weil nur die Frauen und armseligen Alten dort geblieben sind ... Schließlich dachte ich, wie dieses ganze plötzliche Unglück enden wird, damit wir zu unseren eigenen Kümmernissen heimkehren. Und ich sah vor mich hin im Regen, und es kam mir so ein Gedanke, eine Trauer um so viel Menschen, die, statt sich um ihre Armut zu kümmern und statt um die Erlösung ihrer Seelen zu beten, sich verfeindet haben, nichts mehr wissen wollen von Haus, Frau, Kindern, nichts von Gottes Geboten, sondern in ihren Gräben stehen und lauern, daß einer den andern umbringe. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so hatte ich eigentlich weder gegen jene Deutschen noch gegen die Ungarn soviel Feind-

schaft, weder gegen sie noch gegen alle anderen Völker, die sich mit feindlichem Sinn gegen unseren Glauben erhoben haben. Haben sie nicht auch ihre Häuser? Haben sie nicht auch Frauen und Kinder und genug Elend. Und ich dachte an die, die wir gefangen haben, die mager und krumm sind wie die Katzen in der Fastenzeit; wenn du ihnen ein Stück Brot gibst, können sie es nicht für wahr halten und schauen dich an mit Augen, so, Herr Oberleutnant Comşa und Herr Oberleutnant Ghenea, daß dich ein Mitleid erfaßt, denn der Gefangene ist auch ein Mensch. Und ich dachte, daß auch sie niemanden für die Sense haben, und viele haben Säuglinge, die sie nie sahen und die sie vergessen haben, so wie wir sie nicht gesehen haben, und wie uns unsere Kinder zuhause vergessen haben. Und da fühlte ich eine solche Wärme, und ich begriff, daß sich ein Wunder ereigne. Da, plötzlich, ging über ihren Gräben ein großes Licht auf, und in dem Licht erschien ein Vogel, so groß, wie drei Kirchen über einander, mit Heuschreckenkopf und Eisenkrallen, und seine Flügel waren geöffnet wie beim Adler, wenn er herabstößt, aber der Vogel stieß nicht vor, sondern stand wie ein Stein am Rande des Grabens, und seine Augen sahen nach allen Richtungen, und auf seiner Stirn stand geschrieben ein Hohnname, und sieben Hörner wie Schneckenhörner wuchsen und verschwanden, und im gebogenen Stahlschnabel hingen Menschenherzen und unschuldige Kinderhände, und das Blut floß heraus, und er stieß Blitze und schwarze Pechdämpfe aus. Aber mir, mir schlug das Herz zum Zerspringen, daß der Allgütige Hohe mich auserwählt hatte, ein solches Zeichen zu sehen. Und das Licht fing nach einer Zeit an, zu verdunkeln, und es blieben nur die Feueraugen, und schließlich verlöschten sie auch, und man sah den häßlichen Vogel nicht mehr, aber ich wußte, daß er von dort sich nicht rühre, daß er mit seinen vielen Augen nach allen Richtungen sieht, und aus dem Schnabel hängen ihm Menschenherzen und unschuldige Kinderhände, und nichts entgeht ihm von dem, was wir machen, sondern dort wartet er auf andere Menschenherzen und Kinder. Und ich erwartete eine starke Stimme aus dem Himmel zu hören, welche den Menschen die schreckliche Wahrheit und den Befehl, vor dem Stuhl des gerechten Richters zu erscheinen, zurufen sollte, aber keine Stimme kam von oben, und am Himmel war nur Finsternis, wie in der untersten Hölle, und nur Herbstrieseln. Und da begriff ich, daß die Stunde noch nicht gekommen sei, weil der unersättliche Vogel noch Blut und Herzen fordert, aber daß diese Stunde nahe ist, und daß keine lange Zeit, nur Zeiten und eine halbe Zeit, mehr vergehen, und die Wahrheit und das Urteil des Schöpfers werden nieder-

gehen auf die Saat unserer Kinder und auf alle lebende Kreatur. Und dann werden jene sieben Kelche erfüllt sein mit dem Zorn des Schöpfers wegen unserer Sünden, und schwerere Wunden als Todeswunden werden die Menschen schlagen, und das Meer wird verdorren wie das Blut der Toten, und ein Becher des Zornes wird sich in die Sonne ergießen, und die Sonne wird schwarz werden wie ein verbrannter Wollknäuel, und die Berge werden aneinanderschlagen, die Quellen vertrocknen und die Fische werden sich winden auf dem Festland, und aus dem Munde der Lügenpropheten werden unreine Dünste gehen wie Frösche . . . Und der Regen floß leise, und mich faßte solcher Ekel, der mein Herz verbrannte, als ich daran dachte, daß so viele arme Menschen ins Verderben gehen wie eine Schafherde auf die Schlachtbank, ohne sich vorzubereiten auf die Stunde, welche naht, und Wehe den vielen Unmündigen, die so bitter leiden sollen für unsere Sündhaftigkeit. Dieses sah ich mit meinen Augen und dachte ich mit meinem einfältigen Verstand, Herr Oberleutnant Ghenea und Herr Oberleutnant Comşa, vorgestern nachts, und siehe da, jetzt, sitzen wir und sprechen, und diese Leute lachen, aber der böse Vogel mit dem Hohnnamen auf der Stirne steht dort mit seinen Krallen am Rande der Gräben, und seine vielen Augen spähen nach uns und sehen uns, und wir sehen ihn nicht, und er wartet auf uns und sagt vielleicht gerade jetzt: Sieh' da, dieser Mucenicu redet viel albernes Zeug, und morgen werde ich auch mit ihm ein Ende machen, denn er war ein großer Sünder im Leben."

Der Soldat Mucenicu schwieg und schaute ins erloschene Feuer, das nur noch Funken gab, wie im Traum, unter der grauen und wie Totenhaar spröden Asche.

Auch die anderen schwiegen, in Gedanken bei der Erscheinung jenseits der Schützengräben, an welche alle einen Augenblick lang glaubten, weil ihre Seelen darauf vorbereitet waren, zu glauben, und ringsherum war das Dunkel schwarz, geheimnisvoll und drohend.

Ein Zweig mit einem Tannenzapfen knatterte Asche streuend, wie eine gebratene Kastanie. Alle schreckten auf und schüttelten ein Schauern ab, denn die Nacht war kühl und feucht geworden.

Dann drehten alle die Augen gegen Osten. Ein bläulich-süßes Licht lenkte die Blicke dem Gipfel des Tannenwaldes am Rande der Hochebene zu. Keiner brauchte zu sagen, er sei so weit, ohne Erstaunen das häßliche Zeichen des Mucenicu mit dem Hohnnamen auf der Stirne zu sehen, wenn es sich wie ein apokalypitsches Tier aus Urzeiten irgendwo

über den schwarzen Gipfeln gezeigt hätte. Aber das Licht wuchs sanft und kalt über den Tannen, ohne irgend ein schreckliches Zeichen.

„Der Mond geht auf"! sagte einer erleichtert, und alle gerieten in unbeherrschte Bewegung, als ob sie einer Gefahr entkommen wären.

„Bei uns, in der Ebene, muß er seit einer Stunde aufgegangen sein", sagte ein anderer. „Als wir junge Burschen waren, gingen wir um diese Zeit baden, im Mondschein".

Er brach ab, denn er erinnerte sich, daß dort am Ufer des Seret jetzt Front sei, daß sein Dorf zerschmettert sei von den Stößen der Kanonen, und niemand wisse, wohin sich die Leute zerstreut hatten.

„Man möchte nicht glauben, Herr Oberleutnant, daß dort, wo die Deutschen sind, derselbe Mond aufgeht", sagte der Soldat Bocănet, dessen Wirtschaft mit Frau und Kindern jenseits, beim Feinde lag.

(Übersetzt von Adolf Heltmann)

PAN

Von Lucian Blaga

Bedeckt mit welkem Laub liegt Pan auf einem Felsen.
Blind ist er und ist alt....
Wie Feuerstein die Lider,
Vergebens müht er sich zu blinzeln,
Sein Auge ist zu im Winter wie die Schneckenhäuser.

Auf seine Lippen fallen warme Tropfen Tau,
eins
zwei
drei.
Natur tränkt ihren Gott.

O Pan!
Ich sehe ihn, wie er die Hand erhebt und einen Zweig umfaßt
und ihn betastet
und die Knospen leise streichelt.

Ein Lämmchen nähert sich durchs Schilf.
Der Blinde lauscht und lächelt,
denn keine größre Freude findet Pan
als leis' das Köpfchen eines Lamms zu fassen,
als tasten nach den Hörnchen unter weichem Wollgekraus.

Stille.

Rundum die Höhlen gähnen ſchläfrig.
Zu einer Wandlung wird auch ihm ſein Gähnen.
Er dehnt den Leib. Er ſpricht:
«Groß ſind die Tropfen Taus und warm.
Die Hörnchen ſprießen
und die Knoſpen ſchwellen.
.... Iſt nicht der Frühling da?»

(Deutſch von Heinrich Zillich)

DIE MUTTER MIT DEM SÄUGLING

Von Emanoil Bucuţa

Beim Dorfſchmied, an der alten Straße im Wind,
bei Brettern und Balken und roſtigen Becken,
wo als Werkmal ein Hufeiſen wackelt am Stecken,
da ſetzte die Mutter ſich nieder, im Arme das Kind.

Sie ſaß auf der Erde — der Rotklee brach vor —
zerlumpt und barfuß, ermattet wie tot
und wartet — wer weiß es? — auf Ruhe, auf Brot
am Bäumchen, das daſtand im Märzfroſt und fror.

Auf Amboſſe ſchlugen die Hämmer ſchwer an.
Man hörte das Eiſen in Kübeln verziſchen,
ſah dunkle Geſtalten gebeugt in das Giſchen.
Die Mutter wiegte den Säugling und ſann.

Da trat eine andere Mutter aus kleiner Türe heran,
im Arme ein wächſernes Kind und der Lumpen noch mehr um die Glieder.
Sie lächelte gütig, ſie ſah und ſie ging und kehrte bald wieder
und bot der Wandrerin Brot in einem Kopftuch an.

Und aus der Kapuze reckte die Fremde das Antlitz und ſpäht.
Staunend reicht ſie die Hand, nicht um zu nehmen die Gabe,
doch um zu ſegnen die irdiſche Sorge und Labe.
Die Blicke, ſüß und verträumt, ſind ein unendlich Gebet.

Der Pfirsichbaum im Garten war plötzlich mit Blüten behängt.
Es rollten die Himmel die blauen und seidigen Decken aus.
Die Spatzen auf den Traufen, die flogen um das Haus.
Die Schmiedegesellen spähten dicht auf der Schwelle gedrängt.

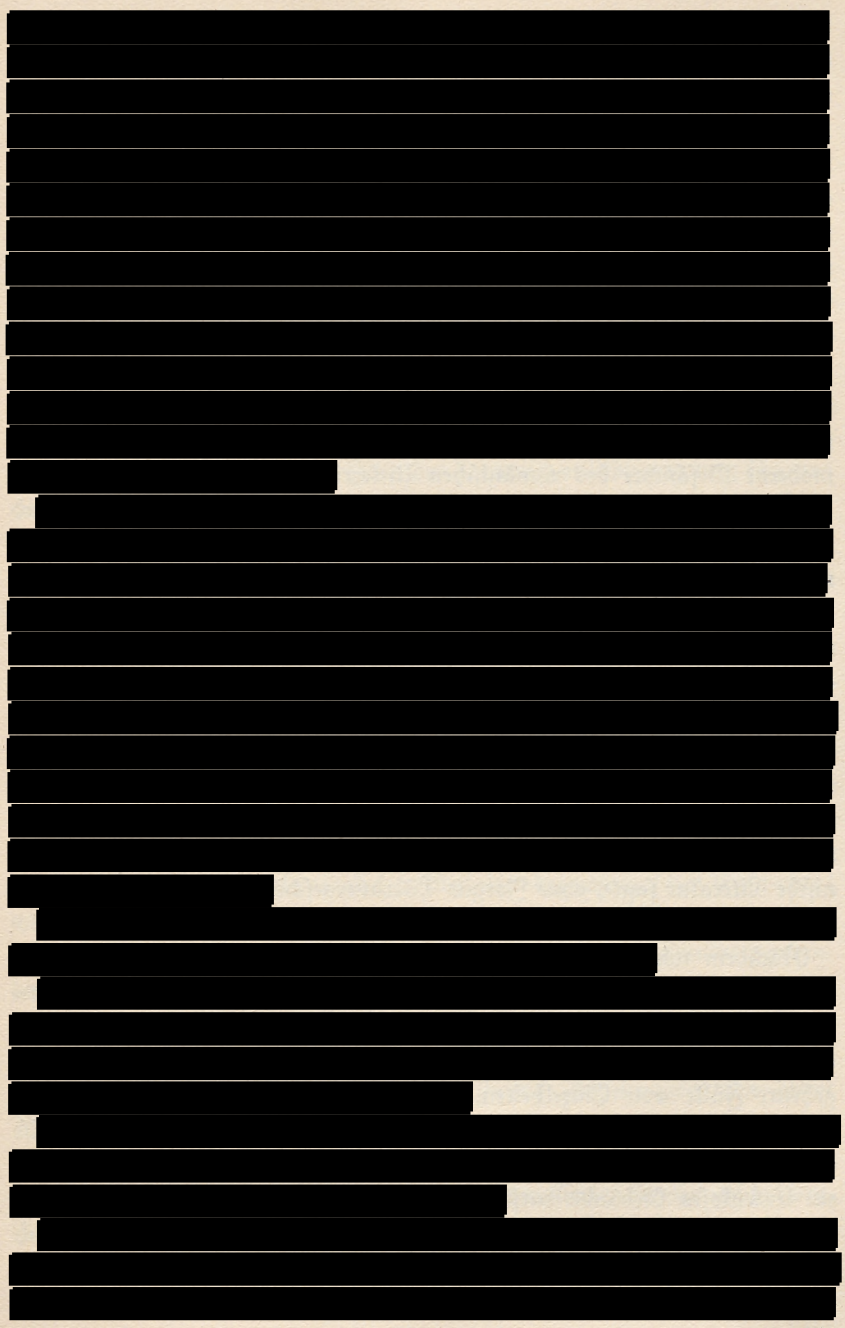
Ein Strahlen brach aus dem Tuche, darin der Säugling schlief.
Ein rosiges Füßchen im Schlafe glitt warm aus den Windeln hervor.
Das wächserne Kindchen kniete. Es stemmte sich schwächlich empor.
Es küßte die heilige Ferse, glücklich und andachtstief.

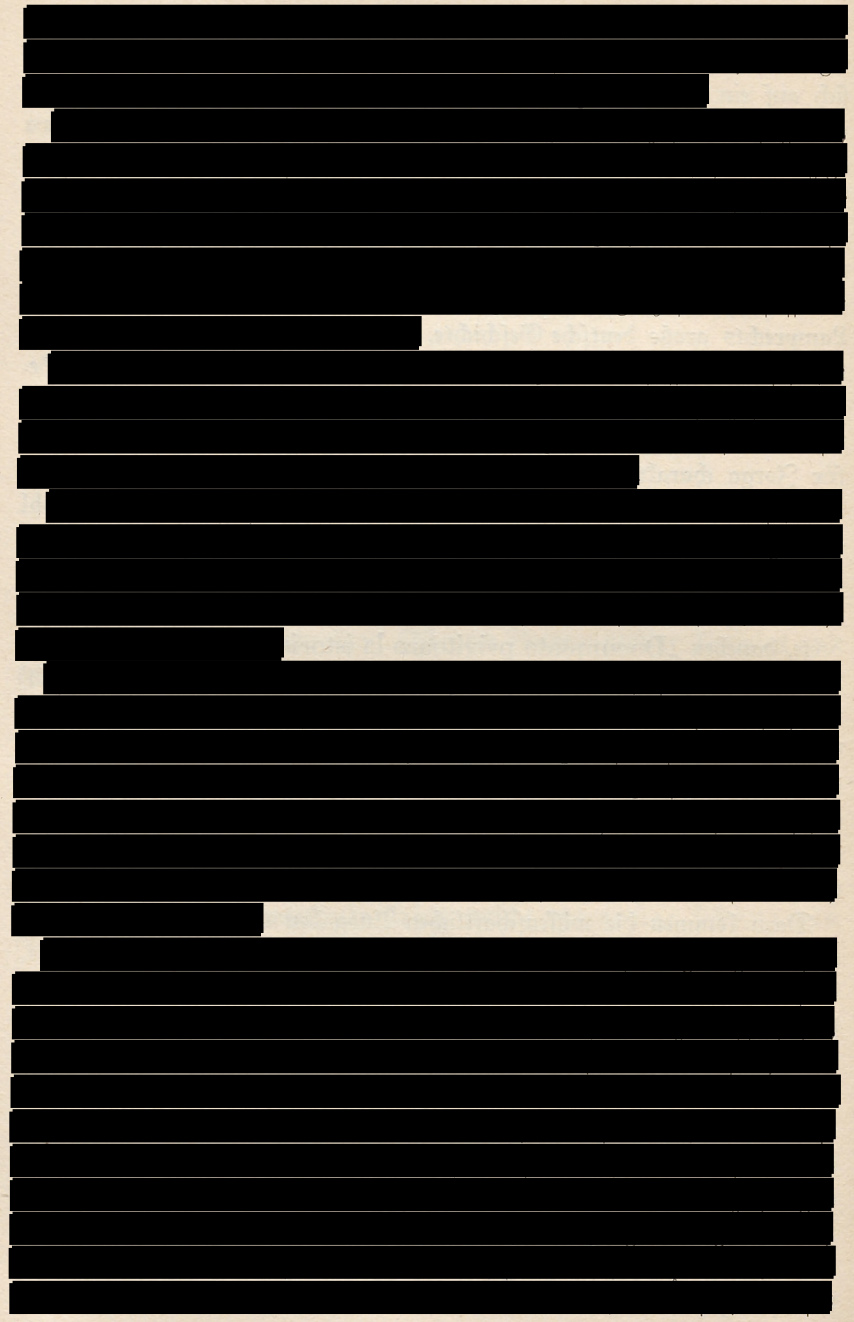
(Deutsch von Heinrich Zillich)

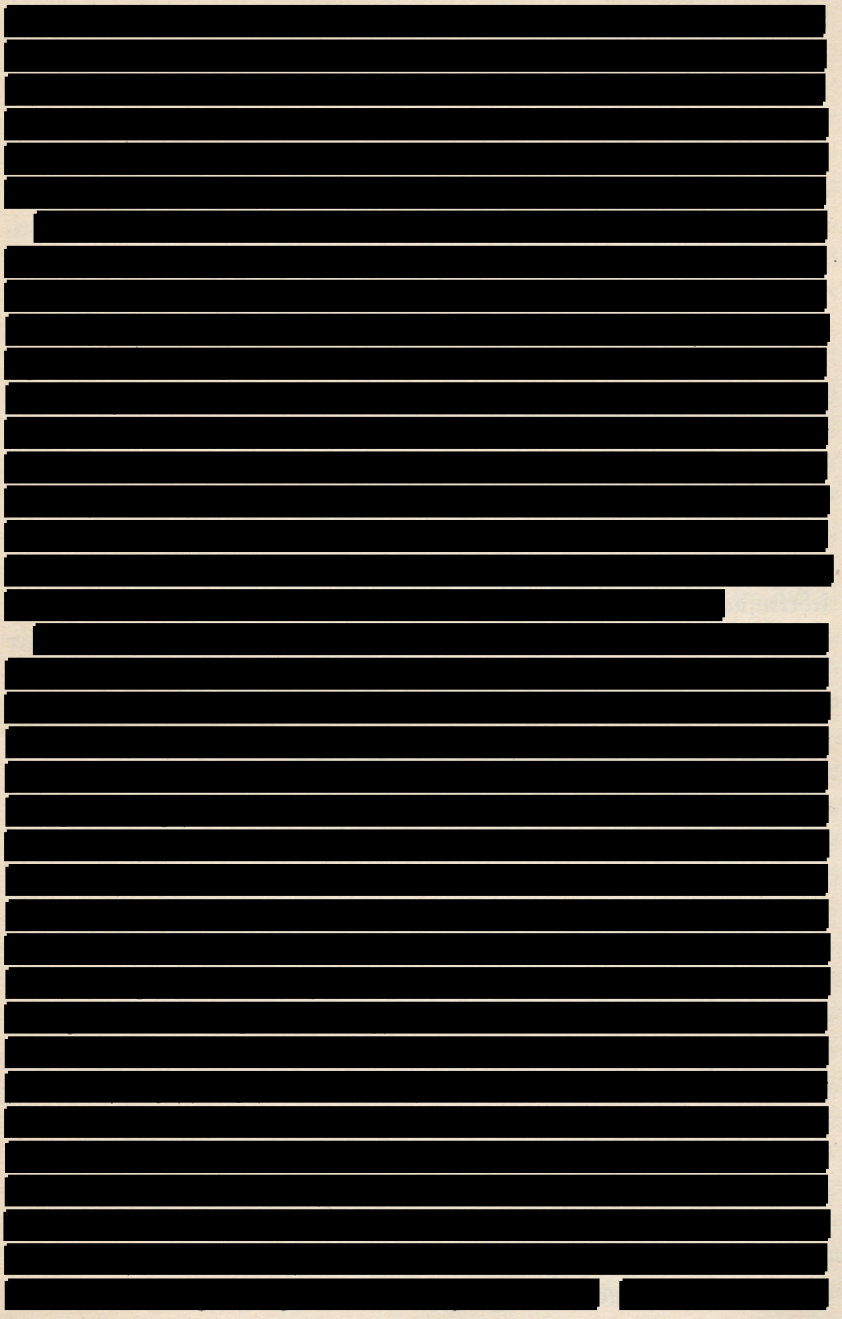
N. Iorga, der Gelehrte und Mensch

Von Adolf Heltmann

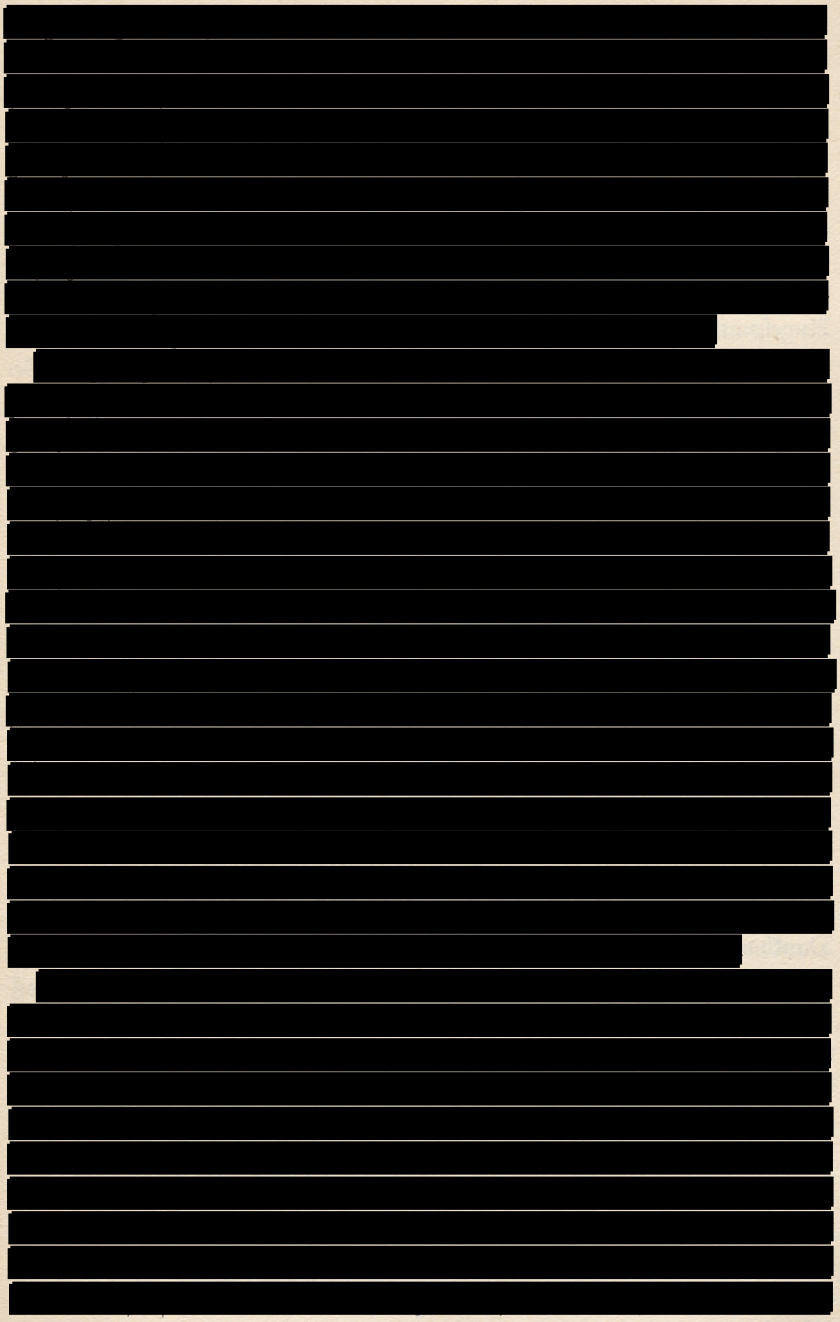


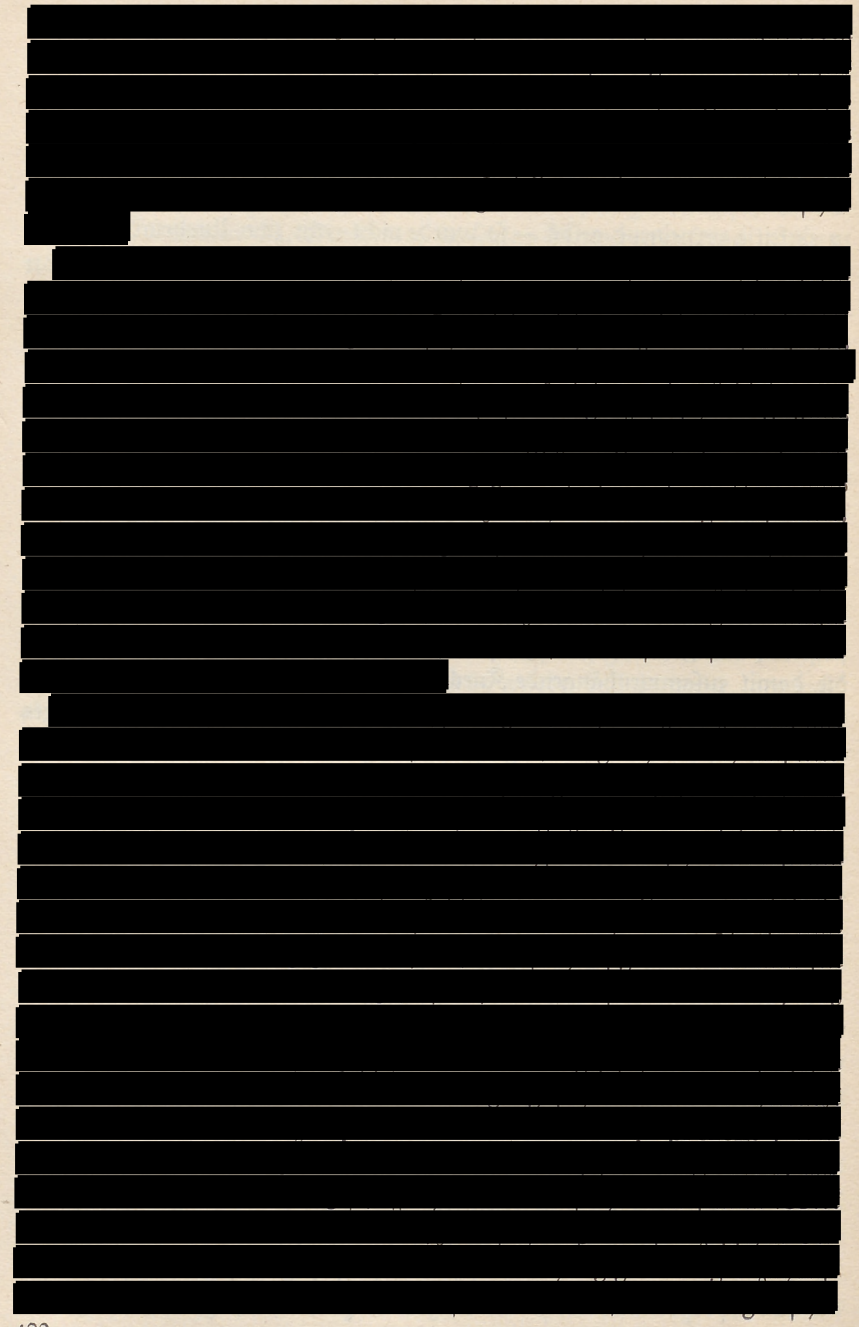






[redacted]





[redacted]

«HEILIGES ABENDMAHL»

III. Teil, gekürzt

Von Camil Baltazar

(Das Liebespaar geht durch die Nacht)

Ein weißes Haus in grauen Bergen
Mit flinken Türmen, die zum Himmel ſtreben,
Am Saume unwegſamer Wälder.

Ein Weg, der hinführt zu den klaren Birken,
Die ſchweigend und geheimnisvoll ſich neigen;
Die Pappeln aber blaue Glöckner
Zu nächtlichen, beſternten Weiten. — — —

Und als auf die vereinten Hände
Dunkle Lauben leiſe Klagelieder legten,
In Kreiſen von unzähligen Harmonien
War jede Blume ein Geſang der Sterne.

Das Wiederkommen in die Dämmerung,
Ins harte Weiß der von der Nacht entblößten Knoſpen!
Die Sterne, die mit feuchtem Lächeln
Fruchtbarkeit leuchten unter Seufzern!

Uns faßte eine Harmonie
In unfaßbaren Schwingungen der Ewigkeit,
Und ſchläfrig nahten Wagen, die erloſchnen Sterne
In unſere Seelen einzubetten,

(Reimloſe Überſetzung von Adolf Heltmann)

Kulturelle Zusammenarbeit in Rumänien

Von Heinrich Zillich

Es ist eine Binsenwahrheit, daß mit der Schaffung Großrumäniens nicht nur Gebiete verschiedener geschichtlicher Überlieferung zusammengefaßt wurden, sondern daß auch verschiedene Kulturkreise das neue Gebiet schneiden und daß schließlich diese geistige Spannung durch die nationale Verschiedenartigkeit der Bevölkerung verschärft wird. Schon zwischen den West- und Ostrumänen gibt es geistige Unterschiede, die sich aus einer Tradition von Jahrhunderten nähren und noch sehr lange Zeit bestehen werden, denn die geistige Erziehung rührt aus den vielen, unwägbaren Einzelheiten der heimischen Beeinflussung her. Sie wird von der Umgebung ungewollt vollzogen und ist direkten staatlichen Zugriffen gegenüber von der gleichen Widerstandskraft, wie das Leben selbst, das seine eigenen Gesetze hat und sich von außen vorgeschriebenen Normen nur selten und schwer fügt.

Noch heute ist, wie seit dem Anfang der abendländischen Geschichte die Kraftquelle der europäischen Kultur in dem Raume zwischen Paris—Rom—Wien. Aus diesem Herzland unseres Erdteiles dringen die kulturellen Wellen auch in unseren Osten ununterbrochen vor und werden durch die örtlichen Lebenselemente aufgenommen, gewandelt und dargestellt. Der geographische Weg dieser Einflußströme ist nach Siebenbürgen wenig gehemmt. Alle siebenbürgischen Täler öffnen sich nach Westen. An dem Ufer der in ihnen rollenden Flüsse dringt die europäische Kultur von Mensch zu Mensch vor und ist seit Jahrhunderten immer so vorgedrungen. Es handelt sich hier nicht um das Wissensgut Europas, nicht um die Früchte der europäischen Wissenschaft, denn diese werden durch einzelne Lehrstätten, unabhängig vom geographischen Wege und ungehindert durch die seelische Bestimmtheit der aufnehmenden Gebiete vermittelt. Es handelt sich hier um das Hintergründige jeder Kultur, um das innere Verhalten, um die ethische und geistige Einstellung, um das, was in einem tieferen Sinne erst Kultur genannt werden muß, um die Wesensart. Ein kulturelles Verhalten aber kann nur vorgelebt werden, ist abhängig in seiner Auswirkung vom Beispiel anderer Menschen. Erkennt man dies, so wird es klar, warum die östlichen Gebiete Rumäniens sich in ihrem seelischen Verhalten von den westlichen unterscheiden. Für sie, die weiter ab von der europäischen Kulturwelle liegen, ist der geographische Beeinflussungs-

weg ein anderer. Er läßt sich nicht so eindeutig beschreiben wie die seelische Verbindung Siebenbürgens mit der Mitte Europas. Das östliche Gebiet untersteht außerdem noch dem breiten Gelände orientalischer Tradition. Es ist geöffnet der russischen Ausstrahlung und es ist mehr dem Pariser Dreieckswinkel zugetan als Westrumänien, dessen kulturelle Dominante auch heute noch Wien ist. Wir müssen nämlich beachten, daß das europäische kulturelle Kraftfeld in sich selbst Gegensätze enthält, Gegensätze der Rasse, der Geschichte und der Blickrichtung. Also nicht bloß die geographische Nähe ist entscheidend für den seelischen Unterschied zwischen Osten und Westen Rumäniens, nicht nur die östliche nachwirkende Tradition europäischer Randstaaten, sondern auch die Einstellung nach den Schwerpunkten innerhalb der alten europäischen Kulturlandschaft.

Durch diese Einflüsse wird die volkstümliche Verbundenheit der rumänischen Bevölkerung nicht durchschnitten. Sie berührt auch das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl in keiner Weise. Das rumänische Volk hat — man denke bloß an die religiöse Tradition — sehr starke Triebkräfte, die es verbinden, die es als Einheit erscheinen lassen in den naivsten und grundlegendsten Äußerungen, im Volkstümlichen selbst. Dies hindert aber nicht, daß sich durch den europäischen Einfluß innerhalb des rumänischen Wesens verschiedene Äußerungen bildeten. Jedes Volk hat solche Spannungen, die seine Wesensanlage nicht beseitigen, sie aber verschiedenartig zum Ausdruck bringen. Gerade die größten Kulturvölker zeigen solche verschiedenartige Auslegungen der Urerbmasse. Man denke bloß an die Unterschiede im süd- und im norddeutschen Wesen, an ähnliche Spannungen in England, Frankreich und China. Man wird mit Rücksicht auf die kulturelle Produktivität eines Volkes diese Vielfältigkeit begrüßen und als eine ständige Kraftreserve der Nation betrachten müssen, da die niemals abgebrochenen Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Wesensäußerungen eines Volkes auch zu größeren Leistungen anreizen.

In Rumänien wird diese geistige Spannung noch erhöht durch die Minderheiten, die verschiedene Einstellungen zu der europäischen Kraftmitte haben und je nach ihrer Rasse, die an und für sich schon einen Gegensatz zur rumänischen darstellt, eine eigenartige Abwandlung sowohl der gesamteuropäischen Kultur zeigen, als auch der hier in diesem Gebiete Gestalt gewordenen Lebensart.

All diese Gegensätze bestimmen, selbst wenn schematische Politiker es nicht wahr haben wollen, das Leben und die Innenpolitik Rumäniens

seit 1918. Unzählige fruchtbare, aber auch oft sinnlose Kämpfe gehen auf diese nun einmal vorhandenen Tatsachen zurück. Die Lage ist noch in keiner Hinsicht gelöst, ja sie ist nicht einmal geklärt. Es gibt sehr wenig Menschen, besonders unter den Rumänen, die fähig wären, diese geistigen Grundlagen Rumäniens in ihrer Bedeutung zu erfassen. Die meisten bemerken bloß die Spannung und wollen nun mit einer gewaltsamen Einseitigkeit ihr eigenes Wesen den übrigen aufdrängen, wobei natürlich weder geistig noch politisch ein wirklicher Gewinn erzielt werden kann. Im Gegenteil, durch solche Maßnahmen sind die Spannungen in den letzten zwölf Jahren aus dem Gebiet eines geistigen Ausgleichs in die banale Atmosphäre einer oberflächlichen Machtauseinandersetzung gerückt worden, wobei natürlich die Macht als solche ein Primat hat und im Endergebnis doch verlieren muß. Weder der Gegensatz zwischen Ost- und Westrumänien ist einer Synthese näher gebracht, noch aber ist zwischen Mehrheit und Minderheiten ein inneres Verständnis auch nur in die Wege geleitet worden. Die rumänische Politik, deren hervorstechender Zug die Improvisation ist, hat ihr gerüttelt Maß Schuld auf sich geladen und ist heute nach all den Erfahrungen der letzten 12 Jahre das unzulänglichste Mittel, das man im Dienste einer Lösung verwenden kann. Allerdings spielt in das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheiten die Politik zwangsläufig herein, solange nicht gewisse einfache Lebensforderungen der Minderheiten, die übrigens in den Friedensverträgen ziemlich genau umschrieben sind, und auf die Sicherung ihrer nationalen Rechte hinzielen, erfüllt werden. Die Schule in der Muttersprache, die Autonomie der Kirchen, eine gemischtsprachige Verwaltung in den gemischtnational bewohnten Gebieten und schließlich die Abkehr des Staates von jeder Entnationalisierung der Minderheiten ist eine Voraussetzung für die Befruchtung der reichen geistigen Aufbauelemente innerhalb Rumäniens. Ich bin ein Skeptiker in dieser Hinsicht, obwohl mir eine solche Haltung nach meiner ganzen Anlage widerstrebt. Ich halte es bei der gegenwärtigen Verfassung aller in Betracht kommenden rumänischen Parteien leider für ausgeschlossen, daß die heute herrschende Lust zu nationaler Schädigung der Minderheiten in absehbarer Zeit gänzlich ausgerottet werden kann. Auf die politische Ideenbildung der Rumänen wirken noch ununterbrochen Ressentimentgefühle ein. Die Rumänen empfinden sich den Minderheiten gegenüber noch vielfach als Bedrängte, was darauf zurückzuführen ist, daß manche Minderheiten Rumäniens dem praktischen Leben gegenüber eine größere Erfahrung ein-

setzen können und deshalb bei gleichen Voraussetzungen im Wirtschaftskampf stärker sind. Die gleichen Voraussetzungen sind natürlich schon dadurch, daß die Rumänen die große Mehrheit dieses Landes darstellen, längst nicht mehr vorhanden. Aber man begnügt sich nicht mit dieser unabänderlichen Vorgabe des Schicksals für die Rumänen. Man versucht ununterbrochen den Lebensraum der Minderheiten noch weiter einzuengen und hält sich dabei auch nicht frei von einem besonders bei der Agrarreform sichtbar gewordenen Drang zur Enteignung der Güter, die die Minderheiten sich im Laufe der Jahrhunderte erarbeitet haben. Wo diese Enteignung aus allgemeinen Staatsrücksichten der ganzen Bevölkerung gegenüber — man denke wieder an die Agrarreform — notwendig ist oder war, wird sie doch bei den Minderheiten unvergleichlich schärfer durchgeführt. Daß in diesen Fragen allmählich ein gerechter Standpunkt eingenommen werde, ist notwendig, schon um den Bestand des ganzen Staates zu sichern, aber es wird noch lange dauern, bis die rumänische Politik ohne Winkelzüge einen solchen Weg beschreitet.

Soll man also mit der pessimistischen Erkenntnis, daß die Politik unfähig ist, die lebendige Synthese und das geistige Zusammenspiel der verschiedenen Anlagen dieses Landes wahrzunehmen, darauf verzichten, die kulturelle Eigenart der verschiedenen Gebiete und der verschiedenen Rassen abzustimmen und zu einem vollen Chor zu entwickeln, der in weiterer Folge erst den gesunden Bestand des ganzen Körpers erwirkt? Nein! Es gibt, gerade weil es sich um kulturelle Spannungen im Grunde handelt, noch den geistigen Weg, der ein Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Kräfte Rumäniens herbeiführen und dann auch schließlich die Politik beeinflussen kann!

Mit dieser Arbeit kann sofort, ohne die Hemmungen, die bei der Gesetzesschöpfung immer vorhanden sind, begonnen werden. Man muß bloß versuchen, die Eigenart der verschiedenen Gebiete und Völker einander sichtbar und verständlich zu machen. Dies aber nicht, indem man sie wie bisher mit politischen Forderungen verquickt, sondern indem man sie auf den Gebieten darstellt, die das Menschliche direkt berühren: in der Kunst, Wissenschaft und Kultur.

Wir kennen uns ja untereinander nicht. Es ist doch nicht wahr, daß die Politiker, die sich in Bukarest um bestimmte Vorteile raufen, die Wesensart der Landesstriche verkörpern. Höchstens ist dies bei den Vertretern der Minderheiten der Fall, höchstens zeigen die Siebenbürger als Gesamtheit einiges von dem, was in dieser alten Provinz lebt und geistig

wirkt. Aber diese Vertretung ist durch bestimmte augenblickliche Zielsetzungen getrübt, dieser Spiegel kann nicht ganz rein sein.

Seit Jahren bemühen sich einige Zeitschriften darum, ein Bild vom Wesen der Umgebung zu geben, in der sie erscheinen. Rumänische Zeitschriften haben immer wieder versucht, kulturelle Leistungen der Minderheiten ihren Lesern zu vermitteln. Das Gleiche geschah in Organen der Minderheiten auch. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch eine allerdings sehr kleine Oberschicht Blick und Verständnis für einander gewonnen hat. So ganz fremd und unvermittelt tritt man sich heute nicht mehr gegenüber wie noch vor 7 oder 8 Jahren. Auch Vorträge sind an verschiedenen Orten gehalten worden. Man hat einzelne Künstler schätzen gelernt. Aber in die Masse sind die Annäherungsversuche nicht gedrungen. Der Grund dafür liegt in der Beschränkung des Einflusses, den solche Veranstaltungen in einem Bauernland von vornherein haben. Auch die Planlosigkeit, die alle diese Versuche kennzeichnet, verhinderte eine nachhaltigere Wirkung. Uns aber liegt es doch daran, in die Tiefe zu dringen, möglichst weite Kreise zu erfassen und sie so zu erfassen, wie es ihrem Wesen gemäß ist, das sich weniger nach dem geistigen Inhalt einer Veranstaltung orientiert, als nach dem Drum und Dran, mit dem solche Absichten in Szene gesetzt werden. Gewiß kommt es gerade im geistigen Leben immer auf die Wenigen an. Doch wir wollen vorerst den Resonanzboden, die Tragfläche für die intensive Zusammenarbeit der Wenigen schaffen, wir wollen eine in vieler Hinsicht fremd nebeneinander hinlebende Bevölkerung aufhorchen lassen. Sie soll, wenn sie auch vielleicht niemals fähig ist, die Probleme ganz zu durchdringen, doch fühlen, daß diese da sind, daß geistige Fragen zur Lösung drängen.

Wie können wir also die Masse packen? Ich stelle mir folgendes vor: Ein Ausschuß geistiger Menschen aus allen Gebieten des Landes und aus allen Bevölkerungselementen, ein Ausschuß, der nicht zu groß sein darf, und wirklich nur geistige Gesichtspunkte kennt, müßte ein Programm der kulturellen Zusammenarbeit aufstellen, das ohne Zögern in die Wirklichkeit umgesetzt wird. Dies Programm enthält die Festsetzung von Vorträgen, Ausstellungen, Konzerten, Theateraufführungen, Reisen, Kursen, gemeinsamen Jugendwanderungen und gemeinsamen großen Veranstaltungen. Es enthält gemeinsame Publikationen und womöglich auch ein Sekretariat, das die Presse ununterbrochen zu beeinflussen sucht. Aber wir wollen doch die Masse aufhorchen lassen? Gewiß! Und um dies zu können, schlage ich eine etwas deutlich ins Auge fallende Regie vor:

Diese ganze Arbeit muß dem Protektorat einer sehr hohen Stelle unterstellt werden. Ich würde es als größtes Glück bezeichnen, wenn der König selbst sich an die Spitze dieser Bewegung stellen wollte. Das würde weithin wirken. Aber auch die einzelnen Vorträge und Veranstaltungen müssen immer wieder unter diesem Protektorat und bei solchen Kulturanstalten durchgeführt werden, die eine Gewähr nicht nur für den Ernst der Bestrebungen geben, sondern auch weite Kreise von vornherein erfassen und gewinnen. Also die Akademie, die Kulturstiftung „Principele Carol", die sich bisher um die Minderheiten wenig kümmerte, und die Universitäten müßten ihre Räume, aber auch ihre Führer zur Verfügung stellen.

Wer kennt zum Beispiel die siebenbürgisch-sächsischen Musikvereine und Gesangschöre in Bukarest. Könnten diese nicht einmal eine ganze Reihe von Konzerten in der Hauptstadt und an anderen großen Orten geben? Es genügt nicht, daß einmal ein Konzert stattfindet, es genügt nicht, daß einzelne Vorträge hie und da gehalten werden, wir müssen geschlossen auftreten, wir müssen immer gleich mit einem ganzen Zyklus aufwarten. Man muß sehen, was wir wollen. Wir müssen einen Zulauf haben, damit sich aus diesen Bestrebungen eine wirkliche Bewegung entwickele. Es genügt auch nicht, daß in theoretischen Untersuchungen, in Vorträgen auf das Wesen der einzelnen Gebiete hingewiesen und dieses dargestellt wird. Zu gleicher Zeit muß auch das schöpferische Element zur Darbietung gelangen, also hauptsächlich die Kunst, in Ausstellungen, Konzerten, Vorlesungen an das menschliche Empfinden appellieren. Es muß aber zugleich das menschliche Verständnis dadurch geweckt werden, daß einzelne Begabungen mit einer gewissen Intensität bekanntgemacht werden. Die Menge drängt immer nach menschlichen Eindrücken und immer nur wenige sind fähig, den geistigen Inhalt unvermittelt aufzunehmen. Deshalb wollen wir auch das Radio nicht vergessen, das ohnehin in unserem Land eine lächerlich kleine Rolle spielt.

Der hier skizzierte Plan gibt nur einen Umriß der ganz großen Aufgaben, die wahrgenommen werden müßten. Wesentlich ist bei seiner Durchführung, daß die geistigen Kräfte in den Vordergrund gerückt werden, die dem Ziel dieser ganzen Bewegung offenstehen und bei denen man gewiß ist, daß es ihnen nur darum zu tun sein kann. Dann wird es bald gelingen, inmitten des leider verpolitisierten rumänischen Lebens einen ruhenden geistigen Pol zu schaffen, der bei allen Angelegenheiten mit größter Autorität wirklich schöpferische Gesichtspunkte vertritt. Die Mit-

hilfe des Staates dürfte dabei nicht größer sein als sie ein reicher Mann einem Künstler gewährt, der seine Entwicklungsgesetze in sich selbst trägt. Gerade die Freiheit einer solchen Bewegung verbürgt ihren Erfolg. Wenn aber der Staat seinen Einfluß auch hier geltend macht, so wollen wir den ganzen Gedanken lieber nur als Traum bestehen lassen und nicht in die Wirklichkeit umsetzen. Wir müssen davon überzeugt sein, daß wir ein kulturelles und aufbauendes Werk schaffen, daß wir die zartesten und reinsten Lebenstriebe aufeinander einspielen lassen wollen. Wir müssen das Wunder, das das Leben in jeder seiner vielfältigen Ausprägung ist, wie ein Gewächs der Natur achten und sich entfalten lassen. Kultur ist letztlich immer Natur. Wir können nur Gärtner sein, die die Früchte vieler Bäume unbeschädigt auf den Markt zu führen streben. Aber wir sind uns auch dessen bewußt, daß wir mit dieser Arbeit der Pflege und des Schutzes für das wirklich Wachsende einen sichereren Grund legen für die ganze Zukunft dieses Staates und seiner verschiedenartigen Menschen, als er bisher in tausend Versuchen geschaffen wurde. Ein wirklich nationales Werk eröffnet sich hier. Bei größter Strenge gegen sich selbst und schärfster Auswahl der Gesinnung jener, die zur Mitarbeit berufen sind, muß dies Werk gelingen.

«INSCHRIFT ÜBER EINER TÜR»

Von Tudor Arghezi

[redacted]

(Deutsch von Adolf Hellmann)

AQUARELL

Von Ion Minulescu

In dem Städtchen, wo es fünfmal regnet jede Woche,
Geh'n die Städter auf dem Pflaster längs der Wand,
Hand in Hand.
Unter ihren alten Schirmen,
Welche seufzend sich umlegen,
Aufgedungen von dem Regen,
Scheinen Puppen diese Städter,
Die verlassen ihren Laden
Und im Regen baden.

In den Städtchen, wo es fünfmal regnet jede Woche,
Hörst du keinen Laut:
Nur die Schritte Jener hallen,
Die zu Paaren heimwärts wallen,
In Gedanken
Überprüfen
Takt und Zahl der Regentropfen,
Die sie aus den Schirmen klopfen,
Die aus Abflußröhren strömen,
Aus dem wolkenreichen Himmel,
Wie ein Serum, lebenweckend,
Leben, leise
Monoton,
Unwirklich,
Wie eine Weise.

In dem Städtchen, wo es fünfmal regnet alle Wochen,
Gehn ein Alter, eine Alte auf dem Pflaster längs der Wand:
Puppen, die schon längst zerbrochen
In dem Spiel der Kinderhand,

(Deutsch von Adolf Heltmann)

Vorwort

zu einer Übersetzung aus den Aufzeichnungen von Kuncz Aladár aus der französischen Internierung „Das schwarze Kloster"

Von Ernst Jekelius

Fünf Jahre leidgeprüfter Schwere hat der siebenbürgische Dichter während des Krieges, der ihn auf einer Ferienreise in dem geliebten Frankreich fand, als französischer Zivilgefangener unter den denkbar bedrückendsten Verhältnissen verbracht. Sie legten dem glühenden, weitherzigen Menschen den Todeskeim in die Brust. Sie vermochten es aber nicht, seine große Seele zu beschatten, im Gegenteil: im Dunkel der Kasematten fing sie erst an, in ihrem ganzen Lichte zu strahlen.

Noch sehe ich den Freund, — verband uns doch alle eine Freundschaft auf den ersten Blick — der ein warmherziger Kumpan am Weintisch war, sich in fröhlichem Gelächter bei unseren Scherzen zurückbeugen, noch sehe ich seine schlanke Gestalt federnd über die helle Waldlichtung von Enyed schreiten, wo uns Aprily Lajos versammelt hatte, noch sehe ich, wie er — ein vollendeter Kavalier — Berde Mária den Plaid zum Lager richtete, wie er dem jungen Baron Kemény János, ein freundlicher Mentor, Ratschläge erteilte, wie er sich über unsere aufrichtige Jugend freute, noch höre ich ihn, wie er als mein Nachbar um das Feuer, an dem der Räuberbraten bereitet wurde, die dunkeln Haare waren ihm in die feine Stirne gefallen, den braunen Kopf zurückgelehnt, von der siebenbürgischen Dichtung, die es ihm mit ihrer Naturkraft angetan hatte, mit Begeisterung sprach, noch höre ich sein helles Lachen bei den witzigen Bemerkungen, die er über Schriftstellereitelkeiten, sie aus dem Leben illustrierend, machte, noch empfinde ich seine Andacht, mit der er von Ady Endres Tod sprach, seine warmherzige Freude über dies wahre Fest der Verbrüderung in feindlicher Zeit.

Noch höre ich aber auch — zum Abschied — den Chor, den er mit seinen Freunden anstimmte, als wir sie in unserem kleinen Auto davonfahrend, zurückließen.

„Post jucundam juventutem . . . nos habebit humus."

Es waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Zu welchem Symbolum wurden sie mir, als ich von der Seelenkraft seines letzten Buches „Das schwarze Kloster" ergriffen, mich gerade dazu vorbereitete, ihm einen Dankbrief für dies erleuchtete Werk zu schreiben und aus der Zeitung seinen plötzlichen Tod erfuhr.

Nun weilt er nicht mehr unter den Lebenden.

Aber seine große Seele, die hier auf Erden in seinen Werken eine Heimstatt gefunden hat, wird bleiben.

Kerker im Kerker

Von Aladár Kuncz

Der Administrator wollte es sich nicht eingestehen, daß er die ganze Wache unnötig in der Nacht aufgelärmt hatte, daß er, als er einen Aufstand niederzuschlagen vermeinte, nichts fand, als einen unglücklichen, krepierten Hund, der vor ihm verborgen worden war. So ging er in seiner Schande Tage hindurch nicht aus der Burg und zerbrach sich darüber den Kopf, wie er an uns Rache nehmen könne, wie wenn wir die Ursache alles Übels gewesen wären.

Freilich ist es keine schwere Sache an Gefangenen Rache zu nehmen, besonders für einen so großen Herrn, wie es der Herr Administrator war. Es genügte, die Briefe oder Päckchen zu unterschlagen, dies oder das zu verbieten, um die Schwere des Lebens der Gefangenen zu verhundertfachen.

Der Administrator wählte unter den leichten Racheарten auch eine böse ausgeklügelte, die schmerzlichste: von sieben Uhr abends an wurde der Hof vor uns versperrt, der einzige Fluchtort der Schlaflosen, der von Sorgen, von krankhaften Visionen Gequälten. Von nun ab mußte Jeder nach der Abendsuppe hinauf in sein Zimmer gehen, die von dem Basteihof hinunter in den großen Hof führende Treppe wurde durch ein Tor versperrt. Damit auch die Soldaten ihren Teil bekämen an Unerquicklichem, wurde auf die den Basteihof umgebende Steinmauer ein bewaffneter Wachposten gestellt, der die ganze Nacht hindurch das Treiben der in der Burg eingesperrten Gefangenen belauschen mußte.

Die neue Ordnung erfüllte den Diktator des Gefangenenlagers mit stolzer Selbstzufriedenheit. Jetzt sollten sich diese Boches verschwören. Jetzt sollten sie mit der Ausrede von dem krepierten Hund kommen. Wollten sie doch ein Loch in die Mauer graben, um sich dadurch in die Gräben zu lassen. Der Administrator ging wieder in das Dorf. Mit Empörung sprach er von den feigen Zivilisten, die mit seinem verantwortungsvollen Amt Spott trieben. Was würde mit der friedlichen Bevölkerung von Noirmoutier geschehen, wenn er diese ständig rebellierenden, wilden Tiere nicht im Zügel hielte. Auch jetzt hätte er bestimmte Kenntnis davon, daß ein Gefangener mit einem Soldaten packele. Der Soldat lasse den Gefangenen nachts mit einem Seile aus der Burg heraus und der Gefangene gehe zu einem verworfenen Mädchen, das seine vaterländischen Pflichten vergessen habe, auf Liebesabenteuer. Aber

man möge ihm die Sache nur überlassen, er werde den verfluchten Boche schon erwischen und auch die verdorbene Weibsperson.

Wir erfuhren aus den vertraulichen Mitteilungen der Kantineursfrau diese Ausfälle des Administrators, die er in einer kleinen Schenke in Gesellschaft einiger Junggesellen von Noirmoutier, die Gratiswein-Liebhaber waren, laut werden ließ. Wir waren daher darauf gefaßt, daß er die strengere Ordnung nicht nur anbefohlen habe, daß er ihre Durchführung auch beaufsichtigen werde.

Eines Nachts erfolgte dann auch die erste Kontrolle.

Es gab kühles, aber klares Wetter. Nach zweiwöchentlichem Regen hörten wir endlich den einförmigen, ständigen Tropfenfall nicht mehr. Das steigerte die nächtliche Stille noch mehr. Durch die geöffneten Flügel der Vorzimmertüre hindurch staunten wir in die Nacht, die so beruhigend leer und weit war, weil sie der Regenvorhang nicht mehr ausfüllte. Aus den zerrissenen Wolkenfetzen kroch ein kraftlos scheinender, bleicher Mond hervor. Uns gegenüber auf der mit Eisengittern versehenen Basteimauer ging ein in Schatten gehüllter Posten auf und ab, der sich nicht viel darum zu kümmern schien,wenn sich jemand von uns einige Minuten hindurch im Basteihof aufhielt. Rubin, der in Friedenszeiten der Vertreter einer Genfer Uhrenfabrik in Frankreich gewesen war, ging schon mindestens zehn Minuten hindurch in dem kleinen Hof spazieren, ohne daß ihn der Posten hineingejagt hätte. Dieser schwarzhaarige, ölbraune Jüngling litt viel durch seinen Magen. Es wurde ihm in der Stickluft der nächtlichen Zimmer ständig schlecht. Er konnte die Nacht nur so ertragen, daß er ihre Hälfte — auch bei Wind und Regen — in freier Luft zubrachte. Man sagte, er gebe den Posten stehenden Soldaten Geld oder Tabak und diese duldeten es, daß er trotz der strengen Verordnung sich draußen im Basteihof aufhielt.

Im Vorzimmer las unter der rauchigen Lampe der unvermeidliche, ältere Weiner, der so kurzsichtig ist, daß seine Augen beinahe das Buch, einen alten Schmöker über Alchimie, scheuern. Sein mageres, ausrasiertes Kinn, springt von dem Glanz eines Lächelns gebadet vor, wenn er in ihm büffelt. Heute hatten auch Soltéß, der Professor und Neufeld, der Bankbeamte, eine unruhige Nacht, denn auch sie standen in ihre Lektüre vertieft unter der Lampe. Moravics, der Aviatiker, rauchte seine kurze Pfeife und sprach mit dem kriegerischen Popper. Schnitta, der elegante, große ungarische Kellner, beugte sich über sein selbstverfertigtes Schachbrett und kämpfte mit Birkhan Stunden lang dauernde Schlachten aus.

Beide hatten sich die Sportmützen verkehrt aufgesetzt. Der blonde, erschreckend magere Birkhan dudelte zum unzähligsten Male den von seinem zitterspielenden Landsmanne in der Gefangenschaft erlernten Schmachter „Ma Unschuld tu i net verkaufen", während er die Schachfiguren mit seinen mageren Fingern in eine raffiniert ausgeklügelte Verteidigungsstellung brachte. Die gefühlvollen Zurückweisungen der armen Waise, die sich der Verführungskünste des reichen Burschen erwehrt, klingen eigenartig von den Lippen des blonden, knochigen Kellners, der mit dem Lied nur zum Ausdruck bringen will, daß er sich als Schachpartner nicht so leicht ergibt. Es kann aber auch sein, daß er nach einer andern Richtung hin zielte, denn Dr. Herz hielt sich ebenfalls unter den Wachenden auf und gab dem hübschen Tschechenknaben mit strahlendem, glücklichem Gesicht französischen Unterricht.

In solch friedlicher Stimmung befanden wir uns, als plötzlich von der Basteimauer her ein von der Höhe kommender kreischender Schrei die nächtliche Stille durchriß:

— „Tirez sur lui!"

„Schieße auf ihn." Ein Tod bringender Ruf in der Stille der Nacht.

Wir fuhren alle unwillkürlich auf und eilten zu der Türe. Jemand hatte aus Vorsicht die kleine Lampe des Vorzimmers ausgelöscht, wahrscheinlich, weil er glaubte, daß wir mit unserem Aufbleiben ein Verbrechen begangen hätten und sich der strenge Befehl gegen uns richte. Der gefährliche Befehl wurde wiederholt.

— „Tirez sur lui!"

Aus dem verdunkelten Vorzimmer sehen wir das Bild des mondbeschienenen Basteihofes mit aller Deutlichkeit. Auf der inneren Zinne der Basteimauer stand an das Eisengitter gelehnt der Administrator. Wir sahen die Umrisse seines dicken Bauches, seines unten breiter werdenden Gesichtes, seiner ineinanderfließenden, fetten Schenkel genau. Als er den Befehl zum zweiten Male kreischte, wankte sein schwerer Körper so, daß er sich an dem Eisengeländer mit beiden Händen festhalten mußte. Neben ihm stand ein anderer Schatten. Der Mond blinkte in grünlichem Schimmer in der Spitze seines Bajonettes. Das Bajonett blieb über seiner Schulter, auch als der Befehl zum zweiten Male verklang... Der Posten gehorchte seinem Vorgesetzten nicht.

In diesem Augenblick trat aus dem Schatten des Basteihofes Rubin hervor und rief zu dem Administrator hinauf:

„Sind wir unter den Wilden, Herr Administrator? Deshalb, weil

es mir schlecht ist und ich hierher spazieren gehe, können Sie mich doch nicht einfach erschießen lassen."

Jetzt erst erfaßten wir die Lage. Der Administrator war gekommen, um den Posten zu überwachen. Er war fähig, aus dem großen Hofe auf die Burgmauer zu kriechen und auf dem halsbrecherischen Wege bis zu der Basteimauer zu kommen, die der Burg gegenüberlag, um den Posten und vielleicht uns ertappen zu können. Absichtlich hatte er die erste Nacht gewählt, in der es nicht regnete, weil er glaubte, daß wir bei solchem Wetter eher draußen im Basteihofe sein würden.

Natürlich hatten alle in der Burg das Geschrei des Feldwebels und Rubins Ruf gehört. Auf einmal füllte sich das Vorzimmer mit den aus den Zimmern strömenden Internierten. Klirrend öffnete sich das 6er Zimmer, das über dem Basteihof lag. Der Administrator spürte, daß er jetzt schon zur Bewahrung seines Ansehens die Sache fortsetzen mußte. Bestimmt sah auch er die sich drängenden Schattengestalten im dunklen Vorzimmer. Diese dunkle Menschenmasse ihm gegenüber erfüllte ihn mit Unruhe. Wer vermochte zu wissen, was von dort kommen konnte, wenn er auch nur für einen Augenblick schwankte. Er wollte daher auch weiterhin energisch bleiben.

„Wenn Sie ehrliche Absichten haben, weshalb kriechen Sie so spät in der Nacht im Dunkeln herum? Was? Auf dies antworten Sie mir!" brüllte er so laut, daß er fast an den Worten erstickte.

„Ich habe schon gesagt, daß es mir schlecht geworden ist und daß ich an die frische Luft mußte. Das Übelsein läßt sich nicht an eine Zeit binden."

„Ah, Sie wagen es auch noch zu scherzen? Sehen wir doch, wer Sie sind. Kriechen Sie aus dem Schatten hervor. Ich will Sie sehen!" — Und während er dies sagte, wollte er sich über das Geländer beugen, um Rubin fest ins Auge zu fassen. Aber bei der plötzlichen Bewegung schwankte er so, daß der Posten ihn mit beiden Händen festhalten mußte, weil er sonst über das Eisengitter auf das Steinpflaster des Hofes hinuntergesaust wäre.

Jetzt geschah etwas Schreckliches. Während der Administrator oben auf der Steinmauer sein Gleichgewicht wieder zu finden suchte, wurde mit beängstigender Kraft eine Stimme in dem dunklen Vorzimmer laut:

„Besoffenes Schwein. Schämen Sie sich nicht. Sie haben so viel getrunken, daß sie nicht mehr auf den Füßen stehen können!"

Gespensterhafte Stille folgte. Was wird jetzt geschehen? Der Admini-

strator wird die ganze Wache alarmieren? Seine Soldaten auf die Schattengestalten des Vorzimmers schießen lassen? Oder das Gewehr auf Rubin richten, der jetzt ganz nach vorne gekommen ist, zu der im Mondschein gebadeten Basteiwand und ihm gegenüber steht?

Nichts davon geschah. Nach ein paar Augenblicken gespannter Stille reckte sich der Administrator auf und schlug sich auf die Brust.

„Ich bin betrunken? Ich? Ich habe viel Wein getrunken? Kein Wort ist wahr. Wie können Sie so etwas sagen? Der Administrator Ch. kennt seine Pflichten. Ihr könnt ruhig sein; er ist nie betrunken!"

Allgemeines Gelächter entstand in dem Vorzimmer. Jetzt wußten wir alle, daß der Administrator wirklich betrunken war.

Es muß etwas Spukhaftes in diesem schallenden Gelächter der unsichtbaren Masse gewesen sein, denn der Administrator wurde auf einmal aufgeregt; er nahm seine Kappe von dem großen Kopf und wischte sich die schweißbedeckte Stirne mit dem Taschentuch.

Plötzlich rief die vorige Stimme wieder.

„Du bist besoffen. Du bist ein besoffenes Schwein!"

Fast gleichzeitig, vermutlich, weil das erste tapfere Wort eine Bresche brach für die langunterdrückte Bitterkeit, ertönten auch andere, schimpfende und anklagende Schreie in dem dunklen Zimmer und flossen langsam zu einem ganz eigenartigen, bluterstarrenden Chor zusammen, gleichsam, wie wenn die Seelen ermordeter Menschen auferstanden wären, um ihren Henker anzuklagen.

„Salaud! Embusqué! Cochon! Tas de merde! Saligaud! Tu veux nous tuer, sale irrogne? Lâche chien!"

Wir wurden alle von der Wut der Beschimpfungen, der Anklagen erfaßt. Es war ein Lynchgericht mit Worten, mit Flüchen. In dem Wahnsinn der Verbitterung dachten diese gepeinigten Gefangenen den Körper ihres Henkers in ihren Händen zu haben. Jeder wollte ihn stoßen, beißen, würgen. In maßlosen, groben Zornesausbrüchen verlangten sie Rechenschaft für seine ganze bisherige Unbarmherzigkeit. Einer brachte ihm die Zelle in Erinnerung, in die er eingesperrt worden war, der Andere forderte seine unterschlagenen Briefe und Pakete, der Dritte wünschte ihn in die stinkenden Latrinenfässer, die vor unsere Fenster aufgestellt worden waren. Eine Klage schloß sich an die andere, aus einem Fluch wuchs der andere. Zum Schlusse mengten sich französische, deutsche und ungarische Worte in grausamem Gehelfer ineinander, wie wenn sie nicht von Menschen, sondern aus dem Rachen eines furchtbaren, alle Maße menschlicher Vorstellung übersteigenden Phantom kämen.

Und diesem allgemeinen, wilden Gebrüll gesellte sich auf einmal eine dünne, einem Kinderweinen ähnliche Stimme, die unermüdlich immer nur ein Wort wiederholte „Falaris, Falaris, Falaris“. Die leicht heisere, schluchzende Stimme wurde vorerst von den anderen übertönt. Später aber hörten die anderen Beschimpfungen langsam auf, vielleicht weil so viel alles verschlingende Leidenschaft in ihr war, vielleicht auch, weil Allen das Wort unbekannt war, durch das sich so viel machtloser, rasender Haß äußerte und man hörte aus dem dunklen Zimmer nur in unaufhörlicher Wiederholung diesen einen Schrei: „Falaris, Falaris, Falaris“.

Es war die Stimme des älteren Weiner. Diesen gutmütigen, halbtauben Menschen brachte die aufregende Szene außer sich, seine Fäuste schüttelnd, heiser stöhnend schob er sich in der Masse vorwärts, um dem gehaßten Feinde gegenüberzutreten, der den Tod Lolos, seines so über alle Maßen geliebten, armen Hundes verursacht hatte. Zu seinem Glücke ließen ihn seine Genossen nicht aus dem Zimmer laufen. Daraufhin wurde seine Stimme noch beängstigender; jetzt belferte und krächzte er so, als ob er erstickte.

Der Administrator, der die übrigen Beschimpfungen leicht von sich abgeschüttelt hatte, erschrak vor Weiners Stimme. Er spürte die übernatürliche Kraft der Wut, des Hasses in ihr, auch beunruhigte ihn das fremde, rätselhafte Wort. Wie Weiners Stimme immer näher und mit immer schrecklicherer Leidenschaft an ihn herandrang, zog er sich immer mehr zurück, wie wenn man sich ihm mit feurigem Eisen näherte. Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Ganz gebrochen, beinahe flehend rief er über die Schranken hinweg: „Lassen Sie doch endlich ab von mir! Was wollen sie von mir! Ich gebe zu, es war ein Mißverständnis von mir. Lassen Sie mich.“

Erst, als Alles schwieg, kam der Administrator zur Besinnung und fügte mit von ihm nie gehörter Milde hinzu: „Vergessen wir das Ganze. Ich habe nur meine Pflicht erfüllt“.

„Eine schmutzige Pflicht“, hörte man wieder die erste, tiefe Stimme, die den ganzen Schimpfstrom veranlaßt hatte. „Es kann sein, daß es eine schmutzige Pflicht ist“, gestand beinahe demütig der Administrator, „aber es ist eine Pflicht“.

Damit endete die ganze nächtliche, dramatische Szene. Der Administrator ging auf seinem halsbrecherischen Wege zurück, der Posten setzte seinen Spaziergang fort. Das Vorzimmer leerte sich langsam. Jemand zündete die Petroleumlampe von neuem an.

In dem düsteren Schein erblickte ich den älteren Weiner, der an die

Wand gestützt dastand. Seine großen, aufgerissenen grünlich-blauen Augen blitzten, sein ergrauendes Haar fiel spärlich in seine schmale, knochige Stirne, seine schmalen Lippen zitterten noch immer, wie wenn der aus seinem Innersten hervorgebrochene Zorn nur noch auf ihnen lagern würde. Mit eigenartiger Ergriffenheit sah ich auf diesen zerlumpt gekleideten, abgemagerten Menschen, dessen dünne Füße in riesigen Holzschuhen verschwanden. Mußte dieser Schwärmer, dieser in Träumen lebende Schwächling von Genf nach Frankreich kommen, um die angebliche, französische Revolution zu schauen. Vor kurzem hatte er Nachricht aus Genf erhalten, daß man all seinen Besitz, seine Möbel und Werkzeuge zur Tilgung der rückständigen Miete verlizitiert habe. Madame Martin, der Kanarienvogel, die kleinen Hündchen, das ganze kleine Paradies, mit dem er die sterbende Lolo getröstet hatte, waren nur noch eine bewußte, fromme Lüge.

„Herr Weiner" fragte ich ihn, als er mich mit einem Kopfnicken begrüßte, „was war das für ein rätselhaftes Wort, das sie dem Administrator an den Kopf geworfen haben?"

Weiner machte aus seinen Händen einen Trichter vor sein Ohr und schon badete sein mageres, vor Kälte blaurotes Gesicht wieder in dem alten Lächeln, als er seinen Kopf zu mir beugte, damit ich die Frage noch einmal wiederhole. Als klassischer Philologe erfuhr ich mit Beschämung, daß Phalaris ein alter, sizilianischer Tyrann gewesen war, der seine Opfer in eisernen Stieren verbrennen ließ und dessen Ohren ihr Jammergeschrei süßer klang, als die ergreifendsten Harmonien.

Ich bedankte mich für die Aufklärung und verabschiedete mich von Weiner, der aus seiner mit Büchern vollgestopften Tasche ein altes, in Leder eingebundenes Werk hervorzog und sich dort, stehend an die Wand gelehnt, wieder in die reine Welt der Wissenschaften vertiefte, aus der ihn vorher der rohe Lärm des schmerzlichen Lebens aufgeschreckt hatte.

Aus dem Ungarischen von Ernst Jekelius

«MIR SELBST»

Von Cincinat Pavelescu

Ein Epigramm

Spät, aber doch ist Pavelescus Buch erschienen
Und alle stürzen sich drauf mit freudigen Mienen.
Zuletzt hat auch der Kritiker hineingeguckt:
«Ja, dieses Buch ist wirklich schön gedruckt!»

Rundschau

Sächsische Neuwahlen. Über die Neuwahl des Kronstädter Kreis- und Ortsausschusses berichteten wir schon im Oktober. Inzwischen wurden auch in den anderen Orten die Neuwahlen durchgeführt. Gewisse Verschiebungen waren überall zu verzeichnen. Am deutlichsten schlug das Pendel in Hermannstadt aus, wo mit überwältigender Mehrheit eine Liste des „Bürgerabends" gewählt wurde, auf der sich auch die Namen der unabhängigen jungen Intelligenz, vornehmlich zahlreiche Teilnehmer der Tagung vom 7. Juni befanden. Die Volkspartei erlitt eine in ihrem Ausmaß überraschend große Niederlage. Inwieweit sich die neue Zusammensetzung der Kreisausschüsse auf unsere politische Führung auswirken wird, kann erst nach der Konstituierung des Volksrates beurteilt werden, die im November stattfindet.

Heinrich Zillich

Ausstellung des Malers Hermann Konnerth in Hermannstadt. Werke der letzten Jahre bot uns mit vierzig Ölbildern und drei Aquarellen der heimische, in Berlin ansässige Maler Hermann Konnerth mit einer Ausstellung, die in der Zeit vom 13. bis 17. September d. J. in den Treppenräumen des Brukenthalmuseums zu Hermannstadt zu sehen war. Es freut uns, wenn sich das Brukenthalmuseum seiner Kulturaufgabe bewußt auch in den Dienst lebender Maler stellt, wenn sich auch der Mangel eines entsprechenden Ausstellungsraumes in Hermannstadt immer wieder bedauerlich auswirkt. Wir freuen uns, wenn uns unsere im Ausland lebenden Maler — der Heimat treu — Einblick in ihr Schaffen gewähren, was die Hermannstädter Gesellschaft diesmal auch durch zahlreiche Ankäufe bewies. Hermann Konnerth bot uns da in köstlicher Farbigkeit einen Blick aus dem Nebellande, in das uns ein böser Herbst versetzt hatte, in das Sonnenland Südfrankreichs.

Die Farbenfreude Konnerths fand die ersehnte Landschaft, die Erfüllung seines Traumes, in Frankreich. Wie Aladár Kuncz fand der Weltkrieg Hermann Konnerth auf einer französischen Reise. Wie der Dichter wurde er fünf Jahre hindurch im Feindeslande als Zivilgefangener festgehalten. Und doch, welch anderes Erlebnis. Während Aladár Kuncz in den feuchten Kasematten der düsteren Normandie das Licht des Heilands aufging, wurde Hermann Konnerth die Gefangenschaft auf einer weit in das sonnendurchflutete Südfrankreich hinauslugenden Bergkuppe zu einem bestimmenden Erlebnis heiterer Lebensfreude. Immer wieder kehrt der Maler in diese, seine Ideallandschaft mit ihren alten Steinstädtchen, mit ihren sorglos fröhlichen Menschen, ihren warmen Feldern und Hügeln zurück, um die heitere Atmosphäre, die hellen Farben, das bewegte Treiben dieser Welt einzufangen. Immer wieder kehrt er zu den weißen Orten, nach Toulon, Villefranche, La Velette — das Tälchen — mit ihren genußfreudigen Menschen, bunten Märkten, sprudelnden Brunnen, lieblichen Landschaften und ihrer alles belebenden Sonne zurück.

Da ist der Wasserträger, ein rotbäckiger Bursche, die Zigarette keck im Mundwinkel, der über seinen blauen Wasserkübeln lustig in das Leben späht, da ist die behäbige Bürgersfrau mit den Kindern hinter dem fröhlich rollenden Wäschekarren, da sind die vier Philosophen, die auf einer Bank auf weitem Platz nichts-

tuerisch in den Tag träumen, da ist der schlafende Gamin am Kaffeehaustischchen im rosa Hemd, da ist der Leser in blauen Hosen, das gelbe Halstuch frech um das Hemd geschlungen, da ist die wuchtige Erdhaftigkeit der zu Boden gebeugten Feldarbeiterinnen, da ist in feinem Schwarz-Weiß Sonnenglast über einem quaderngefügten Steinhaus, in dessen Schatten eine alte Frau geruhsam hockt, während die dicke Katze in der Sonne schnurrt.

Da sind die springenden Brunnen, der Sammelplatz der kleinen Ortschaften mit ihrem bunten Treiben, da sind die Märkte mit Gemüse und Obst — gelbe Melonen, grüne Gurken, Ardee, rote Tomaten — unter färbigen Plachen, die das ganze schwirrende Leben im weißen Licht umschließen.

Da ist Cattis sur mer, ziegelrote Dächer am grauen Meer, da die Côte d'azur, blaue Fluten an purpurnen Felsen, da die südfranzösische Landschaft mit ihren weißen Steinmauern und dunklen Zypressen an weichen Hügelkuppen.

Wie anders ist doch die herbe Gebirgslandschaft Siebenbürgens (Negoi, Bei der Negoihütte, Negoikessel): hochstehende Tannen an kaltschimmernden Felswänden.

Wir werfen noch je einen langen Blick auf einen Akt von außerordentlichem ästhetischen Reiz in Gelb und Rosa, auf das Bildnis eines braunen Russen voll Melancholie, auf das Aquarell, das mit einfachen Mitteln eine süße, gebeugte Madonna darstellt.

Wo liegt die Gefahr des Malers? All das ist so voll von Lieblichkeit, in zarten, duftigen Farben aufgetragen, als ob alle Dämonen aus der Welt getrieben worden wären. Und doch sind sie eine wesentliche Triebkraft allen Lebens und jeder Kunst.

Dr. Ernst Jekelius

Zigeuner schreiben..... Unter diesem Titel veröffentlicht R. Kaltofen, dessen Spezialität es ist, über die fernsten Literaturen aufklärende Berichte zu schreiben, einen Bericht über die sowjetrussische moldauische Republik in der ernsten Zeitschrift „Die Literatur" (Stuttgart). Dort, „in jenem Grenzgebiet zum rumänischen Bessarabien", „regt sich eifriges literarisches Leben..." Allerdings „die Moldawaner, Abkömmlinge der Zigeuner, besaßen keine eigene Schriftsprache". Wie heißen die Blätter dieser Zigeuner? „Plugarul Rosch", „Moldova Socialista", „Moldova literar", „Reserit". Seltsam — das klingt ja ganz rumänisch. Wie heißen die Dichter: Andrijewsku, Kaftani, Pescar, Markow, aber auch Kornfeld und Lechtzer. Seltsame Zigeunernamen. Welche Themen behandeln diese Zigeuner? Den Bessarabischen Bauernaufstand 1780, den Kampf der Großbauern gegen die Sozialisierung. Seltsame Zigeunerthemen. Aber Zigeuner sind es. Kaltofen schreibt: „Zigeuner schreiben.... und es ist eine Freude, im Kreise dieser jungen, frischen Poeten zu sitzen, die fast aus dem Nichts eine nationale Literatur schaffen". Seltsamer Kaltofen.

Heinrich Zillich.

Neue Bücher und Schriften

Lucian Costin: Übersetzungen aus zeitgenössischen deutschen Lyrikern („Tălmăciri din liricii germani contimporani"), Temeschburg 1926.

Lucian Costin, ein Gelehrter von vielseitiger literarischer Tätigkeit, hat in einer Sammlung Perlen von 63 deutschen Dichtern übersetzt. Er gibt einen Überblick über

die letzten 50 Jahre deutscher Lyrik, wobei auch die großen Dichter: Nietzsche, Rilke, R. Huch 2c. zu Worte kommen. Die Allerjüngsten fehlen, ebenso unsere sächsischen Lyriker; trotzdem ist die Sammlung auch für uns Sachsen in Absicht und Gelungenheit sehr interessant: Wir sagen Professor Costin herzlichen Dank und wünschen der Sammlung weiteste Verbreitung.

Ich möchte mit einigen Worten noch eine jüngsterschienene ästhetische Arbeit des verdienstvollen Gelehrten berühren. Sie ist betitelt: „Einige Bemerkungen über ästhetische Indukation" („Câteva note despre inducţia poetică"). Der Untertitel „Fragen literarischer Ästhetik" könnte auch heißen: „Künstlerpsychologie". Costin untersucht, wie der Dichter Eindrücke empfängt und verarbeitet, und wie diese Eindrücke zur Dichtung werden. Namentlich die erste Frage ist sehr eingehend und interessant behandelt. Im 2. Teile nimmt Costin leidenschaftlich Partei gegen die Intellektualisten und Individualisten in der rumänischen Dichtung der Gegenwart und betont Bedeutung der Ideendichtung sowie den Zusammenhang zwischen der Arbeit des Dichters und den seelischen Bedürfnissen des Volkes. Die Studie zeigt uns eindringlich die starken Gegensätze in der heutigen rumänischen Literatur.

A. Heltmann

Sextil Puşcariu, Istoria Literaturii Române, Epoca Veche (Geschichte der rumänischen Literatur, Die Frühzeit). 2. Auflage, Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1930.

Die romanistischen Fachgenossen werden die Änderungen und Erweiterungen dieser zweiten Auflage gegenüber der früheren festzustellen und zu beurteilen haben. Für deutsche Leser liegt der Wert dieser Literaturgeschichte in anderer Richtung. Ein falsches, nichtsdestoweniger heute fast allgemein gültiges literargeschichtliches Dogma, das nur „künstlerisch vollwertige" Literaturdenkmäler gelten lassen will — Zwischenfrage: Was bliebe dann von Martin Opitz in der deutschen Literaturgeschichte? —, beeinflußt die Bewertung der Frühzeit der rumänischen Literaturgeschichte in ungünstiger Weise; denn künstlerisch Bleibendes hat das rumänische Schrifttum allerdings erst im 19. Jahrhundert hervorgebracht. Über die älteren Zeitspannen pflegt man — wie über unser sächsisches Schrifttum auch — zu urteilen, daß sie nur „kulturgeschichtlich bedeutsam" seien. Die Herdersche Erkenntnis, jede Blume an ihrem Ort und zu ihrer Zeit zu betrachten, war dem „aufgeklärten" Jahrhundert vor uns vollständig abhanden gekommen. Das Verdienst der Literaturgeschichte Puşcarius liegt darin, daß sie den Wert auch der älteren, ästhetisch dürren Literaturzeiten überzeugend vor Augen führt. Die Darstellung beginnt mit der „vorgeschichtlichen" Zeit, die mit klugen, m. E. zu knappen Ausführungen über die rumänische Volkslieddichtung abgeschlossen wird; in dem Schriftennachweis dieses Abschnittes wäre auch der Arbeiten Joh. Karl Schullers, Friedr. Wilh. Schusters und W. Rudows zu gedenken gewesen. Das zweite Kapitel behandelt die ersten Schriften und Druckwerke in rumänischer Sprache und streift auch die sächsischen Verdienste um die Begründung des rumänischen Schrifttums. Als „Blütezeit" faßt das dritte Kapitel die Jahre 1630—1720 zusammen; in einem vierten Kapitel wird die „Zeit des Verfalls" bis zur geistigen Neuerweckung des Rumänentums um die Wende des 19. Jahrhunderts durch Peter Maior, Samuel Klein und Georg Şincai geführt.

Tritt man an Literaturgeschichten, die von Sprachwissenschaftlern verfaßt werden, in der Regel nur mit leisem Mißtrauen heran, weil Literatur- und Sprachwissenschaft (geistige Kinder gleicher Väter, aber verschiedener Mütter), die jahrzehntelang in

wilder Ehe miteinander lebten, ihrem inneren Gesetz gehorchend, schließlich doch wieder auseinandergegangen sind, so lebt in Puşcariu etwas von der Gestaltungskraft jener umfassend gebildeten Philologen vom Schlag Karl Lachmans und Friedrich Vogts, Karl Voßlers und Konrad Burdachs, deren weiter Geist sie zu linguistischen wie literarurhistorischen Arbeiten in gleicher Weise zu befähigen scheint. Zumal die Frühzeit der rumänischen Literaturgeschichte kann ohne gründliche Kenntnis der Sprach- und Kulturgeschichte nicht bewältigt werden. In der ersten ist Puşcariu Meister; hinsichtlich der zweiten dankt er Nikolaus Iorga, „ohne den das vorliegende Buch nicht entstanden wäre", stofflich und methodisch viel. Über das Wissenschaftliche hinaus besteht das Verdienstvolle des Beitrages Puşcarius in der Flüssig- und Lesbarmachung eines Stoffes, dessen Trockenheit gemeinhin abschreckt. Für deutsche Leser ist es eine Selbstverständlichkeit, auf dem Gebiet der eigenen Literaturgeschichte prächtig ausgestattete, leicht lesbare Darstellungen wie die Robert Königs, Otto Leixners Friedrich Vogts und anderer zu besitzen, die in volkstümlich-verständlicher Form, aber auf wissenschaftlicher Grundlage auch die ästhetisch unbefriedigenden Zeiten anregend vorzubringen und durch Bildwiedergaben, Faksimiles, Porträts u. dgl. dem Leser einen Eindruck der geschilderten Leistung zu vermitteln vermögen. Auf dem rumänischen Büchermarkt ist Puşcarius Werk in dieser Beziehung bahnbrechend. Und nicht wenige Leser werden über die wertvollen Bildbeigaben und den hohen Kulturstand, den zahlreiche frührumänische Literaturdenkmäler verraten, aufrichtig erstaunt sein. (Nebenbei: Das Bild Seite 93 ist offenbar eine freie Weiterbildung des Dürerischen Verlorenen Sohnes). So kann man der Literaturgeschichte Puşcarius, die mit der wachsenden Zahl der Auflagen ohne Zweifel eine immer stärkere Durchgeistigung erfahren wird, nur weiteste Verbreitung und — eine Fortsetzung nach der Gegenwart hin wünschen.

Die technische Herstellung des Werkes ist eine buchdruckerische Leistung von Rang und ein Ruhmestitel der Werkstätten der Hermannstädter Krafft & Drotleff A.-G.

Karl Kurt Klein

Fritz Klein. Auf die Barrikaden? Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1931.

Unser Landsmann, der Chefredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin, gibt in diesem schmalen Buch einen ausgezeichneten Überblick über die politische Lage Deutschlands und zieht daraus in überzeugender Weise Folgerungen für die nächste Zukunft der deutschen politischen Führung und damit zugleich für die Marschrichtung der Nation. Das Bedeutsame an dem Werke ist, daß es aus der Fülle des deutschen Gegenwartslebens geschrieben wurde und doch auf so begrenztem Raume das Wesentliche der geistigen und politischen Struktur Deutschlands herauszugreifen vermag. In den zwei ersten Kapiteln ist gleichsam das Thema der deutschen Befreiung umrissen, die hier mit richtiger Einsicht aus der Seele der Nation gefordert wird, aber mit Einfühlung in das Mögliche nach einer Untersuchung über die Wechselbeziehung zwischen innerer und äußerer Politik zur Forderung der Sachlichkeit in den inneren Auseinandersetzungen überleitet, die durch das Vertrauen gestärkt werden soll, das „gewiß nur auf Gegenseitigkeit beruhen kann und letzthin von der Leistung der Führer für das Volk abhängig bleibt". Überzeugend ist auch die Darstellung der wichtigsten Personen des deutschen politischen Lebens, die in den nächsten Monaten für die Entwicklung bestimmend sein werden: Hitler, Brüning und Hugenberg. Sehr richtig erscheint mir auch der Vergleich der Gegenwartslage mit der Situation im Jahre 1923, die Darstellung der französischen Geistesverfassung, aber auch die Be-

wertung der heute weniger gefährlichen Besetzungsdrohung der französischen Armee. Schon hier zeigt sich, welche Linie Klein für die deutsche Politik aufzeichnet. Es ist die Isolierung Frankreichs, die nötig ist, ehe der Wirtschaftskrise und damit auch der deutschen politischen Ohnmacht abgeholfen werden kann. Dieses Programm verlangt einen Ausgleich im Inland, eine neue Regierungsbildung, die die Kräfte der Opposition — es kommt heute bloß eine Rechtsopposition in Betracht — positiv einsetzt. Also nicht über die Barrikaden, sondern, wie Klein sein Buch schließt, über die Politik geht der Weg zur deutschen Befreiung. So schmal der Umfang des Werkes ist, so wenig kann ein Bericht den Inhalt auch nur annähernd wiedergeben. Ich denke hier zum Beispiel an die historische Darstellung der mißglückten Zollunion und der letzten deutschen Finanzkrise. Man muß das Buch schon selbst lesen, dessen Vorzug es ist, daß es ein Politiker schrieb, der die Tatsachen kennt, und daß es ein Schriftsteller schrieb, der mit Phantasie und Geist in die Hintergründe hineinzublicken vermag. Nicht der öde und unschöpferische Realpolitiker, den man eigentlich Verwaltungspolitiker nennen müßte, führt hier das Wort, sondern der schöpferisch schauende und darum auch zum Urteil berufene Gestalter. Heinrich Zillich

Kurt Erich Rotter. Das verlauschte Jahr. Gedichte. Verlag Die Arche, Hirsau i. Württ. 1931. — Kurt Erich Rotter ist ein neuer Dichter (übrigens rumänischer Vizekonsul in Wien), den man ruhig neben den bedeutenderen deutschen Lyrikern der deutschen Gegenwart nennen darf. Seine Gedichte, stofflich fernab der Zeit und ihren Nöten, sind Lyrik in dem zarten, verwehenden, aber dabei sprachlich durchaus straffen und prägnanten Sinne, den man oft und natürlich nicht immer richtig in den Begriff Lyrik legt. Melodie ist diese Sprache, Klang das Gefühl, das sich darin ausdrückt, Musik die ganze Sammlung. Sie läßt uns selbst schweben, sie trägt uns und umhüllt uns. Ich fand in letzter Zeit kaum eine Begabung, die so zart und doch stark, so stimmungskräftig und stimmungsvoll ist wie diese. Heinrich Zillich

Karl Fritsch. Sächsische Führer der Vergangenheit. Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt, 1931. — Die Erinnerungen des langjährigen landeskirchlichen Sekretärs sind recht interessant. In kurzen Bildern werden die Persönlichkeiten des Bischofs G. D. Teutsch, Franz Gebbels, Bischofs Fr. Müller, des Josef Bedeus, des Superintendentialvikars M. Fuß und J. A. Zimmermanns sehr einprägsam wiedergegeben, wobei eine Fülle privater Erinnerungen und Episoden besonders erwünscht ist.
Heinrich Zillich

Eine billige Ausgabe von „Volk ohne Raum“, dem deutschen Schicksalsroman von Hans Grimm, ist soeben im Verlage Albert Langen in München erschienen und wird ab 15. Oktober in allen Buchhandlungen zu haben sein. Die bisherige, zweibändige Ausgabe zum Preise von 25 Mark hat eine Auflagenhöhe von 65000 Exemplaren erreicht. Von der neuen, einbändigen ungekürzten Ausgabe, deren gute, gediegene Ausstattung besonders hervorgehoben zu werden verdient und die nur 8.50 Mark kostet, sind schon jetzt auf Vorausbestellung hin über 25000 Exemplare vergeben: ein ungewöhnlich starker Erfolg eines deutschen Buches, zumal in dieser Zeit!

Georg Widenbauer. Deutsches Blut für Frankreich. Verlag von R. Oldenburg. Die Broschüre behandelt die französische Fremdenlegion, ihre Geschichte und Bedeutung. Sie weist schlagend nach, wie kulturwidrig diese Einrichtung ist und wieviel deutsche Menschen durch sie zugrunde gingen. Auch hier wird eine Lösung nicht eher möglich sein, als der Versailler Vertrag zertrümmert ist. Heinrich Zillich

Erich Maria Remarque. Der Weg zurück. Im Propyläen-Verlag, Berlin, 1931, Dieses Buch ist ein Prüfstein für den Verfasser. Es gibt keinen Autor, der in so kurzer Zeit einen so ungeheuren Welterfolg errang wie Remarque mit seinem „Im Westen nichts Neues". Unsere Meinung haben wir seinerzeit beim Erscheinen des Buches, noch ehe durch politische Fragestellungen Begeisterung und Haß über Gebühr um den Verfasser aufschlugen, zum Ausdruck gebracht. Nach ihm haben andere Sinn und Erlebnis des Krieges zwingender gestaltet, weniger verhaftet einer kleinlichen Auslegung, weniger bestimmt durch Episoden und mit mehr Spürsinn für die schicksalhafte Bedeutung des Ereignisses. — Auch in diesem Band, der die Heimkehr der Soldaten schildert, wiederholt sich dieselbe unbefriedigende Blickeinstellung, ein allzu subjektives Haften an Einzelheiten, eine journalistisch geschickte Zeichnung vieler Episoden und Anekdoten, aber das Ganze ist viel weniger zusammengefaßt als das erste Buch. Mitunter spürt man die Absicht des Verfassers, den heroischen Zug des Soldatentums stärker zu unterstreichen, und hat das Gefühl, daß die Kritik, die Remarque widerfahren ist, Ursache daran hat. Der letzte Eindruck ist der einer Leere. Es stimmt alles in den Einzelheiten. Alles, was hier erzählt wird, ist so gewesen — und es war in seiner Bedeutung doch anders. Noch viel mehr als im ersten Werk mangelt hier Remarque die Einsicht in die Hintergründe und den Sinn. Die Oberfläche des Schicksals ist dargestellt in zusammenhangslosen kleinen Bildern, aber da ein synthetischer Geist dahinter fehlt, zerfließt alles und ist letztlich verzerrt und nebensächlich. Heinrich Zillich

„Földindulás" (Erdbeben). Roman von Berde Mária. Klausenburg, Erdélyi Szépmives Céh. 1930. 2 Bände. Die bekannte siebenbürgisch-ungarische Dichterin schafft den tragischen Roman des ungarischen Landadels in der Nachkriegszeit. Eine ausgesprochene Heimatdichterin in Thema und Manier. Behaglich und breit im Ausspinnen der Handlung — vielleicht allzubreit in der Behandlung der Bodenreform- und Kroneneinlösungsfragen — gibt sie volles und häufig romantisches Leben. So ist die Gestalt der schönen, lebenshungrigen Ila vortrefflich; ebenso Scenen, wie der wilde Ritt Ilas ihrem flüchtenden Bruder nach, der an Menschen und Umständen verzweifelnd, Siebenbürgen verlassen will; der kalte Abschied, weil jedes der beiden rücksichtlos seine Lebenslinie verfolgen muß. Dann ist ergreifend und wirkungsvoll geschildert, wie der idealistische junge Lehrer die Stelle aufsucht, wo der genannte Bruder verscharrt wurde, und hier das Nähere über sein gewaltsames Ende erfährt. Die Verfasserin hat glänzend Politik in Dichtung umgewandelt; ihr Roman wird künstlerisch und als historisches Dokument bleiben. A. Heltmann

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt

Das vorliegende Heft ist zwei Hauptthemen gewidmet, einem — gewiß bloß andeutenden und oberflächlichen — Überblick über wesentliche geistige Leistungen des Rumänentums und dem Andenken des siebenbürgischen Dichters Kuncz Aladár, der sich als Leiter der besten ungarischen Zeitschrift in Rumänien, des „Erdélyi Helikon", große Verdienste erwarb; größer noch sind seine Verdienste als Dichter. Ein Ausschnitt aus dem Roman „Schwarzes Kloster" wird von uns in Übersetzung veröffentlicht.

Der größere Teil des Heftes dient dem ersten Thema. Mit Bedauern mußten wir Abstand davon nehmen, auch einen Überblick über die rumänische Malerei zu geben, weil die Bildherstellungskosten zu hoch sind. Aber wir trösten uns damit, daß unsere Vermittlerrolle zwischen dem rumänischen Geistesleben und unserer Leserschaft mit dieser Veröffentlichung nicht beendet ist, sondern nur eine Fortführung früherer Arbeit darstellt, die auch weiterhin immer wieder aufgenommen werden soll. Uns schwebt vor, durch diese Vermittlertätigkeit nicht bloß ein neues Gebiet der Literatur in unseren Kreisen bekannt zu machen. Wir wollen das gegenseitige Verständnis zwischen den Bevölkerungsgruppen Rumäniens fördern, im Rahmen des Planes, den der Herausgeber in seinem Aufsatz „Kulturelle Zusammenarbeit in Rumänien" umreißt. Als gutes Omen erachten wir, daß dieser Aufsatz im letzten Heft der führenden rumänischen Zeitschrift „Gândirea" (Oktober 1931, Bukarest) in rumänischer Übertragung erschienen ist und dort, von Nichifor Crainic begrüßt, dem gleichen Zwecke diente wie hier und daß sich auch die Zeitung „Neamul Românesc" in einem ausführlichen Aufsatz mit dem Aufsatz beschäftigte.

Die größte Arbeit bei der Zusammenstellung dieser Nummer fiel auf Professor Adolf Heltmann, Kronstadt, den Verfasser der Untersuchung über die geschichtliche und wissenschaftliche Leistung N. Iorgas. Es sei ihm auch hier Dank dafür gezollt. An der Spitze des Heftes erscheint ein Gedicht von Nichifor Crainic, der unseren Lesern nicht fremd ist. Crainic ist der Herausgeber der „Gândirea", ein gesunder, schwungvoller Lebensbejaher, der „rumänische Gottfried Keller", der sich auch mit Erfolg um die geistige Lage der orthodoxen Kirche bemühte, uns aber am nächsten steht durch seine freundschaftliche Hilfsbereitschaft, durch die Aufgeschlossenheit unseren künstlerischen Fragen gegenüber. Ohne Crainic's Wirken wäre das Wissen um unsere geistigen Bestrebungen in rumänischen Kreisen bei weitem mangelhafter als heute. Das gleiche Verdienst erwarb sich auch Emanoil Bucuţa als Leiter der Ministerial-Abteilung für Volkserziehung und der Zeitschrift „Boabe de grâu". Die positive, menschlich tiefe und lebendige Dichtung Bucuţas tritt hier zum erstenmal in unseren Kreis. C. Baltazar gehört der um Lovinescus Zeitschrift „Sburătorul" vereinten Dichterschar an. Seine Gedichte zeigen Streben nach differenzierteste Stimmung, so daß manche Dunkelheit bei diesem talentvollen Dichter vorkommt. Vielleicht wäre hier in gewissem Sinne eine Parallele mit Georg Trakl zu ziehen. Lucian Blaga, von uns schon oft zum Worte zugelassen, steht dem Kreise um die „Gândirea" nahe; originell als Denker und Erfinder eigenartiger Bilder und Versdramen. I. Minulescu ein graziöses skeptisches Talent, das einen selten geistreichen Humor mit köstlicher Selbstironie verbindet. Tudor Arghezi ist die originellste Begabung, die leidenschaftliche der jüngeren Generation (siehe auch Oktoberheft). Sein Einfluß in Lyrik und Prosa ist stark. Cincinat Pavelescu ist der letzte begabte Epigrammdichter; hierin einzigartig schuf er auch gelungene, schwärmerische Liebesgedichte. Und schließlich Cesar Petrescu, mit Rebreanu und I. Teodoranu der Gipfel der rumänischen Romandichtung, außerordentlich fruchtbar, erfindungsreich, bleibt seine beste Leistung bis jetzt der monumentale soziale Roman „Intunecare", dem unser Fragment entstammt.

*

Die im Mai-Juniheft erschienene Novelle von Otto Folberth „Ein Musketier in Siebenbürgen" wurde auch im Oktoberheft von Westermanns Monatsheften, Berlin, veröffentlicht.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg



Hans Eder, Bildnis des Malers F. Harta
phot. Wiedergabe: Atelier O. Netoliczka

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
8. JAHR DEZEMBER 1931 HEFT 12

Wunderklare Nacht

Von Heinrich Zillich

O große wunderklare Nacht,
die schweigend ruht und schweigend wacht
und ihrer Stille Übermacht
mit kleinen Sternenlichtern facht.

Die wehen hin im kalten Raum
und fürchten sich und atmen kaum
und zucken wie ein Fädchen Flaum
und sind doch Erz am Himmelsbaum.

Nur manchmal zieht in hartem Strich
ein Sternenblitz durchs Sternenlicht.
Das ist die Frucht, die niederbricht.
Auch sie stürzt aus dem Himmel nicht.

Sie wandelt sich zu neuer Glut.
In ewig unversträmter Flut
wird Stein zu Licht und Licht zu Blut,
das Gute faul, das Böse gut.

Und über allem Werden wacht
des Himmels glanzdurchbrochne Nacht,
die Zeit und Erde überdacht,
auch meine Lichter löscht und facht.

Und wehr ich mich im großen Raum
und rufe ich und atme kaum
und bin ich wach und bin ich Traum:
ich häng wie Erz am Weltenbaum.

Der Abt von Kerz

Drei Aufzüge mit einem Vorspiel von Adolf Meschendörfer

Wir bringen aus dem Drama „Der Abt von Kerz", das in einem Bande „Dramen von Adolf Meschendörfer" im Verlage Johann Götts Sohn, Kronstadt, eben erschienen ist, das folgende Vorspiel, darin der Abzug des Deutschen Ritterordens aus dem Burzenland gestaltet wird.

Die Schriftleitung

Vorspiel

Zeit: Abend des 2. Oktobers 1225; Ort: Remter in der Marienburg des Deutschen Ritterordens.

An der Wand links vom Zuschauer ist der riesige Kopf eines Auerochsen angebracht, an der Wand rechts vom Zuschauer hängt ein Marienbild über dem großen frühgotischen Fenster und darunter brennt ein Ewiges Lämpchen. In der Mitte der Rückwand eine Türe, rechts und links von ihr steht ein Sarazene, gestützt auf den großen, weißen Ordensschild mit schwarzem Kreuz. Über der Türe rechts und links Helme, Harnische, Schilde und gekreuzte Schwerter.

Um den großen, eichenen Rittertisch sitzt das Landkapitel der Ballei Burza: den Vorsitz führt der zum Besuch eingetroffene Großkomtur Hohenlohe, zu seiner Rechten der Landmeister Hermann Balk, Komtur der Marienburg, zu seiner Linken der Marschalk, Komtur der Schwarzburg; es schließen sich ihnen an der Trappier, Komtur der Kreuzburg, der Treßler, Komtur der Königsteinburg und der Spittler, Komtur der Brasoviaburg.

Mit Ausnahme des Großkomturs sind alle Ritter ungewappnet und tragen einfache, lang herabfallende Leinenröcke; nur die aus ihnen hervortretenden Beine und Füße sind gepanzert und gespornt.

Großkomtur: So wißt ihr alles.
Wohlan, im Namen unseres Meisters: du, Marschalk, der Komtur der Schwarzburg erhebt sich sammelst alles reisige Volk, das dreißig Tage einen guten Schild am Arme tragen kann und willens ist, Leib und Seele in unsere Hand zu geben! Der Komtur neigt den Kopf und setzt sich. Ebenso jeder später Aufgerufene.
Du, Trappier, der Komtur der Kreuzburg erhebt sich gibst Forst und Wiesen, alle Landstücke hin für Münze oder Gewaffen oder starke Wagen und Speise des Leibs!
Du, Landmeister, der Komtur der Marienburg erhebt sich hältst die Augen auf ihnen allen!
Hermann Balk! Acht Tage sind dir für dies Mühen zugestanden. Dann stehst du unter des Meisters Gericht!

Landmeister noch ungläubig: Was wir hier in vierzehn Jahren gebaut und geschaffen...?

Großkomtur: Ist in acht Tagen abgerechnet und verlassen. Der Orden zählt nicht Tag noch Jahre.

Nach einer Pause: Es sei denn, daß ein Wunder geschieht... Alle blicken ihn gespannt an. Daß Abt Raynaldus sich zu uns bekehrt. Die Komture senken enttäuscht den Kopf.

Spittler erhebt sich: Ich, Herr?

Großkomtur: Bruder Spittler, so einer unter den Graumäntlern und Knechten eine Kebse hat — ins Hospital alle Frauen, braune und weiße! Mit Zürnen hat des Herren Ohr vernommen, daß die Ordensregel hier im wilden Land zerrissen ist. Kein Fräulein, keine Magd noch Halbschwester soll im Troß geduldet sein!

Landmeister: Und das viele Volk, so wir hergezogen, das seine Häuser schon zu festen Dörfern baut?

Großkomtur: Sei hinfort auf sich gestellt. Soll dauern, so sie taugen, soll verderben, so es an hohem Mut gebricht.
Brüder! Über die Schneeberge führet noch mein Weg. Allen Zugang zu Wlachen und Kumaniern will ich prüfen. In acht Tagen erwart ich an der Burzen alles Aufgebot! Alle erheben sich. Im Namen der holdseligsten Jungfrau und gnadenreichsten Königin, so laßt es uns denn beginnen!

Alle bekreuzigen sich, der Großkomtur, begleitet vom Landkomtur und gefolgt von den zwei Sarazenen, ab.

Eine Pause, in der sich die allgemeine Spannung und Ehrerbietung löst.

Trappier schlägt auf den Tisch: Alle Heiligen! Neues Leben gehet an, zählt nicht Tag noch Jahre! Streckt unter Gelächter die Füße weit von sich.

Marschalk springt auf, nähert sich tänzelnden Schrittes den Waffen an der Wand, reißt ein Schwert herunter und schreit fuchtelnd: Wohlan...! Wohlan...! Im Namen der süßen Benedeiten! Der jahrelange Winter ziehet ab, die Knochen tauen auf. Wohlan, wer will sich noch verliegen? Das Land blühet, die Straßen ziehn... Brüder, die Aventiure singet wieder in meinem Blut...!

Der Spittler wendet sich finster ab.

Treßler: Sehet, liebe Brüder, unsern Spittler mit dem Schlüsselbund am Mädchenzwinger. Ein guter Schaffner, hat im Morgenland des Sultans Lustgärtlein gehütet!

Trappier schreit: Met her, süßes Gebäck, Früchte! Vierzehn Jahre lacht — und zählen wie ein Tag! Met her! Frau Welt, du süße Teufelinne, geuß mir Fortunas Horn ins Maul!

Inzwischen ist der Landmeister wieder eingetreten und steht zuerst betroffen, dann gibt er dem allgemeinen Aufruhr nach.

Landmeister: So will ich die Kannen herausstellen und diese Nacht euch freigeben. Ist ein Abschied, dies Land siehet keiner wieder.

Heiliger Bernhard, vergib! Wir Brüder tragen schweres Los, lockern selten nur den Gürtel. Spricht einige Worte zur Türe hinaus. Alsbald bringt ein Knecht fünf Kannen und setzt sie vor die Ritter. Ein anderer steckt lodernde Fackeln in die eisernen Ringe an der Wand. Ab.

Der Trappier beschnuppert prüfend seine Kanne.

Trappier: Ah... Ach, du Trank! Altarwein... von der Kokel...

Marschalk: Syrien und Sizilien, Rheinland und die dulce Provence, er kennet die Länder nach den Weinen.

Spittler ernst: Der Großkomtur zählet jegliches Wort. Fallet ein wie Sturmwind, braust weiter.

Landmeister: Mir hat er sich vertraut und was er sagt, ist gut zu merken.

Alle rücken zusammen und lauschen, den Kopf in den aufgestemmten Fäusten.

Ihm lacht Fortuna! Stieß tief hinab im welschen Land bis Sizilia, Nabel und Hafen aller Welt.

Bunte Mären erzählt er! Sah den Quell des Pegasus, allwo die Musen wohnen, Neapolis, das anmutige, voll Wunder des Zauberers Vergil. Ist aber eitel Lug und Trug, daß er die Stadt in eine gläserne Flasche geschlossen. Ist sodann zwischen Charybdis und Skylla nicht ohne einiges Bangen hindurchgefahren und hat in Taormina auf den Felsen des Dädalus Haus erblickt. Sah den Alpheios, so von Arabia her fließet und den Atna mit der Schmiede des Vulkan... Und braucht nicht einmal des Reiches Grenzen, braucht nicht die Herrschaft des teutschen Volkes zu verlassen, um zu schaun, was die Vaganten mit so viel saurem Fleiß uns malen.

Marschalk: Und der Kaiser?

Landmeister: Auch ihn sah er, den des Cäsars Strahlen umsprühn... sah das kristallene Aug, wo wie im blauen Himmel stumme Blitze spielen, daß niemand sie erträgt... ihn, der die Magd Italia an ihren blonden Zöpfen gepackt hält, die rasende —

Es heißt: als er im Garten des Bischofs von Viterbo mit Ezzelino seinem Vasallen sich erging, da habe er gesagt: „Will dich lehren, wie du Herrschaft und Leitung der Stadt sicher behauptest“ und damit begonnen, mit seinem Dolch die längsten Grashalme im Garten zu köpfen.

Spittler ungeduldig: Und unser Meister? Wie ist es mit des Ordens Lehen?

Landmeister: Unser Meister hat des ungrischen Königs Notarius im Sold, kennet so den bittern Befehl und unsre Acht, eh noch die ungrischen Barone es riechen. Der Heilige Vater, Fürbitter unseres Ordens, bestürmt alsbald den König, mahnet ihn mit harten Worten. Doch diesmal wankelt Andreas mit nichten: „Was die teutschen Räuber, so mein Lehensgut dem Papst verhandeln? Hinaus aus meinem Land, eh sie die Burza ganz mit steinern Burgen verbaun!"

Spittler tadelnd: Wollten allzu hitzig dem Papst gefällig sein. Auch ein Großmeister muß warten, bis die Früchte reifen.

Landmeister verweisend: Willst des Herren Plane kennen? Der Großkomtur erzittert, wenn er ihn malt. Wie ein strafender Gott sitzt Hermann Salza in Apulien, eingeschlossen mit des Kaisers Majestät, mit seinem Zauberer Friedrich. Sie lesen in den Sternen. Lassen Verrätern den Leib öffnen und prüfen ihr zuckendes Herz.

Geheimnisvoll: Man sagt: Als sich der Furchtbare die Krone von Jerusalem auf das gebannte Haupt preßte, brach er aus dem hochheiligen Altar sich einen Stein —

Treßler: Sag schnell!

Landmeister: Und ist ihm teurer als seines blonden Enzios Aug, ein schwarzer Stein.

Treßler: Und?

Landmeister: Seither pralit von ihm Speer und Dolch, des Papstes Bannstrahl — alle Geister müssen ihm dienen.

Treßler bekreuzigt sich: So ist er der höllische Antichrist, verheißen und gezeugt von einem Dämon im Schoß der Nonne Konstanze!

Landmeister streng: Bruder Treßler, des Kaisers Majestät verbrennet so dieses Pfaffenmärchen wie deine fürwitzigen Finger.

Marschalk schwingt seine Kanne: Imperator mundi, du herrlicher Staufer! Friedrich, der Römer unbesiegtestem Kaiser, dem immer Erhabenen, Sieg und Heil!

Spittler unbeirrt: Und unser Meister sitzet dem Gebannten zur Rechten!

Landmeister: Unser Meister wandelt wie ein Kind von himmlischer Macht gehütet auf schwindelndem Steg zwischen den zwei Herren der Christenheit. Ist hochgeehrt bei Kaiser und Papst.

Trappier schreit: So ist Hermann Salza der mächtigste von allen!

Landmeister: Schweig, willst du nicht die andern lästern!

Spittler: Ist dir bekannt, ob wir gutwillig räumen?

Landmeister: Weiß niemand nichts. Der Hohenlohe will mustern alles reisige Volk. Wieviel und welcher Art. Dann folgt des Meisters Spruch wie Donnerschlag.

Der Trappier hat sich zur Türe geschlichen und spricht hinaus. Bald kommt ein Knecht und füllt aus einem Krug aufs neue die Kannen. Ab.

Marschalk jubelnd: Und folgt dem Donnerschlag die Gloria! Durch krachende Wälder, ihr Brüder, über die blühenden Auen stampfen wir über Drachengewürm und winselnde Heiden, durch Lande und Moore und Flüsse. Kenn euch alle Furten und Stege!
Doch eh wir aus diesem wilden Garten ziehn, berennen wir noch die Abtei, ziehn die Kerzer Fratres an den Bäumen auf, zuhöchst den Raynald!

Landmeister schüttelt den Kopf: Marschalk, der Wein macht dich toll. Mich reut es ...

Spittler: Noch hat der Abt sein letztes Wort im Hals. Der ungrische König will, der von Kerz und der von Egresch sollen unsre Schuld entscheiden.

Treßler: Willst warten, bis der Raynald hier im Remter den Weihrauchkessel schwingt, unsern Gestank sich zu vertreiben?

Spittler: König Andreas hat ein schlecht Gewissen, so er ein Pfaffenzeugnis braucht. Ist doch unsere Austreibung schon gesiegelt. Den Raynald muß man kirre machen!

Trappier: Den schwarzen Hahn auf seinem stolzen Kerzer Mist, angehäufelt von Glatzbrüdern und Hermannsdorfer Mantelschneidern? Ein Mönch ist ein toter Mann, der soll uns nicht antworten!

Spittler: Er ist ein Pfaff, darum soll man mit ihm reden.

Treßler: Ein pfäffischer Erzstänkerer, so seit Jahren den Hof, den Heiligen Stuhl, das ganze Land verhetzt ob unserer Gewalt und hohen Planen! Ein geschwollener Drach, weil wir uns hier aufgetan gleich ihm und alles Volk uns zuströmt. Weil wir schneller bauen, stärker schlagen. Darob erschrickt jetzt auch das Volk von Hermannsdorf. So sind sie einig. Spittler, der süße Wein macht dich toll!

Spittler beharrt: Der Hohenlohe sagt: So der Raynald sich zu uns bekehrt, wandelt auch der ungrische König sein Sinn. Vierzehn Jahre haben wir hier gebaut, ihr Herrn, fünf Schlösser, vier Dörfer, ein ganzes Land gerodet — ist das Schweiß von einem Tag?

Landmeister: Bei Gott, das sehen alle. Ist just darum uns in diesem sauern Land keine Ernte gegeben.

Trappier: He, Spittler, Herold! Reit zu, bring dem giftigen Pfaffen Rosenöl und Sirup, gibt dir sicher Absolution.

Marschalk: Ich hüt derweil dein Mädchenzwinger.

Alle begeistert: Auf, Herold, auf!

Treßler: Siehest dem römischen Kaiser und dem Meister auf die Finger. Zeig, wie deine Früchte reifen!

Spittler wehrt sich: Mir mangelt der Gabe mit diesem Mönchsvolk . . .

Marschalk und Trappier springen auf und nehmen ihn in ihre Mitte: Bruder Spittler, knieest nieder, küssest ihm die Füße: Credo in patrem omnipotentem Raynaldum. Ora pro nobis peccatoribus! Benedic anima mea Domino!

Zu den anderen: Laudate pueri Dominum!

Treßler: Alleluia, alleluia, alleluia!

Spittler macht sich los, entschlossen: Es sei. Soll mich nicht gereuen. Klopf morgen dem Abt ans Tor. Ab.

Landmeister: Verlorene Müh. Brüder, dies ist heut Abschied. Deutet auf das Fenster. Seht den Feuerschein der Schwarzburg, seht die Lichter der Brasovia! Hört, der ganze Wald singt . . . Im Sturm geboren, im Sturm ziehet der Orden weiter! Alle sehen hinaus in die Nacht und den Sturm, der sich erhoben hat.

Nach einer Pause: Brüder, morgen gehet Kriegsrecht an! So einer säumig, verfallet mir mit Haupt und Gliedern! Er schüttelt den dreien die Hand, dann ergreift der Marschalk den Trappier unter dem Arm und geht singend mit ihm und gefolgt von Treßler ab. Der Landmeister begleitet sie bis vor die Türe.

Landmeister schreit hinaus: Fackeln! Die Pferde!

Marschalk singend: Nach Ostland wollen wir reiten,
Hingehn ins östliche Land,
All' über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand.

Der Landmeister kehrt zurück, beugt sich durch das Fenster und lauscht. Man hört Stimmen und Pferdegetrappel. Dann wird es still. Er geht in großer Erregung im Saal auf und nieder. Manchmal zuckt er zusammen und lauscht. Die Haltung, die er bisher krampfhaft bewahrt hat, ist verflogen.

Es pocht an der Türe. Er geht und öffnet. Eine Magd schaut herein, keck und zerzaust wie eine Landstreicherin: Gelbes Haar, heiße Tieraugen und katzenartige Bewegungen. Sie ist mit bunten Lumpen notdürftig bekleidet, um den Hals trägt sie ein rotseidenes Tüchlein.

Der Landmeister will sie zurückstoßen, doch sie gibt ihm einen Stoß vor die Brust und tritt vollends herein. Während er sie an den Armen gepackt hält, verriegelt sie die Türe. Dann zieht sie ihn in einen der verlassenen Stühle, drückt ihn nieder und wirft sich in seinen Schoß.

Gudel den Arm um seinen Hals: Hab gelauscht. Beschwichtigend: Niemand sah es.

Landmeister schweigt.

Gudel: Schnaufst wie ein Eber. Bietet ihm den Mund: Willst rote Beeren?

Landmeister streicht ihr über das Haar und die nackten Arme: Gudel ... Gelbe Weizenähre, über deinem vollen Schoß stehet die Sichel ...

Rafft sich zusammen, streng: Hab dir verboten allen Zugang, will am Jüngsten Tag an dir vorübergehn, dich nicht kennen. Sie streichelt ihn wie ein aufgeregtes Kind.

Heiser: Wo kamst herein?

Gudel zeigt ihre weißen Zähne: Wo Katzen klettern.
Noch acht Tag, acht Nächte ... Fürcht die Sichel nit.

Ausbrechend: Sollst selbst sie schwingen, will in deinen Schoß rollen. Schlag zu! Hebt seine Hand und überschüttet ihn zugleich mit Küssen. Pause.

Landmeister sieht über sie hinweg: So mich jetzt ein Graumantel, irgendein elendiger Knecht sieht, hab mein Kopf verwirkt.
Der Landmeister mit einer Dirne!

Gudel frech: Dein Kaiser hat viel Dirnen am Hof, braune, auch schwarze.

Lockend: Acht kurze Tag, acht lange Nächte ...

Landmeister stößt sie von sich: Des Kaisers Majestät brennet alles rein. Doch wie steh ich unter dem Gericht?

Klagend: So einer der Brüder fehlt, muß ihn strafen, edle Herrn mit der Bußgeißel züchtigen — ich elender Wicht. Wer löscht mir den Schimpf, wie zerbrach mein Gelübde?
Der Landmeister ...! Bedeckt sein Gesicht.

Gudel spöttisch: Bist auch ein Mensch von Fleisch und Blut. Ihr stolzen Ritter dröhnt mit lautem Schalle; gleichviel euer Mark und Eingeweide sind nit von Eisen. Herzallerliebster, bleibst mein Buhle für und für. Hast im Stall mich aufgelesen, mich aufgefüttert, mußt mich leiden. Indem sie ihm wieder den Arm um den Nacken und Mund legt: Beiß da herein dein Zorn und kummervolles Toben!

Landmeister springt auf: Hüt dich, Dirn, so der Prime Glöckchen schallt, hebet Kriegsrecht an! Dann ins Spitel mit dir, in Turm!

Gudel steht lachend vor ihm: Bist heut grimmig wilde. Dein Kriegsrecht lach ich. Folg deinem Fähnlein alle Straßen!

Landmeister mit geballten Fäusten, so daß sie Schritt für Schritt zurückweicht, sagt das Ordensgelübde her wie eine Aufgabe: „Drei Dinge sind die Grundfesten jeglichen geistlichen Lebens: das erste, das ist Keuschheit . . .“ Landmeister Hermann Balk, stehst unter dem Gericht!

Mit furchtbarer Entschlossenheit: Heut muß alles geschlichtet sein — du, Satan, willst es hindern?

Gudel bis zum Fensterbogen zurückgedrängt: Hermann Balk, wunniglicher Mann, stehst nur unter meinem Gericht. Nimmt auf den Fußspitzen stehend sein Gesicht in beide Hände und küßt ihn: Nie! Hörst, du Starker, nie wirst wieder frei! In diesem Augenblick schlägt in der Burg eine Glocke an.

Landmeister: Dann fahr dahin! Hebt sie an den Hüften empor und schleudert sie hinaus. Ein gellender Schrei, man hört den Körper unten im Burghof aufschlagen. Der Landmeister wankt und bricht unter dem Marienbild zusammen. Das . . . der Abschied.

Vorhang.

Dichtungen Meschendörfers

Von Karl Kurt Klein

I.

Bisher liegen zwei Romane[1], drei Dramen[2], ein Gedichtband[3], vor. Gedichte wurden in dieser Zeitschrift erst kürzlich gewürdigt (Märzheft S. 118 f.), sie bleiben hier außerhalb der Betrachtung. Leonore und Michael Weiß sind der Öffentlichkeit ebenfalls von früher her bekannt; Meschendörfer gehört zu den wenigen sächsischen Männern der Feder, die für unsere Verhältnisse hohe Auflagen erzielten. Neu ist der Roman Die Stadt im Osten; die fast verschwenderisch gute Ausstattung des Bandes lobt gleicherweise die Druckerei (Krafft & Drotleff, Hermannstadt) wie die Buchgilde, die den Roman als erste ihrer Veröffentlichungen herausbrachte. Neu sind schließlich die beiden dramatischen Spiele Der Abt von Kerz und Vogel Phönix.

[1] Leonore, Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen. 1907. Die Stadt im Osten. Roman. 1931. [2] Der Abt von Kerz. Michael Weiß, Stadtrichter von Kronstadt. Vogel Phönix. Drei Stücke in einem Band, Kronstadt 1931. [3] Gedichte. Liebhaberausgabe. 1930.

Ist der äußere Umfang dieses dichterischen Werks nicht überwältigend groß, so bietet es dem Betrachter doch ein Bild fast aller dichterischen Gattungen und die für einen sächsischen Poeten ungewöhnliche Vielfalt von Stoffen, Formen, Ausdrucksmitteln. Eine sachliche Ordnung vermag die äußerliche Vielheit auf verhältnismäßig einfache Grundformen von Stoff, Gehalt, Gestalt zurückzuführen.

Stofflich gründen sich die Dichtungen Meschendörfers — unter denen wir die der Erdenschwere des Stoffs stärker entrückte Lyrik hier, wie gesagt, beiseitelassen — auf das siebenbürgische Leben. Man kann noch enger begrenzen: auf das siebenbürgisch-sächsische Leben in seinen Auseinandersetzungen mit den Formen und Fragen der Außenwelt. Alle Handlungen werden von Meschendörfer auf den Schauplatz Siebenbürgen verlegt, alle spielen unter den Sachsen, am liebsten in Kronstadt, der „Stadt im Osten". Wenn „Held" der Leonore ein internationaler Weltbummler ist, so benutzt der Dichter dessen Aufenthalt in Kronstadt, ein allgemeines Problem — das Ringen von Persönlichkeiten um Behauptung der ihnen gemäßen Lebensform — im Schatten des Zusammenstoßes zweier geistiger Haltungen, der Heimatgebundenheit der Kleinstadt gegen die „Freiheit" der „großen Welt", aus Kroner sächsischem Stoff zu formen. Der Abt von Kerz trägt in seiner Brust den Kampf zwischen Rittertum und Mönchsgelübde, Gottes- oder Weltliebe aus; aber stärker als diese allgemeine Fragestellung ergreift das Stofflich-Siebenbürgische des Spiels: das Schicksal der deutschen Ordenspflanzung im Burzenland. Ein inhaltlicher Durchschnitt durch Meschendörfers dichterisches Werk wird zum Überblick über 700 Jahre sächsischer Geschichte, gesehen aus dem örtlichen und seelischen Mittelpunkt Kronstadt: Der Abt von Kerz holt seinen Stoff aus dem deutschen Siedlungsjahrhundert Siebenbürgens (nannte Michael Albert sein Festspiel Die Flanderer am Alt, so könnte das Meschendörfers Die deutschen Ritter an der Burzen heißen). Im Michael Weiß wird uns das Mittelstück Kronstädter Ruhms und Größe vorgeführt. Die Gegenwart ist in den beiden Romanen und dem Vogel Phönix festgehalten (wobei dem Wirklichkeit statt dichterischer Wahrheit Suchenden die starke Hervorhebung der literarisch-künstlerischen Tendenzen als formender Lebenskräfte übertrieben scheinen mag).

Ein einfaches Bild ohne Linienwirrnis ergibt sich aus der Betrachtung der von Meschendörfer gestalteten Problematik. Es ist die Abwandlung des stofflichen Grundthemas: Deutsch in Siebenbürgen. Vom

Dichter selbst wird in der Regel das psychologische Problem, der Seelenkampf, das Allgemein-Menschliche vorangestellt, am wenigsten im Michael Weiß, der sich unverhüllt als Kronstädter Festspiel gibt, am stärksten in der Ich-Erzählung der Stadt im Osten. Aber die Erschütterung, um deren Überwindung der Dichter im Dichtwerk ringt und die er uns als bleibende Wirkung überträgt, quillt aus dem starken Erleben seines Deutschtums unter nichtdeutschem Himmel, undeutschem Volk, im seelisch eingedeutschten Heimatland. Quelle und Urgrund der Meschendörferischen Problematik ist mit seinen eigenen Worten dies:

> Seht, ihr klugen, gesicherten Leute in Europa: Wir stehen hier bis an die Brust in einem reißenden Strom, der uns fortspülen will von unserer Insel. Der uns den Boden unter den Füßen wegschwemmt und manchmal über unsere Köpfe geht. — Wir stehen mit zerschundenen Füßen auf schartigen, spitzigen Steinen und sind müde. Wir halten uns an den Händen, denn manch einer gleitet aus und taumelt. Wir halten uns eine müde Mauer und sehen mit aufgerissenen Augen, wie alle, die von der Kette abgerissen sind, vor uns versinken. Unsere Brüder, unser Blut. — Hört, ihr Völker Europas, ihr stolzen Bürger der Vereinigten Staaten: den Siebenbürger Sachsen, den letzten Sachsen, geht das Wasser an die Kehle! Ihr, die ihr für Menschenrechte kämpft, hört: Wir wollen nur leben und auf dem Fleckchen, von unserem Blut gedüngten Fleckchen Erde arbeiten. Und deutsch bleiben,
>
> (Aus der Stadt im Osten)

Einfach und einheitlich ist schließlich Meschendörfers Art der schriftstellerischen Gestaltung. Sprache und Stil sind aus „modernem" Empfinden d. h. einem nachnaturalistischen Realismus heraus geboren. Dem steht nicht entgegen, daß im Michael Weiß und im Abt von Kerz das siebenbürgische Chronistendeutsch vergangener Jahrhunderte in strenger Stilisierung dem dichterischen Zweck gefügig gemacht wird. Aus Hauptmanns Florian Geyer ist diese Art archaischer Sprachabtönung dem Leser von früher her geläufig; auch gelegentliche Rhythmisierung der dramatischen Prosa Meschendörfers erinnert an Hauptmann. In ungefähr demselben Bezirk ist die eindrucksvoll-farbige Charakterzeichnung zu Hause, von Meschendörfer vollendet gekonnt und geübt. Die ungemeine Sorgfalt der Behandlung verratende Sprache der beiden Romane, die impressionistische Wirkungen liebt und sich bis zum lyrischen Schwung steigern kann, deutet eher auf Hamsun und Gegenwartsprosa. Die Technik der Handlungsführung ist unkompliziert, in Drama und Roman jeweils auf ein Grundschema zurückführbar. Im Roman ist es die von der ästhetisch-weltanschaulichen (politisch-kulturell-geschichtlichen) Exkursen durchbrochene Ich-Erzählung, die gerne mit

vorgeblichen Tagebuchaufzeichnungen arbeitet, in den beiden geschichtlichen Dramen der lockere äußere Zusammenhang der durch Bindungen von innen her gestrafften Handlung; ereignisträchtig rollt sie, im Michael Weiß nach klassizistischem Gesetz von Schuld und Sühne architektonisiert, im Abt von Kerz naturalistisch unabgeschlossen, in bildhaft gesehenen Auftritten vor uns ab.

Der Vogel Phönix ist von dieser Charakterisierung auszunehmen. Problemstellung und Technik verraten stark zurückliegende Entstehung. Wäre er den beiden geschichtlichen Spielen gleichwertig, dann könnte man von einer dramatischen Trilogie sprechen, darin der Abt von Kerz das Vorspiel, das Kronstädter Festspiel das Hauptstück wäre; der Michael Weiß führt die sachlich unabgeschlossene Handlung des Abts von Kerz weiter, ohne sie zu beenden: In sich geschlossen, öffnet er den Ausblick auf Fortgang der größeren Handlung: Den Behauptungskampf der Deutschen in Siebenbürgen. In diesen Ring vermag man den Vogel Phönix als drittes Stück nicht einzureihen. Es konnte, da der Vogel Phönix zeitlich offenbar vor die Konzipierung der beiden Geschichtsdramen zurückgeht, auch nicht ein vorgefaßter Plan sein; nur unbewußt wäre die hier angedeutete Ordnung zustandegekommen. Allein der Dichter durchbricht die geistige Linie der eigenen Auffassung, indem er den großen, heldischen Kampf der siebenbürgischen Deutschen in den Niederungen der im Vogel Phönix an den Pranger gestellten und erhobenen, in dem einen und andern Fall aber jämmerlichen Bürgerlichkeit versanden läßt. Wo um den Rittertisch des Marienburger Remters Großkomtur und Landmeister des deutschen Ordens Länderschicksale entschieden, wo ein Raynaldus freiheitstrotzige Bauernschädel zur größeren Ehre Gottes ins Joch beugte, wo mit Tataren und den Horden Báthorys um Freiheit und Tod gestritten wurde: dort sollte das Triumvirat eines liberalistisch verseuchten Literaten mit einem verstoffenen Philister und einem naiven Gymnasialsupplenten Sinnbild des Phönix, der Auferstehung aus der Asche sein? Auch wenn man die innere Folgerichtigkeit der gezeichneten Entwicklung anerkennt — ich für meinen Teil vermag es nicht; ein Michael Weiß ist aus anderem Holz geschnitzt als ein Johann Teutsch —, könnte bloß ein im schlechten Sinn verbürgerlichtes Geschlecht solchen Abstieg, wie ihn Gustav Freytag in seinen „Ahnen“ ähnlich schilderte, in der Dichtung ertragen. Wir scheiden den Vogel Phönix aus der Reihe der übrigen Werke als ungleichwertig aus, ziehen ihn aber, weil er gewiß Eigenheiten

am deutlichsten zeigt, in unserer Beispielgebung weiter unten noch heran.

II.

Wer immer mit sächsischer Dichtung zu tun hat, kommt um eine grundsätzliche Stellungnahme nicht herum. Besteht der Begriff „sächsischer Dichtung" überhaupt zurecht? Wie haben wir uns ihm gegenüber einzustellen?

Auch an Meschendörfer ist diese Gretchenfrage der sächsischen Kritik nicht vorübergegangen. Bevor er als Dichter hervortrat, ist er ja Kritiker gewesen, einer von denjenigen, denen das schöngeistige sächsische Schrifttum mit am meisten zu danken hat. Er hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht und eine eindeutige Antwort gegeben. Antrieb seiner kritischen Tätigkeit war der Grundsatz, „die Menschen wenigstens aus dem Wahn zu reißen, daß ihr minderwertiger Besitz das Ideal darstellt, sonst zieht diese Begnügsamkeit und Selbstzufriedenheit unfehlbar auch ein Sinken des Niveaus nach sich". Und die Berufung auf das zarte Pflänzchen einer mit Schonung zu behandelnden „sächsischen Dichtung" hat ihm manches Wort des Zorns entlockt. Sieben Jahre lang führte er in den „Karpathen" Krieg gegen alle, die erklärten: man könne siebenbürgisch-sächsische Dichter nicht mit demselben Maßstab messen wie die Dichter eines Millionenvolkes, für „unsere bescheidenen Verhältnisse" sind auch die vorliegenden Leistungen schon Taten und dergleichen Unsinn mehr. Wie wenn man irgendwo auf der Welt, bei den Azteken oder Südseeinsulanern, die Kunst mit einem andern Maßstab messen könnte und dürfte als bei Raffael und Rembrandt. Nämlich mit dem künstlerischen. Als wenn ausgerechnet für die siebenbürgisch-sächsische Literatur andere Gesetze gelten und deshalb „Rücksichten genommen werden müßten!"

Das war die Meinung Meschendörfers. Ihre Anwendung auf unseren verrotteten Literaturbetrieb hat geradezu Wunder gewirkt. Es ist Meschendörfers Verdienst, als Kritiker eine bedrohliche Niveausenkung der sächsischen Dichtung verhindert und einen neuen Literaturabschnitt heraufgeführt zu haben. Nichtsdestoweniger empfinden wir das Zeitbedingte seiner Einstellung schon in der undynamischen Wortwahl, der Nennung des alleinseligmachenden, starren, „Maßstabes", mit dem man Kunst mißt wie der Schuster Knöchelbreiten und der Krämer Leinwand. Es bedarf keines Wortes, um festzustellen, daß eine derartig rationalistische Vorstellung auch Meschendörfer fernlag.

Das Gewicht seiner Aussage liegt auf der — unzweifelhaft richtigen — Angabe, daß alle Dinge aus dem Eigengesetz ihres Wesens zu verstehen sind, Kunst also in der Tat mit künstlerischem „Maßstab" gemessen werden muß.

Wie aber, wenn es nun das eine, absolute, überall gleiche Wesen der Kunst nicht gäbe, wenn verschiedene Völker, Kulturen, Zeiten verschiedene Vorstellungen von Kunst gehegt hätten, wenn es zuträfe, was Herder in der achten Sammlung seiner Briefe zur Beförderung der Humanität als „Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit" festgehalten: Es „verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei den verschiedenen Nationen, sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu Homers Zeiten war bei den Griechen ein andres Ding als zu Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein andres wars, was sich der Römer und der Mönch, der Araber und der Kreuzritter, oder was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte, und in verschiedenen Zeitaltern verschiedener Nationen der Dichter und das Volk sich an Poesie denken". Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß hier ein Zitat für eine Auffassung steht, die sich vom Frühwerk Herders bis in seine spätesten Schriften hindurchzieht, die von Hamann entfachte, irrational bestimmte Auffassung des gegen das rationalistische, mechanisierte Weltbild des siécle de Voltaire kämpfenden Herder. Sein dynamischer Organismusgedanke, in der Romantik neu aufgegriffen, im 19. Jahrhundert unterlegen, strahlt durch den leidenschaftlichsten, vor keiner Folgerung zurückschreckenden Verkünder, Nietzsche, in unsere Zeit und setzt sich durch. Ganz ohne Frage beurteilen wir die Kunst der Azteken, der Südseeinsulaner, der Siebenbürger Sachsen anders als die eines Raffael oder Michelangelo. Gerade indem wir sie in ihrer Eigengesetzlichkeit zu erfassen trachten, ergibt sich uns aber nicht der starre Maßstab einer gleichbleibenden Bewertung, sondern eine dynamische Vielheit von „Maßstäben", die sich trotzdem alle aus einem Urgrund herleiten: der künstlerischen Betrachtung. Herders „Naturmethode" ist wieder die unsere geworden: Jede „Blume an ihrem Ort zu lassen, und dort ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten".

Das ist ein Grundsatz des Alles-Verstehens. Alles Verzeihen bedeutet er nur insoweit, als er selbst einem siebenbürgisch-sächsischen Schrifttum Lebensberechtigung zuspricht. Er schließt aber nicht etwa

den Verzicht auf Wertung in sich. Er besagt nur, daß die Wertung von dem Begriff, der Vorstellung und Funktion wird auszugehen haben, die wir „nach Zeit und Art" an das Dichtwerk knüpfen. Es leuchtet ein, daß wir Siebenbürger Sachsen diesbezüglich keine Sonderstellung einnehmen können. Auch wir sehen in der Dichtung eine vermittels des Wortes (im weitesten Sinn) als symbolischen Zeichens in ihrem Kern und Zusammenhang als wahr dargestellte, sinnbildlich zu nehmende Unwirklichkeit; und das Wesen der großen Dichtung darin, daß ihr Symbolgehalt auf — örtlich und zeitlich gesehen — weiteste Räume unmittelbar wirkt, ja alle Leser, Epochen, Kulturen in der ihnen eigenen Art neu ergreift, bewegt, erschüttert.

III.

Die Frage nach der Bewertung der Dichtungen Meschendörfers läuft also auf ein Gutachten darüber hinaus, ob und in welchem Kreise wir die Symbolik seiner Werke für verständlich und durchschlagskräftig halten.

Dichtung, die stofflich und in ihrer Problematik im sächsischen Leben so tief gegründet ist wie die Meschendörfers, kann unseres siebenbürgisch-sächsischen Beifalls von vorneherein sicher sein. Wir empfinden ihre Symbole als die unseren. Wir sind die „teutsche Nation" des Michael Weiß. Von Broos bis Draas sitzen dickschädlige Bauern vom Schlag der Kerzer, die um Rüben und Kartoffeln gegen die kirchliche Obrigkeit hadern, während schon der Tatter über ihnen ist — und die zum Schluß, Vogel Phönix, Johann Teutsch seniores und wohl auch Entgleisungen wie Schell und Barner zeugen. Haraldisches Strebertum, liberalistische Volksbeglücker, Coetus-Fimmel, Kränzchenwesen, der Bischof als Persona Sancta, völliges Aufgesogenwerden des einzelnen durch die Gemeinschaft, das fordernde Hineingestelltsein in kirchlich-völkisch-politische Bindungen, Vereine, Körperschaften, der Kampf um Atemfreiheit drinnen und nach außen, Wirklichkeit und Wesen der Menschen, Leidenschaften, Kleinheit und Größe, die Meschendörfer schafft: alles ist unser.

Freilich — und Gottlob! — nicht in dem Sinn, daß die sächsische Wirklichkeit sich mit der dichterischen Wirklichkeit Meschendörfers dinglich und tatsächlich deckte. Es ist anzunehmen, daß viele der Personen und Begebenheiten der Dichtungen Meschendörfers dem Leben nachgezeichnet sind. Die Schnüffelei nach den Urbildern kann das Ver-

ständnis der Dichtung nur im Fall eingehender Untersuchung ihrer dichterischen Erhöhung, und selbst dann nicht immer, fördern. Die Stadt im Osten ist Kronstadt — und ist es auch nicht, der Abt von Kerz Phantasie und Leben, die Gestalt des Michael Weiß Dichtung und Wahrheit. Meschendörfer wird wohl auch wissen, daß das Kronstädter Lehrerkollegium nicht nur aus kleinen Geistern und stillen Narren besteht wie in der Stadt im Osten; daß es bei Beratungen des Landkapitels der Ballei Burza weniger großartig zugegangen sein mag als im Vorspiel seines Dramas; daß der Fall der Johanna Balk historisch anders war, als ihn der Michael Weiß schildert; daß sächsische Volksversammlungen nicht so harmlos-einfältig zu verlaufen pflegen wie Barners „Walpurgisnacht" im Vogel Phönix. Wir haben mit dem Dichter nicht zu rechten. Er hat die Freiheit, der Wirklichkeit zu entlehnen, was ihm verwendbar scheint, und es zu dichterischer Wahrheit zu erhöhen.

An der Inkongruenz also der kleinen Züge dinglicher und dichterischer Wirklichkeit wird wahres Kunstverständnis nirgend Anstoß nehmen. Eher kann ein eigentümliches, vielleicht von breiten Kreisen abgelehntes Welt- und Geschichtsbild die symbolhafte Wahrheitskraft der Dichtung schwächen. Uns Jungen drängt sich etwa die Zeitgebundenheit des Vogel Phönix, wohl auch weil sie dichterisch am schwächsten verankert ist, besonders nachteilig auf. Sorgen einer versunkenen Zeit! Wen kümmern noch Schlagworte, um die man sich da erhitzt, das „Modern"-Sein, die „Rettung der Kultur" ein „heiliger Kampf"? Großväterweisheit, wir hätten nur dann ein Recht, als Deutsche hier im Land zu leben, wenn wir „Kulturpioniere", „auf allen Gebieten moderne Menschen" seien! Sind wohl die Rumänen, 700 Jahre lang, „auf allen Gebieten moderne Menschen" gewesen? Und doch gibt ihnen das Leben Recht, im Lande zu sein, mehr noch: zu herrschen. Nein, unsere Sorgen sind andere. Unmodern und meinetwegen kulturlos wollen wir hier im Lande sitzen, weil es unser ist, durch Blut und Fleiß erworben, weil seine Sonne uns formte, seine Berge uns Leben und Wesen gaben. Wären sie tausendmal häßlich, unsere Stiefel plump, unser Kulturerbe vertan: Wir wollten doch kein Tüpfel unsres Anspruchs aufgeben! Heinrich v. Kleist: Von der Liebe zum Vaterlande.

Auch Meschendörfers Bild der älteren Geschichte widerspricht dem unsern häufig. Sind nur Michael Weiß und Johann Honter Eckpfeiler der sächsischen Vergangenheit? Sind sie es so, wie Meschen-

dörfer sie sieht? Wir mögen glauben, daß Michael Weiß für die „gesamte saxische Nation" gefühlt und gekämpft habe, trotzdem er seinem Fürsten schrieb: Ich gehörte und bin nur Kronstadts (én a városé voltam 's vagyok). Allein schon Honter. Der Dichter beschwört mit Vorliebe seinen Geist als den einer kronstädtisch kampffrohen Luthernatur, des Jovischen Volksmannes, wie die Väter ihn sahen. Weniger romantisch erkennen wir in Honter den Melanchthoniden. Den sehr frommen und gelehrten, aber ebenso fürsichtigweisen wie ängstlichen circumspectus Saxo, den Mann der mittleren Linie und des Kompromisses, dem der Kämpfer, der Schweizer Bullinger — über Honter genau unterrichtet, und das Wesen der Sache, wie wir heute sehen, — treffend die ermunternden Worte aufsetzen konnte: Adhortor tuam pietatem, ut pergas, iuves. Ideo dona tibi data. Memineris verborum domini. Nec grave. Sunt exempla, quae animant . . .

Stünden wir heute noch auf dem Lessingischen Standpunkt, daß dem Dichter die geschichtlichen Charaktere heilig sind, die Verwendung der historischen Wahrheit darüber hinaus seinem Belieben anheimgestellt sei, wir würfen Meschendörfer dies und anderes sicherlich vor. Nun hat aber diese Fragestellung ihren Reiz verloren vor der einen Forderung; daß der Dichter aus seiner Erlebniskraft der Unwirklichkeit und Wirklichkeit ein Bild innerer Wahrheit schaffe, dessen Symbolkraft uns überzeugt. In diesem Punkt wird Meschendörfer u. E. in Siebenbürgen durchschlagen, zumal bei der älteren Generation, deren Welt- und Geschichtsbild mit dem seinigen noch wesentlich übereinstimmt. Auch die kleinen Zeitwidrigkeiten werden den Erfolg eher befördern als stören; errang doch Scheffels Ekkehard seine beispiellose Beliebtheit, weil er im Gewand des 10. Sentiments das 19. Jahrhundert darstellte. Wie sollten wir Sachsen uns nicht erhoben fühlen, wenn wir unsere Deutschtumsbegeisterung, unser Geschichtsbild, unsere Selbstbewertung aus dem Mund der Vorzeit und der dichterischen Gegenwart vernehmen? Die Symbole der Meschendörferischen Dichtung sind uns in Siebenbürgen geläufig und verständlich.

Sind sie es auch „draußen"? Wenn man mit beiden Füßen in einer ganz bestimmten geistigen Welt wurzelt, ist die völlige Ausschaltung des eigenen Empfindens und das Urteilen vom Standpunkt des gefühlsmäßig anders Eingestellten schwierig. Im vorliegenden Fall wird man am sichersten über die drei Dramen Voraussagen wagen,

deren bewußt lokalpolitische Tönung und zum Teil überalterte Technik (Vogel Phönix!) eine übersiebenbürgische Wirkung nicht wahrscheinlich machen. Anders liegt der Fall der Stadt im Osten. Wenn das Wollen unserer Zeit sich von dem psychologisierenden Wühlen in seelischen Gründen, wie auch Meschendörfer es liebt, abgewendet hat und man kein Gewicht mehr darauf legt, Schmutzkästen menschlicher Durchschnittsseelen ausgeräumt zu sehen, so ist durch die Thomas, Heinrich, Haupt- und Wassermänner, die Zweig, Döblin, Werfel und andere namhafte Gegenwartspoeten mit ihrer blendenden Technik und der ans Unglaubliche grenzenden schriftstellerischen Überfeinerung Psychologie noch immer große Mode. Auch hat Meschendörfer sich ehrlich bemüht, das eigenartig siebenbürgisch gesehene Leben in die Allgemeingültigkeit des Dichterischen zu erheben. Das ist ihm zum Teil gelungen, zum anderen nicht. Nicht erreicht scheint vor allem das Ziel, dem Leser die Überzeugung von der Werthaftigkeit unseres deutschsiebenbürgischen Seins in einem Maße zu vermitteln, das den verzweifelten Schrei um Rettung rechtfertigte, zu dem sich das Buch verdichtet. Wenn die guten Siebenbürger Sachsen biologisch und moralisch in der Tat so heruntergekommen sind, wie der mit unserem Leben nicht Vertraute das aus der Stadt im Osten schließen muß, wenn sich in ihnen keine besseren Kräfte regen als die des Neides, der Mißgunst, Streberei, der Trägheit, Unsittlichkeit — selbst einen Lustmord erspart Meschendörfer dem Leser nicht — wenn in der Geschichtsvergötzung, deren letztes Ziel „Erhaltung" ist, alle Lebenskräfte verdorren; besteht da die sittliche Berechtigung, für die am Boden kriechende Kleinheit, ja vollkommene Bedeutungslosigkeit die Hilfe der Menschheit anzuflehn, wo vor dem ehernen Tritt der Not Edles und Größtes zermalmt in den Staub sinkt? Innerlich faul bis ins Mark, das muß der stärkste Eindruck sein, den der Fremde von den Menschen der Stadt im Osten und ihrem Leben erhält. Wer wird auch nur den Finger für sie rühren wollen?

Außer dieser Empfindung der Abneigung wird der Außenstehende als Leser des Romans ohne Zweifel aber auch den stofflichen Reiz der knapp und gut gebauten Erzählung spüren. Aus den Zeilen des Buchs löst sich die Andersartigkeit des wilderen siebenbürgischen Lebens. Man wittert Mischung von mittlerem Europa mit dem Osten und Süden. Wie Panait Istratis levantinische Geschichten, Kiplings Indienbücher, Karl Mays Erzählungen von fremden Ländern und Völkern,

so atmet die Stadt im Osten den Reiz exotischer Zonen und wird, glaube ich, den außersiebenbürgischen Leser damit fesseln und bestricken. Allein der Siebenbürger aber wird den tieferen Sinn, das tiefste Sein des Romans erschüttert verstehen.

So bleibt denn dieses Werk, das nach dem Willen seines Schöpfers sicherlich Allgemeingültigkeit erstrebte, in seinem letzten, besten Grunde sächsische Dichtung. Das ist, auch wenn Meschendörfer es nicht wahrhaben will, ein Ehrentitel. Denn es impliziert eine Einreihung in die Kategorie der mit Herzblut geschriebenen Dichtwerke, nicht die der schriftstellerischen Konfektion. Ein Konrad Ferdinand Meyer, in dessen Dichtung heimatliche Gebundenheit äußerlich kaum vorherrscht, hat doch schreiben können:

Ein Werk, das nicht die trauten Züge
Der Heimat trägt, mich dünkt es Lüge.

Der Nationalsozialismus und das Christentum

Von Otto Folberth

Wie? höre ich den siebenbürgischen Leser beim Anblick dieses Aufsatzes kopfschüttelnd ausrufen, noch immer: Der Nationalsozialismus und das Christentum? Haben wir denn seit dem 6. September unseligen Angedenkens, da Stadtpfarrer Glondys seine Kronstädter Predigt gegen den Nationalsozialismus hielt und die „Selbsthilfe" sich zur Wehr setzte, nicht genug Stellungnahmen und Erörterungen und Enthüllungen in unsern Blättern und Blättchen über uns ergehen lassen müssen?

Aber es hilft dem lieben Leser alles nichts, nun meldet sich doch auch der „Klingsor" zum Wort.

Er kann freilich als Monatsschrift mit dem kurzen und raschen Tempo der Tagespresse nie und nimmer Schritt halten. Er kann daher insbesondere in die persönliche Fehde, wie sie sich in Rede und Gegenrede der Zeitungsartikel oft von heute auf morgen abwickelt, nicht eingreifen. Es liegt ihm aber auch garnichts dran. Er hat sich seit jeher bemüht, durch weites Ausschreiten über die Zwistigkeiten der Tage und Personen hinweg den Dingen selber so nahe als möglich auf den Leib zu rücken.

Eine zweite Bemerkung sei vorangeschickt: wir um den „Klingsor" haben niemals zu den Leisetretern im Lande gehört. Das wäre schon

aus dem Grunde so gut wie ausgeschlossen gewesen, da unsere Haltung von vorneherein eine kämpferische war. Nicht des Spasses halber, sondern zwangsläufig. Jedermann weiß es. Wir haben demnach eiternde Wunden, die wir am Volkskörper sich röten und anschwellen sahen, niemals mit Leukoplast behandelt. Wir waren nicht fürs Überkleben. Wir waren für den Schnitt, den zwar schmerzenden, aber dafür umso gründlicher heilenden. Wir sind auch in diesem Falle nicht geneigt, das Problem, dessen Dasein die bewegte Aussprache allein schon bestätigt, zu bagatellisieren. Das überlassen wir andern. Wir sind vielmehr entschlossen, ihm — wenigstens in unserm kleinen Kreis — so tief wir es vermögen auf den Grund zu gehen.

Und nun zum Thema.

Was ist eigentlich dieser Nationalsozialismus, ganz plump und grob gesprochen?

W. Stapel, der temperamentvolle Herausgeber des „Deutschen Volkstums" führt einmal aus dem Brief eines Studenten den Passus an: „Der Nationalsozialismus ist ein Instinktausbruch des deutschen Volkes. Seine spezifische Ungeistigkeit, ja seine Dummheit gehört wesensmäßig zu ihm. Und diese ‚Dummheit' wird sich durchzusetzen wissen." Stapel fügt hinzu, diese Formulierung erscheine ihm geradezu klassisch.

„Instinktausbruch", das ist ganz sicher das richtige Wort für das, was sich in den letzten Jahren in Deutschland zugetragen hat. Ein Instinktausbruch solchen Ausmaßes kann durch einen Menschen nicht hervorgerufen, er kann von ihm höchstens zeitgerecht ausgelöst werden. Niemand wird Hitler das Verdienst absprechen, daß ihm das, auf den zweiten Anhieb wenigstens, gelang. Niemand aber auch wird sich darüber täuschen dürfen, daß trotz aller seiner bewundernswerten Parteidisziplin und Parteiorganisation die erhabene Anonymität des deutschen Volksinstinktes der machtvolle Träger dieser Bewegung ist.

Wer sich darüber im klaren ist, wird dem Wortlaut ihrer Parteiparagraphen einen verhältnismäßig beschränkten Wert beimessen. Er dient ja in der Regel einem sehr nahen Zwecke. Außerdem ist er, was bei politischen Programmen nicht wunder nehmen kann, vielfach gehemmt. Käme es auf den Buchstaben des Parteiprogrammes der N. S. D. A. P. an, so hätte es Konflikte zwischen ihr und dem Christentum überhaupt nicht geben dürfen. Denn fort und fort wird uns aus ihrem Hauptquartier versichert: „Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein

bestimmtes Bekenntnis zu binden." (Punkt 24 des Parteiprogrammes.) Aber das Leben hat sich, wie wir alle wissen, nicht daran gehalten.

Hat Hitler also mit seinem Programm daneben gegriffen? Hätte er sich in diesem Punkte eindeutiger, unmißverständlicher ausdrücken sollen? Nein. Es wäre auch unserer Meinung nach ein barer Irrsinn gewesen, die Entwicklung einer vorerst zu rein politischen Zwecken gegründeten Partei auch noch mit der Schwierigkeit der religiösen Frage des gerade in dieser Beziehung so verhängnisvoll gespaltenen deutschen Volkes zu belasten, zu allem andern also auch noch in das Wespennest der religiösen Diskussion unserer Tage zu greifen. Ihm mußte alles daran liegen, durchzustoßen. Durchstoßen läßt sich nur mit einem einfachen Programm, viele müssen dazu Ja sagen können. Die religiöse Diskussion ist aber noch weit (wenn auch nicht mehr allzu weit) davon entfernt, eine Angelegenheit der breiten Volksmassen zu sein. Dazu kam, daß sie zur Zeit der Gründung der Partei noch nicht die Schärfe, durchsichtige Klarheit und unmißverständliche Haltung angenommen hatte wie heute.

Wie dem nun sei — heute sieht sich der Nationalsozialismus, wie jede echte Volksbewegung, vor eine Menge Probleme gestellt, die aufzurollen ursprünglich gar nicht in seiner Absicht lag. Das hängt ganz wesentlich damit zusammen, daß er sich eben aus dem Instinkthumus des deutschen Volkes nährt. Wenn aber irgendetwas, so darf gerade dieser Umstand als untrügliches Zeichen dafür gelten, daß dieses Volk nicht nur seinen ungebrochenen Lebenswillen, sondern darüber hinaus, trotz allem und allem, sich auch noch die Fähigkeit erhalten hat, sich wieder und wieder aus sich selber zu erneuern. Diese beglückende Erfahrung verdankt das Nachkriegsdeutschland mittelbar dem Nationalsozialismus und niemandem sonst. Das wird ihm unvergessen bleiben.

Einen zweiten Grund gibt es für die Notwendigkeit eines inneren Wandels, den, wenn auch nur langsam und vorsichtig zu vollziehen dem Nationalsozialismus in der Zukunft nicht erspart bleiben kann. Und zwar folgenden: Ein Instinktausbruch ist im Grunde genommen eine Angelegenheit vorübergehender Natur. Das vom Nationalsozialismus zu übersehen, wäre geradezu frevlerisch. Soll denn also das, was durch seine elementare Kraftäußerung erreicht wurde, gefestigt und in dauernde Formen übergeführt werden, müssen ganz andere Leistungen noch vollbracht werden als sie dem Instinkte gegeben sind. Es muß namentlich der Schöpfer Geist in seine unveräußerlichen Rechte treten und die vom

rebellischen Instinkte aufgewühlten weiten Felder der Volksseele mit seinen grünen Saaten bebauen. Ohne ihn bliebe doch alles kahl und dürftig, ohne Hoffnung und ohne Tiefe, ohne einen letzten, alles verantwortenden Sinn. Nun ist wahrhaft erfreulich, wie sich dieser Ausgleich im Nationalsozialismus allmählich und auf die natürlichste Weise vollzieht. Wir wissen alle noch, welch scharfe Ablehnung er im Anfang in den geistig hochstehenden Kreisen erfuhr und infolge seiner Brutalität und seiner rücksichtslosen Kampfweise wahrlich auch erfahren mußte — während gerade damals die „spezifisch Ungeistigen", wie wir hörten, in ihn drängten. Wir kennen ja diese Ablehnung aus eigenster Erfahrung. Sie hat der siebenbürgischen Bewegung um die „Selbsthilfe", die überdies noch mit ihrer überflüssigen Nachahmung von Äußerlichkeiten unangenehm auffiel, viel Abbruch getan. Erst als man sich, hier wie dort, davon überzeugt hatte, daß in der rauhen, allzurauhen Schale doch wohl ein guter Kern stecke, stellte sich der Zulauf auch aus jenen Kreisen ein und das Verhältnis verschob sich um vieles.

Daran ist von entscheidender Bedeutung, daß es auf diesem natürlichen Wege zur Vergeistigung der Partei kommt. Sie kann selbstverständlich nicht auf die Art erfolgen, daß wichtige, bewährte Grundsätze verdrängt und durch andere ersetzt werden. Nein. Es muß ein organischer Gedankenausbau stattfinden, der von innen heraus Ring nach Ring legt um das Kerngehäuse, um den Stamm der ersten, starken, naturhaft empfundenen Ideen. Dieser Vorgang wird sich wachstumsartig vollziehen und den ganzen deutschen Menschen umfassen oder er vollzieht sich wesentlich nicht. Er wird aus der dunkeln Wurzeltiefe der Instinkte zur Entfaltung klarer, bewußter, gesetzmäßiger Formen deutschen Lebens auf dieser Erde unaufhaltsam drängen oder sein Seufzen im Unbefreiten war schon faul. Von ihm zu erwarten, daß er an der religiösen Frage Halt mache, ausgerechnet vor dem Glühpunkt geistigen Schöpfertums, oder sie auch nur abseits liegen lassen könne, hieße den Ernst verkennen, der ihn beseelt.

*

Hierher, an diese Stelle nun gehört die zweite Frage: Wie ist es eigentlich um unser heutiges Christentum bestellt? Welches sind seine maßgebenden Deuter? Welches kann morgen sein Gesicht sein?

Als Protestanten beschränken wir uns dabei auf unsere eigene Kirche. Und da ist gleich zu Beginn zu sagen: die gegenwärtige Lage

unserer Kirche als ecclesia, als die Gemeinschaft der Gläubigen, ist durch einen mehr oder weniger aufrichtig eingestandenen Bankerott gekennzeichnet. Dort, wo dieser Bankerott noch nicht völlig eintrat (wie z. B. bei uns Siebenbürger Sachsen), wird die ecclesia noch durch andere Ketten als die des Glaubens zusammenhalten, z. B. die der natio.

Wer ist schuld an diesem Bankerott? Die Theologen, d. h. diejenigen unter ihnen, die heute das Heft in der Hand halten, antworten: die „liberale Theologie" des 19. Jahrhunderts. Ihr wird daher der Krieg erklärt. Und da diese erweichte, aufgeklärte, mißverstandene Theologie während des ganzen Jahrhunderts in überragender Weise beherrscht worden ist von Friedr. E. D. Schleiermacher (1768—1834), dem Romantiker und Theologen, richten sich gegen ihn heute die heftigsten Angriffe.

Man muß in diese Bücher Einsicht genommen haben, um zu erkennen, welche Richtung die christliche Theologie von heute eingeschlagen hat. (Und gewiß auch von morgen, denn wir stehen ja erst am Beginne ihrer Auswirkung.) Deshalb sei im folgenden auf eines von ihnen kurz hingewiesen, das sicherlich zu den bedeutendsten gehört.

Es ist Emil Brunners „Die Mystik und das Wort" mit dem Untertitel „Der Gegensatz zwischen moderner Religionsauffassung und christlichem Glauben dargestellt an der Theologie Schleiermachers" (Verlag Mohr, Tübingen, 2. Aufl. 1928). Mit moderner Religionsauffassung ist hier die des 19. Jahrhunderts gemeint, wie sie sich hauptsächlich aus der Theologie Schleiermachers entwickelt hat. Sie steht nach Brunner — und kaum ein Leser wird sich seiner scharf und sicher vorstoßenden Beweisführung entziehen können — zum echten, unverfälschten christlichen Glauben in senkrechtem Gegensatz. Schleiermacher ist aber nur ihr repräsentativster Vertreter, mehr nicht. Alle seine Zeitgenossen waren ihr verfallen, soweit sie nicht überhaupt als Atheisten zu bezeichnen sind. Und außer den Romantikern auch die Klassiker, Goethe genau so wie Lessing, und alle großen Philosophen von Leibniz und Kant bis zur Gegenwart und endlich selbst die deutschen Mystiker des Mittelalters. Aller Haltung in religiöser Hinsicht hat einen gemeinsamen Zug. Brunner nennt ihn einfach: die Mystik. Er besteht im Grunde genommen daraus, daß es vom Menschen aus eine Verbindung zu Gott hin gebe, durch Verinnerlichung, durch Gefühl, durch Liebe, durch Erkenntnis, durch Erlebnis. Der christliche

Glaube dagegen kenne diesen Weg nicht. Er kennt nur den aus göttlicher Gnade erfolgenden Anruf des sündigen Menschen durch das Wort, das Wort Gottes. Hier, auf dieser Seite „gibt es also nicht ein zu Gott kommen auf dem Weg der Verinnerlichung, des in die eigene Tiefe Steigens, des Klimmens, sondern nur durch göttliche Tat, die ebenso unbegreiflich, unerwartet, zufällig, nicht-notwendig, frei, irrational-wirklich geschieht, als die Sünde unbegreiflich-wirklich geschieht" (S. 396). „Zwischen diesen beiden gibt es darum kein Bündnis. Sie bilden den letzten, höchsten Gegensatz" (S. 399). So scharf sich Brunner aber auch gegen die Mystik von seinem Standpunkt als christlicher Theologe wenden mag, er muß anerkennen: „Große, echte Mystik ist der große, echt religiöse Gegner des Glaubens" (S. 394) und setzt an das Ende seines Werkes den Ruf: „Entweder die Mystik, oder das Wort."

Zur Ergänzung dieses Buches sei hier ein zweites noch genannt, dessen Wille, endgültige Klarheit in diesen Dingen zu schaffen, der Entschiedenheit des ersten in nichts nachsteht, es an Wahrheitsliebe vielleicht sogar übertrifft: Helmut Groos „Der deutsche Idealismus und das Christentum" (Verl. Ernst Reinhardt, München, 1927). Groos stellt sich von vorneherein auf den Standpunkt des objektiven Gelehrten. Er ergreift nicht wie Brunner einseitig und leidenschaftlich Partei, er wägt gerecht und ohne ein einziges Mal ein persönliches Bekenntnis auszusprechen, die beiden Titelbegriffe gegen einander ab. Diese Begriffe decken sich fast völlig mit denen, die Brunner einander gegenüberstellt. Denn: „Die deutsche Mystik des Mittelalters kann direkt als ein Vorläufer des Idealismus betrachtet werden". (S. 402). Und genau so wie für Brunner das Wort Mystik nur ein Sammelname ist zur Bezeichnung der dem deutschen Menschen anhaftenden religiösen Züge, genau so verhält es sich mit dem „deutschen Idealismus" bei Groos. Er beschränkt ihn also nicht allein auf die idealistische Philosophie um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert — sie bietet ihm nur in reinster Form Vergleichsmaterial —, er erweitert sich ihm unter den Händen zu der allem deutschen Denken (und Dichten) gemeinsamen Note, deren Spur sich sogar bis ins Indogermanische zurückverfolgen läßt.

Und das Ergebnis? „Christentum und deutscher Idealismus schließen sich so vollkommen aus wie zwei neben einander liegende Kugeln, und gerade die Berührungspunkte

sind die Stellen, wo bei der Bewegung, bei der Wirkung der einen Kugel auf die andere, die Abstoßung erfolgt". (S. 456.)

Das Wertvolle des Werkes besteht aber nun daraus, daß es diese beiden Kugeln in ihrer ganzen Rundung nebeneinander erstehen läßt, sie phänomenologisch in ihrem Verhalten zu den in Frage stehenden Problemen untersucht. Dabei bemüht es sich, wie gesagt, gerecht zu sein. „Die Idealisten haben das Christentum nicht so tief verstanden, nicht weil sie nicht so tief wären wie die Reformatoren, sondern „weil sie eine andere Religion hatten" (S. 487). Eine andere Religion! Ist das also das letzte Geheimnis, das um diesen tragischen Gegensatz schwebt? Wer dies Werk gelesen hat, zweifelt nicht mehr daran, daß es so ist. Bis ins einzelne wird der Schnitt, die Diastase wie der Verfasser sich ausdrückt, durchgeführt. Wir können hier leider nicht mehr als gerade nur den Hauptgedanken der Beweisführung kurz berühren. Die Schöpfung, sagt Groos, ist nach jüdisch-christlicher Vorstellung eine einmalige Tat Gottes, nach germanischer und indogermanischer Vorstellung eine ewig stattfindende Zeugung. Schon Eckehart schrieb: „Ich habe in einem Büchlein gelesen, von einem der's ergründen konnte: Gott mache die Welt jetzt genau so, wie an dem ersten Tage, da er sie erschuf. Das gerade macht seinen Reichtum aus." So ungefähr dachte man auch in Indien, so dachten Aristoteles und Plotin. Unmißverständlicher als alle aber sind die späteren Deutschen. „Bei Leibniz fanden wir die creatio continua und Ansätze zur Aufgabe des Schöpfungsgedankens überhaupt, bei Herder ist die creatio continua bereits zur Hauptsache geworden, und bei Goethe, Schelling, Schleiermacher und Hegel wurden Gott und Welt notwendige Korrelata und die Ewigkeit der Schöpfung ausgesprochen." (S. 425.)

Im Christentum ist von all dem nichts zu finden. Dort entspricht der einmaligen Schöpfung der einmalige Sündenfall (Ursünde), die einmalige Erlösung durch Christi Tod am Kreuz, die Erwartung des einmaligen letzten Gerichtes. In diese Daten ist wie in Grenzpfähle die Geschichte gespannt und nach der Ewigkeit hin abgeriegelt. (Siehe auch die Werke Erwin Reisners.) Sie zu übertreten ist versagt. Zwar lehrt ja gerade das Christentum die Auffahrt der erlösten Seele zur ewigen himmlischen Seligkeit, diese ist aber keineswegs als Fortsetzung nach irgendeiner Richtung hin, überhaupt nicht als etwas in der Zeit Vorstellbares, sondern als das ganz, ganz Andere, diesem irdischen Leben völlig Entgegengesetzte gedacht.

„Das deutsche Gemüt spielt eine große Rolle im Christentum auf deutschem Boden, aber die deutsche Religiosität ist dabei geopfert." (S. 449.)

Und noch ein wichtiger Satz: „Ein Kriterium ist hier immer die Stellung zum Alten Testament und zu Paulus. Der deutsche Idealismus hat eine deutliche Abneigung gegen beide, und erst recht tauchen auf weniger hochstehendem Niveau immer wieder Versuche auf, statt des Alten Testamentes eine germanische Mythologie einzuführen. Konsequenter wäre es, wenn man das Neue Testament gleich mit ablehnte..." (S. 448.)

Diese letzte Stelle habe ich hierher mit besonderer Bestimmung für jene gesetzt, die auch in Siebenbürgen eine Befreiung des Neuen Testamentes von der Last des Alten fordern. Das erscheint dem, dem die großen Zusammenhänge klar geworden sind, wie wir sie oben nachzuzeichnen versuchten, nachgerade unmöglich, aber auch unsinnig. Diese Zusammenhänge sind dichter und stärker, sie reichen tiefer, viel tiefer als der Gegensatz zwischen Jesus und dem Judentum reicht, mit dem von jener Seite fortwährend argumentiert wird. Wir können uns deshalb von der sogenannten „Deutschkirche", wie sie draußen im Reiche von einer kleinen Gruppe Nationalsozialisten, in Siebenbürgen hauptsächlich von Misch Bergleiter, dem Reformtheologen der „Selbsthilfe", in Vorschlag gebracht wird (eine christliche Kirche minus Altes Testament, aber plus der germanischen Mythologie), so gut wie nichts versprechen. Sie brächte eine halbe, wenn nicht gar nur eine viertel Lösung. Der deutsche Glaube bliebe auch in ihr ein geknickter, ein hinkender Glaube, der nicht ohne Ursache schon heute zum Spotte reizt.

*

Was also bleibt uns zu tun übrig?

Ich habe die beiden besprochenen Werke nicht nur ihres gewichtigen, uns vor ganz neue Erkenntnisse stellenden Inhaltes wegen in den Gedankengang dieses Aufsatzes einbezogen, sondern auch deshalb, weil sie für die protestantische Theologie der Gegenwart bezeichnende Schöpfungen darstellen. Nach dem von ihnen und einer ganzen Reihe ähnlicher Arbeiten zutage geförderten Ergebnis wird man verstehen, daß dieser Theologie heute ein ganz bestimmter Weg vorgezeichnet ist. Es ist der einer neuen Orthodoxie. Sie muß sich endlich von den zahllosen, ihr anhaftenden Schlacken befreien, sie muß „zurückkehren" zum

reinen, unverfälschten Wort Gottes. Anders kann sie vor dem Ernst der gewonnenen Einsichten, vor dem Ernst der zwangsläufig aus ihnen sich ergebenden Forderungen nicht bestehen. Aber auch nicht vor dem Ernst ihrer Agonie. Der Name Barth (ein Freund Brunners) ist hiefür schon lange zum Schlachtruf geworden. Sein eifernder, unbeugsamer Fanatismus hat sich zuerst die Katheder erobert, jetzt ist er im Begriffe es mit den Kanzeln zu tun: „Christentum, das nicht ganz und gar und restlos Eschatologie ist, hat mit Christentum ganz und gar und restlos nichts zu tun". (Der Römerbrief, 4. Aufl. S. 298). Er hat auch in Siebenbürgen seinen Einzug schon gehalten. Wenn man neuerdings bei uns jenen rücksichtslosen Trennungsstrich zu ziehen bemüht ist zwischen „evangelischer Verkündigung" und allem, was sonst dem Geiste unseres Volkes dient und opfert, so ist das letzten Endes auf jenen scharfen Wind zurückzuführen, der draußen auf den evangelischen Fakultäten zu wehen begonnen hat.

Vom Standpunkt der Rettung des Christentums kann freilich nichts dringlicheres geschehen. Das sei hier vorbehaltlos zugegeben. Wer das Christentum will, der muß sich gerade heute, in dem rings brandenden Chaos, in dogmatisch einwandfreiem Sinne zu ihm bekennen. Wer das tut, ist damit an eine grundsätzliche Haltung den Dingen dieser Welt gegenüber gebunden oder er ist — Schauspieler. Insoweit haben Glondys und Reisner nichts als einen vollkommen konsequenten christlichen Standpunkt eingenommen, als sie den Nationalsozialismus verurteilten. Unsere übrigen Theologen werden ihnen früher oder später folgen müssen.

Ich kenne überhaupt nur ein einziges Büchlein, das mit einigermaßen gewichtiger Stimme für ein Zusammengehen des Christentums mit dem Nationalsozialismus eintritt. Der Gründlichkeit halber sei es hier ebenfalls erwähnt. Es sind des schon genannten W. Stapels „Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1931). Aber erstens ist doch schon bezeichnend, daß W. Stapel selber kein Theologe ist und zur theologischen Diskussion, wie wir sie oben als wesentlich in dieser Frage streifen mußten, garnicht Stellung nimmt (womit ihm um Gottes Willen nicht die gründlichsten theologischen Kenntnisse abgesprochen werden sollen). Zweitens muß sich das Cristentum unter seinen Händen immerhin Zurechtrückungen (besonders in der Kriegsfrage) gefallen lassen, die mindestens noch nicht anerkannt sind. Ich habe bei der Lektüre

immer wieder den Eindruck gehabt, daß dieses Christentum später einmal genau so heftig, freilich aus ganz andern Gründen, angegriffen werden würde wie heute das Schleiermacher'sche. Übrigens habe ich von dem sonst so geistvoll sprühenden Schriftsteller nie etwas Blasseres gelesen.

Nein, wir sind überzeugt davon, daß die beiden großen geistigen Bewegungen, deren innere Triebkraft wir oben aufzudecken bemüht waren, in naher Zukunft auf das heftigste aneinander geraten müssen. Müssen, ob nun Kirchenfürsten und Parteiführer wollen oder nicht. Was wir heute erleben, sind ganz sicher nichts als Vorgeplänkel. Das macht eben: sie sind im Kerne einander viel zu entgegengesetzt, als daß dauerhafte Kompromisse (wie die Vergangenheit sie ohne weiteres geduldet hat) in der Zukunft noch lange ertragbar wären. Sie kommen aus ganz verschiedenen Richtungen, wie wir sahen, haben jede eine eigene geistige Ahnenreihe und blicken jede nach einem andern Ziel. Das schlimmste aber: ihre Wege kreuzen sich. Sie haben sich schon öfters in der Geschichte gekreuzt und es ist niemals glatt abgelaufen dabei. In der Gegenwart aber, wo eine in der Agonie befindliche Kirche, die das Feuer der Orthodoxie fanatisch in sich schüren muß, mit den Glutwellen einer völkischen Bewegung zusammenstößt, wie sie wahrscheinlich seit vielen hundert Jahren das deutsche Volk nicht aufgewühlt hat, da kann es natürlich noch viel weniger harmlos ablaufen.

Noch einmal denn: was bleibt uns zu tun übrig?

Offenbar nichts anders als uns zu prüfen und dann — zu entscheiden. Wäre es nur möglich, daß sich jedermann auf Herz und Nieren prüfe, diese Entscheidung könnte bei der erdrückenden Mehrzahl aller Deutschen dieser Erde nur auf die ihnen im Blute steckende, immer und immer wieder verdrängte deutsche Religion fallen. Freilich, die Trennung von dem, was bis jetzt war, dürfte gewiß für viele schmerzlich sein. Und es mag manch einer an ihr zerreißen. Der Schmerz, den sie verursacht, wird aber doch wohl auch bei ihnen gemildert werden durch die Einsicht, daß es sich nie und nimmer um einen Sprung ins Nichts handelt. Im Gegenteil. Es handelt sich um eine rechte Rückkehr zum mütterlichen Geist, der uns geboren, dem wir zutiefst verdanken, was wir sind. Das ist kein Wotansglaube und kein Götzendienst. Das ist die Erweckung zu Bewußtsein, die Prägung zu Form alles dessen, was Gott dem deutschen Menschen je und je in die Seele gelegt hat. Es ist vor allem die Bejahung seiner wesentlichsten, seiner

sublimsten Schöpfungen und das Bekenntnis zu ihrem (ganz gewiß einheitlichen) Geist — angefangen von den mythologischen Dichtungen der alten Germanen über die deutschen Mystiker des Mittelalters bis hin zu Goethe, den Klassikern, den idealistischen Philosophen, ja bis zur religiösen Dichtung der Gegenwart. Wären sie nur einmal, gleich der Bibel, zu einem Bündel zusammengefaßt, es würde keine Klage über den Mangel an religiösen Dokumenten des deutschen Volkes mehr laut werden.

Ein letztes Wort für jene, die kaum noch an sich halten können, zu seufzen: Gott, mußte denn auch dies noch über uns kommen? Haben wir nicht schon genug Zerwürfnis und Spaltung und Schmerz? Ich kann darauf nur sagen: Zeiten der Ruhe und des Wohlstandes sind alles andere nur nicht dazu geeignet, den Menschen vor innere Entscheidungen zu stellen. Dann ist er mit Haut und Haaren zu Kompromissen geneigt. Man denke an das 19. Jahrhundert. Es ist Zeiten der Not vorbehalten, die Gegensätze aufeinander prallen zu lassen. Hart auf hart. Sie allein sind Zeiten, echte Zeiten der Entscheidung.

„Der Kampf mit dem Drachen"

Von Heinrich Zillich

Jeder, der in den deutschen Literaturbetrieb hineingeblickt hat, merkte bald, daß eine bestimmte Gruppe von Schriftstellern, die von bestimmten Verlagen und Zeitungen unterstützt wird, als die berufene Stoßtruppe des deutschen Gegenwartsschrifttums auftritt, die Erfolge einheimst und im Ausland als die Schar der repräsentativen Vertreter gilt. Man sah Bücher gelobt, durch die Weltpresse emporgehoben, die man in einem Jahre vergaß, die nicht einmal immer von geschickten Könnern geschrieben, seltsamerweise von Hand zu Hand gereicht wurden und einer ganz bestimmten Geistesart entwuchsen, die man selten genau bezeichnen, die man aber zumindest politisch eingliedern konnte. Bei vielen schloß sich daran noch eine verhüllte oder unverhüllte Gegnerschaft gegen das, was wir als Deutsch empfinden. Dieses gehirnliche Schrifttum, diese Menge von Talenten, machte sich überall breit. Es lief in diesen Reihen auch mancher findiger Kopf mit und doch vermißte man gerade die stärksten Begabungen, jene, für die die Bezeichnung „Dichter" nicht bloß einen Beschäftigungstitel bedeutet.

Man hätte die Erfolge diesen doch vergänglichen Figuren gegönnt, wenn sie nicht die Atmosphäre bestimmt hätten, in der deutsches Geistesleben mit der Öffentlichkeit zusammentrifft. Nicht die schöpferischen Quellen wurden von ihnen unterbunden, wohl aber die Leserschaft verführt. Das Theater, der stark gelesene Roman, die Feuilletons, die großen Mittel der Veröffentlichung, waren von ihnen beschlagnahmt und bestimmten die Geisteshaltung nicht nur des deutschen Volkes in den Jahren nach dem Zusammenbruch maßgebend, sondern auch das Urteil des Auslandes über deutsche Verhältnisse.

Es ist das große Verdienst von Otto Forst de Battaglia, daß er in seinem jüngst im Verlag für Zeitkritik, Berlin, erschienenen Werk jene Zusammenhänge aufdeckte und temperamentvoll beurteilte. Er untersucht die geistigen Hintergründe einer Reihe erfolgreicher Schriftsteller wie Remarque, Ernst Gläser, Emil Ludwig, Kaiser und Stephan Zweig. Er leuchtet in die Haltung großer demokratischer Organe hinein, wie „Berliner Tageblatt", „Vossische Zeitung" und in die redaktionelle Richtung wichtiger Zeitschriften wie „Neue Rundschau", „Literatur", „Weltbühne", „Tagebuch", „Literarische Welt" usw. Diese gemeinsame, durch demokratisch-pazifistische und oft jüdische Interessen zusammengehaltene literarische Front, die im Grunde eine politische ist, verhinderte, daß politisch unabhängige Dichter von geistig und künstlerisch weitaus höherem Niveau in das breitere Bewußtsein der Nation traten. Zwar bemühten sich Zeitungen, wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung", Zeitschriften wie die „Deutsche Rundschau", „Türmer", „Kunstwart", „Zeitwende", „Hochwart", „Deutsches Volkstum", Hochland", „Tat" u. a. ein Gegengewicht zu schaffen und dringen heute, wo die nationalen Triebkräfte nach einer inneren Läuterung in neuer Bedeutung die Oberhand gewinnen, auch erobernd vor. Aber zwölf Jahre der verschobenen kritischen Grundlagen sind vertan.

Umso mehr wird es nun notwendig, einer von politischen Gesichtspunkten freien Kritik, die sich nach der geistigen und menschlichen Tiefe, nach der dichterischen Hintergründigkeit und Kraft bestimmt, die Wirkung zu sichern, die ihr zustehen muß. Schon das Werk von Forst ist ein Anzeichen der Umkehr. Es eröffnet neue Wege, die von den schöpferischen deutschen Dichtern schon längst beschritten wurden. Wir denken da an Hermann Stehr, Paul Ernst, Wilhelm Schäfer, Wilhelm von Scholz, Hans Carossa, Hermann Hesse, E. G. Kolbenheyer, Börries von Münchhausen, Emil Strauß, Ina Seidel, Ricarda

Huch, Eduard Stucken, Hans Grimm, Friedrich Griese, Friedrich Schnack, um nur einige zu nennen, die, ohne innere Abspaltung vom wirklichen Volksleben und ohne haltlose Verbindung mit dem aus dem Verstand erwachsenen großstädtischen Schrifttum der nackten Reflexion und politischen Tendenz, die große Tradition der deutschen Literatur wahrten, in dem sie sie fortentwickelten. Der Zusammenschluß der Verlage Georg Müller, Albert Langen und der Hanseatischen Verlagsanstalt, der unter dem Gesichtspunkt einer Buchproduktion des Werthaften erfolgte, beweist, daß der Widerstand gegen die bisherigen Beherrscher des Marktes auch auf diesem Gebiete eingesetzt hat.

Otto Forst de Battaglia bemüht sich, die Öffentlichkeit aufzuklären und wieder der wahren Dichtung zuzuführen. Er weist überzeugend nach, was viele schon wußten, daß es nicht richtig sei, von einer Krise des deutschen Gegenwartsschrifttums zu sprechen, wenn man von der Dramatik absieht, die tatsächlich eine innere Erschütterung erleidet. Es handelt sich bloß um eine Krise der Kritik und um eine Trübung der Vermittlung zwischen Dichtung und Publikum. Die Vermittlerstellen werden von dunklen Nebenabsichten geleitet. Solche Zustände herrschen nicht nur in Deutschland. Auch uns werden ausländische Dichter wie Wallace oder Dekobra als die Vertreter ihres heimischen Schrifttums vorgeführt. Auch bei uns werden sie massenhaft gelesen. Aber wem fiele es ein, in diesen Gestalten die berufenen Vertreter ihres heimischen Schrifttums zu sehen und dieses nach ihnen zu beurteilen? Unser Pitigrilli heißt Lyon Feuchtwanger, unser Dekobra Ernst Gläser. Bei den eigenen Schriftstellern sind wir merkwürdigerweise bisher toleranter gewesen. Die Krise des deutschen Schrifttums liegt in diesen Zuständen, ist nicht ein Erlahmen der Schöpferkraft. Selten wurde ein besserer Roman, selten eine tiefere Lyrik geschrieben als heute. Man muß nur wissen, wo man sie zu finden hat, weil die große deutsche Presse, soweit sie demokratisch ist, versagt und weil die größten deutschen Verlage bisher durch einen, dem Aktuellen und Politischen zu stark ausgelieferten Geschäftsgeist das Bild trübten. Man braucht keine Angst zu haben, daß dieser Zustand noch lange andauert. Auf allen Gebieten läßt sich das Erwachen feststellen. Aber man lege sich auch nicht auf die faule Haut, man nehme einmal diesen Band von Otto Forst vor und lese ihn, der für alle Wesentliches bringt und die mißhandelten Werte wieder auf die Plätze rückt, die ihnen gebühren.

Rundschau

Zu dem 25. Amtsjubiläum Bischofs D. Dr. Friedrich Teutsch. Trotz des Sturms, der aller Autorität Hohn sprechend, verheerend über unser Volk braust, wird es uns Sachsen warm um das Herz, wenn wir an unseren hochwürdigen Herrn Bischof, den greisen, weißharigen Nestor unseres Volkes denken. Vor seiner puritanischen Selbstlosigkeit, vor der Reinheit seiner Überzeugungen, vor seinem guten Willen für sein Volk muß jeder Verdacht schweigen. In solcher Zeit tut es wohl, ihn, behütet vor dem Geifer des Parteigezänks, als treuen Hüter einer großen Tradition, als unantastbares Vorbild reiner Gesinnung in unserer Mitte zu wissen.

Noch vor kurzer Zeit, als er in seiner letzten, gewaltigen Silvesterpredigt, in das vergangene Jahr rückblickend, weithin in die Zukunft Ausschau hielt, mußte ich die Geisteskraft, mit der er alle geistigen Regungen der neuen Zeit zu erfassen und zu werten wußte, bewundern.

Es müßte eigentlich ein tragisches Schicksal sein, das dem alten Herrn wurde, wenn er sieht, wie so vieles von dem, was er und sein großer Vater als mächtige Schutzwälle für ihr Volk geschaffen haben, in Schutt und Asche sinkt.

Aber ich finde ihn immer wieder da, wo neue Quellen — oft sich gegenseitig behindernd — in den Strom unseres Volkes fließen, wo man in der Wirtschaft zu der uneigennützigen Selbsthilfe schreitet, wo aus der Not der Zeit religiöse Erneuerung quillt.

Ihm geb' Gott den Glauben an die Sendung seines Volkes.

Dr. Ernst Jekelius

Konstituierung des deutsch-sächsischen Volksrates. Die Neuwahlen zu den sächsischen politischen Körperschaften, die in den lokalen Organisationen manche Verschiebung nach sich zogen, haben die Zusammensetzung des Volksrates nicht wesentlich verändert. Der Volksrat konstituierte sich im November und wählte die bisherigen Funktionäre wieder. Ein Wahlsystem, das auch eine Minderheitsvertretung kennt — die wir nicht bloß vom Staate fordern dürfen, im eigenen Hause aber übersehen — hätte ein durchaus anderes Bild ergeben. Daß der Volksrat dies spürte, beweist die Annahme eines Vorschlages, der die Überprüfung der Wahlordnung wünscht. Die Einzelheiten der konstituierenden Sitzung interessieren hier nicht. Wir lassen sie absichtlich beiseite. Im Vordergrund steht für die nächste Zeit unseres nationalen Lebens die wirtschaftliche Not, die jede völkische Frage färben und bestimmen wird. Die Gedanken vom 7. Juni leben nicht bloß in den Kräftegruppierungen, die sich bei den Wahlen dafür einsetzten. Sie leben aus ihrer Wahrheit, gegen die nicht eine einzige Stimme einen sachlichen Einwand zu erheben vermochte. Vom Standpunkt des Gesamtvolkes aus betrachtet, ist es vielleicht günstig, daß nun, wo die Wirtschaftskrise eine Zeit der Zusammenbrüche, des Abbaus, der kirchlichen Not sondergleichen bringen wird, die alten Führer noch einmal bestätigt wurden. Sie tragen die weitere Verantwortung, während in dem Augenblick, wo der Saldo unter die Bilanz der letzten 13 bis 14 Jahre gezogen wird, die neue Führerschaft, die überall die Reservestellungen eingenommen hat und infolge der eigenartigen Organisationsstatuten noch darin verharren muß, geistig geschlossen und unbelastet eingesetzt

werden kann. Von diesem größeren Standpunkte aus ist es gut, daß sich diese Reserve in den nächsten Monaten nicht verbrauchen muß. Allerdings wird man einwenden können, daß gerade in solcher Zeit eine möglichst breite Grundlage der Führung erwünscht ist. Aber wer glaubt denn wirklich, daß sie nicht in welchem Augenblick immer durchgeführt werden könnte, wenn man es ehrlich wollte?

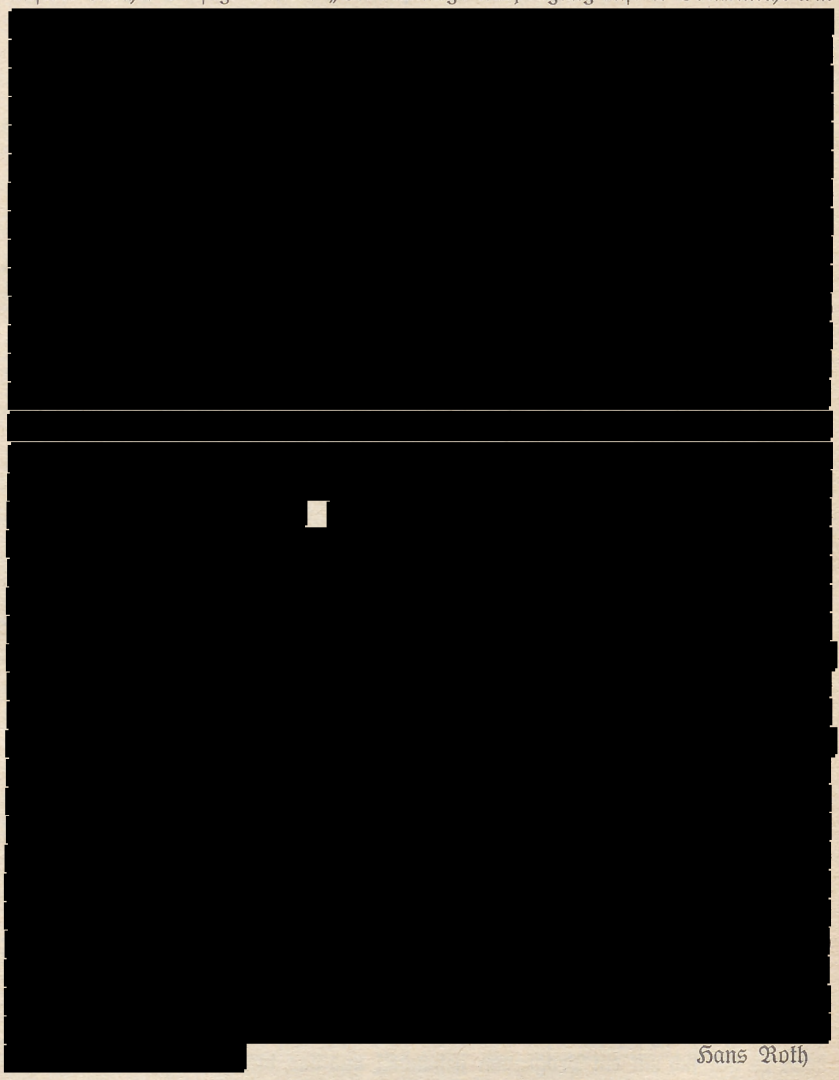
Das Bewußtsein davon, daß nur eine schöpferische Neugestaltung unserer inneren Verhältnisse, eine lebendigere Erfassung unseres Volkes die Rettung aus dem Chaos der Gegenwart bieten kann, ist durch diese Wahlen zwar noch nicht in der Zusammensetzung des Volksrates durchgedrungen, hat sich aber gerade deshalb noch befestigt. Die wirtschaftlichen Notzeiten werden es noch mehr anfeuern. Bedauerlich ist, daß manche organisatorische Neuerung, die am 7. Juni verlangt wurde, nun vorläufig kaum zur Durchführung kommt. Ein sächsischer Wirtschaftsrat, wenn er bloß ein Teilchen dessen geistig darstellte, was in seiner Idee liegt, hätte in dieser Zeit der wirtschaftlichen Führungslosigkeit und Panik zum mindesten die Runstimmung beeinflussen können. Auch das ständige Arbeitsamt, das die „Selbsthilfe" fordert, beruht auf einer richtigen Erkenntnis, selbst wenn man viele Einzelheiten des Vorschlages umstreiten wird. Der Aufbau unserer politischen Volksorganisation ist rätestaatlich und wurde aus der Kirche übernommen. Immer setzt eine Körperschaft durch Delegation die höhere ein. Der Vorsitzende der beschließenden Versammlung ist zugleich der Ausführende der Beschlüsse. Diese Verbindung schädigt die lebendige Vertretung der Volksmeinung. Wenn die Vertretungen der Kreise wie bisher von den Urwählern, der Volksrat zur Hälfte durch diese und zur anderen durch Delegation aus den Kreisausschüssen bestellt wird, jede Körperschaft einen Vorsitzenden wählt, der nur sie vertritt, während die Kreisausschußobleute samt einigen Mitarbeitern und ebenso der Volksratspräsident mit einigen Mitarbeitern durch die Versammlung gleichsam als ein Kabinett bestellt werden und jederzeit abberufbar sind, so haben wir in dieser „ministeriellen" Regierung eine Führerkörperschaft eingesetzt, die einen lebendigen „Gegenspieler" hat und die in bestimmten Personen ihre Agenden zentralisiert: ein verantwortliches Kabinett unter wirklicher Kontrolle der Körperschaften. Das Volk wüßte, wer es führt, er könnte sich an diese halten. In der zentralen Leitung säßen fünf oder sechs Männer, von denen jeder für eine bestimmte Aufgabe verantwortlich wäre. Körperschaften und „Kabinette", wenn man so sagen darf, wären angefrischt.

Die nächste Zeit wird kaum etwas von diesen Plänen mit dem nötigen Nachhall vertreten lassen. Wir stehen vor den Monaten des Abbruchs und der Richtungslosigkeit. Wenn die Führerschaft will, kann sie wenigstens die nachhallende politische Spannung beseitigen. Aber es darf nur eine schöpferische Synthese gesucht werden, denn es hat sich um ein Programm gehandelt und das bleibt weiter auf der Tagesordnung, weil es der Geist trägt, der sich in Deutschland den Weg bahnt zu einer neuen menschlichen und nationalen Haltung und der auch bei uns längst die geistigen Vertreter der jüngeren Generationen eint und den Kern des Volkes wandelt.

Heinrich Zillich

Der glänzende Wellenberg. [redacted]

unserer Kirche. Er sagt weiter: „Die damalige Ausprägung unserer Volkskirche war



Hans Roth

Die 11. Haupttagung des Eckenbundes. Der Eckenbund hielt am 31. Oktober und 1. November in Jena im Rudolf Eucken-Haus seine 11. Haupttagung ab. Bischofsvikar und Stadtpfarrer D. Dr. V. Glondys aus Kronstadt in Siebenbürgen sprach bei dieser Gelegenheit in einem öffentlichen Vortrag über das Hauptthema der Tagung: „Zur religiösen Krise der Gegenwart." Als Vertreter der Siebenbürger Sachsen, bei denen Volkstum und Religiosität die Einheit bilden, die diesen deutschen Volkssplitter in achthundertjährigem Kampf um die

Volksseele über die Stürme der Zeiten getragen hat, konnte der Bischofsvikar zum Leitgedanken seiner Rede das Prophetenwort wählen: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!" Ein Volk ohne Religion verfällt dem Atomismus. Ehrfurcht und Verankertsein im Ewigen beginnen sich aufzulösen, und die Zersetzungserscheinungen einer sogenannten „Aufklärung" entwurzeln das Volk so stark, daß sein Bestand gefährdet erscheint. Wir da draußen, so sagte Glondys, leben aus einer inneren tiefen Verpflichtung zur deutschen Geistigkeit. Wir können nur auf sittliche Kraft gestellt leben, und darum trifft es uns doppelt schwer, wenn wir diese Zersetzungserscheinungen im deutschen Volke heute erfahren müssen, deren unwürdigste Erscheinung die sogenannte Gottlosenbewegung darstellt. Dr. Glondys rief darum zur Aufrichtung einer bewußten Geistesfront gegen die Gottlosenbewegung auf. Er sieht im Gedanken der sittlichen Aktivität Rud. Euckens, durch den wir uns in den Prozeß des Geisteslebens hineinstellen, den Weg zur Überwindung der Krise.

Der überstandpunktliche und überkonfessionelle Gedanke dieser Tagung wurde sodann in einer Aussprache über das Hauptthema zur Klarheit philosophischen Erkennens aufgehoben durch die Ausführungen von Prof. Dr. Bruno Bauch-Jena. Br. Bauch hat in seinen zwei grundlegenden Werken: „Wahrheit, Wert und Wirklichkeit" und „Die Idee" die deutsche idealistische Welt- und Lebensanschauung von neuem begründet und gezeigt, daß der deutsche Idealismus unmittelbar zu einer religiösen Basis führt. Br. Bauch sprach darum mit Bezug auf Rud. Euckens Frage: „Können wir noch Christen sein?" über die Beziehung der Religion zum deutschen Idealismus. Er betonte das Wort deutscher Idealismus, weil er in der Erkenntnis der Wahrheit eine der größten Taten gerade des deutschen Geistes sieht. Der deutsche Idealismus lehrt uns das Zeitliche zu verewigen und das Ewige zu verzeitlichen, d. h. in der Zeit darzustellen. So kommt es hier zu einer wahrhaften synthetischen Dialektik zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch. In seinem Werk: „Luther und Kant" hat Br. Bauch die sittlichen Grundlagen der Religion, die bei beiden Denkern dieselben sind, aufgedeckt. So konnte er gegen die heute sehr moderne sogen. dialektische Theologie Stellung nehmen und die Haltlosigkeit ihres Standpunktes gerade mit Gedanken Luthers selbst aufzeigen. Die Frage: „Können wir noch Christen sein?", findet darum ihre Bejahung nur durch eine Orientierung der Theologie am deutschen Idealismus, ja geradezu durch ein Zusammenarbeiten mit ihm. Nur der deutsche Idealismus kann das deutsche Volk aus der geistlosen Situation der Gegenwart befreien. Bruno Bauch betonte mit aller Entschiedenheit, daß es eine Verleumdung des deutschen Idealismus ist, wenn man ihn mit einem zurechtgemachten oder geschichtlich vorliegenden Subjektivismus gleichsetzt. Denn gerade der deutsche Idealismus führt uns zur Erkenntnis, daß das Subjekt ein Werkzeug in Gottes Hand ist.

In den weiteren Reden und Diskussionen wurden manche praktisch-sittlichen Fragen erörtert und gezeigt, daß Rud. Euckens Wirksamkeit in der fruchtbaren Arbeit am idealistischen ethischen Grundgedanken von der höchsten sittlichen Aktivität der freien zur Volksgemeinschaft bestimmten Persönlichkeit liegt. Dr. A. Metter, Jena

Sprachbesinnung. In unserer Presse findet man oft Redewendungen, die dem österreichischen Beamtenstil entnommen sind und besonders in Hermannstadt betreut werden. Ein Siebenbürger, der etwas auf seine Bildung hält, wird sich kaum be-

wegen lassen, zu sagen: „Ich tat es auf Wunsch meines Freundes". Er tut es immer nur „über" Wunsch. Der knochige, lange Arm der Beamtenhierarchie wird in dieser Fassung spürbar. Aus dem gleichen Geiste der Schreibstube entstammt die „bezügliche Eingabe". Diese Eingabe muß sich doch auf etwas Bestimmtes beziehen, sie kann also bloß eine „darauf bezügliche" oder „diesbezügliche" Eingabe sein, aber keine schlechtweg „bezügliche". Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Verwechslung des Geschlechts beim Worte „Datum" in die gleiche Sprachluft verlege. „Der" Datum sagen manche, die selbst Latein gelernt haben. Ernster erscheinen mir die Verstöße gegen den Adel der Sprache durch schwatzhafte Schreiber, die im Bestreben, sich besonders plastisch auszudrücken, die Wahrheit, den Sinn und die Reinheit notzüchten. Wenn eine Banater Fußballmannschaft eine Spielreise nach Deutschland unternimmt und ihr der Sportredakteur zuruft „Schweren Aufgaben winkt unvergeßlicher Lohn!", so ist das angesichts der Kurzfristigkeit des Fußballruhms nur eine komische, sporthochmütige Entgleisung. Doch wenn das Zeppelin-Luftschiff über unsere Lande fliegt und ein Begeisterter folgendes schmockt: „Der Wunsch, an beflügelter, freier Tat mit schauluſtigem Auge teilzunehmen, entblößt die Menschen der gewohnten Schwerfälligkeit und läßt sie zu erhebungsfähigem Drange emporwachsen", so muß diese Gedankenfuhre schon als ein Beispiel für die trotz zahlreicher bildhafter Ausdrücke entsinnlichten Zeitungssprache gelten. Aber sie wird übertroffen von einer Reporterstilblüte, die nicht ohne Rückschlüsse auf die Psyche des Verfassers genossen werden kann: „Der Leichnam wurde kunstgerecht zerstückelt" — warum immer kunstgerecht? — „in einen Koffer verpackt und nachdem sich das saubere Brautpaar (die Mörder) noch in Umarmungen gewunden hatte, schaffte Nick den Koffer an die Donau und warf ihn in die Fluten". In dem gleichen Blatte für das Deutschtum in Rumänien las ich auch dies: „Das Verkehrsministerium stößt ins Horn des Schiffahrtsamtes und deshalb soll eine Begabrücke verrosten". Und nun gar das folgende: „Wurmstichigkeit dampft denen zu, die über unseren talentlosen Durchschnitt hinauswollen..." Dies ist vielleicht alles sehr zeitgerecht, aber rechtzeitig ist es nicht, wohl aber behauptet man bei uns immer, man sei gerade zeitgerecht gekommen, wenn man bloß rechtzeitig eintraf. Heinrich Zillich

Merkblatt der „Deutschen Buchgilde in Rumänien". 1. Die „Deutsche Buchgilde in Rumänien" wurde zu dem Zwecke gegründet, die Herausgabe guter deutscher Bücher in Rumänien zu fördern. 2. Sie versucht ihr Ziel zu erreichen, indem sie einen möglichst großen Kreis von Mitgliedern sammelt, die sich an der Herausgabe mit ihrem Jahresbeitrag beteiligen. 3. Die Buchgilde verfolgt vor allem die Absicht, das schöngeistige Schrifttum zu pflegen. Doch werden gelegentlich auch wertvolle Werke anderer Literaturzweige, soweit sie für einen breiten Leserkreis geeignet erscheinen, von ihr herausgegeben. 4. In die Leitung der Buchgilde teilen sich: Vertreter der Lesergemeinde, der einheimischen deutschen Verfasser und die Krafft & Drotleff A.-G. in Hermannstadt. Diese Arbeitsgemeinschaft sichert eine entsprechende literarische Führung der Buchgilde ebenso wie eine allen Ansprüchen gerecht werdende geschäftliche Leitung. Die Auslese der zu veröffentlichenden Werke erfolgt bei jährlichem Wettbewerb durch einen Fünferausschuß. Herstellung und Vertrieb besorgt die Krafft & Drotleff A.-G. 5. Der Beitrag für die Mitglieder der „Deutschen Buchgilde in Rumänien" beträgt jährlich Lei 240·— und kann auch vierteljährlich und halbjährlich bei der Vertriebs-

stelle eingezahlt werden. 5. Die Erscheinungen der Deutschen Buchgilde in Rumänien werden Nichtmitgliedern durch den Buchhandel zugänglich gemacht. Immer wird aber der für den Verkauf an Nichtmitglieder bestimmte Preis den für die Mitglieder als Beitrag festgesetzten Betrag bedeutend übersteigen. 7. Beitrittsanmeldungen sind an die Vertriebsstelle der „Deutschen Buchgilde in Rumänien", Hermannstadt (Sibiu), Königin Mariastraße 23, einzusenden.

Neue Bücher und Schriften

Emil Witting, Frate Nicolae, der siebenbürgische Karpathenbär. Eine Lebensgeschichte. Selbstverlag des Verfassers, Hermannstadt 1931. 221 S., 8°.

Ich bin kein Jäger. Mein naturwissenschaftlicher Forschungsdrang hält sich in mäßigen Grenzen; von Tierkunde verstehe ich nichts. Als homo literatus sind mir „farbige" Darstellungen mit viel schmückenden Beiwörtern und unechten Zusammensetzungen verhaßt, weil mir der schriftstellerische Impressionismus gemeinhin nicht liegt. Daß die Ohren in der Jägersprache Löffel, die Tatzen Branken, der Mist Losung heißt, ist mir nicht unbekannt; aber die jägerischen Voraussetzungen für das Verständnis dieser Sprachsinnbilder fehlen mir, und es würde mir nicht einfallen, den Bären Bruder Mutz oder Rauhbautz zu nennen; ja dergleichen könnte mir an und für sich eher läppisch als nachahmenswert erscheinen.

Trotzdem hat Wittings Buch mirs angetan. Die Handschrift, die mir durch einen Zufall vor der Drucklegung vorlag, vielleicht noch stärker. Aber auch das fertige Buch muß jeden, der ein offenes Herz für Schönheit hat, wo sie ihm auch entgegentreten mag, entzücken. Witting gibt die Lebensgeschichte des Karpathenbären. Er begleitet ihn von der Wiege bis zur Bahre, ja von geologischen Urzeiten, mit denen die Einleitung beginnt, bis zur Stunde, da Frate Nicolae in unbezwungener Naturkraft noch in unseren Bergen haust. Es ist nicht eigentlich der Karpathenbär, dessen Leben, Leiden, Herrschen, Sterben wir geschildert finden, Wittings Buch kein großer Brehm. In sturmgepeitschten Nächten und im strahlenden Sonnenschein ist es ein Prachtstück der Gattung, dem gilt des Försters Liebe, auf dem Anstand, zärtlich beobachtend, ihm nachstellend und das herrliche Geschöpf der Natur doch stolz bewundernd: Frate Nicolae. Bärin und Wurf in der Winterhöhle, Lenzausfahrt, Einbruch, Beute, als Freier, gegen Wölfe, Rotwild, Sauen. Überall Sieger, erliegt der Bär schließlich dem Menschen. Wieviele Jagdgänge mußte der Biograph tun, um sein Leben so zu kennen? Welch begnadetes Auge und Herz, dies Wunderwerk der Schöpfung in allen Regungen, seiner völligen Einheit mit der Natur so zu verstehen? Man schreibt wohl Jagdgeschichten, stellt den Menschen, den Jäger, den Forscher in den Mittelpunkt. Witting ist mit dem Bären eins, mit dem Wald, dem Gebirge, der Natur. Die unendliche Liebe, die ihn beseelt, strahlt auf den Leser über und gibt ihn nicht frei. Durch diese große Liebe von innen her durchleuchtet, wird die Wahrheit der geschilderten Wirklichkeit zur Wahrheit auf höherer Ebene: zum Kunstwerk. Der Jäger wird behaglich ausgesponnene Jagdabenteuer in dem Buche missen müssen, der Naturforscher die naturwissenschaftliche Schilderung, der Literat (trotz der naturhaften Sprachkraft des Verfassers) die letzte

Sprachbeherrschung. Aber der Leser — und wer würde solchen Tausches nicht froh? — findet Dichtung.

Es stimmt den, der berufsmäßig viel und viel Schwaches lesen muß, versöhnlich, daß es Bücher gibt, zu denen man, so wie sie sind, einfach Ja sagen kann. Zu diesen Büchern rechne ich Wittings Frate Nicolae. Karl Kurt Klein

Der 9. Band des „Großen Brockhaus" (J—Kas; 784 Seiten; in Ganzleinen RM. 26.—; bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM. 23.50.) Unbeirrt durch die Sorgen und Nöte unserer Zeit, mit stets gleichbleibender Pünktlichkeit und Sorgfalt fügt der alte Leipziger Lexikonverlag F. A. Brockhaus einen Baustein des von ihm begonnenen Monumentalwerkes auf den anderen. Aus neun stattlichen Bänden besteht nun schon die Reihe des „Großen Brockhaus", den zehnten dürfen wir noch in diesem Jahr erwarten: damit wird die Hälfte des schwierigen Weges zur Vollendung des Werkes zurückgelegt sein. Nirgends auf diesen nunmehr fast 8000 Seiten ist ein Nachlassen der Spannkraft, eine vorübergehende Ermüdung zu bemerken, gleiche Sorgfalt wurde dem ersten wie dem letzten Artikel, der ersten wie der letzten Abbildung zuteil. Nur ein Verlag, so dürfen wir wohl mit Recht sagen, der über eine 125jährige Tradition bei der Herausgabe großer Nachschlagewerke verfügt, und der zugleich auch die modernsten Hilfsmittel der Lexikographie zur Hand hat, kann dieses inhaltlich und äußerlich Bestes gebende Riesenwerk so pünktlich fortführen und vollenden. Über die textliche Zuverlässigkeit des „Großen Brockhaus" ist auch an dieser Stelle genug gesagt worden, so daß sich jedes weitere Wort darüber erübrigt. Der neue Band bringt wieder eine ungeheure Fülle interessanter Artikel, von denen nur folgende wahllos genannt werden sollen: Industriebauten (mit 16 Abb.), Italien (etwa 90 Spalten Text, 65 Abb. und 15 bunte Karten), Japan (46 Spalten Text, 76 Abb.), Jugendbewegung (17 Abb.). Wieder, wie schon bei den übrigen Bänden, wendet sich unsere ganze Aufmerksamkeit der hervorragenden Bebilderung zu. Welche Sorgfalt der Verlag gerade diesem wichtigen Punkt gewidmet hat, zeigen kurze Stichproben. An Stelle der mehr oder weniger unlebendigen Zeichnungen früherer Auflagen ist die photographische Aufnahme getreten. Wir finden Tierphotos von den besten Tierphotographen des In- und Auslands, die nicht nur die äußere Erscheinung des Tieres zeigen, sondern es auch bei seinen Lebensgewohnheiten belauschen (Giraffenherde in der Steppe, Totengräberkäfer bei der Bestattung eines Maulwurfes usw.). Die Völkerkundetafeln (Indien, Islam, Japan) bringen charakteristische Aufnahmen gegenüber den früheren Phantasietafeln. Oft wird die Luftbildaufnahme zu Hilfe genommen, um den Aufbau einer Landschaft, einer Stadt klarzumachen, auch unerschließbare Gegenden werden auf diese Weise im Bild gezeigt (Karakorum; Inlandgletscher in Grönland). Niemand hat treffender den Eindruck, den die bisher erschienenen Bände auf den Beschauer machen, geschildert als der berühmte Freund des deutschen Volkes, Sven Hedin, der über den „Großen Brockhaus" gesagt hat: „Es ist ein wahrer Genuß, in dieser Goldgrube des Wissens zu blättern und die prachtvollen Bilder und Karten zu bewundern. Ein wunderschönes, monumentales Werk! Es ist unglaublich, daß so etwas in einer so schwierigen Zeit wie der jetzigen zustande gebracht werden kann! Diese Tatsache spricht wirklich Folianten für die Kraft des ‚besiegten' Deutschland!"

Ferdinand Herrmann, Modische Erscheinungen im heutigen Deutsch. Verlag Rennebohm & Hausknecht, Komm.-Gesellschaft, Bielefeld. 1931.

Die Wustmänner und Engel haben mit ihren Schriften immer recht. Aber der lebendige Sprachgebrauch setzt sie wie oft in's Unrecht. Ferdinand Herrmann bespricht etwa das „Aufziehen" von Werbefeldzügen, die „Einstellung" auf Kleinverkauf, die „kosmische" Wahrheit, die „Filmmentalität des Publikums" und dergleichen. Schmockereien, wie sie auch bei uns weidlich im Schwang sind. Er hat recht, sie — ich bitte um Verzeihung —: „abzulehnen". Nur daß morgen gesicherter Sprachbesitz sein kann, was heute auf Schmocks Spuren pestartig um sich greift. Man kann dem Bestreben, Modeseuchen auch auf dem Gebiet der Sprache zu bekämpfen, aber nur zustimmen.

In der einleitenden „Besprechung der Grundfragen" gibt Herrmann manche treffende Bemerkung. Es hätte dem Sprachreiniger gut angestanden, entbehrliche Fremdwörter folgerichtiger zu meiden.

Karl Kurt Klein

Otto Flake. Montijo, oder die Suche nach der Nation. S. Fischer-Verlag, Berlin, 1931. Der bekannte Schriftsteller schildert die Entwicklung eines Auslanddeutschen, der in Deutschland Anschluß an das Leben der Nation sucht und ihn bis zuletzt nicht in voller Unmittelbarkeit findet. Wenn Flake in der von ihm dargestellten Entwicklung etwas Typisches zu gestalten vermeint, so irrt er. Der Auslanddeutsche lebt viel unvermittelter mit und aus dem Schicksal seines Volkes als dieser unentschiedene Montijo, der vielleicht ein Elsässer sein kann, vielleicht ein Grenzmensch im Westen und als solcher sein Recht haben mag. Er ist nun tatsächlich eine Mischung zwischen Spaniern und Deutschen, ein Geschäftsmann mit vielfältiger Begabung zur Reflexion über das Leben und ohne einen Funken wahrer Schicksalsverbundenheit mit dem, was deutsch heißt, mag es nun das Volk sein oder dessen Aufgabe. Durch eine Flut von Erlebnissen mit verschiedensten Frauen geht dieser Mensch einer versunkenen Zeit, der typische, unheroische Mensch der Vorkriegszeit hindurch, der (sehr unglaubwürdig) gute Geschäfte zu machen weiß, und (sehr glaubwürdig) jede Entscheidung dadurch umkrümmt, daß er sie zerdenkt. Auf solche Weise, die zu nichts verpflichtet, wird niemand die Nation finden, er wird sie nicht einmal sehen, weil er — komisch vorgestrig — bei den kleinen Schwächen und Nebensächlichkeiten der Oberfläche verharrt und dabei keine Gelegenheit ausschlägt, die ihm wie diesem Montijo Vorteile zuschwemmt. An diesem Sucher, der begreiflicherweise nichts findet als Liebeserlebnisse, die in solcher unmotivierter Häufung langweilig wirken, hat keine Nation etwas verloren. Ohne Tiefe, wie das zugestanden ernste Problem gesehen wird, ist es auch gestaltet worden. In einer endlos dahinfließenden Sprache eines philosophierenden Feuilletons, ohne dichterische Kraft und Gewalt, wirkt diese entwickelungslose Entwicklung einfach langweilig, schemenhaft und überflüssig. Manche kluge Feststellung fließt mit, manche gute Beobachtung, gewiß — nichts aber packt, nirgend ist die Oberfläche tief eingeritzt. Dieser schwächliche Menschentyp, dessen Wesen wenigstens von außen tragisch gesehen werden könnte, erschüttert nicht, er ist Literatur und erdacht.

Heinrich Zillich

Der Vorstoß. Wochenschrift für die deutsche Zukunft. Herausgeber Max Fischer Verlag Wilhelm Greve A. G., Berlin. — Seit einiger Zeit erscheint diese beachtliche Zeitschrift, die sich bemüht, eine schlagfertige Waffe der nationalen, parteimäßig ungebundenen Rechten in Deutschland zu sein. Man kennt leider in viel zu weiten Kreisen nicht nur Deutschlands, sondern auch des deutschen Auslands ähnliche Hefte,

die von der Linken, meist aber von einer wurzellosen Großstadtgeistigkeit bestimmt werden, wie das „Tagebuch" u. a. Hier ist nun mit ähnlicher Lebendigkeit, aber aus einer klareren Gesinnung wirklich eine Lücke der deutschen Publizistik ausgefüllt worden.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Mit diesem Hefte schließt der achte Jahrgang in einer Zeit wirtschaftlicher Krisen, die auch auf die Zeitschrift selbst Einfluß nahmen. Zwar hat sich in diesem Jahre die Abonnentenzahl wie in allen früheren vermehrt, diesmal in steigendem Maße, und ist heute um mehr als ein Viertel höher als 1930, dagegen sanken die Einnahmen aus Inseraten außerordentlich. Wir treten in den nächsten Jahrgang mit Sorgen ein und bitten unsere Bezieher, dessen eingedenk zu sein, daß nur bei pünktlicher Zahlung der Abonnementsgebühr der Bestand der Zeitschrift gesichert werden kann. Darüber hinaus bitten wir unsere Freunde, alles zu unternehmen, um den Abnehmerkreis zu vergrößern. Legt Eueren Freunden eine Bezugsquittung für den neuen Jahrgang als Weihnachtsgeschenk unter die Tanne. Ihr gebt damit nicht bloß ein wertvolles Geschenk, das jeden Monat immer wieder an Euch erinnert, Ihr breitet auch unsere Bewegung weiter aus.

Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt auch als Abnehmer des nun folgenden neunten Jahrganges, dessen Bezugsgebühren unverändert bleiben.

Umschläge zum Binden des Jahrganges 1931 sind von der Verwaltung bei Einsendung des Preises von 60 Lei zu beziehen.

*

Unser im November erschienenes rumänisches Sonderheft wurde von der Zeitschrift „Gândirea", Bukarest, und von der literarischen Beilage der Zeitung „Vremea" sehr beifällig aufgenommen.

Druckfehlerberichtigung. Im Septemberheft soll es in E. Wittstocks Artikel „Zur bevorstehenden Auflösung des Kulturamtes" auf der Seite 360 in der 19. Zeile anstatt „Spielgruppen" — „Spieltruppen" heißen; der letzte Satz auf dieser Seite lautet folgendermaßen: „So mögen denn die Volksbüchereien, die ja auch früher von gewissenhaften Pfarrern verwaltet und gemehrt wurden, unseren Landpfarrern und Lehrern zur Obhut übergeben werden" usw. Auf Seite 361 soll es in der 5. Zeile anstatt „waren" — wären, in der 8. Zeile statt „wäre" — wären, in der 40. Zeile „seiner betont apostolischen Einstellung.... wegen" — „seiner betont apolitischen Einstellung.... wegen" und in der 42. Zeile statt „stand" — „wirkte" heißen.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Joan Ratiustraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G., Schäßburg

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)